Michael Elmentaler / Peter Rosenberg

Norddeutscher Sprachatlas (NOSA)

Band 1:
Regiolektale Sprachlagen

OLMS

DEUTSCHE DIALEKTGEOGRAPHIE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Deutsche Dialektgeographie
113.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

DDG DEUTSCHE DIALEKTGEOGRAPHIE

Herausgegeben von
Jürgen Erich Schmidt
Joachim Herrgen
Alfred Lameli

Sprachvariation in Norddeutschland

Herausgegeben von
Michael Elmentaler, Joachim Gessinger,
Jürgen Macha (†), Peter Rosenberg,
Ingrid Schröder, Jan Wirrer

Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2015

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Michael Elmentaler / Peter Rosenberg

Norddeutscher Sprachatlas (NOSA)

Band 1
Regiolektale Sprachlagen

Unter Mitarbeit von
Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers,
Kristin Eichhorn, Robert Langhanke,
Hannah Reuter, Claudia Scharioth
und Viola Wilcken

Kartografie, Layout und Satz:
Ulrike Schwedler

Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2015

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über *http://dnb.d-nb.de* abrufbar.

ISO 9706
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Umschlagentwurf: Anna Braungart, Tübingen
Herstellung: bookfactory, Bad Münder
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2015
www.olms.de
ISBN 978-3-487-15329-2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vorwort

Bei dem vorliegenden Sprachatlas handelt es sich um den ersten Band der auf sechs Bände angelegten Publikation des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“ (SiN). Er bildet zugleich den ersten Teil des zweibändigen „Norddeutschen Sprachatlasses“ (NOSA), der anhand von 36 Untersuchungsorten erstmals ein aktuelles Bild von der arealen und situativen sprachlichen Variation zwischen Dialekt und gesprochenem Standard im niederdeutschen Sprachraum vermittelt. Die Karten dieses Bandes dokumentieren anhand von 29 lautlichen Merkmalen die Variation im Spektrum der norddeutschen Regiolekte, also der hochdeutsch basierten Sprachlagen oberhalb des Basisdialekts, von einer dialektnahen Alltagssprache bis hin zur standardnahen Vorleseaussprache. Der zweite Band wird die Variabilität der rezenten niederdeutschen Dialekte darstellen und mit dem Stand der traditionellen norddeutschen Mundarten abgleichen.

Der Hauptteil von Band 1 besteht aus 29 Variablenkommentaren mit Sprachkarten bzw. Kartenserien, von denen sich zehn auf vokalische, 17 auf konsonantische Merkmale beziehen und zwei auf Phänomene, bei denen wortübergreifende Kontraktionsvorgänge eine Rolle spielen. Für die Kartenkommentare zeichnen die auf dem Titelblatt genannten Herausgeber und MitarbeiterInnen verantwortlich; die Autorschaft ist jeweils durch Kürzel bezeichnet. Vorangestellt sind einige Kapitel der Herausgeber, die dazu beitragen sollen, den NOSA und das SiN-Projekt zu kontextualisieren. Einem ersten Kapitel zur Einordnung in die variationslinguistische Forschung folgen knappe Ausführungen zur zentralen Zielsetzung und zum Untersuchungsdesign (Kap. 2) sowie einige Anmerkungen zur verwendeten Terminologie (Kap. 3). Im vierten Kapitel wird auf der Grundlage der bisherigen Forschung sowie unter Einbeziehung der SiN-Daten die sprachliche Variation in den verschiedenen Großregionen Norddeutschlands skizziert. In den Kapiteln 5 bis 7 werden einige Hinweise zur Methodik der Datenerhebung, -aufbereitung und -auswertung im SiN-Projekt sowie zur Ergebnisdarstellung gegeben.

Der vorliegende Atlasband kann nicht den Anspruch erheben, ein in jeder Hinsicht repräsentatives Bild von der sprachlichen Variation im norddeutschen Raum zu geben. Gleichwohl wird hier zum ersten Mal der Versuch unternommen, anhand eines breit angelegten und nach einheitlichen Kriterien erstellten Korpus aus allen norddeutschen Regionen zuverlässige Einblicke in areale Strukturen und situationsabhängige Sprachgebrauchsmuster auf regiolektaler Ebene zu gewinnen. Hierbei wurden für einige Regionen zum ersten Mal linguistische Analysen der mittleren und standardnahen Sprachlagen oberhalb des Basisdialekts durchgeführt. Mithilfe variationslinguistischer Methoden war es möglich, über die Analyse von Proben spontan gesprochener Sprache, kombiniert mit den Ergebnissen aus diversen Tests zur Sprachproduktion und Sprachperzeption, wichtige Einsichten in die aktuell in norddeutschen Regiolekten ablaufenden Veränderungsprozesse zu gewinnen. Der Atlas versteht sich somit als Beitrag zur modernen Areallinguistik, die versucht, durch Zusammenführung von Erkenntnissen und Methoden aus traditioneller Dialektologie, Perzeptionsdialektologie, Sozio- und Variationslinguistik die Dynamik der modernen regionalsprachlichen Varietätengefüge zu beschreiben.

Die Durchführung eines solchen Projekts wäre nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung vieler studen-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tischer und wissenschaftlicher Hilfskräfte, die sich, zumeist über mehrere Jahre hinweg, mit großem Engagement der Transkription der Sprachaufnahmen, der computergestützten Datenbearbeitung, der Durchführung von Variablenanalysen und der Annotation der Stichproben gewidmet haben. Den beiden Teams an der CAU Kiel und der Viadrina Frankfurt/Oder sei für ihre zuverlässige und sorgfältige Arbeit herzlich gedankt:
– für den Standort Kiel: Felix Borchert, Temmo Bosse, David Jahnke, Matthias Jürgensen, Miriam Krause, Merle Lütje, Anna Pechbrenner, Linnea von Tiesenhausen, Christine Weißhuhn sowie Maike Madera (wiss. Mitarbeiterin 2006-2008) und Karin Wittrowski (Sekretariat),
– für den Standort Frankfurt/Oder: Dorte Fischer, Dana Gierke, Maren Goll, Ute Hager, Elisabeth Hawelka, Catharina Papiernick, Hanno Schäfer, Hendrike Schoof, Ellen Schwarz, Markus Tümpel, Kathleen Ziemann und Iris Franke (Sekretariat).

Dem Kollegen Dr. Oliver Niebuhr, Associate Professor of Communication and Innovation an der Syddansk Universitet in Sønderborg, sei für seine tatkräftige Unterstützung bei der Erstellung der phonetischen Messungen für Variable V5 gedankt. Für statistische Berechnungen im Zusammenhang mit der Variable K18 haben wir Dr. Jana Brunner (Universität Potsdam, jetzt HU Berlin) zu danken. Und unseren Kollegen vom Standort Potsdam, allen voran dem Projektleiter Joachim Gessinger, möchten wir für ihre Bereitschaft danken, uns für die Kartenkommentare bereits vorab einige der Ergebnisse aus den im SiN-Projekt durchgeführten Salienz-, Situativitäts- und Normativitätstests sowie einige Mental Maps zur Verfügung zu stellen. Die Mental Maps wurden von Mark Hillebrand, M.A., und Oliver Gondring, M.A., erstellt. Oliver Gondring war auch für die Erstellung der Spannweitendiagramme zu einigen Variablen verantwortlich.

Über den Kontext des vorliegenden Atlasbandes hinaus sind die LeiterInnen des SiN-Projekts einer Reihe von Einrichtungen und Personen zu großem Dank verpflichtet. An erster Stelle ist hier die Deutsche Forschungsgemeinschaft zu nennen, die das SiN-Projekt von Dezember 2008 bis Oktober 2012 finanziell gefördert und Druckkostenzuschüsse für die Publikation der Projektergebnisse gewährt hat. Dem Olms-Verlag sei für seine Bereitschaft gedankt, sich zu fairen Konditionen auf das Wagnis einer aufwändigen sechsbändigen Publikation der Projektergebnisse einzulassen. Der Verlagslektorin Danielle von der Brelie, M.A., haben wir für ihre stets kooperative, freundliche und unkomplizierte Unterstützung bei der Entstehung des vorliegenden Bandes zu danken – und freuen uns auf die Zusammenarbeit bei den übrigen Bänden. Schließlich gilt unser herzlicher Dank den Herausgebern der Reihe „Deutsche Dialektgeographie“, den Marburger Kollegen vom Deutschen Sprachatlas Prof. Jürgen Erich Schmidt, Prof. Joachim Herrgen und Dr. Alfred Lameli, für die Aufnahme der Bände in die Reihe. Bei dieser Gelegenheit möchten wir es auch nicht versäumen, allen Marburger Kolleginnen und Kollegen für den langjährigen, überaus produktiven Austausch zwischen dem überregionalen Großprojekt „regionalsprache.de“ und dem SiN-Projekt zu danken. Die gemeinsamen Arbeitstreffen haben unsere Arbeit immer wieder aufs Neue inspiriert. Dies gilt selbstverständlich auch und in besonderer Weise für die vielen Arbeitstagungen innerhalb des SiN-Projekts, auf denen die Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter von den sechs beteiligten Universitäten (Bielefeld, Frankfurt/Oder, Hamburg, Kiel, Münster, Potsdam) leidenschaftlich über die Ziele, Methoden und Ergebnisse der gemeinsamen Forschungen diskutierten. Dass es uns gelungen ist, ein auf gemeinsamer Grundlage ruhendes, aber dezentral organisiertes Kooperationsprojekt über einen so langen Zeitraum produktiv zu

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

betreiben und nun mit einer großen Publikation abzuschließen, erfüllt uns mit großer Zufriedenheit, ganz unabhängig davon, wie die scientific community den Wert unseres Unternehmens am Ende einschätzen wird.

Wir widmen diesen Band unserem im Januar 2014 viel zu früh verstorbenen, lieben Kollegen und Freund Jürgen Macha, der im SiN-Projekt die Leitung des Teilprojekts in Münster innehatte und seit dem Gründungstreffen am 1. August 2003 entscheidende Impulse für die Konzeption und Ausformung des Projektes gegeben hat. Wir erinnern uns dankbar an viele gemeinsame Stunden der konstruktiven und freundschaftlichen Zusammenarbeit. Seine Klugheit, seine Kompetenz und seine humorvolle Zugewandtheit werden wir sehr vermissen.

Kiel und Frankfurt/Oder, im Juni 2015
Michael Elmentaler und Peter Rosenberg

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Inhalt

1. Einleitung 13

2. Das Teilprojekt 1: Zielsetzung und Untersuchungsdesign 18

3. Terminologische Vorklärungen 20

4. Sprachvariation in Norddeutschland: ein Forschungsüberblick 26
4.1. Nördlicher und südlicher Niederrhein 28
4.2. Westfälischer Raum 33
4.3. Ostfälischer Raum 38
4.4. Nordniederdeutscher Raum 42
4.5. Mecklenburgisch-vorpommerscher Raum 47
4.6. Brandenburgischer und mittelpommerscher Raum 55

5. Erhebungsmethodik 67
5.1. Auswahl der Untersuchungsorte 67
5.2. Auswahl der Gewährspersonen 68
5.3. Erhebungssituationen: Vorleseaussprache, Interviews und Tischgespräche 70
5.4. Durchführung der Aufnahmen 71
5.5. Datenaufbereitung 73

6. Auswertungsmethodik 75
6.1. Variablenauswahl 75
6.2. Variablendefinition 75
6.3. Annotation 77
6.4. Quantitative Analyse 78

7. Ergebnisdarstellung 78
7.1. Kartierung 78
7.2. Kommentare 79

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kartenteil 85

Vorkarten 87
Karte 1: Untersuchungsregionen und -orte des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“ 89
Karte 2: Verteilung der Projektorte auf die norddeutschen Bundesländer 92
Karte 3: Anzahl der niederdeutschen und hochdeutschen Tischgespräche pro Ort 93
Karte 4: Dialektkompetenz der 144 Gewährspersonen 94
Karte 5: Vergleichskorpus (1): Sprachdaten aus dem Pfeffer-Korpus (1961) 95
Karte 6: Vergleichskorpus (2): Sprachdaten aus dem König-Korpus (1975/76) 97

Vokalische Variablen 99
V1. Hebung von langem *ä* 101
V2. Senkung von langem *e, o, ö* vor *r* 107
V3. Diphthongierung von langem *e, o, ö* 113
V4. Monophthongierung von *ei, au* 121
V5. Velarisierung von langem *a* 135
V6. Kurzvokal statt standarddeutscher Länge 141
V7. Hebung, Senkung und Rundung von kurzem *i* 155
V8. Hebung und Senkung von kurzem *u* 169
V9. Realisierung von auslautendem -*er* mit Vollvokal 173
V10. Schwa statt Vollvokal in der Endsilbe von *Kaffee* 179

Konsonantische Variablen 185
K1. Erhalt von unverschobenem *p* in der Affrikate *pf* 187
K2. Erhalt von unverschobenem *t* im Auslaut 195
K3. Erhalt von unverschobenem *k* im Lexem *ich* 213
K4. Lenisierung von inlautendem *p, t, k* 217
Vorbemerkung zu den *g*-Variablen (K5-K6) 227
K5. Spirantisierung von *g* im Wort- und Morphemanlaut 229
K6. Spirantisierung von *g* im Wort- und Morphemauslaut 251
K7. Apokope des *t* im Wortauslaut 275
K8. Ersetzung der Affrikate *pf* durch den Frikativ *f* 291
K9. Ersetzung der Affrikate *ts* durch den Frikativ *s* 295
K10. Apikale Realisierung von *r* im Wort- und Silbenanlaut 301

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

K11. Realisierung von *r* vor Konsonanten als stimmloser velarer Frikativ 309
K12. Velarisierung von *l* 323
K13. Desonorisierung von anlautendem *s* 329
K14. Erhalt von alveolarem *s* vor *p, t* 335
K15. Koronalisierung von palatalem *ch* 339
K16. Assimilation von *nd* im Inlaut 349
K17. Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv 357

Kontraktionsphänomene 367
Ko1. Kontraktion von Verb und Personalpronomen *du* 369
Ko2. Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel 383

Literatur 395

Anhang 417

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1. Einleitung

In der Dialektologie des Deutschen hat sich in den letzten drei Jahrzehnten ein tiefgreifender Wandel vollzogen, der sich als mehrfache Ausdehnung und Modifikation des Objektbereiches beschreiben lässt (vgl. Niebaum/Macha 2014, Schmidt/Herrgen 2011 sowie die Beiträge in Lenz et al. 2004, Eggers et al. 2005, Voeste/Gessinger 2006, Anders et al. 2010, Auer/Schmidt 2010, Glaser et al. 2011, Hansen et al. 2012, Elmentaler et al. 2015): (1) Die für die traditionelle Dialektologie lange Zeit charakteristische Fokussierung auf die Basisdialekte wurde überwunden zugunsten einer Hinwendung zum gesamten regionalsprachlichen Spektrum bis hin zur landschaftlich gefärbten Standardsprache (Dingeldein 1994, Elmentaler 2006a, Kehrein 2012, Schröder 2015). (2) Für die Erklärung regionalsprachlicher Variation wurde vermehrt die Rolle situativer und sozialer Parameter in Betracht gezogen (Bellmann 1986, Lenz 2003). (3) Im Rahmen des Konzepts der „Sprecherdialektologie" wurden die Erfahrungen und sprachlichen Handlungen von Individuen sowie deren Einfluss auf sprachliche Variation und sprachlichen Wandel untersucht (Mattheier 1985, Macha 1991, Treichel 2004, Pochmann 2008, Langhanke 2011, Schröder 2011). (4) Neben dem Sprachgebrauch wurden im Zusammenhang mit der Entwicklung einer Perzeptionsdialektologie zunehmend auch die Sprachwahrnehmung und Sprachbewertung als Gegenstände dialektologischer Forschung entdeckt (Gessinger 2008a, 2008b, 2010, Anders 2010, Elmentaler et al. 2010, Purschke 2011, Scharioth 2015, Gessinger/Butterworth 2015, Keuch/Wirrer i. Dr.). (5) Dialektstilisierung, „crossing" (Rampton 2005) und Medialisierung von Regionalsprachlichkeit werden im Rahmen eines Sprachvariationsverhaltens untersucht, das sich unterhalb der Schwelle des Code-Switching zwischen vollen Varietäten bewegt und als Individualitätsausdruck ein „postmodernes Moment in der Alltagskommunikation" (Deppermann 2005: 82) darstellt (Birkner/Gilles 2008, Androutsopoulos/Spreckels 2010, Lanwer 2011a und 2014).

Zu einigen dieser Untersuchungsbereiche lassen sich bereits in der älteren dialektologischen Literatur Vorarbeiten finden, die bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, teilweise auch ins 19. Jahrhundert zurückreichen (Auer/Schmidt 2010: 70-225, Schmidt/Herrgen 2011: 241-363). Trotz dieser Ansätze hielt der Mainstream der dialektologischen Forschung und insbesondere der Zweig der Dialektgeografie jedoch lange Zeit an der Fokussierung auf die basisdialektale Ebene, der Ausklammerung sozialer und situativer Parameter des Sprachgebrauchs und der Ausblendung des Individuums als des handelnden Subjekts fest, und die Beschäftigung mit Fragen der Dialektperzeption beschränkte sich weitgehend auf punktuelle Beobachtungen in Kartenkommentaren und Fußnoten. Diese enge Definition des Gegenstandsbereiches leitete sich seit junggrammatischer Zeit aus dem Anspruch einer Gesamtbeschreibung der Dialekte ab und hatte zunächst einen „emanzipatorischen" Impetus, der Dialekte zu einem würdigen Objekt der Sprachbeschreibung und insbesondere der Sprachwandelforschung erhob. Sie implizierte andererseits eine idealisierende Homogenitätsvorstellung von „Dialekt", wobei die vermeintliche Homogenität zu einem großen Teil erst durch die Sprecherauswahl (ältere, ortsgebundene Personen), die Ortsauswahl (keine Städte) und das Erhebungsverfahren (standardisierte Fragebuch- bzw. Fragebogenerhebung) methodisch konstru-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

iert wurde. Befördert wurde diese Herangehensweise durch eine gesellschaftliche Geringschätzung der supradialektalen, „mittleren“ Sprachlagen, die aufgrund ihres hohen Variationsgrades oftmals – im Vergleich zum kodifizierten Standard, aber auch zum Basisdialekt – als defizitäre „Mischphänomene“ bewertet wurden. Darüber hinaus haben sich erst im Zuge der Entwickung der Soziolinguistik allmählich methodologische Standards zur systematischen Beschreibung sprachlicher Variation herausgebildet, die die Grundlage für eine Erforschung dialektalen und regiolektalen Sprachgebrauchs bilden.

Die Impulse aus der korrelativen Variationslinguistik Labovscher Prägung und der interaktionalistischen Soziolinguistik und Sprachsoziologie in der Tradition von Hymes, Gumperz und Fishman haben erst in der germanistischen Dialektologie der 1970er und 1980er Jahre Früchte getragen. Seit dem in den späten 1960er Jahren konzipierten Erp-Projekt gehört die Beschreibung von Sprachlagenspektren zwischen Dialekt und Hochsprache zum Standardrepertoire dialektologischer Forschung, was sich in zahlreichen ortspunktbezogenen Analysen niederschlägt. Jüngere Entwicklungen in der nordamerikanischen Soziolinguistik, die sich den Dialekten mit Blick auf ihre sozial induzierte Variation zuwenden und Kulturraumphänomene thematisieren (Labov 2001), sowie neuere, pluridimensionale Atlanten romanischer Sprachen (vgl. Radtke/Thun 1996, Blaser 2002, Dietrich 2010: 309-315, Thun 2010) gehen in eine ähnliche Richtung (vgl. auch Lameli 2010: 583-585). In der germanistischen Sprachgeografie gibt es bislang nur wenige Atlanten, die sich auf primäre Sprachdaten (nicht auf metasprachliche Aussagen aus Fragebogenerhebungen) stützen und eine andere als die basisdialektale Sprachlage mit einbeziehen. Hierzu zählt einerseits der „Mittelrheinische Sprachatlas“ (Bellmann et al. 1994-2002), der erstmals die Parameter ‚Alter‘ und ‚berufliche Mobilität‘ systematisch berücksichtigte und innerhalb des dialektalen Spektrums die Existenz von Regionaldialekten oberhalb der traditionellen Ortsmundarten belegen konnte. In Kleinraumatlanten zu den Sprachregionen München (Rein/Stör 2005, Stör 1999) und Nürnberg (Mang 2004) wurden neben dem Parameter ‚Lebensalter‘ auch die Parameter ‚Geschlecht‘ und ‚sprachliche Orientierung am Arbeitsplatz‘ systematisch berücksichtigt. Der gesprochene Standard wurde mit dem „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ (AAS, König 1989) auf der Grundlage von Vorleseaussprache (Wortlisten) dokumentiert. Ein Sprachatlas, der systematisch Sprachlagenspektren erfasst, liegt bislang für die deutschsprachige Sprachgeografie noch nicht vor (Elmentaler 2006a).

Ähnliches gilt auch für die Einbeziehung situativer Parameter der Sprachvariation. In keinem der vorliegenden germanistischen Sprachatlanten wird die Beziehung zwischen situativem Kontext und sprachlicher Variation systematisch berücksichtigt. Dies hängt damit zusammen, dass diese Arbeiten nicht auf Aufnahmen spontan gesprochener Sprache basieren, sondern auf Daten aus standardisierten Erhebungsverfahren. Es liegt hier durchweg die Situation ‚Fragebucherhebung‘ vor, bei der kein freies Formulieren in authentischen Kontexten elizitiert wird, sondern Antwortverhalten in einem Repräsentationsmodus, bei dem die Probanden auf die Frage des Explorators in der Regel eine als besonders authentisch betrachtete linguistische Ausdrucksform produzieren, wie sie im Sinne der Fragestellung erwünscht ist. Mit diesem Verfahren ist nicht erfassbar, ob und wie frequent eine solche Form in der alltäglichen Dialektkommunikation faktisch gebraucht wird, ob sie auch in regiolektalen und standardnahen Sprachlagen verwendet

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

werden kann, ob sie in Konkurrenz mit anderen Varianten steht, von welchen Faktoren der Gebrauch der einzelnen Varianten abhängt und welcher Status ihnen in der inner- und außerregionalen Wahrnehmung zukommt.

Auch die in der ortspunktbezogenen Dialektologie seit den 1990er Jahren verstärkt zu bemerkende Hinwendung zum individuellen Sprechhandeln ist im Bereich der Sprachgeografie bisher kaum aufgegriffen worden. In den Arbeiten von Macha (1991), Lausberg (1993), Salewski (1998), Lenz (2003) u.a. ist das flexible, wechselnden Kommunikationssituationen angepasste Sprachverhalten der individuellen Sprecher (bzw. Sprechertypen) mit neuen Analyseverfahren differenziert beschrieben und mit Blick auf sprecherbiografische Parameter, insbesondere die sprachliche Sozialisation, interpretiert worden. In der Sprachgeografie hingegen wurde individuelle Variation weitgehend ausgeklammert, indem meist nur eine Gewährsperson pro Ort berücksichtigt wurde.

Schließlich lässt sich feststellen, dass auch die Erkenntnisse der Wahrnehmungsdialektologie bislang noch wenig Einfluss auf die dialektgeografische Forschung gehabt haben. Insbesondere fehlt es an Studien, die die Daten zur Sprachwahrnehmung und -bewertung systematisch mit denen zum Sprachgebrauch in verschiedenen Regionen und Situationen in Beziehung setzen (vgl. aber neuerdings Hettler 2013 und 2014, Scharioth 2015).

Auf der Grundlage der Erkenntnisse aus der ortspunktbezogenen Dialektologie und Variationslinguistik und einer weiter fortschreitenden technischen Entwicklung, die die Erhebung spontansprachlicher Daten mittels digitaler Aufnahmetechnik und die computerunterstützte Datenaufbereitung und Kartierung wesentlich vereinfacht hat, wurden in den letzten zehn Jahren neue Projekte konzipiert, die sich um eine Integration der genannten Forschungsansätze und -methoden bemühen. Hiermit ist eine Multiperspektivität der Fragestellungen und die Zusammenführung verschiedener Erhebungs-, Auswertungs- und Darstellungsverfahren verbunden, um zu einer adäquateren Einschätzung der komplexen Sprachsituation im heutigen deutschsprachigen Raum zu gelangen.

Im Rahmen des seit 2008 an der Universität Marburg durchgeführten Projekts „Regionalsprache.de“ (REDE) wird „für die gesamte Bundesrepublik Deutschland eine im strengen Sinne vergleichbare Basiserhebung, Vermessung und Analyse der linguistischen Struktur und Dynamik der modernen Regionalsprachen“ (Schmidt/Herrgen 2011: 375) angestrebt, wobei nach soziolinguistischen Kriterien unterschiedliche Sprechergruppen (sprachlich progressive, durchschnittliche und konservative Sprecher) und mehrere Erhebungssituationen (Freundesgespräch, Tiefeninterview, Notrufannahmegespräche, Übersetzungstests) berücksichtigt werden (vgl. ebd.: 377-380). Die Untersuchung soll an ca. 150 Orten durchgeführt werden. Exemplarische Analysen zur „vertikalen“ Gliederung der Regionalsprachen an sieben Orten aus allen dialektalen Großregionen Deutschlands bietet die Monografie von Kehrein (2012), die auch zwei Orte im niederdeutschen Sprachgebiet (Alt Duvenstedt in Schleswig-Holstein und Stralsund in Mecklenburg-Vorpommern) erfasst hat.

In dem seit 2006 laufenden Mannheimer Projekt „Deutsch heute“ wird an 160 Orten im gesamten deutschsprachigen Raum der standardnahe Pol des Sprachlagenspektrums untersucht (Kleiner et al. 2011). Im Mittelpunkt steht die Untersuchung der Leseaussprache von Oberstufenschülern (16-20 J.) und älteren (50-60 J.) Gewährspersonen mit höherer Schulbildung; das Projekt lehnt sich damit an die im Ausspracheatlas

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

von König (1989) zugrunde gelegten Standards an, so dass Vergleiche über einen Zeitraum von etwa drei Jahrzehnten möglich sind. Die Ergebnisse werden sukzessive kartiert und online in einem „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchs-standards“ (AADG) zur Verfügung gestellt, der Ende 2014 etwa 140 kommentierte Sprachkarten enthielt.

Das 2003 begründete und von 2008 bis 2012 durch die DFG geförderte Verbundprojekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ versucht wie die anderen genannten Projekte areallinguistische und variationslinguistische Fragestellungen miteinander zu verbinden, indem spontansprachliche Daten aus unterschiedlichen Erhebungssituationen erhoben und analysiert werden (Schröder/Elmentaler 2009). Darüber hinaus wird auf drei Aspekte besonderen Wert gelegt:

(1) eine Integration der sozialen und der individuellen Perspektive: Ziel ist die Rekonstruktion sozialer Gebrauchsnormen des Sprechens auf lokaler und regionaler Ebene unter Berücksichtigung der individuellen Variation und der Sprecherbiografien.

(2) die Integration der systemischen und der sprachpragmatischen Perspektive: Neben der Systematik von Sprachlagen und Sprachlagenspektren sollen auch Sprachbewegungen im Diskurs beschrieben werden.

(3) die Integration der objektsprachlichen und der perzeptionslinguistischen Perspektive: Der Gebrauch sprachlicher Varianten in verschiedenen Situationen wird mit der Salienz und der Bewertung dieser Varianten in der Wahrnehmung der Gewährspersonen abgeglichen.

Methodisch ist das SiN-Projekt somit durch eine Zusammenführung von Verfahren der Dialektgeografie, der Variations- und Soziolinguistik, der Korpuslinguistik, der Wahrnehmungsdialektologie, der Gesprächsanalyse, der qualitativen Inhaltsanalyse und Sprachbiografieforschung charakterisiert. Organisatorisch war die Umsetzung dieses multiperspektivischen Ansatzes nur möglich durch eine Zusammenarbeit von Sprachwissenschaftlern unterschiedlicher wissenschaftlicher Provenienz, in diesem Falle von Linguisten aus sechs norddeutschen Universitäten mit jeweils unterschiedlichen thematischen und methodischen Schwerpunkten. Während die Konzeption des Projekts gemeinsam erarbeitet und die Datenerhebung und Materialaufbereitung (Transkription mit EXMARaLDA) nach den kollektiv festgelegten Standards durchgeführt wurde, erfolgte die Auswertung und Interpretation der Daten in fünf Teilprojekten mit je unterschiedlicher Zielsetzung und Methodik und in unterschiedlichen Darstellungsformaten.

Teilprojekt 1 (Kiel und Frankfurt/Oder): Analysen zur arealen und situativen Verteilung regionalsprachlicher Varianten, unter Anwendung variablenanalytischer Verfahren, und Ergebnisdarstellung im Rahmen eines zweibändigen „Norddeutschen Sprachatlasses“.

Teilprojekt 2 (Hamburg): Analysen zum individuellen Sprachgebrauch, d.h. Rekonstruktion individueller Repertoires und Sprachlagenspektren, unter Einsatz quantifizierender Verfahren wie Abstandsmessung (Dialektalitätsmessung) und Dialekttiefebestimmung (Schröder 2011, 2012; Schröder i. Vorb.). Die individuenbezogene Perspektive stellt eine wichtige Ergänzung zu der notwendigerweise davon abstrahierenden (d.h. auf die Einheit Ort fokussierenden) Darstellungsweise im Sprachatlas dar. Zugleich können bei der Einordnung der individuellen Sprachrepertoires die Ergebnisse der Variablenanalysen aus Teilprojekt 1 mit einbezogen werden.

Teilprojekt 3 (Münster): Analysen zum Gebrauch von Sprachlagen und regionalsprachlichen Varianten im diskursiven Kontext, d.h. im Rahmen von Sprechhandlungen in der Interaktionssituation Tischgespräch

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(Macha 2007/08, Hettler et al. 2011, Lanwer 2011b, Denkler/Lanwer i. Vorb.). Hierbei kommen Verfahren der gesprächsanalytischen und kontaktlinguistischen Forschung (Untersuchung von Prozessen des Code-Switching und Code-Shifting) zum Einsatz. Diese Untersuchungen bilden ein notwendiges Korrektiv zu der stärker systembezogenen Betrachtungsweise der Teilprojekte 1 und 2, bei denen zwar sprachliche Varianz innerhalb von Sprachlagen erfasst und quantifiziert, aber nicht in ihrer kommunikativ-pragmatischen Funktionalität für den Diskurs beschrieben wird.

Teilprojekt 4 (Bielefeld): Analysen zu den Sprachwissensbeständen und den Sprachbewertungsmustern der Probanden vor dem Hintergrund wissenstypologischer und wissenssoziologischer Gesichtspunkte sowie ihrer jeweils individuellen Sprecherbiografien, unter Einsatz von Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse und Sprachbiografieforschung (Butterworth/Glawe 2011, Glawe 2013, Keuch/Wirrer i. Dr., Wirrer i. Vorb.). Diese Untersuchungen ergänzen die ebenfalls individuenbezogenen, aber objektsprachlich ausgerichteten Analysen in Teilprojekt 2, so dass sich in der Zusammenschau ein komplexes Bild unterschiedlicher Sprechertypen ergibt.

Teilprojekt 5 (Potsdam): Analysen zur Wahrnehmung, Bewertung und arealen Verortung sprachlicher Varianten (Gessinger 2008a, 2008b, 2010, Elmentaler et al. 2010, Hettler 2013 und 2014, Gessinger i. Vorb.). Methodisch wird hier auf Verfahren der Perzeptionsdialektologie (Mental Maps, Salienztests, weitere Tests zur Ermittlung der situativen und normativen Bewertung von Varianten) zurückgegriffen. Aufgrund der Fokussierung auf einzelne linguistische Variablen gibt es strukturelle Bezüge zu Teilprojekt 1, in dem dieselben Variablen aus objektsprachlicher Perspektive untersucht werden, so dass sich direkt der Variantengebrauch und die Variantenwahrnehmung aufeinander beziehen lassen. Darüberhinaus gibt es enge Verknüpfungen mit dem ebenfalls auf die Sprachperzeption bezogenen Teilprojekt 4.

Durch die Aufgliederung in die verschiedenen Teilprojekte ist es möglich, ein gemeinsam zugrunde liegendes Korpus in einer Detailliertheit und Differenziertheit zu analysieren, wie es im Rahmen eines einzigen Projekts nicht zu gewährleisten gewesen wäre. Um dieser engen Verzahnung der Teilprojekte in der Publikation gerecht zu werden, werden in den Einzelbänden jeweils auch Ergebnisse aus den anderen Teilprojekten berücksichtigt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2. Das Teilprojekt 1: Zielsetzung und Untersuchungsdesign

Die Ergebnisse des ersten Teilprojekts, das von den Forschungsteams unter Leitung von Michael Elmentaler (Kiel) und Peter Rosenberg (Frankfurt/Oder) durchgeführt wurde, werden in zwei Atlasbänden dokumentiert, die Bd. 1 und 2 der SiN-Gesamtpublikation darstellen. Ziel von Teilprojekt 1 ist die Dokumentation und Interpretation des in den 36 Untersuchungsorten erhobenen Sprachgebrauchs im arealen und situativen Vergleich, bezogen auf einzelne Variablen. Grundlage bildet das primärsprachliche Datenmaterial aller 144 Gewährspersonen. Anhand von Stichproben aus vier Erhebungssituationen werden zwei Aspekte des derzeit ablaufenden Sprachwandels im norddeutschen Raum in Form eines synchronen Schnitts in den Blick genommen. Einerseits werden die hochdeutsch basierten Sprachlagen auf standarddivergente Merkmale (v.a. dialektal basierte Interferenzen) hin untersucht. Für die Analyse werden Stichproben aus den Interviews und den hochdeutschen Tischgesprächen sowie die Transkripte der vorgelesenen Texte (Vorleseaussprache) zugrunde gelegt. Auf der anderen Seite wird an den niederdeutsch basierten Stichproben (Wenkersätze, niederdeutsche Tischgespräche) untersucht, inwieweit und in welchen Systembereichen hier bereits Konvergenzen in Richtung auf die hochdeutsche Standardsprache festzustellen sind; die Ergebnisse hieraus werden in Bd. 2 der Atlaspublikation dokumentiert. Der Sprachgebrauch in den Erhebungssituationen Vorleseaussprache und Interview wurde am Standort Frankfurt/Oder analysiert, während am Standort Kiel die Tischgespräche und Wenkersätze untersucht wurden. Im Rahmen einer Variablenanalyse wird die areale Verteilung der jeweils interferierenden Varianten festgestellt und quantifiziert. Hierbei wird von der Hypothese ausgegangen, dass ein Großteil dieser Varianten nicht gleichmäßig über die Regionen verteilt ist; vielmehr wird erwartet, dass sie jeweils in unterschiedlicher Frequenz auftreten und ggf. regional unterschiedlichen Bewertungen unterliegen. Ein zweites Untersuchungsziel besteht in der Beschreibung und Interpretation der situativen Variantenverteilung. Die Variablenanalysen werden für die vier Erhebungssituationen (Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch, Wenkersätze) jeweils gesondert durchgeführt. Hierdurch kann die situationsbezogene Auftretensfrequenz von standarddivergenten Varianten bestimmt werden. Im Vergleich des Sprachgebrauchs aus den verschiedenen Erhebungssituationen lässt sich die „Abbausensitivität“ (Lenz 2003) der Varianten ermitteln. Durch die Einbeziehung von Salienztestergebnissen und Einstellungsmessungen lassen sich Rückschlüsse auf die Kontrollierbarkeit der Varianten und ihre Evaluation durch die Sprecherinnen ziehen. Aufgrund der areallinguistischen Anlage des Projekts kann darüber hinaus geprüft werden, inwieweit solche Beschränkungen mit den spezifischen Sprachlagenkonstellationen einzelner Regionen zusammenhängen.

Darüber hinaus stehen – entsprechend der Gesamtanlage des SiN-Projekts – einige weitere Themenschwerpunkte im Fokus, die im Rahmen der Kartenkommentare jeweils variablenbezogen behandelt werden und eine genauere Einschätzung der Variationsprofile erlauben.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kontextbedingter Variantengebrauch Im Rahmen der Variablenanalysen wird geprüft, inwieweit der Gebrauch von standarddivergenten Varianten durch kontextuelle Parameter bestimmt wird. Daher werden bei jeder Variable, ausgehend von bereits vorliegenden Erkenntnissen aus der dialektologischen Literatur sowie auf der Grundlage von Pretests (Probeannotationen), lautliche Kontexte ausdifferenziert, bei denen erwartet wird, dass sie potenziell einen Einfluss auf die Häufigkeit des Variantengebrauchs haben können.

Lexem- bzw. morphemgebundener Variantengebrauch Neben kontextuellen Faktoren sind auch lexematische bzw. morphematische Bezüge zu berücksichtigen. In vielen Untersuchungen hat sich herausgestellt, dass bestimmte Abweichungen vom Standarddeutschen nur bzw. nur noch in einzelnen Lexemen oder Lexemverbänden auftreten. Solche Beschränkungen sind nicht nur in prominenten Fällen wie dem Erhalt[1] der unverschobenen Plosive in *dat*, *wat*, *Kopp* oder *ick* zu beobachten, sondern auch für andere Variablen, bei denen lexem- oder morphembezogen unterschiedliche Auftretensfrequenzen festgestellt werden können. Hierbei ist zu prüfen, ob Befunde dieser Art als Indikatoren für lexikalische Diffusion zu deuten sind (Phillips 2006) und ob sich hieraus möglicherweise systematische Erkenntnisse über den Ablauf aktueller Wandelprozesse in den norddeutschen Regiolekten gewinnen lassen. Darüber hinaus muss auch das Auftreten von standarddivergenten Varianten in polylexikalischen Einheiten und festen Kollokationen berücksichtigt werden.

Individuelle Variation Die Frage der individuellen Variation im Variantengebrauch bildet eines der zentralen Themen von Teilprojekt 2 (Standort Hamburg) und steht daher zunächst nicht im Fokus der Variablenanalyse von Teilprojekt 1. Gleichwohl ist auch Teilprojekt 1 mit dem Problem der individuellen Unterschiede im Variantengebrauch konfrontiert, da sich die Variablenanalyse auf die individuellen Stichproben der 144 Probandinnen bezieht. Wenn aus den Datensets von je vier Gewährspersonen auf der nächsten Abstraktionsstufe ortsbezogene Variantenprofile erstellt werden, muss die individuelle Variation als interferierender Faktor systematisch kontrolliert werden; dies erfolgt durch die Berechnung von Standardabweichungen. Hierbei lässt sich etwas über die Verankerung einer Variante in der regionalen Gebrauchsnorm erfahren. Wenn eine Variante in ihrer Gebrauchsfrequenz individuell stark schwankt, deutet dies darauf hin, dass sie im lokalen bzw. regionalen Normensystem weniger stark verankert ist, als wenn sie von allen Gewährspersonen gleichermaßen verwendet wird. Die Untersuchung der individuellen Variation dient also hier nicht, wie im Teilprojekt 2, der Bestimmung von Sprechertypologien, sondern wird genutzt, um Rückschlüsse auf die Existenz und Reichweite von Sprachgebrauchsnormen zu ziehen.

Vergleich von Variantengebrauch und Variantenperzeption Im Rahmen der Kartenkommentare werden die Ergebnisse zum (areal und situativ differenzierten) Sprachgebrauch mit den in Teilprojekt 5 gewonnenen Erkenntnissen zur Variantensalienz sowie zur subjektiven Einschätzung der Varianten hinsichtlich ihrer Angemessenheit in verschiedenen Kommunikationssituationen (Situativitätstest) und ihres normativen Gehalts (Normativitätstest) verglichen. Hierbei wird untersucht, ob ein systematischer Zusammenhang zwischen der Abbausensitivität einer Variante und ihrer Wahrnehmung und Bewertung durch die Sprecherinnen besteht. Zu prüfen ist

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hierbei einerseits die These, dass saliente Merkmale in formelleren Kontexten mit stärkerer sprachlicher Selbstkontrolle (Vorlesen, Interview) stärker vermieden werden als in spontaner, familiärer Alltagskommunikation (Chambers 2003: 4-6). Zum anderen wird der Frage nachgegangen, inwieweit die Vermeidung von Varianten in formelleren Kontexten durch lokale oder regionale Bewertungsstrukturen und Gebrauchsnormen gesteuert wird, wie sie in den Tests ermittelt werden. Um zu prüfen, ob diese Varianten als regional oder lokal verbreitete Merkmale wahrgenommen werden und insofern lokale oder regionale Identifikationsmuster auslösen können, werden die Ergebnisse der Arealitätstests (Mental Maps) vergleichend mit herangezogen.

3. Terminologische Vorklärungen

Aufgrund der terminologischen Heterogenität der dialektologischen Forschung erscheint es notwendig, vor der Beschäftigung mit dem aktuellen Stand der norddeutschen Regiolekte zunächst die wichtigsten im SiN-Projekt verwendeten Termini zu definieren. Hierbei beschränken sich die Erläuterungen auf die für alle Teilprojekte gleichermaßen grundlegenden Begriffe. Spezifische Festlegungen im Kontext der sprecherbiografischen, wissenssoziologischen, gesprächsanalytischen oder perzeptionsdialektologischen Perspektive werden in den jeweiligen Teilbänden diskutiert, wo auch die entsprechenden Bezüge auf relevante Forschungstraditionen hergestellt werden. Wie in vielen linguistischen Teildisziplinen, so herrscht auch in der Dialektologie und Variationslinguistik keine Einigkeit in Hinblick auf die Terminologie. Auch Basisbegriffe wie „Regionalsprache“ oder „Standardsprache“ werden je nach Forschungsrichtung oder speziellem Anwendungsbereich unterschiedlich definiert und gebraucht. Während etwa im Kontext der „Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ das Niederdeutsche, also eine Gruppe von Basisdialekten, als „Regionalsprache“ definiert wird (Wirrer 1998, Goltz 2009), steht dieser Ausdruck in anderen Kontexten gerade in Opposition zu dem des Dialekts und bezeichnet die mittleren, oft als „Umgangssprache“ bezeichneten Sprachlagen (Menge 1977, Lauf 1996: 194f.). In dem Sprachdynamik-Modell von Schmidt/Herrgen (2011) wiederum steht der Begriff „Regionalsprache“ für das gesamte Sprachlagenspektrum einer Region, wenn folgende Bedingung erfüllt ist:

> Regionalsprache – als Komplex von Sprechlagen und Varietäten – ist Sprache, nicht etwa eine Varietät von Sprache. […] Die Definition impliziert, dass die minimale Bedingung für die Zuerkennung des linguistischen Status Regionalsprache das Vorhandensein mindestens einer standarddifferenten Vollvarietät neben der jeweiligen (großregionalen) Oralisierungsnorm ist. (Schmidt/Herrgen 2011: 63, 67)

Für Norddeutschland bedeutete dies, „im Großteil Norddeutschlands“ (Schmidt/Herrgen 2011: 87) gäbe es nur „Regionalsprachreste […] die im linguistischen Sinne echten Regionalsprachen wären aufgelöst“ (ebd.). Zur Erfassung der regionalen Makrostrukturen im Norden wäre jedoch demgegenüber das Verhältnis von Systematizität und Regionalsprachlichkeit zu diskutieren: Sprecherurteile weisen darauf hin, dass strukturelle und nicht-strukturelle Differenzen in der Wahrnehmung von Regiolekten anzunehmen sind, in der die Sprecher das sprachliche Kontinuum der „folk languages“ gliedern

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(Weinreich 1954: 399). Regiolekte sind eine empirische Realität im Sprachgebrauch und im Sprecherbewusstsein. Sie stellen ein Ensemble von sprachlichen Merkmalen dar, die teils systematische Verbreitung zeigen, teils lexematisch gebunden sind und Marker unterschiedlicher Standardferne darstellen. Sie stehen als mittlere Sprachlage in der regionalen Reichweite zwischen Dialekten und (gesprochener) Standardsprache (vgl. Elmentaler/Rosenberg 2015).

Bei der Erläuterung der im Rahmen des SiN-Projekts verwendeten Termini wird im Folgenden zunächst auf Bezeichnungen unspezifizierter sprachlicher Erscheinungsformen (Varietät, Sprachlage), dann auf Bezeichnungen einzelner Sprachausprägungen (Standardsprache, Dialekt, Regiolekt) und schließlich auf Bezeichnungen auf der Ebene der variierenden sprachlichen Einheiten (Variantentypen, Allegroformen) eingegangen.

Varietät Neben dem in der ehemaligen DDR-Linguistik gebräuchlichen Begriff der „Existenzform" ist der Begriff der Varietät heute das wohl verbreitetste Konzept für die Bezeichnung noch unspezifizierter sprachlicher Erscheinungsformen. Gegenüber einer vom Konzept einer homogenen Gesamtsprache ausgehenden Linguistik stellte die Hinwendung zu den Varietäten als Komponenten eines sprachlichen Diasystems einen wichtigen Fortschritt dar, da sie dazu beitrug, die innere Strukturiertheit von Sprachen und die systematischen Zusammenhänge zwischen konventionalisierten Sprachgebrauchsmustern und außersprachlichen Größen wie sozialen Gruppen, Situationen oder Funktionsbereichen zu erfassen (Weinreich 1954). In der empirischen Praxis wurde allerdings deutlich, dass eine eindeutige Abgrenzung von Varietäten schwer möglich ist, da Varietäten als „funktionale Sprache" (Coseriu 1974) zwar systematische Diskretheit zeigen, jedoch als „offene" Systeme interferierenden Einflüssen anderer Varietäten ausgesetzt sind und dem Wandel unterliegen. Als funktionales System ist die Varietät durch die Systemrelationen ihrer Einheiten, das heißt durch ihre Unterscheidungsfunktion, definiert, auf die hin Sprecher ihre Synchronisationsakte „prototypisch" ausrichten (Gloy 2010). Die Prototypik, die den Konstruktionen des Sprechers zugrunde liegt, entspricht jedoch nicht notwendig der linguistisch analysierbaren systematischen Diskretheit, sondern unterschreitet sie häufig in Form von lexemgebundenen Salienzstrukturen, die jedoch wahrnehmungs- und handlungsleitend sind (Schmidt 2005). Insbesondere in der Regionalsprachforschung ist oftmals umstritten, welcher sprachlichen Gebrauchsform man den Varietätenstatus zuerkennen sollte, da über die Kriterien für die Definition des Varietätenbegriffs keine Einigkeit besteht. So konkurrieren schon in den Forschungsarbeiten, die im Umfeld des Deutschen Sprachatlasses und des Marburger REDE-Projekts entstanden, mindestens zwei unterschiedlich akzentuierte Varietätenbegriffe miteinander, von denen der eine mehr strukturalistisch-systemlinguistisch geprägt ist (Schmidt/Herrgen 2011: 51), während der andere den Bezug auf die Wahrnehmung der Sprachbenutzer definitorisch mit einbezieht (Lenz 2003: 389f. in Anlehnung an Auer 1986: 99).

Sprachlage Aufgrund dieser Problematik wird im Kontext des SiN-Projekts auf den Gebrauch des Varietätenbegriffs verzichtet. Statt dessen wird der neutralere Begriff der Sprachlage gebraucht, der als eine durch ein spezifisches Set kovariierender Merkmale charakterisierte, innerhalb einer Sprechergemeinschaft konventionalisierte Sprechweise definiert werden kann, die auf einer gedachten Skala zwischen dem Basisdialekt als tiefster Sprachlage und der standardnächsten Sprachlage eingeordnet ist. Sprachlagen sind untereinander nicht – in sys-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

temischem Sinne – diskret, sondern weisen in der Regel gemeinsame Merkmale auf. Kriterien für die Abgrenzung von Sprachlagen sind die Variantenfrequenz und Variantenkombinatorik, die mit quantitativen Verfahren bestimmt werden. Sprachlagen sind „folk languages" im Sinne Weinreichs (1954: 87). Im Unterschied zum Varietätenbegriff wird bei der Definition von Sprachlagen nicht mit dem strukturalistischen Konzept der Systemopposition gearbeitet, und auch die Frage, inwiefern zwei Sprachlagen von den Sprechern selbst als distinkte Teilsysteme wahrgenommen werden, bleibt zunächst offen. Treten standardnähere und standardfernere Merkmale gemeinsam auf, handelt es sich häufig um regiolektale Sprachlagen, die von den Sprecherinnen als regional markiert interpretiert werden. Die Annahme einer mittleren Sprachlage liegt unseres Erachtens näher als eine Interpretation, die diese Art von Variation als beständiges Code-Switching zwischen den (sozial markierten) Varietäten Dialekt und Standard ansieht (Schlieben-Lange/Weydt 1978).

Dieselbe Sprachlage kann je nach Region, Sprechergruppe oder Individuum in unterschiedlichen situativen Kontexten aktiviert werden, etwa wenn Sprecherin A eine standardnahe Sprachlage nur in formeller Situation verwendet, Sprecherin B dagegen auch in informellen Kontexten. Die Begriffe „Sprechlage" und „Verdichtungsbereich" werden nicht verwendet, weil sie die in einer Sprechergemeinschaft geltende Konventionalisiertheit in geringerem Maße erfassen.

Standard(sprache) Unter Standardsprache/Standarddeutsch (oder verkürzt: Standard) wird, anders als in anderen Forschungskontexten (Berend 2005, Spiekermann 2008, Schmidt/Herrgen 2011: 59-63), die kodifizierte (Aussprache-)Norm des Deutschen verstanden, deren Merkmale (Standardvarianten) mit denen der alltagssprachlichen Sprachlagen (Nonstandardvarianten) variieren (können). Es kann davon ausgegangen werden, dass diese orthoepischen Regelungen den Sprechern nicht in allen Einzelheiten bekannt sind und insofern nicht durchgängig als Richtschnur für das eigene, intendiert standardnahe Sprechen dienen können. Die Standardsprache dient in der dialektologischen Beschreibung daher zunächst nur als Referenzsystem, auf das die Varianten der dialektalen und regiolektalen Sprachlagen bezogen werden. Sprachgebrauchsweisen, die sich der kodifizierten Norm in starkem Maße annähern, werden als standardnahe Sprachlagen bezeichnet. Die Sprachlage, die beim Vorlesen standarddeutscher Schrifttexte produziert wird, wird als Vorleseaussprache bezeichnet.

Dialekt/Basisdialekt Als Basisdialekte (oder einfach Dialekte) werden – mit Bezug auf die Sprachgegebenheiten in Norddeutschland – alle Sprachlagen bezeichnet, die die zentralen Merkmale[2] der niederdeutschen Sprache im Wesentlichen (d.h. von gelegentlichen Interferenzen abgesehen) bewahrt haben, insbesondere die unverschobenen Konsonanten *p*, *t*, *k*, *d* (*Perd*/*Dorp*, *Tiet*/*eten*, *maken*, *rieden*) statt hd. *pf*/*f*, *ts*/*s*, *ch*, *t*, die alten Langmonophthonge *î*, *û*, *ûˆ* (*sien*, *Huus*, *Lüde*) statt hd. *ai, au*, *oi,* die Monophthonge *ê*, *ô*, *ôˆ* (*Leef*, *Book*, *Döker*) statt hd. *î, û*, *ûˆ*, monophthongiertes *ê*, *ô*, *ôˆ* (*Been*, *Boom*, *drömen*) statt hd. *ai*, *au*, *oi*, die vokalisch auslautenden niederdeutschen Pronomina *he*, *wi*, *ji* statt hd. *er*, *wir*, *ihr* und den Einheitsplural der Verben, je nach Region auf *-t* (*wi*/*ji*/*se maakt*) oder *-en* (*wi*/*ji*/*se maken*) statt hd. *-en*/*-t*/*-en*. In anderen, weniger zentralen Bereichen können dialektale Sprachlagen ggf. stärkere Konvergenzen mit dem Standarddeutschen aufweisen. Das Berlinisch-Brandenburgische wird nicht als (Basis-)Dialekt bezeichnet, da es als Ergebnis der Um-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

strukturierung unter obersächsischem Einfluss (seit dem Ende des 15. Jhs.) Ausgleichsphänomene zeigt, die es aus dem Verband der niederdeutschen Dialekte entsprechend der obigen Merkmalsdefinition aussondern. Bei der Referenz auf mittel- oder oberdeutsche Sprachregionen wird mit dem Begriff Basisdialekt jeweils die standardfernste Sprachlage bezeichnet, mit Regionaldialekt eine regional ausgeglichene Sprachlage, die weniger basisdialektale Merkmale aufweist.

Durch das situative Setting werden im SiN-Projekt zwei unterschiedliche Ausprägungen der niederdeutschen Dialekte elizitiert. In einer Übersetzungsaufgabe mit den 40 Wenkersätzen wird eine Sprachlage erfasst, die bei Lenz (2003) als „intendierter Ortsdialekt" bezeichnet wird und die in der Regel die der einzelnen Sprecherin bestmögliche Annäherung an ihr Konzept vom „tiefsten" Dialekt beinhaltet. Die Verwendung der Wenkersätze erfolgte trotz gewisser methodischer Einschränkungen (Wirrer 2011) aufgrund ihrer Vergleichbarkeit mit den Dialektdaten des späten 19. Jahrhunderts und des Anschlusses an eine lange Forschungstradition. Demgegenüber repräsentieren die in niederdeutscher Sprache geführten Tischgespräche einen ungesteuerten, nicht vorlagenorientierten Dialektgebrauch, der in der Regel mehr Interferenzen mit dem Standarddeutschen aufweisen dürfte als die Wenkersatz-Realisierungen. Da aufgrund der Bilingualität der Gewährspersonen grundsätzlich mit solchen Interferenzen zu rechnen ist, kann, wenn es um die basisdialektalen Sprachlagen in Norddeutschland geht, auch von „niederdeutsch basierten" Sprachlagen gesprochen werden. Als niederdeutsch basiert gilt eine Sprachlage, wenn sie die oben genannten Kernmerkmale der niederdeutschen Dialekte im Wesentlichen aufweist, auch wenn in anderen Bereichen Konvergenzen zum Standarddeutschen festzustellen sind.

Regiolekt Zwischen der kodifizierten Norm des Standarddeutschen und den Basisdialekten stehen die mittleren, oftmals der „Umgangssprache" oder dem „Neuen Substandard" zugerechneten Sprachlagen, die im SiN-Projekt als Regiolekte bezeichnet werden. Regiolekte sind konventionalisierte Variantensets mit einer höheren arealen Reichweite als der der Dialekte und einer geringeren als der der Standardsprache. Hierbei können dialektnähere und standardnähere Sprachlagen situationsspezifisch verwendet werden. Die norddeutschen Regiolekte sind, anders als die norddeutschen Dialekte, hochdeutsch basierte Sprachlagen, weisen bei den oben angeführten Variablen also überwiegend die standarddeutschen Merkmalsrealisierungen auf, d.h. die verschobenen Konsonanten *pf/f*, *ts/s*, *ch*, *t*, den hochdeutschenVokalstand, die Pronomina *er*, *wir*, *ihr* und die standarddeutschen Flexionsendungen des Verbalplurals. Zwar können auch in diesen zentralen Merkmalsbereichen dialektale Realisierungen auftreten, sie sind jedoch dort stets lexem- oder morphemgebunden (*dat*, *wat*, *ik*, *keen*, *ooch*; *-et*) und rechtfertigen nicht die Klassifikation der entsprechenden Sprachlage als „niederdeutsch".

Vertikale Differenzierung Mit Blick auf den genannten zentralen Merkmalsbereich sind dialektale und regiolektale Sprachlagen in Norddeutschland grundsätzlich eindeutig differenzierbar. Zwar können vielfache Konvergenzen zwischen dem gesprochenen Hoch- und Niederdeutschen auftreten, in Form niederdeutscher Interferenzen in den hochdeutsch basierten Sprachlagen (z.B. *Tach* ‚Tag', *weider* ‚weiter', apikales *r*, regionaler Wortschatz usw.) oder als standarddeutsche Interferenzen in niederdeutsch basierten Sprachlagen (z.B. keine Vokalrundung bei *bin*, *bist* und *sind*, *sch-* statt *s-* vor *l*, *m*, *n*, *w* wie in *schlapen*, *Schmalt*, *schnieden*, *Schwien*, standarddeutsche Syntax).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Dennoch ist anhand der genannten Kernmerkmale eine begründete Zuordnung der Aufnahmen zu den beiden Gruppen (Dialekt vs. Regiolekt bzw. niederdeutsch basierte vs. hochdeutsch basierte Sprachlagen) möglich.

Horizontale (areale) Differenzierung Schwieriger als die Abgrenzung von Regiolekten und Dialekten erscheint die areale Abgrenzung der norddeutschen Regiolekte untereinander. Da im SiN-Projekt kein engmaschiges Netz von Belegorten untersucht werden kann, sondern lediglich 36 Orte im gesamten norddeutschen Raum, ist ein trennscharfer Nachweis der Grenzen von Regiolekten im Sinne von konventionalisierten Sprachgebrauchsformen mit einer gewissen arealen Reichweite kaum möglich. Zwar lässt sich im Falle einer weitgehenden Übereinstimmung mehrerer Ortspunkte hinsichtlich der Variantenkonfiguration eine überlokale Geltung bestimmter Sprachgebrauchsformen (und damit die Existenz von Regiolekten) belegen, doch lassen sich über die räumliche Ausdehnung der Regiolekte keine präzisen Angaben machen. Eine Bestimmung von Isoglossen ist ohnehin schwierig, da sich einzelne Variablen in Hinblick auf die räumliche Verteilung ihrer Varianten unterschiedlich verhalten. Im „Norddeutschen Sprachatlas“ wird es daher zunächst darum gehen, die areale Verbreitung einzelner Sprachmerkmale (mit den genannten Einschränkungen) festzustellen und zu interpretieren, und erst im zweiten Schritt um eine Zusammenschau der Ergebnisse unter dem Aspekt arealer Strukturen auf der Ebene der Regiolekte. Ein weiteres Ziel des SiN-Projekts besteht darin, durch Abgleich mit früheren Beschreibungen ansatzweise die Entwicklungsdynamik dialektaler und regiolektaler Merkmale zu erschließen.

Variantentypen Methodische Grundlage bildet das Verfahren der Variablenanalyse. Untersucht und kartiert werden ausschließlich Sprachmerkmale aus dem Bereich der Phonetik/Phonologie, bei denen innerhalb des norddeutschen Raumes eine areale oder situative Varianz erwartet werden kann. Grundsätzlich können zwei Variantentypen unterschieden werden: a) standardkonforme Varianten und b) standarddivergente Varianten. Als standardkonform werden Varianten bezeichnet, die mit der orthoepischen Norm übereinstimmen, als standarddivergent solche, die davon abweichen, wobei der Fokus auf den Varianten liegt, die nicht allein auf realisationsphonetische Prozesse zurückzuführen sind, sondern einen Bezug zu den unterliegenden Dialekten aufweisen. Hierzu zählen direkte Interferenzen, bei denen eine dialektale Wortform ohne Veränderung in den Regiolekt übernommen wird (*ik*), Hybridbildungen, bei denen einzelne dialektale Elemente übernommen werden (*koofen*, *großet*), sowie indirekte Interferenzen, bei denen eine standarddivergente Form produziert wird, die nicht auf den Dialekt zurückgeht, etwa analogische Formen wie kurzvokalisches *Gas* (analog zu *Glas*, *Gras* mit alter Kürze) oder *meen* ‚mein‘ (analog zu *kleen*, *een*) und Hyperkorrektismen wie *Gechichte*, die durch den Versuch der Vermeidung einer dialektalen Variante erklärbar sind. Regiolektale Standarddivergenz bewegt sich jedoch nicht allein linear entlang einer Niederdeutsch-Hochdeutsch-Polarität, sondern zeigt „dritte“ Konvergenzpole, etwa wenn sich im Nordosten des Untersuchungsgebiets Berlin-Brandenburger Merkmale regional weiträumig ausbreiten.

Ein Regiolekt konstituiert sich sowohl aus standarddivergenten wie auch aus standardkonvergenten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Varianten. Hierbei können nicht nur die standarddivergenten, sondern auch die standardkonvergenten Varianten eine areal begrenzte Reichweite aufweisen. So ist die Reichweite von standardkonformen Varianten wie der stimmhaften Aussprache des an- und inlautenden *s* als [z] oder der Realisierung des Suffixes *-ig* [-ɪç] mit Frikativ weitgehend auf den norddeutschen und Teile des mitteldeutschen Raums begrenzt, so dass diese Formen als „norddeutsch" im Kontrast zum süddeutschen [s] bzw. [-ɪk] wahrgenommen werden. Im vorliegenden Kontext werden solche Varianten jedoch nur dann berücksichtigt, wenn sie auch innerhalb des norddeutschen Raumes mit standarddivergenten Formen konkurrieren.

Allegroform Die in einigen Untersuchungen postulierte Abgrenzung regionaler Sprachmerkmale von sogenannten Allegroformen (Spiekermann 2005, 2008: 79-82), also Varianten, die sprachökonomisch motiviert sind und vor allem bei schnellerer Sprechweise auftreten, ist in vielen Fällen nicht sauber zu treffen (Lanwer 2015). Zum einen schließen sich die Eigenschaften der Regionalität und der Bindung an Allegrokontexte nicht aus. Beispiele wären allegrosprachliche und zugleich jeweils areal begrenzte Varianten wie norddt. *n* vs. süddt. *e/a* ‚ein' (*n Hund* vs. *e/a Hund*), norddt. *nich* vs. süddt. *net* ‚nicht', norddt. *hasse/haste* vs. süddt. *hasch(t)/hesch(t)/hos(t)* ‚hast du', norddt. *rein* vs. süddt. *nei* ‚hinein' usw. Zweitens ist die Beschränkung der sogenannten Allegroformen auf Kontexte des schnelleren oder weniger kontrollierten Sprechens für das Deutsche bisher noch nicht empirisch untersucht worden. Zumindest bei einigen dieser Formen, wie etwa *n* ‚ein', *so'ne* ‚so eine' oder der Tilgung des *-e* bei Verbformen der 1.Ps.Sg. (*ich hab*, *ich konnt*), scheint die Bindung an informelle Kontexte eine stärkere Rolle zu spielen als das Sprechtempo. Wenn diese Varianten in spontaner Alltagskonversation aber auch bei langsamem Sprechen vorkommen, erscheint die Bezeichnung dieser Merkmale als Allegroformen ungerechtfertigt. Problematisch ist schließlich auch, dass ein und dasselbe Merkmal in manchen Regionen als konventionalisierte Form des Regiolekts erscheint, während es in anderen tatsächlich nur bei schnellerer oder nachlässigerer Sprechweise auftritt und somit eher als Allegroform zu werten ist. Hier kann nur die Variantenfrequenz und -verteilung darüber Aufschluss geben, welche Einordnung als plausibler gelten kann (vgl. Elmentaler/Rosenberg 2015).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

4. Sprachvariation in Norddeutschland: ein Forschungsüberblick

Die Forschungsgeschichte der neueren deutschen Dialektologie ist in einer Reihe von Arbeiten beschrieben worden (zusammenfassend Macha 2005, Schmidt/Herrgen 2011: 241-392, Niebaum/Macha 2014). Eine erneute Darstellung dieser Entwicklung ist im vorliegenden Kontext weder möglich noch notwendig. Der folgende Forschungsüberblick beschränkt sich vielmehr darauf, anhand der jeweils einschlägigen Arbeiten die Sprachverhältnisse in den einzelnen Großregionen des norddeutschen Sprachraums und ihren jüngeren Wandel zu skizzieren, wobei folgende Fragen im Zentrum stehen werden:

- Welche Erkenntnisse liegen vor zum gegenwärtigen Entwicklungsstand und Status der Regiolekte und zu ihrem Wandel unter dem Einfluss der Standardsprache? Welche Regionen sind gut, welche sind weniger gut erforscht?
- Welche Methoden kamen bei der Beschreibung der regionalsprachlichen Variation zum Einsatz und welche Aussagekraft besitzen die damit gewonnenen Ergebnisse?
- Welche norddeutschen Regiolekte werden in der Forschung üblicherweise angesetzt?

Die Basisdialekte sind heute noch in vielen norddeutschen Regionen greifbar, allerdings mit großen Unterschieden in der Art und Frequenz des Dialektgebrauchs. Während in dialektstarken Gebieten wie Ostfriesland, dem Emsland, Dithmarschen oder Schleswig noch viele Niederdeutsch als L1 gelernt haben (teils vor, teils gleichzeitig mit dem Hochdeutschen), tritt der Basisdialekt in anderen Regionen wie dem Ruhrgebiet, dem südlichen Ostfalen oder Brandenburg fast nur noch in sprachkulturellen und sprachpflegerischen Kontexten in Erscheinung. Oberhalb der Basisdialekte haben sich allerdings, wahrscheinlich schon seit der Frühen Neuzeit, im Kontakt mit dem gesprochenen und geschriebenen Hochdeutsch weitere regional gefärbte Sprachlagen herausgebildet. Mit der Durchsetzung einer tendenziell überregional ausgeglichenen Standardaussprache im Verlauf des 19. Jahrhunderts erhielten die alten, stärker landschaftlich gefärbten Hochsprachen allmählich den Status von Regiolekten, also mittleren Sprachlagen für eher informelle Nähekommunikation.

Der Forschungsstand zu den Dialekten und Regiolekten im norddeutschen Raum ist je nach Region und Sprachlage unterschiedlich ausgeprägt. Auf der Ebene der Basisdialekte gibt es Untersuchungen zu einzelnen Mundarten aus allen norddeutschen Regionen, wobei es sich in der überwiegenden Zahl der Fälle um Orts- oder Gebietsgrammatiken handelt, die zwischen 1880 und 1950 in der junggrammatischen Tradition entstanden sind. Die Karte aus der Bibliografie von Wiesinger/Raffin (1982) führt für das Gebiet nördlich der Benrather Linie für den Bereich der Lautlehre ca. 120 Orts- und ca. 70 Gebietsgrammatiken an. Hierbei ist zu konstatieren, dass einige Gebiete unterrepräsentiert sind; so liegen etwa für größere Teile des Mecklenburgischen, Vorpommerschen, Mittelpommerschen und Nordniederdeutschen keine oder nur wenige grammatische Studien vor. Neuere Untersuchungen zur Phonologie oder Phonetik der niederdeutschen Basisdialekte sind rar. Anders als für die mittel- und süddeutschen Dialekte, deren Lautstand und morphologische Struktur in mehrbändigen Sprachatlanten auf der Grundlage von Sprachdaten aus dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts dokumentiert sind, wurden

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die niederdeutschen Dialekte bislang nicht in einem größeren Atlasprojekt erfasst (wenn man von den Karten des Deutschen Sprachatlasses absieht, die auf den schriftlichen Auskünften der Wenkererhebung der 1880er Jahre basieren). So stehen nur die Einzelkarten aus den genannten Orts- und kleinräumigen Gebietsgrammatiken zur Verfügung, die größtenteils auf Datenmaterial aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgreifen. Die nach 1970 erschienenen Studien, die sich mit dem Stand der Basisdialekte in Nordeutschland beschäftigen, deuten jedoch darauf hin, dass es in verschiedenen Regionen nicht nur einen generellen Rückgang im Gebrauch der Dialekte, sondern auch sprachsystematische Veränderungen unter dem Einfluss des Standarddeutschen gegeben hat. Diese Prozesse sind bislang noch nicht systematisch untersucht worden. Im Rahmen des SiN-Projekts können auf der Grundlage dialektaler Sprachproben aus zwei Kontexten (Übersetzungsaufgabe, Tischgespräche) für die meisten niederdeutschen Regionen aktuellere Einblicke in diese Prozesse auf breiterer empirischer Grundlage gegeben werden.

Insgesamt noch weniger gut erforscht als die niederdeutschen Basisdialekte sind die norddeutschen Regiolekte. Der bisherige Fokus der Forschungen lag auf den urbanen Zentren Berlin und Ruhrgebiet, über deren Sprachverhältnisse wir durch eine Reihe von empirischen Studien gut informiert sind (zu Berlin: Rosenberg 1986, Schlobinski 1987, Schönfeld 1989, Schildt/Schmidt 1992, Schönfeld 2001; zum Ruhrgebiet: Mihm 1985a, Scholten 1988, Salewski 1998, Becker 2003). Inwieweit sich die dortigen Gegebenheiten auch auf andere Städte und kleinere Orte übertragen lassen und welche und wieviele Regiolekte es darüber hinaus gibt, ist jedoch gegenwärtig schwer zu beurteilen. Von den zwanzig größten Städten nördlich der Benrather Linie sind nur Berlin, Duisburg und Dortmund in größeren Arbeiten hinsichtlich der rezenten Regiolekte beschrieben worden. Kleinere Beiträge oder ältere Untersuchungen liegen vor für Essen, Bochum, Gelsenkirchen und Oberhausen, Braunschweig, Hannover, Magdeburg und Hamburg. Zu den Sprachausprägungen von Städten wie Bielefeld, Bremen, Düsseldorf, Kiel, Krefeld, Lübeck, Mönchengladbach, Münster und Wuppertal wurden bislang noch keine Studien durchgeführt. Für einige dieser Städte gibt es Wörtersammlungen und Anthologien, die jedoch nur einen groben und unzuverlässigen Eindruck von den lokalen Sprachverhältnissen vermitteln, da sie nicht empirisch fundiert sind, die dialektale und die regiolektale Ebene nicht klar differenzieren und oftmals eine archaisierende Tendenz aufweisen (vgl. z.B. aus jüngerer Zeit die Darstellungen von Christiansen 2006 zu Flensburg, Spohr 2008 zu Düsseldorf, Fellsches/Kiefer-Pawlak 2009 zu Gelsenkirchen, Borner 2010 zu Gütersloh, Schmachthagen 2010 zu Hamburg, Tilgner 2011 zu Bremen, Schulze/Wefel 2013 zu Osnabrück). Aussagekräftiger sind die Karten der Atlanten von Eichhoff (1977-2000), Protze (1997) und Elspaß/Möller (2003ff.), die allerdings nicht auf der Auswertung von Sprachaufnahmen beruhen, sondern auf subjektiven Aussagen der Sprecher, und die sich daher primär auf den mit Fragebucherhebungen gut erfassbaren Bereich der Lexik, weniger auf phonetische Variationsphänomene beziehen. Die einzigen auf Sprachaufnahmen basierenden Darstellungen arealer Variation im norddeutschen Raum liegen mit dem Ausspracheatlas von König (1989) und neuerdings den auf der Webseite des Instituts

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

für deutsche Sprache (Mannheim) publizierten Karten des „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards“ (AADG) vor.

Im Folgenden werden die für die verschiedenen Regionen des norddeutschen Raumes vorliegenden Erkenntnisse zum Stand der regiolektalen Sprachlagen zusammengefasst und kritisch diskutiert. Hierbei soll danach gefragt werden, inwieweit die in der Forschung angesetzten Merkmalskonfigurationen heute noch Gültigkeit besitzen und wie frequent diese Merkmale in der alltäglichen Sprachpraxis gebraucht werden. In diatopischer Perspektive soll im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten überprüft werden, ob sich innerhalb der dialektalen Großregionen eine Binnendifferenzierung auf regiolektaler Ebene zeigt und inwiefern sich die Regiolektregionen nach außen hin abgrenzen lassen. In diachronischer Perspektive wird untersucht, welche Entwicklungstendenzen sich in den norddeutschen Regiolekten abzeichnen. Hierzu werden jeweils die Ergebnisse aus der älteren Forschung (seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert) mit den Sprachdaten aus dem SiN-Projekt abgeglichen, die erstmals einen Einblick in die sprachlichen Verhältnisse aller Regionen des norddeutschen Raumes ermöglichen. Diese diachronen Schnitte lassen sich allerdings wegen der unzureichenden Forschungslage nicht für alle Regionen durchführen.

4.1. Nördlicher und südlicher Niederrhein In der Alltagskommunikation am Niederrhein spielen die alten rheinmaasländischen Basisdialekte heute eine immer geringere Rolle, wobei sich grob drei Gebiete mit unterschiedlicher Dialektstärke unterscheiden lassen (vgl. die Karte „Dialektverlust“ in Cornelissen 2008: 105 und den Forschungsüberblick in Macha 1993). Am südlichen Niederrhein (Mönchengladbach, Neuss, Grefrath, Düsseldorf) ist der Dialekt im Alltag noch stärker präsent als im Norden (Kleve, Geldern, Wesel). Allerdings entwickelt er sich auch dort zunehmend zu einer „Kulturmundart“, die auf Theaterbühnen oder in der Heimatliteratur Verwendung findet, für die Alltagskommunikation – vor allem in der jüngeren Generation – aber eine immer geringere Relevanz besitzt. Cornelissen (2008: 95-98) diskutiert diesen Prozess anhand der Stadt Düsseldorf und konstatiert:

> Die Erfahrung der letzten 30 Jahre hat allerdings gezeigt, dass von diesen Aktivitäten keine Revitalisierungsimpulse für den Dialekt im Alltag ausgegangen sind. Das ‚Straßenplatt‘ oder ‚Alltagsplatt‘ [...] hat von dieser Entwicklung in den letzten Jahrzehnten nicht profitieren können. (Cornelissen 2008: 98)

Dieser Zustand wurde im westlichen Ruhrgebiet (Duisburg, Oberhausen, Mülheim/Ruhr) schon vor mehreren Generationen erreicht, wo die Basisdialekte allenfalls noch als „Erinnerungssplitter“ (Menge 2004: 16) existieren. In der jüngeren Generation ist mittlerweile oftmals kein Bewusstsein mehr davon vorhanden, dass im Ruhrgebiet einmal Niederdeutsch gesprochen wurde – „Plattdeutsch“ wird als Sprache weit entfernter Küstenregionen angesehen.

Die Erforschung der Regiolekte des Niederrheins konzentriert sich bisher im Wesentlichen auf diesen urbanen Raum im westlichen Ruhrgebiet. Die städtische Alltagssprache Duisburgs wurde in zwei variablenlinguistischen Monografien (Scholten 1988, Salewski 1998) und einer Reihe von Aufsatzpublikationen (Mihm 1985a, 1985b, 1985c, 1989, 1997, Elmentaler 2008) sowie in zwei unveröffentlichten Qualifikationsarbeiten (Pistor 2005, Störkel 2004) ausführlich analysiert. Auf Sprachdaten aus Oberhausen (und Recklinghausen) beziehen sich zwei Beiträge zur Klitisierung von Pronomina und Artikeln

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(Schiering 2002, 2005), ein Artikel von Volmert (1997) sowie ebenfalls zwei unveröffentlichte Studien (Lashok 1993, Lucas 2004). Von dieser Datengrundlage ausgehend lässt sich ein zuverlässiges Bild von der Struktur des nordniederrheinischen Regiolekts gewinnen. Einen Überblick über die Sprachmerkmale dieser Region bietet die Liste von Mihm (1997: 21f.), die 18 charakteristische phonetisch-phonologische Varianten enthält (auf die dort ebenfalls genannten zwölf morphologisch-syntaktischen Merkmale wird hier nicht näher eingegangen):

I. Konsonantismus
1. Unverschobene Verschlußlaute. Lexemgebunden bei:
a) *dat, wat, allet,*
b) *bisken, Stücksken,*
c) *Kopp, hüppen,*
d) *Mudder*
2. g-Spirantisierung im Auslaut
a) nach hellen Vokalen sowie *r* und *l* zu [ç]: *genücht, folchlich, Berch*
b) nach dunklen Vokalen zu [x]: *Tach, Betruch, tauchlich*
3. g-Spirantisierung im Inlaut
a) nach hellen Vokalen sowie *r* und *l* zu [j]: *kriejen, Bürjer, Felje*
b) nach dunklen Vokalen zu [ɣ]: *sarrich* (sag' ich), *Waren* (Wagen)
4. Vokalisierung des *r* nach Kurzvokal vor Konsonant
a) mit Dehnung des Vokals: *Steean, Mööader, Spooat*
b) mit Dehnung und Hebung des Vokals: *Büane, tüüakisch, Duuast*
c) mit Dehnung und Ausfall des *r*-Surrogats: *Aabeit, staak, waanen*
5. Schwächung bzw. Vokalisierung des *l* vor Konsonant: *wäche* (welche), *sääps* (selbst), *soiche* (solche)
6. Statt *pf* im Anlaut *f*: *Fanne, Ferd, fuschen, Fosten*
7. *-ng* im Auslaut als [ŋk] statt [ŋ]: *lank, brinkt, Ordnunk*
8. Ausfall des auslautenden Konsonanten *-t, -l, -ch*. Lexemgebunden bei: *nich(t), un(d), is(t), sin(d), ma(l), do(ch), no(ch)* u.a.
9. Ausfall der Endsilben *-ben, -den, -gen* zu [-m], [-n], [-ŋ]: *ham* (haben), *Laan* (Laden), *weeng* (wegen)
10. Kontraktion der enklitischen Pronomina
a) mit Tilgung der Verschlußlaute: *hasse, bisse, kansse, wenne* (wenn du)
b) mit Sonorisierung: [ˈɪzət] (ist es), [ˈlazət] (laß es), [ˈgɪbət] (gibt es)

II. Vokalismus
11. Senkung der Langvokale vor *r*
a) [æː] statt [eː]: *Lährer, ährlich, mähr*
b) [ɔː] statt [oː]: [gəbɔːrən] (geboren), [mɔtɔːrat] (Motorrad)
c) [œː] statt [øː]: [ʃtœːrən] (stören), [hœːrɐ] (Hörer), [tœːrɪçt] (töricht)
12. Hebung des Langvokals [ɛː] zu [eː]: *speter, nemlich, Sekreterin*
13. Späte und geringe Steigung der Diphthonge: [kaːɛn] (kein), [lɔːɛtə] (Leute), [gənaːɔ] (genau)
14. Dehnung und Hebung der Kurzvokale *i, ü, u* in geschlossener Silbe: *Wünter, Müünster, huundert* (vgl. dazu auch die Fälle unter 4b)
15. Kürzung der Langvokale. Lexemgebunden bei: *abber, widder, übber, odder, schonn, dammals, Tach, Ratt, gesacht, habt, Zuch, Betruch, genau, gropp, Troch* u.a.
16. Abschwächung der enklitischen Vokale zu [ə]: *krisse* (kriegst du), *willse* (will sie), *hamsen* (haben sie ihn)
17. Apokope des unbetonten *-e*: *ich komm, ich glaub, ich wollt*
18. Synkope des unbetonten *-e-*: *gehn, solln, kenn* (kennen), *waan* (waren), *fing* (fingen), *gekomm* (gekommen)

In den variablenanalytischen Arbeiten konnte gezeigt werden, dass einige der genannten Varianten fast durchgängig in hoher Frequenz auftreten, andere dagegen nur selten. So konnte Salewski (1998: 79, 87) für die acht ehemaligen Bergleute aus den Duisburger Stadtteilen Homberg und Neumühl überwiegend hohe Frequenzen für die o.g. Merkmale Nr. 1a (*dat, wat, et*), Nr. 2 (*g*-Spirantisierung im Auslaut), Nr. 6 (Reduktion von *pf*), Nr. 9 (Reduktion von Endsilben), Nr. 10 (Kontraktion von enklitischen Pronomina) und Nr. 15 (lexemspezifische Vokalkürzungen) ermitteln, während etwa bei den Varianten Nr. 3 (*g*-Spirantisierung im Inlaut), Nr. 7 (Realisierung von *ng* als [ŋk]), Nr. 13 (späte und geringe Steigung der Diphthonge) und Nr. 14 (Dehnung und Hebung von Kurzvokalen) fast bei allen Duisburger Sprechern die Standardvariante dominiert. In ihrer Analyse ausgewählter Gesprächspassagen kann Salewski (1998: 124-205) zudem zeigen, dass die regiolekta-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

len Varianten im Rahmen von Code-Shifting-Prozessen flexibel zur Markierung von Emphase, zur Kennzeichnung von Zitaten, zum Ausdruck von Fachkompetenz, zur Selbstdarstellung und für andere diskursfunktionale oder sozialsymbolische Funktionen eingesetzt werden. Neben dieser intrasituativen Variation lässt sich, wie bereits Scholten (1988: 270-280) belegt, für einige Varianten wie *dat, wat, et* oder die *g*-Spirantisierung bereits bei jugendlichen Sprechern eine situationsspezifische Verwendung (formelle vs. informelle Kontexte) nachweisen.

Zudem wird die Notwendigkeit deutlich, die o.g. Varianten weiter auszudifferenzieren, da ihr Gebrauch stark vom lautlichen Kontext abhängig ist. Während etwa das spirantisierte *g*-Allophon [x] nach Velarvokalen (*Tach, gesacht*) auch von jüngeren Sprechern noch frequent verwendet wird, ist dies für das vordere Allophon [ç] nach palatalen Vokalen (*leecht, Kriech*) und vor allem nach Liquiden (*Berch, folcht*) nur noch in geringerem Maße der Fall (Pistor 2005), und der Kontext nach *r, l* wird in Bewertungstests auch als weniger akzeptabel betrachtet als der postvokalische Kontext (vgl. Elmentaler et al. 2010: 124; Elmentaler 2012a: 43f.). Kontextbedingte Unterschiede lassen sich auch bei den Apokopen feststellen; so tritt die Apokope von *d* (realisiert als [t]) und *ch* ([x]) in den Kleinwörtern *und, noch, doch, auch* in der Regel deutlich seltener auf als die Apokope des Liquids bzw. Dentals in *mal, ist, nicht*.

Die für Duisburg beschriebenen Strukturen und Prozesse lassen sich, wie die Untersuchungen von Lashok (1993) und Lucas (2004) belegen, in ähnlicher Weise in der Nachbarstadt Oberhausen nachweisen. Lucas (2004) zeigt für eine Gewährsperson der mittleren Generation (Jg. 1953) einen situativ gesteuerten Variantengebrauch auf, der sich vor allem auf die unverschobenen Verschlusslaute (*dat, wat, et*), die Spirantisierung im palatalen und postliquiden Kontext (*leecht, Berch*), die Vokalkürzung bei *und* und *schon* sowie die *ch*-Apokope bei *noch, doch, auch* bezieht. In Bezug auf diese Variablen produziert die Sprecherin im Interviewkontext signifikant weniger regiolektale Formen als im informellen, familiären Gespräch. Auch Lashok (1993) beschreibt für ihre Gewährsperson, einen Oberhausener Studenten, der Mihms „Sprechertyp A mit höherer Schulbildung, gehobenem Berufsstatus und mit intensiver Teilnahme an überregionalen Wertsystemen" (Mihm 1997: 28) entspricht, einen jeweils situationsangepassten Variantengebrauch anhand von Aufnahmen aus zehn unterschiedlichen Gesprächssituationen. Dabei kann sie zeigen, dass dieser Sprecher die meisten regiolektalen Varianten gezielt zur Markierung der Beziehung zwischen den Gesprächspartnern (vertraut/unvertraut) einsetzt oder in Abhängigkeit von der Thematik (alltagsbezogen/wissenschaftlich, lustig/ernst) verwendet. Darüber hinaus wird in dieser Studie auch ein Vergleich der Spontansprache mit der Leseaussprache desselben Sprechers durchgeführt, bei dem sich nur drei von 13 überprüften Merkmalen als remanent erweisen (Ausfall des Endungs-*e* beim Verb, *r*-Vokalisierung vor Konsonanten, Senkung von Langvokalen vor *r*). In den genannten Arbeiten werden somit ansatzweise die Umrisse lokaler (zunächst individueller) Sprachlagenspektren erkennbar, auf deren Rekonstruktion das SiN-Projekt – auf der Basis eines weitaus umfangreicheren Datenkorpus – abzielt.

Die für das westliche Ruhrgebiet nachgewiesenen Regiolektmerkmale und deren situative und altersspezifische Gebrauchsmodalitäten dürften im Wesentlichen für den gesamten nördlichen Niederrhein Gültigkeit besitzen. Darauf deuten die

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Befunde zu den nordniederrheinischen Orten Kranenburg und Uedem aus dem SiN-Projekt hin, ebenso wie auch die Fragebogenerhebungen von Georg Cornelissen, der in seiner zusammenfassenden Darstellung zum niederrheinischen Deutsch (2007: 11f.) feststellt: „Die Alltagssprache von Duisburg und Oberhausen, von der bisherigen Forschung meist als Teil des ‚Ruhrdeutschen' gesehen, kann sehr gut als niederrheinisches Deutsch beschrieben werden". Die in Cornelissens Publikationen kartierten Ergebnisse der vom Bonner Amt für Rheinische Landeskunde durchgeführten Umfragen belegen, dass Merkmale wie die Kontraktion von Verb und Pronomen in *hasse* (Cornelissen 2007: 28), der Erhalt von unverschobenem *k* in *bissken* ‚bisschen' (ebd.: 140), die *g*-Spirantisierung in *Zuch* ‚Zug' (Cornelissen 2002: 301) oder die assimilierte Verbform *kriss* ‚kriegst' (ebd.: 298, ohne Karte) nach Selbsteinschätzung der Befragten im gesamten (nördlichen und südlichen) Niederrheinraum gebräuchlich sind. Die SiN-Daten aus Kranenburg und Uedem (Tischgespräche) bestätigen diese Einschätzungen und belegen zudem auch hohe Anteile von 60-80 % für unverschobenes *dat, wat, et* und für Spirans [f] statt [pf] (ca. 90-100 %) sowie mittlere Frequenzen für Vokalkürzungen (ca. 40-50 %) und für Vokalhebungen bei *i, u* vor Konsonantenverbindungen (13-44 %).

Zum Teil werden jedoch auch Differenzen zwischen dem nord- und südniederrheinischen Regiolekt sichtbar. Nach den Befragungsergebnissen von Cornelissen stehen den am südlichen Niederrhein genannten Varianten *nitt* ‚nicht' (Cornelissen 2002: 288; 2007: 112) und *hacht* ‚hart' mit Realisierung des *r* als [x] (Cornelissen 2002: 299) nordniederrheinisches *nich* (mit *t*-Apokope) und *haat* (mit *r*-Ausfall und Ersatzdehnung des Vokals) gegenüber. Weitere Besonderheiten des südniederrheinischen Regiolekts, die dieser mit den südlich angrenzenden ripuarischen Varietäten teilt, sind koronalisiertes *ch* (*isch, spreschen*) und die *g*-Spirantisierung im Anlaut (*jeglaubt, juut*) gegenüber den am nördlichen Niederrhein üblichen Standardvarianten [ç] und [g] (Cornelissen 2002, 305; vgl. auch die kontrastive Merkmalsübersicht in Elmentaler 2005b: 401). Diese auf Umfragen und sporadischen Beobachtungen basierenden Befunde werden durch die Ergebnisse zweier unveröffentlichter Qualifikationsarbeiten gestützt, die sich anhand von Sprachaufnahmen mit der Alltagssprache in Krefeld (Pistor 2005) und Grefrath-Oedt (Ronge 2005) beschäftigen, sowie durch die Untersuchung von Jünger-Geier (1989) zur „Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg", das nur etwa 1-2 km südlich der Benrather Linie gelegen ist und dessen Alltagssprache somit (von der für den Regiolekt kaum relevanten Lautverschiebungslinie abgesehen) weitreichende Gemeinsamkeiten mit den südniederrheinischen Regiolekten nördlich der Isoglosse aufweisen dürfte. Für alle drei Orte ließen sich zusätzlich zu den gesamtniederrheinischen Merkmalen die Koronalisierung (*spreschen*) und die *g*-Spirantisierung im Anlaut (*janz*) frequent nachweisen, für Krefeld und Grefrath-Oedt darüber hinaus auch die (von Jünger-Geier 1989 nicht untersuchte) *r*-Realisierung als [x] (*Spocht*) sowie eine am nördlichen Niederrhein eher unübliche Apokope des *d* in *sind* (*sin*). Auch die Daten der SiN-Tischgespräche aus den südniederrheinischen Orten Bracht und Grefrath-Oedt stützen diese Ergebnisse weitgehend (Oedt: *r* als [x]: 47,2 %, Koronalisierung: 69,4 %, [j] für anlautendes *g*: 12,5 %; Bracht: *r* als [x]: 59,6 %, Koronalisierung: 9,2 %, [j] für anlautendes *g*: 32-43 %). Diese

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sprachlichen Besonderheiten des südniederrheinischen Regiolekts lassen sich plausibel als Resultat eines jahrhundertelangen Kontakts mit den südlich angrenzenden, am kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum Köln orientierten ripuarischen Varietäten beschreiben, der sich bis in die Düsseldorfer Urkundenüberlieferung des 14. Jahrhunderts hinein verfolgen lässt, in der die autochthone rheinmaasländische durch eine ripuarische Schreibsprache ersetzt wurde (dazu Elmentaler 2005a: 126-133, 2005b: 404-415).

Vergleicht man die Studien, die sich auf Aufnahmen mit Sprechern der Vorkriegsgenerationen beziehen, mit solchen zu den nach dem Krieg geborenen Generationen, so lässt sich in einigen Fällen ein Rückgang regiolektaler Formen beobachten. So verwenden z.B. die von Salewski (1998) untersuchten Duisburger Bergleute (Jg. 1907-20) einige Merkmale noch weitaus häufiger als die in den Studien von Pistor (2005) und Störkel (2004) berücksichtigten, ab den 1950er Jahren geborenen Gewährspersonen (Jg. 1953-85). Dies gilt z.B. für die unverschobenen Verschlusslaute in *dat*, *wat*, *et*, die im Korpus von Pistor (2005) zwar von einem damals 20jährigen Sprecher zu etwa 90 % gebraucht werden (ähnlich wie die Bergleute aus Salewskis Studie), bei einer anderen, 27jährigen Sprecherin aber schon auf etwa 10 % zurückgegangen sind (vgl. Elmentaler 2008). Ähnliche sprecherspezifische Differenzen und individuelle Standardkonvergenzen konnten auch für einige der oben unter Nr. 15 subsumierten Vokalkürzungen festgestellt werden (*un* ‚und', *no* ‚noch', *do* ‚doch', *au* ‚auch'). Diese Befunde verweisen auf eine Individualisierung des Sprechens und damit auf ein souveräneres Verfügen über regionalsprachliche Ressourcen, das für vorangehende Sprechergenerationen noch nicht im gleichem Umfang galt. Für den Regiolekt von Oberhausen konstatiert Lucas (2004) – in einem Vergleich dreier Generationen – die Stabilität einiger regiolektaler Varianten (*g*-Spirantisierung im Auslaut; Klitisierung von Pronomen oder Artikeln wie in *hasse*, *inne* oder *so'n*; *l*-bzw. *ch*-Apokope in *ma(l)*, *do(ch)*, *au(ch)*; Vokalkürzung in *schon* und *aber*), während andere in der jüngeren Generation stark rückläufig sind (*ch*-Apokope in *no(ch)*) oder sogar völlig wegfallen (*dat*, *wat*; Glottalverschluss statt intervokalischem Dental wie in [ˈhaʔn] ‚hatten'). Volmert (1997) stellt mit Bezug u.a. auf Oberhausener Sprachproben fest:

> Aber es gibt keinen Zweifel – das RGD [= Ruhrgebietsdeutsch] ist heute [...] einem starken Abnutzungsprozeß unterworfen. Mit der allgemeinen Verbreitung audiovisueller Medien hat sich der Anpassungsdruck an das Standarddeutsche ständig verstärkt. [...] Es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, Sprecher zu finden, die noch das alte RGD (der 50er und 60er Jahre) sprechen. Ein solches merkmalreiches RGD wird anscheinend nur noch von älteren Bevölkerungsgruppen bestimmter Sozialstraten gesprochen [...]. In den meisten Stadtteilen von Essen, Oberhausen, Mülheim usw. ist kein merkmalreiches RGD mehr zu finden; offensichtlich wird es nicht mehr als dominierende (primäre) Varietät durch das häusliche Milieu vermittelt. (Volmert 1997: 59)

Auch in den Regiolekten des südlichen Niederrheins lässt sich ein Rückgang einzelner Varianten in der jüngeren Generation erkennen. Für das südniederrheinische Neuss konnten Cornelissen/Klaverkamp (o.J., basierend auf Aufnahmen von 2008) zeigen, dass von 15 jüngeren Gewährspersonen (16-23 Jahre), die gebeten wurden, einen hochdeutschen Text mit sieben Belegwörtern für stddt. [ç] (*zwanzig*, *sich*, *Pfirsichen* usw.) vorzulesen, zwar vier Personen „durchweg oder immer koronalisierten", also die regiolektale Variante [ʃ] oder [ɕ] verwendeten, dass aber sieben Personen überwiegend und vier ausschließlich die Standardvariante gebrauchten. Auch für die jüngeren Sprecher aus Krefeld (Pistor 2005) und

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Grefrath-Oedt (Ronge 2005) ließ sich ein Rückgang vor allem der spezifisch südniederrheinischen Merkmale wie der Koronalisierung, der Realisierung von *r* als [x], der spirantischen Realisierung von anlautendem *g* und der Apokope von *sind* beobachten, was insgesamt auf eine allmähliche Nivellierung der Differenzen zwischen den süd- und nordniederrheinischen Regiolekten hinausläuft.

4.2. Westfälischer Raum Für den westfälischen Raum sind aufgrund der wirtschaftlichen und sozialen Umbruchprozesse des 19. und frühen 20. Jahrhunderts grundsätzlich zwei Teilregionen zu unterscheiden, die ein unterschiedliches sprachliches Profil aufweisen. Der städtische Ballungsraum des östlichen Ruhrgebiets, zu dem u.a. die Städte Dortmund, Essen, Bochum und Gelsenkirchen gehören, ist durch eine frühe, bereits im 19. Jahrhundert durchgreifende Ersetzung der niederdeutschen Basisdialekte durch einen städtischen Regiolekt, das „Ruhrdeutsche", charakterisiert. Es handelt sich um eine Region, in der die Funktionen der alten Mundarten, die im Bewusstsein der Städter kaum noch präsent sind (Mihm 1997: 20 geht von einer passiven Dialektkompetenz bei „weniger als 1 % der Bevölkerung aus"), durch den Regiolekt übernommen wurden:

> Platt ist durch die Umgangssprache ersetzt worden, die von den Sprechern (unter funktionalen Aspekten zu Recht) oft Dialekt genannt wird. [...] Insgesamt lässt sich sagen, dass es im Ruhrgebiet keine niederdeutschen Sprachgemeinschaften mehr gibt. Platt hat eine sehr begrenzte Funktion im Rahmen einer spezifischen Erinnerungskultur. Das Ende der Sprachgemeinschaften wurde eingeleitet durch den abrupten Sprachwechsel vor und nach 1900, der bei Kindern derselben Familie oft zu unterschiedlicher sprachlicher Sozialisation führte. Als Gruppensprache, die in einer sehr begrenzten Öffentlichkeit wahrnehmbar war, existierte Platt im Bergbau als Sprache der Steiger bis etwa 1940. (Menge 2004: 17f.)

Der auf westfälischer Dialektgrundlage entstandene Regiolekt, der auf ältere, bereits im 16. Jahrhundert entstandene Ausprägungen eines norddeutschen Hochdeutsch zurückgeht (Mihm 1989, 2000: 2112), hat sich seit 1900 über mehrere Sprechergenerationen verfestigt (Menge 2000) und stabile Normen herausgebildet. Insbesondere seit den 1950er Jahren hat dann die literarische Funktionalisierung des Ruhrdeutschen in Zeitungskolumnen und auf Kabarettbühnen zu einer Stereotypisierung zentraler Merkmale dieses Regiolekts geführt (Becker 2003: 51-53, 252-281). In der Alltagskommunikation können heute viele Sprecher auf einer Skala zwischen einer standardnahen Sprachlage und einer standardferneren, merkmalsreicheren Sprachlage shiften und regiolektale Varianten für unterschiedliche kommunikativ-pragmatische Zwecke funktionalisieren (Mihm 1997: 30-35, Salewski 1998: 124-205). Hierbei ist anzunehmen, dass der Umfang des Sprachlagenspektrums und seine generelle Distanz oder Nähe zum Standard mit individuellen Faktoren wie dem Bildungsgrad, dem Berufsstatus und der Milieuzugehörigkeit in Verbindung stehen (vgl. das „Modell zur sozialen und situativen Verteilung des Ruhrdeutschen" bei Mihm 1997: 28).

Von dieser urbanen Sprachlagenkonstellation lässt sich die Situation in den ländlichen und kleinstädtischen Regionen des übrigen Westfalen unterscheiden. Auch hier haben sich regiolektale, hochdeutsch basierte Sprachlagen wohl spätestens seit dem 17. Jahrhundert zunächst im gehobenen Bürgertum, später in weiteren Bevölkerungskreisen etabliert (Niebaum 2000: 229-233, 243-246), doch waren daneben bis weit ins 20. Jahrhundert auch noch die alten Basisdialekte präsent, so dass es zu einer diglossischen Sprachsituation kam:

> Nachdem das Niederdeutsche als gesprochene Alltagssprache zunächst unangefochten blieb, setzt bis zur Mitte des 19. Jahrhun-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

derts auch hier ein Ablöseprozess ein, der zunächst relativ geordnet in einer sogenannten stabilen Diglossie verlief, d.h. ein mehr oder weniger geregeltes Miteinander von Plattdeutsch und Hochdeutsch bedeutete. (Kremer/Van Caeneghem 2007: 9)

Für die Zeit ab den 1920-30er Jahren ist dann nach Kremer (2000: 318) von einer zunehmend „labile[n] Diglossie" im westfälischen Raum auszugehen, was vor allem auf eine „Übernahme städtischer Lebensformen durch die ländlichen Eliten, hier also durch den Übergang zur standardsprachlichen Sozialisation der Kinder in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg" sowie auf die Durchsetzung des Rundfunks zurückzuführen sei (ebd.: 324). Das Niederdeutsche entwickelt sich schließlich zum „Kulturdialekt" (Kremer/Van Caeneghem 2007: 133-140), also zu einer „Mundart, die nicht mehr als Alltagssprache [...], sondern mehr oder weniger ausschließlich in [...] kulturellen Nischen gebraucht wird, d.h. in bewusst herbeigeführten Situationen mit dem ausdrücklichen Ziel der Erhaltung und Pflege dieser Sprachvarietät" (ebd.: 139). Die Funktion der Basisdialekte als informelle Sprachlage des Alltags haben auch hier die Regiolekte übernommen.

Die Erforschung der westfälischen Regiolekte befindet sich, sieht man vom östlichen Ruhrgebiet ab, noch in den Anfängen. Zwar wurden in verschiedenen Publikationen (Niebaum 1977, Lauf 1996, Kremer 2000) Variantenlisten mit Kennmerkmalen der westfälischen Umgangssprachen angeführt, doch ist bislang über die Auftretensfrequenz, die situative und soziale Distribution und die areale Reichweite der Varianten wenig bekannt. Daher ist, wie Kremer/Van Caeneghem (2007: 121) feststellen, „bisher eigentlich nicht geklärt, ob man zu Recht von der westfälischen, oder gar (west)münsterländischen Umgangssprache sprechen darf, d.h. ob sie ein klar beschreibbares eigenes System darstellt, oder ob es sich bei ihr lediglich um ein jeweils persönliches stilistisches Register des Standardddeutschen handelt". In Bezug auf die areale Gliederung der westfälischen Regiolekte verweisen die Autoren auf unterschiedliche, jeweils noch nicht empirisch abgesicherte Hypothesen: „Lauf (1996: 205) suggeriert eine westliche und eine östliche Variante der westfälischen Umgangssprache, nach Telgenbüscher (1997) ist eine durchaus diatopisch abgrenzbare Umgangssprache für Paderborn und Umgebung auszumachen" (Kremer/Van Caeneghem 2007: 121, Anm. 32). Kremer selbst geht davon aus, dass der im Westmünsterland gesprochene Regiolekt mit dem Ruhrdeutschen „viele Züge gemein hat" (Kremer 1983: 85, Anm. 9). Das Fehlen quantitativer Variablenanalysen führt Menge (1984: 134) auf den Mangel geeigneter Quellen zurück. So weist er darauf hin, dass die in den „Proben deutscher Umgangssprache" (Sperlbaum 1975) enthaltenen Aufnahmen aus dem westfälischen Raum z.T. mit Sprechern durchgeführt wurden, die nicht aus Westfalen stammten, und dass sie überwiegend eher eine „regional gefärbte Standardsprache" als den Regiolekt repräsentieren (ebd.). Eine linguistische Auswertung des von Menge (1984: 135f.) als authentischer eingestuften Materials der „oral-history-Foschung" ist seither nicht erfolgt, und auch die Sprachaufnahmen, die in dem von Siegfried Grosse geleiteten Bochumer Projekt zur Erforschung der gesprochenen Sprache im westfälischen Teil des Ruhrgebiets (Bottrop, Gelsenkirchen, Recklinghausen, Castrop-Rauxel, Dortmund) durchgeführt worden waren (Menge 1984: 137, Thies 1985), sind noch nicht umfassend analysiert worden.

Aufgrund der Defizite bei der Erforschung der westfälischen Regiolekte wird auch hier zunächst ein allgemeiner Überblick über die in der Literatur genannten Charakteristika gegeben, um anschließend anhand der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

variablenlinguistischen Studien zum östlichen Ruhrdeutschen einige differenziertere Einblicke in Variantenfrequenzen und Faktoren der sprachlichen Variation zu bekommen. Schließlich soll anhand der Daten aus dem SiN-Projekt ein grobes Bild von der arealen Gliederung der westfälischen Regiolektlandschaft gezeichnet werden.

Eine frühe, sehr umfängliche Auflistung der sprachlichen Besonderheiten des westfälischen Regiolekts gibt der westfälische Heimatdichter und Lehrer Karl Wagenfeld in einem Manuskript über „Münstersches Hochdeutsch" aus den 1920er Jahren (Wagenfeld 1992: 56-76). Dieser Katalog sei als Ausgangspunkt gewählt, da hier eine noch recht dialektnahe und merkmalsreiche Sprachlage beschrieben wird. Gleicht man die von Wagenfeld angeführten Merkmale aus dem phonetisch-phonologischen Bereich mit denen des Variantenkatalogs für das Ruhrdeutsche von Mihm (1997: 21f., vgl. oben Kap. 4.1) ab, der ebenfalls eine standardferne Sprachlage repräsentiert, ergeben sich eine Reihe von Übereinstimmungen. Von den 18 bei Mihm angeführten Merkmalen werden 13 auch bei Wagenfeld angeführt (Nr. 2: *g*-Spirantisierung im Auslaut, 4: *r*-Vokalisierung, 6: *pf* als [f], 7: *ng* als [ŋk], 8: Apokopen, 9: Kontraktion von *-ben*, *-den*, *-gen*, 10: Kontraktion enklitischer Pronomina, 11: Vokalsenkung vor *r*, 14: Dehnung und Hebung von Kurzvokalen in geschlossener Silbe, 15: Kürzung von Langvokalen, 16: Abschwächung enklitischer Vokale, 17: *e*-Apokope bei Verbformen der 1.Ps.Sg., 18: Synkope von unbetontem [ə]), wobei allerdings in zwei Fällen Abweichungen im Detail deutlich werden. So setzt Wagenfeld (S. 64) für auslautendes *g* wie in ‚Berg' eine „tonlose gutturale Spirans" an, also [bɛɐx], statt der palatalen Spirans [ç] des westlichen Ruhrgebiets, und bei dem enklitischen Pronomen *du* nach Verb führt Wagenfeld (S. 66) die Varianten mit erhaltenem Dental an (*Was sagst de? Was hast de?*) statt der bei Mihm (1997) angegebenen vollständig assimilierten Formen wie in *hasse*, *kansse*.

Nicht genannt sind bei Wagenfeld die Varianten Nr. 3 (*g*-Spirantisierung im Inlaut), Nr. 5 (Schwächung bzw. Vokalisierung des *l*), Nr. 12 (Hebung von langem *ä*) und Nr. 13 (späte und geringe Steigung der Diphthonge). Da diese Merkmale jedoch nach Lauf (1996: 199, 205-209) in den westfälischen Regiolekten (oder überregional) vorkommen, ist davon auszugehen, dass sie auch in Münster um 1920 verbreitet gewesen sein dürften und von Wagenfeld wohl wegen ihrer geringeren Salienz nicht beachtet wurden. Zu ergänzen ist zudem das von Wagenfeld nicht angeführte Merkmal der *l*-Velarisierung, das Lauf (1996: 208) als typisches Merkmal der westfälischen Regiolekte wie auch der Umgangssprache des östlichen Ruhrgebietes anführt (in der Auflistung von Mihm 1997 ist es nicht enthalten, da es für das westliche Ruhrdeutsch nicht charakteristisch ist).

Eine weitere von Wagenfeld nicht angeführte Variante ist das bei Mihm (1997) unter Nr. 1a verzeichnete Merkmal des erhaltenen *t* in *dat* und *wat*. Der Gebrauch der unverschobenen Konsonanten in diesen Kleinwörtern ist im westfälischen Regiolekt – anders als in dem des Ruhrgebietes – nicht verbreitet. Die von Mihm (1997) ebenfalls angeführte Form *allet* ‚alles' ist nach den Ergebnissen des SiN-Projekts für die Regiolekte des Westens nicht besonders charakteristisch.

Über die genannten Merkmale hinaus führt Wagenfeld für das „Münstersche Hochdeutsch" auch einige dialektnahe Varianten auf, die heute bereits stark zurückgegangen sein dürften. Hierzu zählen etwa die Assimilation von *ld* zu [l] (*Schiller* ‚Schilder', S. 63), die Sonorisierung von *f* zu [v] (*Wölwe* ‚Wölfe', *Höwe* ‚Höfe', S. 64), die *e*-Epenthese bei dem Wort ‚ich' (*iche*, S. 64), der Gebrauch

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

des Frikativs [s] statt der Affrikate [ts] im Anlaut (*Sucker* ‚Zucker', *swei* ‚zwei', S. 65), die alveolare Realisierung des *s* vor *t* und *p* (*s-pielen, s-tehen*) sowie auch vor *l, m, n, w* (*Slaf, smecken, sneiden, swimmen*, S. 64) und die Realisierung von stddt. [ʃ] im intervokalischen Inlaut als [sx] oder [sk] (*wis-chen* oder *wis-ken* ‚wischen', S. 64). Diese Merkmale werden von Lauf (1996) nicht angeführt bzw. (im Falle von [sx, sk] oder [st, sp]) explizit als nicht mehr belegt genannt (Lauf 1996: 209) und ließen sich auch in den Aufnahmen des SiN-Projekts nicht oder nur noch selten nachweisen. Ein weiteres Merkmal, das sowohl Wagenfeld (S. 64) als auch Lauf (1996: 208) und Mihm (2000: 2115) noch als Charakteristikum der westfälischen Regiolekte anführen, ist die *g*-Spirantisierung im Wortanlaut (*chestern* ‚gestern'). Quantitativ ist es allerdings schon im Bergleute-Korpus von Salewski (1998) nur noch schwach belegt (Dortmund: 6,5 %) und wird von den westfälischen Sprecherinnen des SiN-Projekts kaum noch gebraucht (durchschnittlich 0,5 % in den acht Untersuchungsorten). Insgesamt lässt sich somit eine deutliche Tendenz zur Entregionalisierung erkennen.

Aufschluss über die Auftretensfrequenz, den individuellen Gebrauch und die areale Distribution der westfälischen Varianten geben zunächst die Arbeiten zum Sprachgebrauch im östlichen Ruhrgebiet. Hier ist wiederum in erster Linie die Studie von Salewski (1998) zu nennen, die neben dem niederfränkisch basierten Regiolekt von Duisburg auch den westfälischen Regiolekt von Dortmund-Dorstfeld untersucht. Salewski stellt bei den Dortmunder Sprechern für einige der von ihr untersuchten Merkmale interindividuelle Differenzen in der Verwendungshäufigkeit fest, die auf eine unterschiedlich starke Nutzung der regiolektalen Varianten als kommunikativer Ressource hindeuten (Salewski 1998: 68-77). So werden z.B. die Formen *gets* ‚jetzt' und *geder* ‚jeder' mit Okklusion des *j* von einem Sprecher gar nicht, von einem anderen dagegen zu 85,7 % gebraucht, bei Vokalkürzungen in Zweisilbern wie *abber, übber, widder* schwanken die Anteile zwischen 31,8 und 92,7 %, bei der Velarisierung des *l* zwischen 16,1 und 71,1 % und bei den Formen *dat, wat, et* zwischen 7,8 und 52,7 %.

Für das Merkmal der unverschobenen Konsonanten in *dat, wat, et* zeigt sich auch eine klare areale Verteilung. Hier ergeben sich für die vier Dortmunder Bergleute deutlich geringere Werte (7,8-52,7 %, im Schnitt 31,4 %) als für die acht Probanden aus Duisburg (44,3-100 %, im Schnitt ca. 83 %). Bei genauerer Betrachtung zeigt sich eine abnehmende Tendenz zum Gebrauch der unverschobenen Varianten vom linksrheinischen Duisburg-Homberg (96,4 %) über das westliche Ruhrgebiet (Duisburg-Neumühl: 70,6 %) und das östliche Ruhrgebiet (Dortmund-Dorstfeld: 31,4 %) bis zum westfälischen Raum, in dem die Intensität des Gebrauchs dieser Variante mit zunehmender Entfernung vom Ruhrgebiet abnimmt. Dieser Befund wird auch durch die Daten der niederrheinischen und westfälischen Erhebungsorte des SiN-Projekts gestützt. Während *dat, wat, et* in den vier niederrheinischen Orten zu durchschnittlich 60-80 % in den Tischgesprächen und zu 12-44 % sogar im eher formellen Interview verwendet werden, kommen die unverschobenen Formen im Münsterland und Westmünsterland in den Tischgesprächen nur zu 25-60 % vor und in den Interviews zu 0,4-16 %, und in Süd- und Ostwestfalen sind sie kaum belegt (Tischgespräche: 0-1,2 %, Interviews: 0-1 %).

Eine umgekehrte areale Abstufung zeigt sich nach Salewski (1998) bei der Variante [ŋk] für auslautendes *ng* (*Ordnunk, Dink*). Während der westfälisch basierte Regiolekt des östlichen Ruhrgebiets (Dortmund) einen durchschnittlichen Anteil von 56 % aufweist, sind

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

es im niederfränkisch basierten Duisburg nur 8-9 %. Auch dieses Ergebnis wird durch die SiN-Daten untermauert und lässt sich auf den östlich anschließenden, ländlichen Raum ausdehnen. In den niederrheinischen Orten beträgt der Anteil für [ŋk] in den Tischgesprächen nur 0-7 %, im Westmünsterland und Münsterland 15-43 % und in Süd- und Ostwestfalen 26-67 %. Wie der AAS (Bd. 2: 233) zeigt, sind diese regionalspezifischen Präferenzen sogar in der Vorleseaussprache (Mitte der 1970er Jahre) noch erkennbar. Hier ist bei den beiden Sprecherinnen aus den niederrheinischen Orten (Kleve, Duisburg) keine Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv belegt und bei der Probandin aus Münster tritt sie nur im Suffix *-ung* auf (zu 20 %), während die Plosivvariante bei den Probandinnen aus Südwestfalen (Werl, Warstein) und Ostwestfalen (Bielefeld) in beiden Kontexten zu durchschnittlich 40 % (Wortauslaut in betonter Silbe) bzw. 60 % (Suffix *-ung*) vorkommt.

Eine ähnliche areale Distribution weist im Korpus von Salewski (1998) das Merkmal der *l*-Velarisierung auf (Duisburg-Homberg: 0 %, Duisburg-Neumühl: 6 %, Dortmund: 49 %). Hier lassen die SiN-Daten allerdings einen starken Variantenrückgang erkennen, so dass die Werte auch in Westfalen nicht mehr die 10 %-Marke überschreiten. Tendenziell gibt es jedoch immer noch einen Unterschied zwischen den niederrheinischen Orten (0-0,7 % in den Tischgesprächen) und den (west)münsterländischen und südwestfälischen Orten (1,3-6,5 %). In den ostwestfälischen Untersuchungsorten ist die *l*-Velarisierung nicht belegt.

Da für die nicht zum Ruhrgebiet gehörigen Teile Westfalens bislang keine variablenlinguistischen Untersuchungen vorliegen, sind die Daten aus den vier westfälischen Teilregionen des SiN-Korpus (Westmünsterland, Münsterland, Südwestfalen, Ostwestfalen) mit jeweils zwei Ortspunkten die ersten, die einen Einblick in die areale Binnendifferenzierung des Westfälischen auf der Ebene der Regiolekte ermöglichen. Von den bei Mihm (1997) genannten Merkmalen sind erwartungsgemäß einige im gesamten westfälischen Raum frequent belegt, etwa (in den Tischgesprächen) [f] für *pf* (80-100 %), die *g*-Spirantisierung im absoluten Auslaut (66-89 %) und gedeckten Auslaut (87-98 %), die *t*-Apokope (54-69 %) und die Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel (*so'ne*, 92-100 %). Andere Merkmale sind ebenfalls großräumig belegt, aber in geringerer Frequenz, etwa die Assimilation von *nd* zu [n] wie in *Kinner* ‚Kinder' (4-16 %), die Kontraktion von Verb und enklitischem Personalpronomen der 2.Ps.Sg. mit Vokalschwächung wie in *hasse/haste* ‚hast du' und *bisse/biste* ‚bist du' (meist über 50 %) oder die Hebung (und z.T. Dehnung) von kurzem, offenem [ɪ] vor Konsonantenverbindungen wie in [fi(:)ndən] ‚finden' (6-27 %). Fast vollständig zurückgegangen sind (neben den oben bereits genannten Merkmalen) die Realisierung des *r* als apikaler Vibrant [r], die nur noch bei einer einzigen Gewährsperson in dem münsterländischen Ort Wettringen gefunden wurde, und die alveolare Realisierung des *s* vor *p, t,* die bei jeweils einer Sprecherin aus dem westmünsterländischen Südlohn (ein Beleg neben 21 Belegen für [ʃp, ʃt]) und aus dem ostwestfälischen Rödinghausen (zwei Belege neben 19 Belegen für [ʃp, ʃt]) auftritt. Beide Merkmale waren in der Vorleseaussprache der vier westfälischen Sprecherinnen aus den 1970er Jahren nicht mehr nachweisbar (AAS, Bd. 1: 70, 97 und Bd. 2: 176).

Bei einigen Varianten ergibt sich eine Differenzierung der Regiolekte im westmünsterländischen und münsterländischen Raum gegenüber denen in Ostwestfalen und Südwestfalen. Neben den bereits diskutierten Unterschieden im Anteil von unverschobenem *dat, wat, et*, von [ŋk]

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

für *ng* und von velarisiertem *l* sind auffällige Differenzen in der Hebung von [ɛː] festzustellen (*Treener* ‚Trainer', *teetigen* ‚tätigen'). Während der Anteil der gehobenen Varianten mit [eː] in Süd- und Ostwestfalen bei 29-78 % liegt (im angrenzenden ostfälischen Raum sogar bei 90-100 %), ist er bei den Regiolekten im Westmünsterland und Münsterland deutlich geringer (0-16 %), die sich darin denen des nördlichen Niederrheins anschließen (6-12 %).

Im Bereich der Vokalkürzungen (bzw. des Erhalts alter Kürze gegenüber stddt. Länge) gibt es bei bestimmten Lexemen eine auffällige Differenz zwischen dem (west-) münsterländischen Regiolekt, der geringe Anteile standarddivergenter Formen aufweist, und den süd- und ostwestfälischen Regiolekten mit relativ hohen Anteilen an kurzvokalischen Realisierungen. Dies gilt z.B. für die Kurzvokale in *übber* ‚über', *widder* ‚wieder' und *Omma* ‚Oma', die in Süd- und Ostwestfalen zu durchschnittlich 42 % vorkommen, im Westmünsterland und Münsterland dagegen nur zu 1,7 %.

Insgesamt ergibt sich aus den vorliegenden Beschreibungen das Bild einer relativen Homogenität der rezenten westfälischen Regiolekte, die zudem weitreichende Übereinstimmungen mit den Regiolekten des Ruhrgebiets und Niederrheins aufweisen. Systemische Unterschiede sind selten, meist handelt es sich um mehr oder weniger deutliche Differenzen in der Gebrauchshäufigkeit regiolektaler Merkmale (z.B. bei *dat, wat, et*, [ŋk] und [eː] statt [ɛː]) oder auch einzelner Lexemrealisierungen (Kürze bei *übber, widder, Omma*). Im Vergleich mit älteren Arbeiten lässt sich darüber hinaus ein Entregionalisierungsprozess durch Abbau einzelner Varianten erkennen, der langfristig auf eine zunehmende Nivellierung zwischen benachbarten Regiolekten und zwischen Regiolekt und gesprochenem Standard hinausläuft.

4.3. Ostfälischer Raum Der ostfälische Dialektraum ist durch einen weitgehenden Dialektrückgang charakterisiert. So stellt Blume (2000b) mit Bezug auf die Verhältnisse in der Region Braunschweig fest:

> Um 1960 ist die Verdrängung des Nd. aus den ostfälischen Städten nahezu abgeschlossen. Auf vielen Dörfern hat sich das Nd. zwar bis heute halten können (in den verschiedenen Regionen des Braunschweiger Landes unterschiedlich stark), doch sinkt die Zahl der nd./hd. Zweisprachigen immer mehr. Sie gehören heute meist der Großelterngeneration an. (Blume 2000b: 58, zu den Ursachen für den Dialektrückgang vgl. auch Blume 2010: 141f.)

Bei der Repräsentativerhebung des Instituts für niederdeutsche Sprache von 2007 haben sich im Bundesland Niedersachsen nur noch 14 % der Befragten als „sehr gute" oder „gute" Dialektsprecher eingeschätzt (F. Möller 2008: 32); für den ostfälischen Süden des Bundeslandes dürften die Werte wohl deutlich unter 10 % liegen. Für Sachsen-Anhalt wurde ein durchschnittlicher Wert von 5 % festgestellt. Auch wenn der elbostfälische Teil des Bundeslandes in der Magdeburger Börde noch dialektstärker ist als die brandenburgischen Landesteile (vgl. Schönfeld 1991: 191-195; Föllner 1995: 42-48), ist insgesamt auch in den ländlichen Regionen Ostfalens mittlerweile eine deutliche Dominanz regiolektaler Sprachausprägungen zu konstatieren.

Mihm (2000: 2115) unterscheidet auf der Grundlage der Forschungsliteratur zwei Typen der ostfälischen Regiolekte, die „braunschweigisch-hannoverische" und die „magdeburgische" Umgangssprache. Die Merkmale des ersten Typus lassen sich anhand der alten Stadtsprache von Hannover exemplifizieren, deren Charakteristika nicht nur in einem bekannten satirischen Text persifliert („Jäö oder Wie ein Franzose auszog, um in Hannover das ‚raanste' Deutsch zu lernen" von

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Theodor Lessing, 1919; vgl. Blume 2000a: 107-110), sondern auch in Wörterbüchern (Toll 1980) und sprachwissenschaftlichen Beiträgen beschrieben worden sind. Als besonders kennzeichnend werden hier insbesondere folgende Varianten benannt (nach Blume 1987: 25-30; Lauf 1996: 212f.; Mihm 2000: 2115):

1) Zentralisierung des langen *a* zu [əː] ([ˈjəːʁə] ‚Jahre', [ˈbəːdn] ‚baden')
2) Monophthongierung von *ei* zu [aː] (*maane* ‚meine', *Zaat* ‚Zeit')
3) Monophthongierung von *au* zu [ɔː] ([kɔːft] ‚kauft', [bɔːm] ‚Baum')
4) Senkung von langem *e* zu [ɛː] (*lägen* ‚legen', *Läben* ‚Leben')
5) Realisierung des *r* vor Konsonanten als [x] (*Gachten* ‚Garten', *docht* ‚dort')
6) *g*-Spirantisierung für die Vorsilbe *ge-* im Anlaut (*jesungen* ‚gesungen', *Jedicht* ‚Gedicht')
7) Erhalt bzw. Hinzufügung von auslautendem *-e,* auch als „*e* saxonicum" bezeichnet (*junge* statt *jung*, *dolle* ‚sehr', *ville* ‚viel')
8) Tendenz zur Realisierung von [d, t, n, ʃ, l] „mit deutlich retroflexer Zungenposition" (Lauf 1996: 213)

Neben diesen Merkmalen werden in der Literatur einige weitere angeführt, die eine weitere areale Verbreitung aufweisen:

9) alveolare Realisierung von *s* vor *t, p* ([stɔf] ‚Stoff', [ˈbaɪspiːl] ‚Beispiel')
10) Realisierung von *r* als apikaler Vibrant [r]
11) Affrizierung des *j* (*Djahre* ‚Jahre')
12) Gebrauch des Frikativs [s] statt der Affrikate [ts] (*Offßier* ‚Offizier', *strapßieren* ‚strapazieren', Beispiele nach Toll 1980: 169)
13) Gebrauch des Frikativs [f] statt der Affrikate [pf] (*Fund* ‚Pfund', *Fingsten* ‚Pfingsten')
14) *g*-Spirantisierung im Auslaut (*saacht* ‚sagt', *leecht* ‚legt')
15) Realisierung von *ng* als [ŋk] (*Gesank* ‚Gesang', *gink* ‚ging')
16) Dehnung und Hebung von *i, u, ü* vor *nd* ([kiːnt] ‚Kind')
17) Hebung von langem *ä* (*Deenemark* ‚Dänemark', *neechste* ‚nächste')
18) Realisierung von auslautendem *-er* als Vollvokal [a] (*imma* ‚immer', *erinnan* ‚erinnern')
19) Kürzung von Langvokalen bzw. Erhalt alter Kürze ([nax] ‚nach', [tax] ‚Tag')

Die genannten Sprachmerkmale galten nicht nur für die Stadtsprache von Hannover, sondern auch für Braunschweig (vgl. Blume 2010: 142-147) und das gesamte nördliche Ostfalen:

> In Hannover und in Braunschweig [...] wurde 1866 und später fast dieselbe Varietät niedersächsisch-städtischen Hochdeutschs gesprochen. [...] Ganz ähnlich [...] klang bzw. klingt das niedersächsische Stadthochdeutsch auch in anderen ostfälischen Städten, etwa in Peine und Wolfenbüttel. (Blume 1987: 23)

Nach den Beobachtungen von Stellmacher (1999) waren viele dieser Merkmale auch im südostfälischen Göttingen verbreitet. In einer von Stellmacher (1999: 867-870) zitierten schriftlichen Übertragung der 40 Wenkersätze durch eine Göttinger Gewährsperson werden Merkmale wie die *ei*-Monophthongierung (*kaane waaße Saafe* ‚keine weiße Seife'), die Realisierung von *r* als [x] (*wachten* ‚warten'), die *g*-Spirantisierung in *ge-* (*jebrochen* ‚gebrochen', *jenuch* ‚genug'), der Erhalt von auslautendem [ə] (*stake* ‚stark', *feste* ‚fest', *Hause* ‚Haus', Dat.Sg.), der Gebrauch von [f] statt [pf] (*Feffer* ‚Pfeffer') und die Hebung von langem *ä* (*erzehlt* ‚erzählt', *Schefchen* ‚Schäfchen') gekennzeichnet. Offenbar handelt es sich bei diesem 1990 entstandenen Text um den Versuch eines rezenten Sprechers, eine damals sicherlich bereits historische lokale Stadtsprache zu rekonstruieren, die als eine Art neuer Dialekt betrachtet worden sein mag. Der Text enthält auch eine Variante, die in den Merkmalslisten für die Regiolekte von Hannover und Braunschweig nicht genannt wird, die über die Vorsilbe *ge-* hinausgehende *g*-Spirantisierung

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

im Anlaut (*chlaich* ‚gleich', *chute* ‚gute', *jroß* ‚groß') und Inlaut (*fliejen* ‚fliegen', *Berje* ‚Berge', *Vöjel* ‚Vögel'). Diese Merkmale (die sich auch in den Göttinger Missingsch-Texten von Ernst Honig finden, vgl. Stellmacher 1999: 866) und das Fehlen von Indizien für die *au*-Monophthongierung und die Senkung von langem *e* deuten darauf hin, dass die göttingische Stadtsprache bei allen Gemeinsamkeiten doch in einigen Details von der Regiolektausprägung des nördlichen Ostfalen abwich.

Neben diesen städtischen Regiolekten muss es bei Sprechern aus dem ländlichen Raum ein noch stärker niederdeutsch interferiertes Hochdeutsch gegeben haben. Blume (2000a: 111f.) arbeitet einige Charakteristika dieser dialektnahen Sprachlage heraus, wie sie in einem dramatischen Text des Braunschweiger Lehrers Wilhelm Brandes von 1909 der Figur eines „einfache[n], rechtschaffene[n] Bauer[n]" in den Mund gelegt wird. Sie enthält nicht die typischen Merkmale der lokalen Stadtsprache (keine Kennzeichnung von *ei*- und *au*-Diphthongierungen in *kein, vorbei, auch, Traurigkeit,* keine Kennzeichnung einer veränderten Aussprache des langen *a*-Lautes in *ja, Zoldat*), aber zahlreiche dialektale Direktanzeigen wie das erhaltene *s* auch vor *m* und *w* (*smeißt* ‚schmeißt', *Swarzen* ‚Schwarzen'), hyperkorrektes [ts] statt [s] (*Zoldat* ‚Soldat'), *g*-Spirantisierung und niederdeutscher Vokalstand bei der Präteritalform ‚ging' (*vorbeijung* ‚vorbeiging'), unverschobenes *d* und spirantisiertes *b* (*Deuwel* ‚Teufel'), epenthetisches *d* (*einder* ‚einer'), Svarabhakti-Vokal (*Koren* ‚Korn') usw. Blume (2000a: 113) schließt daraus, dass es „zwei deutlich in bezug auf Stadt und Land unterscheidbare Varietäten ostfälischen Hochdeutsches um 1900" gegeben habe.

Heute müssen beide Ausprägungen des ostfälischen Regiolekts, wie sie in den Texten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts reflektiert werden, als verklungen gelten. So stellt Blume (2010) mit Bezug auf Braunschweig fest:

> Der soziale Niedergang des Braunschweiger Stadthochdeutsch und sein inzwischen fast völliges Verschwinden hat sich in weniger als einem Jahrhundert vollzogen. [...] Heute ist das Braunschweiger Stadthochdeutsch, wo es überhaupt noch zu hören ist, vollends ein Stück gesunkenes Kulturgut [...]: es ist kein Ausweis mehr von Oberschichtszugehörigkeit, sondern eher das Gegenteil. Und die, die es noch sprechen, verwenden auch nicht mehr die gesamte Palette der lautlichen Charakteristika, sondern nur dieses und jenes Merkmal [...]. Die heute in Braunschweig mehrheitlich gesprochene Umgangssprache ist einerseits bedeutend standardnäher als das einstige Stadthochdeutsch, andererseits ist sie nicht mehr auf die Stadt beschränkt, sondern gilt auch weithin auf dem Lande. Leuten unter 50 hört man heute selten noch an, ob sie auf dem Dorf oder in der Stadt leben. (Blume 2010: 150)

Blumes Einschätzung lässt sich durch Untersuchungen zur hannoverschen Stadtsprache stützen. Wie anhand einer Analyse von Aufnahmen aus dem Pfeffer-Korpus gezeigt werden konnte, sind die hannoverschen Kernmerkmale 1961 noch bei Vertretern der älteren Generation nachweisbar, während sie bei jüngeren Gewährspersonen bereits rückläufig sind (vgl. Elmentaler 2012b: 108f.). Auch die in den „Proben deutscher Umgangssprache" (1975) transkribierte 37jährige Sprecherin aus Hannover (Pfeffer-Korpus Sigle PF0214) verwendet nur noch einen Teil dieser Merkmale oder gebraucht sie in einer der Standardaussprache angenäherten phonetischen Realisierung (vgl. Sperlbaum 1975: 80-83 und die Analyse bei Stellmacher 1981: 28-30). So wird statt stddt. [aɪ] nicht, wie in der alten Stadtsprache, der Monophthong [aː], sondern eine diphthongoide Variante mit einer dominanten ersten und einer schwächer und sehr offen artikulierten zweiten Komponente (im Transkript als [a•ᵉ] wiedergegeben) verwendet. Auch in der Aufnahme des König-Korpus von 1975/76 sind die hannovertypischen Merkmale nur noch schwach belegt, und die Analyse

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

der rezenten Sprachprobe (Frühjahr 2010) einer jungen Sprecherin aus Hannover ergibt ein noch weiter eingeschränktes Variantenprofil, das nur noch wenige, auch überregional verbreitete Merkmale aufweist (Elmentaler 2012b: 109-111). Hier ist eine Sprachlage erreicht, in der, wie bereits Blume (1987: 31) prognostizierte, das Niederdeutsche und die alten regionalen Stadtsprachen „nur noch in den indirekten Spuren ihrer Substratexistenz weiterleben: als leichte lokale phonetische oder lexikalische Färbung des gesprochenen Standarddeutsch, nur für den Kenner hörbar an einigen Wörtern und an einem unnachahmbaren Timbre".

Auch bei den im Rahmen des SiN-Projekts aufgenommenen Gewährspersonen aus den nordostfälischen Orten Leiferde und Hermannsburg (nördlich von Hannover und Braunschweig) lassen sich die für diesen Raum angeführten Kernmerkmale nicht mehr nachweisen. Von den überregionalen Varianten treten u.a. die Hebung von langem *ä*, die Ersetzung von [pf] durch [f] und die *g*-Spirantisierung im Auslaut in hoher Frequenz, Kurzvokale statt standarddeutscher Länge und die Realisierung von *ng* als [ŋk] in mittlerer Frequenz (20-40 %) auf. Die alveolare Realisierung von *s* vor *t, p* ist auch hier – wie in den anderen Regionen – kaum noch nachweisbar; der Gebrauch des Frikativs [s] statt der Affrikate [ts] und die Realisierung von *r* als apikaler Vibrant sind nicht mehr belegt. Für das südostfälische Adelebsen (bei Göttingen) gilt im Wesentlichen das gleiche Merkmalsprofil, allerdings ist hier (mit geringen Werten von 5-11 %) auch die *g*-Spirantisierung im Wort- und Morphemanlaut belegt.

Der zweite, von Mihm (2000) als „magdeburgisch" bezeichnete Regiolektytypus wurde bereits früh als Sprachausprägung charakterisiert, die sich von den Regiolekten im heutigen Niedersachsen unterscheidet. Nach Loewe (1888: 19f.) wurde in der Stadt Magdeburg bereits „in den 1830er Jahren" das elbostfälische Niederdeutsch durch eine hochdeutsche Stadtsprache abgelöst, ein Prozess, der sich von dort aus auch auf das Umland ausgebreitet habe (vgl. auch Schönfeld 1982: 239). Diese Stadtsprache liegt im Einflussbereich des östlich und nördlich angrenzenden brandenburgischen Raumes und weist einige gemeinsame Merkmale mit den dortigen Regiolekten auf, die für die westlicheren Regiolekte auf ostfälischer Grundlage untypisch sind:

1) Erhalt von unverschobenem *t* in *wat* ‚was', *dat* ‚das'
2) Lexemgebundener Erhalt von unverschobenem *d* im Anlaut (*Dochter* ‚Tochter', *dausent* ‚tausend')
3) Lexemgebundener Erhalt von unverschobenem *p* für stddt. *pf* (*Appel* ‚Apfel', *Kopp* ‚Kopf', *Zappen* ‚Zapfen')
4) Lexemgebundene Monophthongierung von *ei* aus wgerm. *ai* (*keener* ‚keiner', *kleen* ‚klein', *Been* ‚Bein')
5) Lexemgebundene Monophthongierung von *au* aus wgerm. *au* (*ooch* ‚auch', *loofen* ‚laufen', *Boom* ‚Baum') und der entsprechenden Umlautformen (mit Entrundung: *dreemen* ‚träumen', *leeft* ‚läuft', *Beeme* ‚Bäume')
6) Entrundung von *ü̂, ö̂* sowie *äu* aus wgerm. *ú/iu* (*Hiete* ‚Hüte', *inwer* ‚über', *jreeßer* ‚größer', *Leite* ‚Leute', *Heiser* ‚Häuser')

Hinzu kommen Merkmale wie die *g*-Spirantisierung, der Gebrauch von Frikativ [f] statt [pf] und [s] statt [ts] oder die Velarisierung von langem *a*. Für die Zeit um 1800 geht Schönfeld (1982: 237) davon aus, dass dieser Regiolekt auch über die Stadtgrenzen von Magdeburg hinaus verbreitet war. Hierbei vermutet er, ähnlich wie Blume für den nordostfälischen Raum, dass in den ländlichen Sprachlagen „noch mehr niederdeutsche Formen enthalten [waren] als in der städtischen Umgangssprache" (ebd.), wie sich aus Direktanzeigen in zeitgenössischen Chroniken und Kirchenrechnungen schließen lässt.

Innerhalb des SiN-Projekts wird der elbostfälische Regiolekt durch den Ort Wegeleben (bei Halberstadt) reprä-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sentiert, der etwa 40 km südwestlich von Magdeburg in Sachsen-Anhalt gelegen ist. Einige der für diesen Raum (ebenso wie für das Brandenburgische) typischen Merkmale sind hier noch in geringen bis mittleren Frequenzen belegt, etwa die anlautende *g*-Spirantisierung (34-46 %, z.B. *juut* ‚gut'), die Koronalisierung von *ch* zu [ʃ] (24 %, z.B. *nüscht* ‚nichts', *misch* ‚mich') und die Monophthongierung von *ei* (< wgerm. *ai*) und *au* (< wg. *au*) (18 %, z.B. *keen* ‚kein', *ooch* ‚auch'). Unverschobene Konsonanten in *ick* ‚ich' und *dit* ‚das' oder entrundete Vokale treten hingegen bei den Frauen aus der mittleren Generation, die im SiN-Projekt aufgenommen wurden, nicht bzw. nur in geringer Frequenz auf. Dennoch weist der Regiolekt auf elbostfälischer Grundlage heute noch insgesamt eine stärkere regionale Charakteristik auf als die ostfälischen Regiolekte Niedersachsens, die überwiegend großräumig verbreitete Merkmale enthalten.

4.4. Nordniederdeutscher Raum Der nordniederdeutsche Raum weist – nach der traditionellen dialektologischen Gliederung – unter allen norddeutschen Dialektgebieten die stärkste Binnendifferenzierung auf. Schröder (2004: 49) unterscheidet im Anschluss an ältere Arbeiten sieben Regionen (Ostfriesisch, Emsländisch, Oldenburgisch, Nordhannoversch, Holsteinisch, Dithmarsisch, Schleswigisch). Im SiN-Projekt wurde diese Gliederung übernommen, wobei Emsländisch und Oldenburgisch zu einer Großregion zusammengefasst wurden und jeweils durch einen Untersuchungsort repräsentiert sind. Trotz der weiten Ausdehnung des nordniederdeutschen Raumes, der sich von der niederländischen Grenze im Westen bis zur östlich von Lübeck verlaufenden Grenze zum Ostniederdeutschen erstreckt, sind die dort gesprochenen Regiolekte weitgehend unerforscht geblieben. So kann Mihm (2000) in Ermangelung einschlägiger Arbeiten lediglich einige kurze Hinweise auf Merkmale der hamburgischen Stadtsprache geben, während die übrigen Regionen außer Betracht bleiben. Lauf (1996: 200-205) wiederum behilft sich damit, dass sie die Merkmale der nordniederdeutschen und mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekte zusammen behandelt, davon ausgehend, dass sie einander sehr ähnlich seien. Dementsprechend wird auch dort nur ansatzweise auf regionale Unterschiede eingegangen. Für die Beschreibung des nordniederdeutschen Sprachstandes zieht Lauf neben den von ihr ausgewerteten Aufnahmen (v.a. aus dem Pfeffer-Korpus) ältere Beschreibungen heran, die sich teils ebenfalls auf den norddeutschen Standard beziehen (Martens/Martens 1988), teils aber auch auf eine dialektnahe und heute bereits als historisch einzustufende Sprachlage, die in der Literatur als „Missingsch" bezeichnet wird (Scheel 1963, vgl. Lauf 1996: 200). Es ist somit damit zu rechnen, dass der von Lauf zusammengestellte Variantenkatalog für die rezenten Regiolekte nicht mehr in vollem Umfang Gültigkeit besitzt. Lauf führt für das von ihr behandelte nord- und nordostniederdeutsche Gebiet über zwanzig charakteristische Merkmale an. Als „gemeinniederdeutsche" Charakteristika, die demnach auch für den nordniederdeutschen Raum gelten sollten, nennt Lauf (1996, 197-199)[3]:

1) Zentralisierung und Senkung von *i, u, ü* (*Kender* ‚Kinder', *Konst* ‚Kunst', *Wönsche* ‚Wünsche'), z.T. auch mit Vokaldehnung (*heen* ‚hin')
2) Senkung der zweiten Diphthongkomponente von *ei, au, äu/eu* (*Raäse* ‚Reise', *laot* ‚laut')
3) Hebung von langem *ä* (*Treene* ‚Träne', *neemlich* ‚nämlich')
4) Phonetische Vereinfachung von Konsonantenverbindungen:
a) Apokopen: *jetz* ‚jetzt', *Amp* ‚Amt', *Lich* ‚Licht'; *ma* ‚mal', *wo* ‚wohl', *au* ‚auch', *naher* ‚nachher',
b) Reduktion von *-ben, -den, -gen* zu [m, n, ŋ] (*haam* ‚haben', *reen* ‚reden', *sing* ‚singen'),

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

c) Assimilation „annähernd homorganer Konsonanten“ (*annern* ‚anderen‘, *Ausbillung* ‚Ausbildung‘, *sääps* ‚selbst‘, *aso* ‚also‘, *wääche* ‚welche‘, *soss* ‚sollst‘).
5) Ersatz von Affrikaten durch Frikative:
a) regelmäßig: Frikativ [f] statt der Affrikate [pf] (*Fingsten* ‚Pfingsten‘),
b) nur „in einigen wenigen Fällen“: Frikativ [s] statt der Affrikate [ts] ([sʊm] ‚zum‘).
6) *g*-Spirantisierung im Auslaut (*saacht* ‚sagt‘, *leecht* ‚legt‘)
7) Realisierung von *ng* als [ŋk] (*junk* ‚jung‘) tritt „relativ häufig, jedoch nicht immer“ auf.

Für den nordniederdeutschen (und ostniederdeutschen) Raum nennt Lauf (1996: 200-205) darüber hinaus folgende Merkmale:

Vokalismus:
8) Nach vorne verlagertes (palatalisiertes) kurzes *a*, das „phonetisch teilweise schon durch [æ] wiederzugeben ist“, beim Monophthong ([ˈkæfə] ‚Kaffee‘) sowie bei der ersten Diphthongkomponente in *ai, au* ([ˈkæʊfn] ‚kaufen‘). Diese Variante ist nach Lauf allerdings auf den äußersten Norden beschränkt; „bereits nördlich von Bremen“ sei eher eine der Standardvariante [a] ähnlichere Aussprache üblich.
9) Velarisierung von langem *a* ([mɔːl] ‚mal‘)
10) Velarisierung von kurzem *a* ([zɔxt] ‚sagt‘). Die velaren *a*-Varianten (Nr. 9 und 10) werden aber nach Lauf „von den meisten Sprechern gemieden“.
11) Diphthongierung von langem *e, o, ö* (*Meiter* ‚Meter‘, *Bouden* ‚Boden‘, *böise* ‚böse‘), charakteristisch „vor allem für die Hamburger Region und für das Mecklenburg-Vorpommersche“
12) Rundung von *i* (*ümmer* ‚immer‘) ist nach Lauf selten, da es wohl als „grob umgangssprachlich“ angesehen werde.
13) Abweichende Realisierung von Schwa-Lauten:
a) auslautendes [ə] als Vollvokal [ɛ] ([ˈhaʊzɛ] ‚Hause‘),
b) Schwa in den Vorsilben *ge-* und *be-* als [e] ([geˈbɔɪdə] ‚Gebäude‘),
c) Tief-Schwa [ɐ] in der Endsilbe *-er* als [a] (*Numma* ‚Nummer‘) oder („in wenigen Fällen“) als [ə] ([ˈtaɪlneːmə] ‚Teilnehmer‘). (Die Variante [ɛ] wird hier nicht genannt.)
14) Vokalisierung oder Ausfall des *r* (*waaten* ‚warten‘, *Faat* ‚Fahrt‘, *klaa* ‚klar‘), mit überregionaler Verbreitung
15) Erhalt niederdeutscher Kurzvokale ([tax] ‚Tag‘, [nax] ‚nach‘, [ˈfoːɐtʁax] ‚Vortrag‘, [dɪs] ‚dies‘)
16) Vokaldehnung bei *e* [ɛ] und *a* ([gɛːlt] ‚Geld‘, [ˈɔmʃtaːnt] ‚Umstand‘)

Konsonantismus:
17) Ersetzung eines alveolaren („gelegentlich“ eines velaren oder „in seltenen Fällen“ auch eines bilabialen) Plosivs durch den Glottalverschlusslaut [ʔ] ([ˈplaʔn] ‚Platten‘, [ˈvɪəʔlɪç] ‚wirklich‘)
18) Lenisierung (teilweise mit Sonorisierung) von *p, t, k* (*Pabbe* ‚Pappe‘, *Pladden* ‚Platten‘, *troggen* ‚trocken‘)
19) Wortübergreifende Sonorisierung von *s, f* ([ˈlazɪç] ‚lass ich‘, [ˈdaːvɪç] ‚darf ich‘)
20) *g*-Spirantisierung im Inlaut ([ˈfʁaːɣə] ‚Frage‘), „gelegentlich auch anlautend“
21) Affrizierung des *j* (*Djugendliche* ‚Jugendliche‘), aber „verhältnismäßig selten“
22) Erhalt des alveolaren *s* vor *p, t* (*s-pitzer S-tein*) sei nur noch „idiolektal“ nachweisbar.
23) Realisierung des *r* als apikaler Vibrant ([roːt] ‚rot‘), ebenfalls sprecherspezifisch. Als untypisch für die westniederdeutschen Regiolekte bezeichnet Lauf (1996: 204f.) die Velarisierung des *l,* die retroflexe Artikulation des *r* und die Spirantisierung von anlautendem *g* zu [j], die jeweils nur im ostniederdeutschen Raum aufträten. „Praktisch unbekannt“ seien „Varianten mit nicht durchgeführter Lautverschiebung“ wie *ick, dat*, die in ihrem Korpus „nur in einem einzigen Falle bei größerer emotionaler Beteiligung“ vorgekommen seien (Lauf 1996: 205)

Laufs Variantenkatalog lässt trotz seiner Detailliertheit die Frage nach der sprachlichen Binnendifferenzierung des nordniederdeutschen Raumes weitgehend unbeantwortet. Lediglich für zwei Merkmale (Nr. 8 und 11) werden ansatzweise areale Bindungen konstatiert, ohne diese genauer zu verorten. Auch die Angaben zur Sprachlagenzuordnung, Auftretensfrequenz und Bewertung der Varianten bleiben – dem Charakter einer Überblicksdarstellung

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

entsprechend – vage. Hier sind wir auf die Informationen aus den wenigen variablenlinguistischen Ortspunktanalysen sowie auf verstreute Hinweise in der recht schmalen Literatur zum norddeutschen Hochdeutsch angewiesen. Der LAUF'sche Katalog kann hierbei als Referenz dienen.

Vergleichsweise gut erforscht ist der holsteinische Regiolektraum, zu dem zwei jüngere Arbeiten vorliegen, die sich moderner variationslinguistischer Methoden (Dialektalitätsmessungen, Variablenanalysen) bedienen. KEHREIN (2012) befasst sich mit dem Varietätenspektrum in Alt Duvenstedt (bei Rendsburg)[4] auf der Grundlage der Sprachdaten von vier Sprechern aus drei Generationen, die in jeweils vier bis sechs Situationen aufgenommen wurden (vgl. KEHREIN 2012: 282f. zu den Probanden, 75f. zu den Situationen). Im vorliegenden Kontext ist inbesondere KEHREINS Beschreibung der „Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen" (KEHREIN 2012: 294-297) von Interesse. Nach den Ergebnissen der phonetischen Abstandsmessung (ebd.: 284) ist diese standardnächste Sprechweise (mit einem geringen Dialektalitätswert von 0,2-0,8) bei den Sprechern der älteren und mittleren Generation in der Leseaussprache und im Interview, beim jüngsten Sprecher (Jg. 1990) und einem Sprecher der mittleren Generation (Jg. 1962) zusätzlich auch im Freundesgespräch zu beobachten (die anderen beiden Probanden sprechen dort ausschließlich Niederdeutsch). Bemerkenswerterweise wird also, sofern sich die Sprecher im hochdeutschen Spektrum bewegen, im informellen Kontext des Freundesgesprächs nahezu dieselbe Sprachlage verwendet wie im eher formellen Interview und in der Vorleseaussprache.

Auch wenn die Darstellung keine genauen Quantifizierungen bietet, lassen sich doch einige interessante Beobachtungen daran treffen:

(1) Eine Reihe von Merkmalen des LAUF'schen Katalogs lassen sich auch bei rezenten Sprechern aus dem nordniederdeutschen Regiolektgebiet noch regelmäßig nachweisen. Dies gilt etwa für die Varianten Nr. 3 (Hebung von langem *ä*), 4a (*t*-Apokope), 4c (hier: Assimilation von *nd* zu [n]), 6 (*g*-Spirantisierung im Auslaut), 8 (Palatalisierung von kurzem *a*, auch in *ai, au*), 13c (Vorverlagerung oder Hebung des Tief-Schwa [ɐ] in der Endsilbe *-er*), 17 (Glottisverschluss statt Dental), 18 (Lenisierung von *p, t, k*) und 19 (Sonorisierung von *s, f*). Hinzu kommt die in der Region Schleswig und im Übergangsraum zu Holstein verbreitete Desonorisierung von [z] zu [s] im Anlaut und in stimmhafter Umgebung.

(2) Merkmale, die nach LAUF schon in den 1960er Jahren selten oder nur noch bei einzelnen Sprechern vorkamen, konnten von KEHREIN oft nicht mehr oder nur noch vereinzelt nachgewiesen werden. Unregelmäßig oder selten treten z.B. die Varianten Nr. 9 und 10 (Velarisierung von langem bzw. kurzem *a*) sowie 12 (Rundung von *i*) auf. Bei keinem Sprecher mehr belegt sind die Merkmale Nr. 5b (Frikativ [s] statt Affrikate [ts]), 21 (Affrizierung des *j*) und 23 (Realisierung des *r* als apikaler Vibrant). Darüber hinaus tritt das Merkmal Nr. 22 (Erhalt des alveolaren *s* vor *p, t*) nur noch (zweimal) im Vorlesetext auf, so dass KEHREIN (2012: 297) sie als schriftinduzierte Lautung interpretiert.

(3) Auch einige Merkmale, die um 1960 offenbar noch gut belegt waren, treten im rezenten Korpus nur noch unregelmäßig auf. Dies gilt z.B. für die Varianten Nr. 1 (Zentralisierung und Senkung von kurzem *i, u, ü*), 5a (Frikativ [f] statt Affrikate [pf]), 7 (Realisierung von *ng* als [ŋk]), 11 (Diphthongierung von langem *e, o, ö*), 13a und b (Realisierung von Schwa als Vollvokal) und 15 (Erhalt niederdeutscher Kurzvokale).

(4) Ein fortschreitender Entregionalisierungsprozess

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lässt sich zudem auch im Generationenvergleich der Alt Duvenstedter Sprecher feststellen. So verwendet der jüngste Proband, anders als die der älteren Generation, keine *g*-Spirantisierung im Auslaut (Nr. 6) und kein vorverlagertes *a* mehr (Nr. 8).

Genauere Quantifizierungen zu fünf der genannten Varianten bietet die Studie von Lameli (2004: 225-237), der in einer Real-time-Analyse den diachronen Wandel einer standardnahen Sprachlage in Neumünster (ca. 45 km südwestlich von Alt Duvenstedt gelegen) anhand von Aufnahmen aus Gemeinderatssitzungen der 1950er und 1990er Jahre herausarbeitet. Für die Merkmale Nr. 1 (Zentralisierung und Senkung von *u*) und 12 (Rundung von *i*) stellt Lameli eine weitgehende Konstanz auf geringem Niveau (17-25 %) fest, somit also bereits in den Aufnahmen aus den 1950er Jahren eine weitgehende Dominanz der Standardvarianten. Für die Merkmale Nr. 7 (Realisierung von *ng* als [ŋk]) und 13 (Realisierung von Tief-Schwa als [ɛ] bzw. vorverlagertes [ɐ̟], selten auch [ɛɐ] und [a]) konstatiert er eine leichte, statistisch jedoch nicht signifikante Zunahme, ebenfalls auf geringem Frequenzniveau (11-27 %). Ein deutlicher, hochsignifikanter Wandel zeigt sich hingegen bei dem Merkmal Nr. 22 (Erhalt des alveolaren *s* vor *p, t*), bei dem der Anteil von 42,0 % (1955-57) auf 2,6 % (1995-96) zurückgeht. Dies bestätigt die These einer (merkmalsspezifischen) Standardkonvergenz und Entregionalisierung.

Ähnliche Tendenzen zeigen sich auch in den Ergebnissen einer neueren Studie zum Regiolekt des nordhannoverschen Sprachraumes. Vorberger/Schröder (2011) beschreiben anhand von Sprachaufnahmen von sechs Gewährspersonen aus dem östlich von Bremen gelegenen Ottersberg einen Entregionalisierungsprozess in standardnahen Sprachlagen (Vorleseaussprache, Interview). Im intergenerationellen Vergleich zeigt sich ein Rückgang der durchschnittlichen Dialektalitätswerte von ca. 0,5-0,7 (älteste Generation, Jg. 1930/1939) auf ca. 0,2-0,4 (jüngste Generation, Jg. 1984/1993). Die Variablenanalyse belegt einen deutlichen Abbau der Merkmale Nr. 22 (Erhalt des alveolaren *s* vor *p, t*, nur noch in der ältesten Generation nachweisbar), 6 (*g*-Spirantisierung im Auslaut, nur älteste und mittlere Generation), 7 (Realisierung von *ng* als [ŋk], Rückgang von über 40 % auf ca. 5 %) und 18 (Lenisierung von *t*, Rückgang von ca. 55 % auf 30 %). Vorberger/Schröder (2011: 145) beschreiben dies als einen Prozess der „Standardadvergenz“: „Die Sprecherinnen richten sich von Generation zu Generation immer stärker an der kodifizierten Standardlautung aus“.

Dass es sich hierbei um Prozesse handelt, die bereits seit längerer Zeit voranschreiten, zeigt ein Vergleich mit älteren Untersuchungen. Auer (1998) kommt in seiner Studie zur Hamburger Stadtsprache im Generationenvergleich zu dem Schluss, dass typische Regiolektmerkmale, etwa Nr. 9 (Velarisierung von langem *a*), 11 (Diphthongierung von langem *e, o, ö*) und 22 (Erhalt des alveolaren *s* vor *p, t*), tendenziell auch von Nr. 6 (*g*-Spirantisierung im Auslaut), rückläufig sind.[5] Bereits etwa zwei Jahrzehnte zuvor weist auch Stellmacher (1977: 124f.) in seiner Arbeit zum Sprachgebrauch in Osterholz-Scharmbeck (ca. 18 km nördlich von Bremen) im generationellen Vergleich einen Rückgang bei den meisten von ihm untersuchten Merkmalen nach (darunter auch Nr. 9 und 22). Auch Beschreibungen aus den 1950er Jahren, etwa von Niekerken (1953), lassen erkennen, dass bereits damals der Gebrauch bestimmter, besonders dialektnaher Varianten als markiert gegolten haben muss und auf spezifische Sprachlagen (z.B. *a*-Velarisierung in der „schlichte[n] Umgangssprache“, S. 69), Berufsgruppen (z.B. Diphthongierung von *e*, *o*, *ö* in höheren Sprachlagen v.a. „beim

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Baugewerbe“, S. 69) oder auf den ländlichen Raum (z.B. apikales *r* oder affriziertes *j*, die nicht im städtischen Hochdeutsch auftreten, S. 70f.) beschränkt war. Manche Merkmale werden auch explizit als in der jüngeren Generation rückläufig beschrieben (z.B. velarisiertes *l*, S. 70).

Die für den holsteinischen und nordhannoverschen Raum beschriebenen Prozesse, insbesondere der Variantenrückgang, dürften sich in ähnlicher Weise wohl auch in den anderen nordniederdeutschen Regionen vollzogen haben, für die allerdings bisher so gut wie keine Studien vorliegen. Einige knappe Bemerkungen zum Regiolekt des Oldenburger Raumes finden sich in einem Beitrag von Lauterbach (1952: 161) über die „Stadt-Oldenburger Umgangssprache“, in dem er die ortstypische Senkung von *u* zu *o* (*Boddr* ‚Butter‘), die Hebung von langem *ä* (*Kefer* ‚Käfer‘), die *g*-Spirantisierung im Auslaut (*Berch* ‚Berg‘) und den Verschlusslaut bei auslautendem *ng* (*Frühlingk*) anführt und auf Abbauprozesse im Zusammenhang mit dem apikalen *r* und der alveolaren *s*-Aussprache vor *p, t* hinweist. Für die Regionen Ostfriesland, Emsland und Dithmarschen liegen bislang keine Beiträge zur Sprachgestalt der Regiolekte vor. Die Arbeiten zur Region Schleswig konzentrieren sich auf die in Flensburg entstandene Mischvarietät des „Petuh“, eine mittlerweile historische Sprachausprägung, die – auf hochdeutscher Grundlage – dänische (bzw. südjütische) und niederdeutsche Interferenzen aufweist (vgl. allgemein Fredsted 2004). Für den phonetisch-phonologischen Bereich wurden bislang lediglich zwei Merkmale des „Petuh“ angeführt (Dyhr/Zint 1985: 95), die in der untersuchten Textprobe, einem kabarettistischen Text der Autorin Renate Delfs, in hoher Frequenz vorkommen. Als dänische Interferenz interpretierbar ist die Variante des stimmlosen [s] statt [z] im Wortanlaut ([ˈseːən] ‚sehen‘), als regionale niederdeutsche Interferenz die *g*-Spirantisierung im Wortanlaut ([ˈçɛʁnə] ‚gerne‘). Beide Merkmale sind allerdings nach den Ergebnissen des SiN-Projektes für die Regiolekte des schleswigischen Dialektgebietes heute nicht mehr charakteristisch (die *g*-Spirantisierung ist nicht belegt, der Anteil stimmloser *s*-Varianten liegt unter 8 %).

In den Tischgesprächen des SiN-Projekts aus den sieben nordniederdeutschen Regionen sind die in der Literatur als rückläufig genannten Merkmale überwiegend nicht mehr oder nur noch punktuell und in geringen Frequenzen (meist unter 5 %) belegt, etwa alveolares *s* vor *p, t*, apikales *r*, velarisiertes langes *a* und Frikativ [s] statt [ts]. Bemerkenswert ist, dass auch einige der von Lauf (1996) als „gemeinniederdeutsch“ ausgewiesenen Merkmale in den SiN-Aufnahmen nur selten auftreten, etwa Nr. 1 (Senkung von *i, u, ö*) mit Anteilen von zumeist unter 5 %. Auch die Realisierung von *ng* als [ŋk] (Merkmal Nr. 7) hat in keiner Region einen Anteil von mehr als 30 % und ist in einigen Regionen fast gar nicht belegt (Emsland, Ostfriesland, Schleswig); hier setzt sich der Norden deutlich von den südlicheren, vor allem westfälischen Regiolekten ab. Schwach belegt ist die Diphthongierung von langem *e, o, ö* (Merkmal Nr. 11), die in drei Regionen gar nicht und ansonsten zu weniger als 10 % vorkommt. In Ostfriesland wird dieses Merkmal von einer Sprecherin zu 67 %, von anderen jedoch überhaupt nicht gebraucht, was auf die für den modernen Regiolektumbau typische Entwicklung von normkonstituierenden Varianten hin zu individuell wählbaren Markern hindeutet.

Für die Frage der Binnendifferenzierung sind die regionalen Spezifika von Interesse, die in den Aufnahmen des SiN-Korpus deutlich werden. Entgegen der Erwartung einer weitgehenden Homogenität des nordniederdeutschen Raumes bei Lauf (1996: 200) zeigen sich bei eini-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gen Merkmalen interregionale Differenzen, insbesondere zwischen den nordwestlichen Regionen (Ostfriesland, Oldenburg, Emsland) und denen nördlich von Weser und Elbe (Nordhannover, Holstein, Dithmarschen, Schleswig). So ist die Lenisierung von *p, t, k* (Merkmal Nr. 18) im Norden deutlich stärker verbreitet (36-67 % in Schleswig und Dithmarschen, 22-28 % in Holstein und Nordhannover) als im Nordwesten (Emsland: 13 %, Ostfriesland und Oldenburg: unter 10 %). Ein ähnliches Nord-Nordwest-Gefälle zeigt sich bei dem Merkmal 4c (hier: Assimilation von *nd* zu [n]), das in Ostfriesland und Oldenburg zu weniger als 10 % belegt ist, während es in den anderen Regionen Werte von 10-30 % und in Schleswig sogar von 43-61 % aufweist. Auch die reduzierte Vokalrealisierung in dem Lexem *Kaffee* (als [ˈkafə]) tritt im Nordwesten und auch in Nordhannover nicht oder deutlich weniger häufig auf (0-20 %) als im Gebiet nördlich der Elbe (71-100 %). Merkmal 3 (Hebung von langem *ä)* ist in zwei Regionen des Nordwestens vergleichsweise schwach belegt (Oldenburg: 39 %, Emsland: 26 %), tritt aber in Ostfriesland (95-100 %) sowie im Raum östlich und nördlich der Weser sehr frequent auf (73-100 %). Eine ähnliche Verteilung zeigte sich bei diesem Merkmal auch bereits in der Vorleseaussprache der 1970er Jahre (AAS, Bd. 2: 112, Karte E.16). Da es sich bei den genannten Differenzen überwiegend um Unterschiede in der Gebrauchshäufigkeit und weniger um den Kontrast exklusiver regiolektaler Kennformen handelt, erscheint die nordniederdeutsche Regiolektlandschaft dennoch als vergleichsweise homogen, zumal sich für einige Merkmale wie Nr. 4a (*t*-Apokope, meist 50-70 %), 5a (Frikativ [f] statt [pf], 75-100 %) und 6 (*g*-Spirantisierung im Auslaut, 63-100 %) eine Verbreitung über das gesamte Gebiet (und darüber hinaus) feststellen lässt. Nach außen hin sind die nordniederdeutschen Regiolekte durch das Fehlen markanter und salienter Varianten wie der unverschobenen Formen *dat*, *wat*, *et* (gegenüber dem Münsterländischen) oder *ick, dit*, *janz* und *keen* (gegenüber dem Nordbrandenburgischen) klar abgegrenzt, während die Abgrenzung zum ostfälischen und mecklenburgischen Raum weniger klar konturiert erscheint.

4.5. Mecklenburgisch-vorpommerscher Raum Der mecklenburgisch-vorpommersche Raum zeigt unterhalb des Standards eine „großlandschaftliche Sprachschicht" (Mihm 2000: 2116, vgl. Schönfeld 1990: 117), die – trotz der erheblichen Distanz der Basisdialekte vom Standard – nur in geringem Maße vom Standarddeutschen abweicht (Schönfeld 1990: 117, Kehrein 2012: 312). Hierin unterscheidet sich der mecklenburgisch-vorpommersche Regiolekt gravierend vom berlinisch-brandenburgischen, der deutlichere regionale Eigenheiten bei weitgehend aufgegebenen Dialekten besitzt (vgl. Schönfeld 1990: 117). Der mecklenburgisch-vorpommersche Regiolekt weist eine Nord-Süd-Gliederung und eine gewisse Ost-West-Differenzierung auf. Beide arealen Differenzierungen sind alt und prägten bereits die „koloniale(n) Misch- und Ausgleichsmundarten, deren spezifisches Gepräge weitgehend durch Herkunft und Zahl der jeweiligen Neusiedler bestimmt wurde" (Sanders 1982: 74). Die Besiedlung des Raums ist das Ergebnis „zweier Siedlerströme, eines nd. an der Küste und eines nfrk. von Brandenburg aus nordwärts" (Niebaum 1986: 30). Die Städte der westpommerschen Küste hatten folglich Lübecker Stadtrecht, die Städte des Oderkeils Magdeburger Stadtrecht.

Die Ost-West-Differenzierung gegenüber dem Mittelpommerschen ist markant mit in den westlichen Landesteilen älteren Formen, die sie mit Holstein und Nordniedersachsen verbinden (z.B. westliche Diphthongierung

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

([kaokn] ‚Kuchen' gegenüber mittelpommerschem Monophthong [ko:kn]). Alt ist auch die Sonderentwicklung von Mecklenburg-Strelitz, dem alten Land Stargard, das aus der Mark Brandenburg besiedelt worden ist (vgl. Gundlach 1967: 181). Eine gewisse areale Gliederung besteht auch innerhalb des Mecklenburgisch-Vorpommerschen bereits in den Basisdialekten, etwa mit der Hiattilgung auf *-d-* im Hauptgebiet Mecklenburgs und auf *-g-* in Vorpommern *maiden* vs. *maigen* ‚mähen' (vgl. Gernentz 1974: 223, Schönfeld 1990: 98, Schröder 2004: 50, Kehrein 2012: 299).

Die Entwicklung großräumiger sprachlicher Strukturen beginnt bereits früh:

> In Mecklenburg entwickelte sich schon seit dem 16. Jh. die der Schriftsprache sehr angenäherte Umgangssprache, neben der seit Beginn des 18. Jh. ein stärker hochdeutsch durchsetztes Niederdeutsch [sowie] eine regionale Varietät des Hochdeutschen, das sogenannte Missingsch […] gesprochen wurde, in dem ein von sozialem Prestigedenken gesteuertes Bemühen zum Hochdeutsch sprechen bei bestimmten städtischen und dörflichen Bevölkerungsgruppen zum Ausdruck kam. (Protze 1997: 9)

Schönfeld (1989) zeichnet die Entwicklung der Regiolekte im niederdeutschen Nordosten als eine regionale Ausbreitung städtischer Varietäten nach:

> Aus den Territorialdialekten bildeten sich – teilweise schon seit dem Mittelalter – ‚Stadtdialekte' heraus […]. Von den großen Städten breitete sich in ihrem regionalen Einflußbereich die städtische Umgangssprache zuerst in die benachbarten Dörfer sowie in die mittleren und kleinen Städte aus, und zwar anfangs in den an der Großstadt orientierten Bevölkerungsgruppen, dann über das Bürgertum auf die übrigen Stadtbewohner und schließlich auf die Dorfbevölkerung einer größeren Region. Die städtische Umgangssprache wurde zur regionalen Umgangssprache (Schönfeld 1989: 66).

Ein „sehr frühes Zeugnis für den mündlichen Gebrauch des Hochdeutschen" in Honoratiorenkreisen findet sich bei Kretschmer (1918: 47): Es wird vom Bürgermeister von Greifswald 1528 berichtet, im Rausch „wollt er nicht anders als hochteutisch reden" (Kretschmer 1918: 47). 1639 „klagt Joh. Micraelius, daß man in ganz Pommern fast keine pommerische Predigt mehr hören könne, weil es Alles muß hochdeutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, g e r e d e t und verabscheidet werden" (Kretschmer 1918: 47, Hervorheb. im Orig.).

Die landesfürstliche Kanzlei ging nach Böttcher (1922: 105) in Mecklenburg 1502 zum Hochdeutschen über; die städtischen Kanzleien beginnen etwa zeitgleich, hochdeutsch zu urkunden. Im sprachlichen Ausgleich und der Ausbreitung städtischer Ausgleichsvarietäten ist die Wirkung des Dreißigjährigen Krieges nicht zu unterschätzen, der einen Hauptschauplatz in Mecklenburg und Pommern fand: Vor den marodierenden Heeren Flüchtende fanden – wenn überhaupt – nur Zuflucht in den stark befestigten Städten, wie Rostock und Lübeck; aus denen sie nach Jahren in die entvölkerten ländlichen Räume zurückkehrten (Balck 1903: 103). Die Überlebenden – der Bevölkerungsverlust wird mit ca. 70-80 % in Mecklenburg angegeben – kehrten in verheerte Landstriche zurück, deren „weitgehende Entvölkerung des Landes zum Bauernlegen größten Ausmaßes, zum goldenen Zeitalter für die Gutsherrschaft" (Krüger 2005: 3) führte. Dies dürfte die Vereinheitlichung des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch ebenso wie die Ausbreitung städtischer Ausgleichsvarietäten befördert haben.

In Mecklenburg bildeten sich städtische Varietäten insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert heraus (Schönfeld 1990: 125). Rostock, Wismar, Schwerin, Parchim, Grabow, Güstrow unterschieden sich etwa von der länd-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lichen Umgebung u.a. durch die Monophthonge *ô* und *ê* (*Kooken* ‚Kuchen', *Been* ‚Bein'), die im 19. Jahrhundert als feiner galten als die dialektalen Diphthonge *au* und *ei* (*Kauken, Bein*) (Schönfeld 1989: 66). In der Residenzstadt Schwerin (bis 1918) mit ihren Beamten und Offizieren galt das Niederdeutsche als „unfein" (Schönfeld 1989: 140). Im östlichen Mecklenburg und besonders in Vorpommern machte sich in wachsendem Maße brandenburgischer, später preußischer Einfluss geltend. Seit der Schwedenzeit rang Preußen um die Vorherrschaft in Vorpommern. Im südlichen Vorpommern verstärkt sich die Orientierung nach Brandenburg mit dem Übergang „Altvorpommerns" (südlich der Peene) von Schweden an Preußen, der mit dem Stockholmer Frieden 1720 vollzogen wurde. Mit dem Wiener Kongress 1815 ging dann auch das restliche „Neuvorpommern" an Preußen. In den südlichen und östlichen Landesteilen gerät der Regiolekt zunehmend unter den Einfluss Brandenburgs und mit wachsender Bedeutung der brandenburgischen (seit 1451), dann preußischen (seit 1701) Residenzstadt in den Bereich der „sprachlichen Strahlkraft Berlins" (Protze 1997: 9). Diese Strahlkraft bringt hochdeutsches Sprachgut in der spezifischen berlinisch-brandenburgischen Form nach Norden (Lasch 1911-12/1979: 486). Die Süd-Nord-Ausstrahlung verstärkt damit über Mittelpommern auch die Ost-West-Differenzierung in Mecklenburg-Vorpommern, da der sprachliche Einfluss aus Brandenburg vor allem in den südöstlichen Landesteilen wirkt (vgl. Schönfeld 1990: 99).

Dost (1981: 121) sieht die Landesgrenze zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg als Grenze zwischen zwei „umgangssprachlichen Haupttypen, der norddeutschen und der berlinischen Umgangssprache", wobei im Übergangsgebiet (bei Röbel, Müritz) der mecklenburgisch-vorpommersche Regiolekt „Elemente der regionalen Umgangssprache Berlins aufgenommen" habe (Dost 1981: 122). Berliner Einfluss macht sich bis an die Küste Mecklenburgs und besonders Vorpommerns geltend (Gernentz 1974: 232, Herrmann-Winter 1979: 152, Schönfeld 1990: 98, Lauf 1996: 198, Kehrein 2012: 310f.) und wirkt vermittelt über Städte wie Rostock oder Wismar auch in die umgebenden ländlichen Räume (Gernentz 1980: 149). Der Prozess schließt im Kreis Greifswald, Vorpommern, auch die salienten berlinisch-brandenburgischen Formen *ik*, *det*, *wat* ein (Herrmann-Winter 1979: 152).

Im späten 19. Jahrhundert beschleunigt sich die institutionelle Verbreitung der Standardsprache auch in vergleichsweise siedlungsleeren Räumen:

> Schule, Kirche, bis zum Ausgange des Weltkrieges auch die Kaserne, und vor allem das Zeitungswesen haben das Hd. bis in die entlegensten Winkel Niederdeutschlands eindringen lassen. (Grimme 1922: 8)

Die Entwicklung des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekts nach 1945 lässt einen deutlichen Rückgang der ostniederdeutschen Basisdialekte erkennen: Regionales Sprechen findet seinen Ausdruck in wachsendem Maße im Regiolekt.

Gernentz (1974: 219) verweist auf die „nach 1945 veränderte […] Bevölkerungsstruktur auf den Dörfern, vor allem in den Neubauerndörfern" und bezieht dies vor allem auf „das Seßhaftwerden der Umsiedler". Er betont auch den sozioökonomischen Wandel in der SBZ und DDR: „Das Gesicht dieses Gebietes war jahrhundertelang durch die Landwirtschaft geprägt" (Gernentz 1974: 216), was sich in einem landwirtschaftlichen Beschäftigtenanteil von 38,3 % (1933), erheblichem Großgrundbesitz und einer geringen Bevölkerungsmobilität zeigte. Durch die Bodenreform, die LPG-Zusammenle-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gung, den „Übergang zur industriemäßigen Produktion“ (Gernentz 1974: 220) habe sich die sozioökonomische Struktur des Nordens der DDR fundamental verändert. Planmäßige Zuwanderung von Arbeitskräften sorgte dafür, dass „Industriearbeiter aus anderen Bezirken der DDR in die Dörfer umzogen und damit auch das Vordringen des Hochdeutschen auf dem Lande förderten“ (Gernentz 1974: 220). Die durch die Schulreform geschaffenen „ländlichen Zentralschulen“ (Gernentz 1974: 220) ließen die Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache auch bei der ländlichen Jugend durchschlagende Wirkung erlangen, insbesondere seit den 1960er Jahren.

In Hinblick auf die soziale Verteilung und den pragmatischen Gebrauch regiolektaler Merkmale sind insbesondere die Arbeiten aus den 1970er Jahren von Herrmann-Winter, Dahl und Gernentz hervorzuheben. Bei Herrmann-Winter (1979) bestanden die sozialen Gruppen, die die regiolektalen Merkmale besonders häufig verwenden, aus Industriearbeitern und Genossenschaftsbauern (auch mit Leitungsfunktionen); den geringsten Gebrauch wiesen die „Intelligenz“ und die Schüler auf (Herrmann-Winter 1979: 152-155). Gernentz (1974: 242f.) sieht pragmatische („Gesprächspartner, Gesprächsgegenstand und Gesprächssituation“) gegenüber sozialen Steuerungsfaktoren als ausschlaggebend an, insgesamt weise die „Entwicklung eindeutig in Richtung der Ausbildung von großräumigen Umgangssprachen […], keineswegs in Richtung auf sprachliche Uniformität“.

Schönfeld (1980: 113-119) erkennt für die 1970er Jahre drei soziolinguistische Bewertungstypen der Dialekt-Regiolekt-Konstellation im Norden der DDR. An der Küste werde der niederdeutsche Dialekt häufig verwendet und geschätzt, in den Übergangsgebieten (Altmark, Havelland, Prignitz, Uckermark) von Älteren und in lokalen und informellen Domänen, um Berlin und im Süden sei er aufgegeben oder besitze nur geringes Ansehen. Der Regiolekt hingegen werde weitgehend verwendet und geschätzt, vor allem von Männern, Nichtdialektsprechern oder Jüngeren (Schönfeld 1980: 117), mehr noch der mecklenburgische als der berlinisch-brandenburgische Regiolekt, am wenigsten der magdeburgische (Schönfeld 1980: 118).

Die aktuelle regiolektale Entwicklung in Mecklenburg-Vorpommern weist auch mit der deutschen Vereinigung in die Richtung einer zunehmenden Großräumigkeit:

> Die Entwicklungen lassen deutlich eine Reduzierung auf wenige lokale Merkmale […] in den städtischen Umgangssprachen erkennen. (Schönfeld 1989: 103)

Die soziodemographischen Besonderheiten des Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern lösen dabei widersprüchliche strukturelle Prozesse aus, die einerseits basisdialektale lokale Strukturen erhalten, andererseits jedoch in der Gesamtentwicklung die Ausbreitung großräumiger regiolektaler Formen fördern.

Mecklenburg-Vorpommern ist seit alters ein ländlicher Raum mit geringer Bevölkerungsdichte. Das Bundesland hat die wenigsten Oberzentren aller Flächenländer der Bundesrepublik (Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Greifswald/Stralsund). Die Bevölkerungsdichte macht nur ein Drittel des bundesdeutschen Durchschnitts aus und ist in den 2000er Jahren weiter abnehmend (von 74 Einwohner/km² 2005 auf 69 im Jahr 2011). Sie weist überdies ein West-Ost-Gefälle auf (von 73 in Westmecklenburg bis zu 61 im östlichen Vorpommern) (Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern 2014). Das Land ist ein strukturschwacher Raum und eine Abwanderungsregion: Die Arbeitslosenquote ist fast doppelt so hoch wie

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

der bundesdeutsche Durchschnitt, die höchste in Deutschland, und liegt in Vorpommern noch höher (Bundes-agentur für Arbeit 02/2012). Die Entwicklung des Arbeitsmarkts zeigt im Zeitraum 2000-2009 (bis auf Greifswald und Wismar) überall einen Rückgang der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Die Schülerzahlen haben sich im Zeitraum 2000-2009 in Vorpommern um 45-50 %, in Mecklenburg um 35-40 % reduziert (Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern 2009).

Komplementär zu diesen Marginalisierungstendenzen, die vor allem die Älteren treffen, ist eine wachsende Mobilität bei der jüngeren Bevölkerung erkennbar. Der Pendleranteil an allen Arbeitnehmern beträgt in Mecklenburg-Vorpommern 60 %. Der Anteil der Pendler mit mehr als 50 km Pendeldistanz an allen sozialversicherungspflichtig Beschäftigten am Arbeits- und Wohnort ist im Jahr 2009 in Mecklenburg-Vorpommern am höchsten in ganz Deutschland. Er liegt überwiegend bei über 17 % und im Landesinneren bei über 22 %. Pendlerziele sind die genannten Oberzentren sowie in Westmecklenburg Hamburg und in den südlichsten Landesteilen Berlin (Bundesraumordnungsbericht 2011: 79). Die Tendenz ist gegenüber 2005 steigend. Nordwestmecklenburg und Ludwigslust-Parchim zählen zur „Metropolregion HH".

Strukturell lassen die Besonderheiten des Landes Mecklenburg-Vorpommern eine beschleunigte Aufgabe lokaler Sprachformen und einen weiteren Übergang zur Verwendung des Regiolekts erwarten. Eine längerfristige Aufrechterhaltung lokaler sprachlicher Strukturen in marginalen Räumen ist nicht absehbar, da die Region überaltert ist und die Jugend in andere Regionen zieht, so dass die Weitergabe lokalsprachlicher Traditionen spätestens in der kommenden Generation eingeschränkt sein dürfte. Der Regiolekt hingegen genießt hohes Ansehen, ist weit verbreitet und besitzt regionale Eigenständigkeit im Bewusstsein seiner Sprecher.

In sprachstruktureller Hinsicht ist der mecklenburgisch-vorpommersche Regiolekt der 1970er Jahre in den oben genannten Studien recht umfassend beschrieben worden. Hierbei wird meist zwischen obligatorischen und fakultativ auftretenden Sprachmerkmalen unterschieden. Herrmann-Winter (1979: 173) findet in ihrer Studie mit 79 Gewährspersonen „charakteristische Besonderheiten gesprochener hochdeutscher Sprache im Raum nördlich der Linie Anklam – Demmin – Rostock", d.h. in Vorpommern und dem nordöstlichsten Mecklenburg, die „obligatorische" Geltung haben. Dazu zählen die Hebung von langem *ä* (*Meedchen*), die Ersetzung der Affrikate *pf* durch die Spirans *f* (*Fingsten*), der [k]-Verschluss des *ng*-Lautes (*Dink*) und lexemspezifische Vokalkürzungen (*Glass, Zuch*). Daneben treten „fakultativ", je nach situativem Kontext, Alter und sozialer Gruppe, von den untersuchten 18 Varianten die folgenden regiolektalen Merkmale auf (Herrmann-Winter 1979: 148-152):

1) *e*-Apokope mit 92,4 % ([ɪç kɔm] ‚ich komme', [ɪç max] ‚ich mache')
2) *r-S*chwund nach langem *a* mit 88,6 % ([jaː] ‚Jahr', [haːt] ‚hart')
3) stddt. *-er-* als [ɛ, æ] mit 84,8 % ([ˈlɛːnən] ‚lernen', [æˈtseːln] ‚erzählen')
4) stddt. Affrikate *ts* als Spirans *s* mit 78,5 % ([ˈsʊkæ] ‚Zucker')
5) *t*-Apokope mit 75,9 % ([nɪç] ‚nicht', [fas] ‚fast')
6) *r*-Elision nach Kurzvokal mit Vokalöffnung und -dehnung mit 73,4 % ([ˈɛːdə] ‚Erde', [ˈfɔːnə] ‚vorne')
7) wort- und silbenanlautende *g*-Spirantisierung mit 72,2 % ([jəˈveːzn] ‚gewesen', [jans] ‚ganz', [ˌfoːɛjən] ‚vorigen'): „für den Norden noch ungewöhnlich" (Herrmann-Winter 1979: 152)
8) kurzes stddt. *a* als [ɛ, ə] mit 58,3 % ([dɛt] ‚das', [nəˈheːɛ] ‚nachher')
9) Reduktion [ˈʊnzɛ] für ‚unser, unsere, unserer' mit 59,5 %
10) stddt. *e* als [ə] in Tonsilben mit 54,4 % ([ˈrəbəraˈtʰuːɛ] ‚Reparatur')

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

11) *t* für stddt. *s*, vor allem bei Pronomen, mit 55,7 % ([dat]/[dɪt] ‚das'/‚dies', [vat] ‚was', [ɛt]/[-ɛt] ‚es'/‚-es'): „unter neuem Brandenburg-berlinischen Einfluß" (Herrmann-Winter 1979: 152)
12) Substitution von stddt. *r* nach Kurzvokal durch [ɛ] oder [ɐ] mit 50,6 % ([fo•ɛt] ‚fort')
13) *a*-Velarisierung mit 49,4 % ([ˈnɔmən] ‚Namen', [gəˈzɔːxtʰ] ‚gesagt')
14) *l*-Velarisierung mit 38,0 % ([gɛɫt] ‚Geld', [fɔɫ] ‚voll')
15) *r*-Elision bzw. schwache Vokalisierung nach Langvokal (außer langem *a* mit 29,1 % ([hiːɛ] ‚hier')
16) Spirantisierung von *g* nach Liquid mit 10,1 % ([bʊːx] ‚Burg')

Am häufigsten waren diese Merkmale schon zu dieser Zeit auf dem Lande vertreten, besonders bei der älteren Generation der vor dem Ersten Weltkrieg Geborenen sowie der „Werktätigen aus Industrie und Handwerk", am wenigsten bei den Jüngeren, vor allem den Schülern, und der „Intelligenz" (Herrmann-Winter 1979: 174).

Lauf (1996) beschreibt – auf der Grundlage von Aufnahmen u.a. des Pfeffer-Korpus (1961, Sprecher aus Greifswald und Rostock der Jahrgänge 1892-1947) – die Merkmale der „Mecklenburg-vorpommerschen Umgangssprache". Neben „gemeinniederdeutschen" Merkmalen – das sind u.a. die bei Herrmann-Winter so bezeichneten „obligatorischen" Varianten – benennt Lauf (1996: 200-205) zu den bereits im Kapitel Nordniederdeutscher Raum genannten gemeinsamen nord- und nordostdeutschen Merkmalen einige regiolektale Besonderheiten:

1) Senkung von [ɪ] und [ʊ] teilweise bis zu [ɛ] bzw. [ɔ] (vgl. Lauf 1996: 198)
2) vereinzelt anlautende *g*-Spirantisierung im Süden des Gebiets
3) velarer Lateral [ɫ], vor allem auslautend, nach Süden hin abnehmend
4) gelegentliche retroflexe Artikulation des *r* (vgl. Lauf 1996: 204)

In Hinblick auf die vertikale Sprachlagenschichtung unterscheidet Eva-Sophie Dahl (1974) für Rostock und Umgebung im regiolektalen Bereich des Spektrums zwei Schichten, eine „Umgangssprache" (U) und eine „mundartnahe Umgangssprache" (U^m = hochdeutsch basierter Regiolekt mit starken niederdeutschen Interferenzen), die von der dem niederdeutschen Spektrum zugehörigen „umgangssprachenahen Mundart" (= niederdeutscher Dialekt mit hochdeutschen Interferenzen) abgegrenzt werden. Eine ähnliche Unterscheidung findet sich auch bei Schönfeld (1989).

Als gemeinsame Merkmale der Sprachschichten „Umgangssprache" und „mundartnahe Umgangssprache" nennt Schönfeld (1989: 71f., basierend auf Sprachdaten aus den 1970er Jahren) Formen wie die Auslautspirans [tax] ‚Tag', plosivisches [k] nach [ŋ] wie in [laŋk] ‚lang', Vokalkürze in [glas] ‚Glas', Öffnung in [ɛɐdə] ‚Erde', Hebung in [ʃeːmən] ‚schämen', Anlautspirans in [faefə] ‚Pfeife' sowie Endungsreduktionen und *r*-Vokalisierung. Spezifisch für die Sprachschicht U^m seien der *r*-Schwund vor Konsonant in [haːt] ‚hart', Anlautspirans in [sʊkæ] ‚Zucker', *d*-Assimilation in [hʊnæt] ‚hundert', einzellexematische Rundung [ʏmæ] ‚immer'.

Kehreins (2012: 309-313) Studie eröffnet die Möglichkeit, die ca. 40 bis 50 Jahre alten Sprachstände bei Herrmann-Winter, Dahl, Schönfeld und Lauf mit dem aktuellen Befund zu vergleichen. Grundlage bilden die Daten von vier Sprechern der Geburtsjahrgänge 1943, 1959, 1960 und 1990 aus Stralsund/Vorpommern. Kehrein (2012: 309) interpretiert die folgenden Merkmale als Elemente einer „Restarealität":

Vokalismus:
1) langes *e*, *ø*, *o* als Diphthong(oid)e
2) Rundung von /ɪ/, besonders in labialer Umgebung
3) Hebung von /ɛː/ und /ɛ/, besonders vor vokalisiertem /r/-Allophon, mit Aufhebung der Opposition /eː/ ≠ /ɛː/

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

4) Das „häufigste und vielleicht auch auffälligste Merkmal“ ist die Realisierung von <er> als Affix oder Teil eines Affixes in *ver-*, *zer-* als [ɛ, æ]. (Kehrein 2012: 311)

Selten bzw. vereinzelt treten in seinem Korpus folgende Varianten auf:
5) Kurze Realisierung von stddt. /aː/ in unflektierten Einsilbern (*Tag, Glas, Schlag*)
6) Senkung von stddt. /oː/ im betonten Präfix *vor-* ([fɔːɛ-] z. B. in *Vorpommern*)
7) [ʊf] für *auf*, [keːn] ‚kein‘, [glɔːb] ‚glaube‘, [oːx] ‚auch‘ bei dem jüngsten Sprecher

Konsonantismus:
8) *g*-Spirantisierung im (Stamm-)Auslaut (*Tag, gesagt, gelegt, weg*)
9) Lenisierung von inlautendem *t* (*Leute, hatte, Mittag*)
10) plosivisch gelöstes finales *ng* ([ʁɪçtʊŋk] ‚Richtung‘)
11) Realisierung von (stamm-)anlautendem germ. *p* als Spirans [f] ([gəˈfleːçtəs] ‚gepflegtes‘)
12) Ausfall von *d* in der Lautverbindung *nd*, auch über Wortgrenzen hinweg ([kɪnɛ] ‚Kinder‘, [ɪnɛ] ‚in der‘)
13) Ausfall von *t* in der Lautverbindung [st] im In- und Auslaut (in *meistens, sonst*)
14) Erhalt der unverschobenen germ. Tenues (einzellexematisch in *ich, das, was*)

Selten finden sich die Varianten:
15) *b*-Spirantisierung im Inlaut
16) Spirantisierung von anlautendem *g* im Präfix *ge-*
Nicht mehr belegt sind die Varianten:
17) anlautendes *j* als [ʒ] oder [dʒ]
18) *-tion* als [tʃoːn, tʃoun]
19) Spirans [s] für anlautendes *ts*
20) velares oder retroflexes *l*
21) apikales *r*

Während *s* für *ts* bei Herrmann-Winter (1979) noch mit 78,5 % belegt ist, velares *a* mit 49,4 %, velares *l* noch mit 38,0 % und Dahl (1974) bzw. Gernentz (1974) alle drei – ebenso wie apikales *r* – noch als Merkmale der „mundartnahen Umgangssprache“ U^m (s.u.) erwähnen, findet Kehrein (2012: 311) für diese Formen keine Belege mehr. Die Sprachlage „mundartnahe Umgangssprache“ (nach Dahl 1974) ist offenbar in den vergangenen 50 Jahren geschwunden. Allerdings weist Ehlers (i. Vorber.) nach, dass von den 24 autochthonen Sprechern der Vorkriegsgeneration apikales *r* noch zu 90 % im intendierten Niederdeutsch verwendet wird, ebenso wie von den 13 Heimatvertriebenen (mit 80 %), während sich der Gebrauch bei den 1950-1970 Geborenen halbiert. Wer in dieser Generation jedoch ausschließlich apikales *r* realisiert, behält dies auch in den standardnahen Sprachlagen bei:

> Dafür ist aber bemerkenswert, dass die beiden einzigen Angehörigen der jüngeren Altersgruppe, die das *r* im intendierten Niederdeutsch noch ausschließlich apikal bilden, auch in der regiolektalen Sprache, die sie im Interview verwenden, die prävokalischen *r* als Zungenspitzen-*r* artikulieren. (Ehlers i. Vorber.)

Kehrein (2012) kommt angesichts seines empirischen Befundes zu der Schlussfolgerung:

> Zwischen Dialekt und Regiolekt bildet sich […] kein ‚mittlerer Bereich‘ aus […] Schließlich lässt sich die Beobachtung, dass viele der nach Dahl (1974) für die Sprachschicht U^m, also der standardfernsten Varianten der hochdeutschen Umgangssprache, konstitutiven regionalsprachlichen Varianten in den standardorientierten Gesprächen meiner Sprecher nicht mehr enthalten sind, als ein diachroner Prozess der Standardannäherung deuten. (Kehrein 2012: 313)

Übereinstimmend wird von Herrmann-Winter (1979), Schönfeld (1980, 1989, 1990), Lauf (1996) und Kehrein (2012) auf Berliner Einfluss besonders in den südlichen und östlichen Gebieten Mecklenburg-Vorpommerns hingewiesen. Dieser mache sich in folgenden Merkmalen geltend:

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1) Zentralisierung von [ɪ] und [ʊ] in von der Stadtsprache Berlins beeinflussten Räumen (Lauf 1996: 198)
2) [ʊf] für *auf*, [glo:b] ‚glaube', [o:x] ‚auch', die nach Kehrein (2012: 310) eine „Orientierung am Berliner Dialekt/Regiolekt" und dessen „Vordringen nach Norden" zeige (vgl. Schönfeld 1989: 90)
3) anlautende *g*-Spirantisierung im Übergangsgebiet zum brandenburgischen Sprachraum (Lauf 1996: 204f.), nach Kehrein „ein Merkmal des südlichen Mecklenburgisch-Vorpommerschen", das vermutlich „Berliner Einfluss" entspringt (Kehrein 2012: 311)
4) „Markierungen wie *dat, wat, et, Jejend*, die auf neueren berlinischen Einfluß zurückgehen" (Mihm 2000: 2116, ähnlich bereits Herrmann-Winter 1979: 152)

Schönfeld (1989: 89-95) sieht „zwischen der Berliner sowie der Rostocker und Greifswalder Umgangssprache mehrere Übereinstimmungen" (Schönfeld 1989: 103):

5) Rundung vorderer Kurzvokale ([œlf] ‚elf')
6) *r*-Vokalisierung mit Ersatzdehnung des vorangehenden Vokals ([dɔ:(ʁ)f] ‚Dorf')
7) *g*-Spirantisierung im absoluten und gedeckten Auslaut ([tax] ‚Tag', [ve:ç] ‚Weg', [bʊʁç] ‚Burg', [za:xt] ‚sagt', [fli:çt] ‚fliegt')
8) Plosiv *p* statt stddt. Affrikate *pf* (*Appel, Kopp, Strümpe*)
9) intervokalisch *-tt-* als *–dd-* (*Vadda*)
10) Assimilierung von *d* in *-nd-* (*hunnat* ‚hundert')

Areal eingeschränkt auf die süd(öst)lichen Landesteile gelte dies für die Monophthongierung [be:n] ‚Bein', die *g*-Spirantisierung anlautend im Präfix *je-* (Schönfeld 1989: 91) und intervokalisch [ve:jə] ‚Wege', die *r*-Vokalisierung zu [a/ɐ] [fe:ad] ‚Pferd', was weitgehend „jüngeren Berliner Einflüssen auf die mecklenburgische Umgangssprache in ihren südlichen und östlichen Regionen" geschuldet sei.

Die Gemeinsamkeiten zwischen den Regiolekten aus Mecklenburg-Vorpommern und Berlin-Brandenburg werden von den Sprechern selbst deutlich wahrgenommen. Dies belegen die Erhebungen des ADA, die eine deutlich empfundene Ähnlichkeit mit der „Alltagssprache" Berlins bis weit in den Norden zeigen (vgl. ADA, 6. Runde, Frage 3). Die ADA-Karte „Ähnlichkeit Berlin" („Wie stark unterscheidet sich nach Ihrer Einschätzung die Alltagssprache Berlins von der Alltagssprache Ihres Ortes?"; Antwortkategorien zwischen 1-2 „ziemlich ähnlich" und 5-6 „sehr unähnlich") zeigt die größte Ähnlichkeitsstufe (1-2) nach Norden bis Schwedt im Osten und Wittenberge im Westen Nordbrandenburgs, nördlich davon eine immer noch recht stark empfundene Ähnlichkeit (2-3) in einem 100-150-km-Radius nördlich Berlins von Prenzlau (Uckermark, Mittelpommersch) über Neubrandenburg und Waren im mittleren bis Ludwigslust im südwestlichen Mecklenburg. Nördlich davon wird eine größere Ähnlichkeit (1-2) mit Hamburg, Bremen und Kiel empfunden (ADA-Karten „Ähnlichkeit mit Bremen, Hamburg, Kiel"). Am geringsten ist das Empfinden sprachlicher Unterschiedlichkeit gegenüber Berlin in dieser Region im südöstlichen Vorpommern (ADA-Wabenkarte des Anteils nicht gemeinsamer Nennungen in benachbarten Orten).

Die Daten des SiN-Projekts spiegeln die Eigenheiten des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekts ebenso wie die oben beschriebene areale Gliederung in einer Reihe von Merkmalen wider:

- Die Lenisierung von stddt. *p, t, k* im Inlaut (besonders *p* und *t*) ebenso wie die Realisierung von <er> im Auslaut als [ɛ] oder [ɛ:] und mit geringer Frequenz auch die Diphthongierung von langem stddt. *e, o, ö* zeigen eine Gemeinsamkeit insbesondere mit dem nordniederdeutschen Raum, also mit den gemeinhin als „dialektstarke Regionen" (Schröder 2015: 39) geltenden Gebieten.
- Die *t*-Apokope ist in ganz Norddeutschland verbreitet, in den Wortarten Nomen und Adjektiv (*Nacht, schlecht*) ist sie in Meck-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lenburg ähnlich hoch wie im äußersten Norden, in Vorpommern dagegen niedriger als im Durchschnitt.

- Die Senkung von stddt. langem *e, o, ö* vor *r* grenzt Mecklenburg-Vorpommern mit mittleren Frequenzen deutlich ab von Mittelpommern und Brandenburg, es geht hierin mit dem Norden und Westen des Untersuchungsgebiets.
- Die Rundung von stddt. kurzem *i* ist eine zugleich ost- (und nord-) deutsche Erscheinung. Dies gilt ähnlich für die Assimilation von stddt. *-nd-* im Inlaut zu *-nn-* sowie – bei geringen Belegzahlen – für die Verwendung des Schwa statt des Vollvokals in der Endsilbe von *Kaffee*.

Der Erhalt von unverschobenem *t* im Auslaut lässt die areale Ost-West-Gliederung des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekts erkennen:

- *-t* in stddt. *das, was, es/-es* findet sich regiolektal fast nur in Vorpommern, das hier mit Brandenburg und Mittelpommern übereinstimmt: Unverschobenes *-t* in *dat/dit* (in allen Funktionen) erreicht ebenso wie in *wat* hohe Werte von 80-100 %, etwas geringere *et* ‚es' (mit 60-80 % im informellen Tischgespräch). Dies gilt allerdings nicht für das Morphem *-et*, das in Mecklenburg-Vorpommern fast nicht vorhanden ist. Die berlinisch-brandenburgische Vokalhebung in *dit/dis* zeigt – ähnlich wie in Mittelpommern – nur geringen Einfluss in Mecklenburg-Vorpommern (nur 5-10 % Vokalhebung in Vorpommern mit *dit,* in Mecklenburg mit *dis*).
- Auch die monophthongische Realisierung von stddt. Diphthongen (*ooch*) vereint das östliche Vorpommern auf niedrigem Frequenzniveau mit Mittelpommern und dem berlinisch-brandenburgischen Raum.
- Die Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel (*sone*) ist überall im norddeutschen Raum zu finden, die Vokalqualität zeigt hingegen die höchsten Anteile der offenen, kurzen Vokalrealisierungen im Nordosten (in Mittelpommern und Vorpommern).
- Der Erhalt von unverschobenem *p* statt der stddt. Affrikate *pf* findet sich vor allem im Osten des Untersuchungsgebiets.
- Das unverschobene *k* im Lexem *ich* ist auch im östlichen Mecklenburg-Vorpommern noch (mit fast 40 %) verbreitet.
- Kurzvokal statt standarddeutscher Länge ist in Vorpommern nur mit mittleren Prozentwerten (20-30 %) vertreten: Während Lexeme auf *-ag* hohe Werte wie überall sonst in Norddeutschland zeigen, nimmt die Frequenz bei *nach* und noch deutlicher bei *schon* und *über* ab und geht bei *wieder* und *Oma* gegen Null.
- Die *g*-Spirantisierung im Wort- und Silbenanlaut ist in den SiN-Daten aus Mecklenburg-Vorpommern kaum präsent. Im Wort- und Morphemauslaut ist sie hochfrequent, höher als im berlinisch-brandenburgischen Raum und fast so hoch wie in der nordniederdeutschen Region, im Wortinlaut liegt sie ähnlich hoch wie in Berlin-Brandenburg. SCHARIOTH (2015) weist anhand einer Auswahl von 27 SiN-Gewährspersonen aus Holstein, Mecklenburg-Vorpommern und Mittelpommern ebenfalls auf die deutliche Differenz zwischen Mecklenburg-Vorpommern sowie Holstein einerseits und Mittelpommern andererseits hin, die sich u.a. in der *g*-Spirantisierung und den darauf bezogenen Sprechereinstellungen geltend mache. In Mecklenburg-Vorpommern und Holstein sei die Anlautspirantisierung kaum existent; sie komme nennenswert überhaupt nur in Vorpommern vor. Die Spirantisierung im Morphemauslaut (*sacht, mööchlich*) zeige ein Ost-West-Gefälle von Holstein bis Mittelpommern: „In Mittelpommern wird in allen Situationen mehr spirantisiert als in Mecklenburg-Vorpommern, in Mecklenburg-Vorpommern mehr als in Holstein, d.h. die Spirantisierung des *g* nimmt von Westen nach Osten zu. In allen drei Regionen sind die Werte höher als im restlichen norddeutschen Gebiet" (SCHARIOTH 2015: 107).

4.6. Brandenburgischer und mittelpommerscher Raum Im brandenburgischen Raum weicht der Regiolekt deutlich vom Standarddeutschen ab, während das – ehemals areal stark gegliederte – Niederdeutsche weitgehend aufgegeben ist (SCHÖNFELD 1990: 117). Der mittelpommersche Raum nimmt eine Übergangsstellung ein. Im Unterschied zur Besiedlung des mecklenburgisch-vorpommerschen Gebiets aus Westen entlang der Ostseeküste ist er von Süden die Oder abwärts besiedelt worden. Der „Mittelpommersche Keil" – der sich weit bis in die Neumark jenseits der Oder erstreckte – legt

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zeugnis der Besiedlung vor allem durch niederfränkische Siedler ab (Niebaum 1986: 30, Foerste 1966: Sp. 1865f.).

Mittelpommern und das südliche Vorpommern waren lange Schauplatz des Ringens um Einfluss und Besitz zwischen Brandenburg und den Herrschergeschlechtern Mecklenburgs und Pommerns: „Im 13. Jh. standen die Pommernherzöge im Abwehrkampf gegen das Vordringen der Markgrafen von Brandenburg und deren Gebietsansprüche“ (Engel 1957: 44). Im Nordosten des niederdeutschen Gebiets findet die Siedlungstätigkeit aus der Mark Brandenburg ihre sprachliche Entsprechung in der Gegenüberstellung zwischen westlichen (mecklenburgisch-vorpommerschen) und östlichen (mittelpommerschen) Formen. Dies spiegelt sich zunächst in den niederdeutschen Dialekten wider (z.B. Diphthongierung gegenüber Monophthongierung), später in der Herausbildung von Regiolekten mit unterschiedlicher regionaler Orientierung nach (Nord-)Westen und nach Süden.

Brandenburg ist „in neuester Zeit ein weites Einfallstor mitteldeutscher Sprache“ (Foerste 1966: Sp. 1866, vgl. Niebaum 1986: 30). Dies gilt im doppelten Sinne: Brandenburg ist bereits als dialektaler Raum seit der Besiedlung, an der elbostfälische Siedler (aus dem Grenzsaum zum Mitteldeutschen) starken Anteil hatten, (ost) mitteldeutscher Sprache ausgesetzt:

> Im Süden erstreckte sich das Brandenburgische gemeinsam mit dem Ostfälischen einst bis in die Halle-Leipziger Bucht und das anschließende Elbe – Mulde – Elster-Gebiet […], ehe dort im 15./16. Jh. die Verhochdeutschung begann. Als damals auch Berlin zum Hochdeutschen wechselte, geriet der südbrandenburgische Raum unter bis in die Gegenwart andauernden hochdeutschen Einfluß. (Wiesinger 1986: 880)

Die Vermittlung ostmitteldeutscher Sprache in den niederdeutschen Raum gilt für den besonders über Berlin wirkenden Einfluss hochdeutscher Sprache im berlinisch-brandenburgischen Regiolekt, der zugleich ins mittelpommersche Gebiet ausstrahlt und seine Ausläufer bis in den südöstlichen mecklenburgisch-vorpommerschen Raum besitzt. Die Verbreitung hochdeutscher Sprache vollzieht sich in diesem Raum seit Langem über die Berliner Stadtsprache:

> Infolge dieser Verhochdeutschung ist die Grenze zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen östlich der Elbe (angefangen von Magdeburg) außergewöhnlich fließend. Durch das weite Tor Brandenburgs und der von Brandenburg-Preußen eroberten Kolonialgebiete östlich der Oder ergießt sich das Hochdeutsche, in der herrschenden Form der ostmitteldeutschen Halbmundart, weit früher und ungebundener auf niederdeutsches Territorium als im Westen […]. Am deutlichsten zeigte sich dieser hochdeutsche Einfluß in der Verhochdeutschung der Stadtmundart Berlins und seiner weiteren Umgebung. (Schirmunski 1962: 613)

Die Entwicklung der Stadtsprache Berlins zum Hochdeutschen seit ca. 1500 ist angesichts der „Strahlkraft“ Berlins (Protze 1997: 9) von Anfang an mit der Herausbildung eines berlinisch-brandenburgischen Regiolekts und seiner Verbreitung im näheren und später weiteren Berliner Umland verbunden (vgl. Schönfeld 1990: 127). Von der städtischen Kanzlei ausgehend dringt diese Sprachform in das städtische Patriziat und schließlich in weitere städtische Schichten vor. Zugleich wird sie in größeren und kleineren brandenburgischen Städten von weiteren Kreisen des städtischen Bürgertums übernommen, die nicht nur über den Handel miteinander verbunden sind, sondern mitunter auch aus den gleichen Familien stammen.

Berlin geht zu Beginn des 16. Jahrhunderts zum obersächsisch geprägten Hochdeutsch über. Mit dem Niedergang der Hanse und dem erzwungenen Austritt rich-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tet sich der Blick nach Süden. Die städtische Kanzlei schreibt mit dem Obersachsen Johann Nether ab 1504 „hochdeutsch“. Dieser Übergang zum Hochdeutschen vollzieht sich etwa ein halbes Jahrhundert früher als in anderen niederdeutschen Schreiborten (Lasch 1910: 104f.). Alle Kanzleien – die kurfürstliche Kanzlei, die geistlichen Kanzleien, die Gerichtskanzleien, die Stadtkanzleien – gingen (in dieser Reihenfolge) bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts zum Hochdeutschen über. Dabei ist die seit dem frühen 14. Jahrhundert Hochdeutsch schreibende Fürstenkanzlei zwar der Verhochdeutschung der Berliner Stadtsprache förderlich. Sie besitzt jedoch über mehr als 100 Jahre wenig direkten Einfluss auf die städtische Sprachentwicklung (und die ihres Umlandes). Die führende städtische Kaufmannschaft erwarb ihre Bildung auf vorwiegend mitteldeutschen Universitäten, überwiegend in Leipzig, auch Erfurt und später Wittenberg (dazu seit 1506 auch in Frankfurt an der Oder, vgl. Priebatsch 1899: 407, Lasch 1910: 117). Die Prediger sprechen seit der Reformation hochdeutsch; seit 1520 sind hochdeutsche Grabsteininschriften nachgewiesen, Namen werden „verhochdeutscht“ (z.B. *Ryke* – *Reich*). Die erste diesbezüglich belegte Schulordnung des Grauen Klosters 1574 nennt die Verpflichtung des Schülers, „sich im teutschen des meisnischen dialecti und im schreiben seiner leserlichen hand zu befleißigen“ (nach Lasch 1928: 72). Die Verbreitung eines regionalen Hochdeutsch in der Berliner Bürgerschaft und über sie in der Mittelmark vollzog sich also zu Beginn des 16. Jahrhunderts in erstaunlicher Geschwindigkeit, hatte bald „als Schriftsprache auch in weiteren Kreisen Fuß gefaßt und endlich auch als Umgangssprache den Sieg errungen“ (Lasch 1910: 224). Dies gilt auch für „Schreiben, die von Angehörigen der unteren Stände erhalten sind“ (Lasch 1910: 221), z.B. Rechnungen. Und wer niederdeutsch schrieb, tat dies in einer Form, die Lasch (1910: 219) als „stark zersetzt“ bezeichnet.

Berliner Einfluss machte sich zunehmend in der Mark geltend. Landtage fanden seit Längerem in Berlin statt, das oberste kürfürstliche Gericht siedelte aus dem niederdeutschen Tangermünde nach Berlin-Köln über. Mit wenigen wurde noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts niederdeutsch verkehrt, so mit den pommerschen und mecklenburgischen Fürsten, aber auch mit Brandenburg, Perleberg und besonders mit den Städten der Altmark, etwa Stendal und Salzwedel. Ostbrandenburgische Städte wie Frankfurt (Oder) und Fürstenwalde sind 100 Jahre früher als Berlin zur neuhochdeutschen Schriftsprache übergegangen (Schmidt 1986: 127):

> Wie Frankfurt so ist der ganze Südosten der Mark hochdeutsch. Bis Müncheberg, Fürstenwalde, Beeskow und Storkow, also bis nahe an Berlin heran, läßt sich im 15. Jahrhundert schon hochdeutsche Kanzleisprache nachweisen. (Lasch 1910: 132)

Berlin ist zu einer „verhochdeutschten“, genauer „vermitteldeutschten“ Varietät übergegangen, jedoch sicherlich nicht mit der Abruptheit, die Lasch annimmt. Schirmunski (1962) widerspricht Laschs Annahme, dass es sich bei der Berliner Stadtsprache um eine „Übernahme der obersächsischen Form des Hochdeutschen“ (Lasch 1911-12: 135) – wenn auch auf niederdeutscher Sprechbasis (Lasch 1928: 78) – handle:

> Die städtische Halbmundart entsteht nicht aus einer von außerhalb übernommenen schon fertigen umgangssprachlichen oder schriftlichen Norm, die danach eine lokale ‚Färbung‘ erhält […]. Sie entwickelt sich aus der Lokalmundart durch fortschreitende Beseitigung von deren auffälligsten, primären Merkmalen, die in erster Linie zu einem Hindernis für den sprachlichen Austausch werden könnten. Dieser Prozeß verläuft […] völlig gesetzmäßig […]. Deshalb auch stellt die Berliner Halbmundart keine unge-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ordnete Vermischung hochdeutscher und niederdeutscher Formen dar. […] Regulierend mußte dabei neben der schriftlichen Norm der Literatursprache auch ihre obersächsische umgangssprachliche Form wirken. Doch für den Berliner des 16. Jh. war es nicht nötig, aus Leipzig die Entrundung der Umlaute, die Aussprache von *ei* und *ou* als *ē* und *ō*, das unverschobene *p* oder spirantische *g* oder auch die im Vergleich zur literarischen Norm überschüssige Bewahrung des auslautenden *e* zu entleihen, da alle diese Eigenheiten schon seine eigene niederdeutsche Mundart kannte. (Schirmunski 1962: 617f.)

Auch Schmidt (1986: 132) sieht den „Sprachwechsel Berlins […] keineswegs als abrupten Übergang". Ebenso konzediert Lasch zumindest eine Übergangszeit, in der „die Berliner noch lange Zeit nach der Übernahme noch zweisprachig gewesen sein müssen, d.h. je nach Bedarf nd. oder hd. sprachen" (Lasch 1911-12/1979: 484).

Der Einfluss Berlins auf die Mark Brandenburg ist jedoch nicht ohne Brüche. Der Dreißigjährige Krieg etwa reduziert die Bedeutung der Stadt drastisch: Die Bevölkerungszahl Berlins halbiert sich, und die Stadt erlangt erst nach Jahrzehnten wieder regionale Geltung, die Mark ist devastiert. Zweifellos sind die der Katastrophe folgenden gewaltigen Bevölkerungsumverlagerungen dem sprachlichen Ausgleich und der Beseitigung kleinräumiger (dialektaler) Strukturen förderlich, da sie eine generelle Mobilität und insbesondere Zuzug in die Festungsstädte auslösen. Diese Land-Stadt-Wanderung war in erster Linie eine Abwanderung aus niederdeutschem Gebiet. Erst durch die merkantilistische Wirtschafts- und Ansiedlungspolitik des Großen Kurfürsten (mit der Ansiedlung von Juden und Hugenotten) steigt Berlin Ende des 17. Jahrhunderts wieder auf. Generell ist für das 18. Jahrhundert von einem starken Städtewachstum in der Mark mit Wachstumsraten zwischen 1730 und 1770 von 18 bis 34 % auszugehen, was den sprachlichen Austausch zwischen den brandenburgischen Städten fördert (Gahlen 2008).

Die Expansion der Berliner Stadtsprache in die Mark ist nun allerdings nicht als lineare Überschichtung durch eine homogene Sprachvarietät zu verstehen, sondern zunächst als sprachlicher Ausgleich zwischen „verhochdeutschter" Berliner Stadtvarietät und niederdeutschem Dialekt, vermittelt über das Bürgertum der Mittel- und Kleinstädte in der Mark, dann zunehmend als Orientierung am sprachlichen Vorbild des Berlinischen. Der Berliner Varietätenraum enthielt selbst niederdeutsche Elemente, die sich in der Stadt bewahrt hatten oder neu aufgenommen worden waren, zumal ein steter sprachlicher Austausch mit dem niederdeutschen Umland stattfand und ein Zustrom von Dialektsprechern in die Stadt einsetzte. Der berlinisch-brandenburgische Regiolekt wird in dieser Zeit als eine „mittlere" Sprachlage wahrgenommen – zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch, das sich nach und nach, u.a. durch Schulpflicht und eine weiter ausgreifende überregionale Orientierung, durchzusetzen beginnt. Nicht zufällig werden im Ausgang des 18. Jahrhunderts die ersten dokumentierten öffentlichen Brandmarkungen des Berlinischen bekannt. Karl Philipp Moritz (1781: 17) nennt das Berlinische „aus korruptem Plattdeutsch und Hochdeutsch zusammengeschmolzen und mit Sprachfehlern durchwebt". Willibald Alexis bezeichnet es Mitte des 19. Jahrhunderts als „Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehricht und Abwurf der höheren Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt" (Alexis 1900: 368).

Die Industrialisierung löste ab Mitte des 19. Jahrhunderts starke Zuwanderung aus der Mark aus. Zuwanderer siedelten sich in „wilden Siedlungen" vor dem „Cottbusser Tor" an; ihre Verdrängung misslingt immer wieder. Von den niederen städtischen Sozialschichten wird noch lange

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

niederdeutscher Sprachgebrauch berichtet (vgl. Rosenberg 1986: 86). Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt in Trachsels (1873) „Glossarium der Berliner Wörter und Redensarten“ die Bezeichnung „charlottenburgerisch“ als synonym für „niederdeutsch“. Die These Laschs (1928: 121), dass es nach der Zurückdrängung des Niederdeutschen durch das Obersächsische eine spätere Revitalisierung niederdeutscher Elemente gegeben habe, ist angesichts des regionalen Austauschs und vor allem des Zuzugs niederdeutscher Dialektsprecher nicht von der Hand zu weisen, wenngleich sie sicherlich nie völlig aus dem Varietätenspektrum der Stadt verschwunden waren (ähnlich auch Mihm 2000: 2114). Die Zeit der Industrialisierung (in Berlin seit Mitte der 1830er) ist gleichwohl die Zeit der weitgehenden sprachlichen Regionalisierung Brandenburgs, ausgehend vom Berliner Zentrum. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt sich die Stadt auf der Grundlage einer massiven Arbeitskräftezuwanderung zu einem industriellen Zentrum und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sogar zum führenden Industriestandort Deutschlands. Die Stadtbevölkerung verdoppelt sich zwischen 1834 und 1861 auf eine halbe Million, bis 1877 auf 1 Million, bis 1905 auf 2 Millionen; 1928 arbeiten knapp 400.000 Arbeiter in den ca. 15.000 Betrieben der Eisen- und Metallindustrie, ca. 200.000 Beschäftigte im Bekleidungsgewerbe (Krüger 1928: 77). Die Zuwanderung in die Stadt bewirkte weiteren sprachlichen Ausgleich. Im Unterschied etwa zum Ruhrgebiet mit überwiegend Ortsgebürtigen (43,5 %) und Nahwanderern (31,7 %) waren die Einwohner Berlins 1907 nur zu 40,5 % ortsgebürtig und nur zu 18 % aus der Umgebung, 39,1 % waren Fernwanderer (Strohmeyer 2003).

Der ländlich geprägte nordostdeutsche Raum bleibt in der Entwicklung zurück. Die Mark Brandenburg wird in der Industrialisierung bis 1914 zum marginalen Raum (vgl. Kiesewetter 2004). Parallel hierzu beschleunigt sich die Durchdringung der Mark mit dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt im ausgehenden 19. Jahrhundert. Bretschneider (1973) geht davon aus, dass sich das Berlinische seit Anfang des 20. Jahrhunderts fast flächendeckend in Brandenburg ausgebreitet habe. Brandenburg wird zum Hinterland Berlins; die Region konstituiert sich sprachlich mit Bezug auf das Berliner Zentrum: „Die städtische Umgangssprache wurde zur regionalen Umgangssprache” (Schönfeld 1989: 66). 1920 werden angrenzende Gebiete der Provinz Brandenburg nach „Groß-Berlin“ eingemeindet, vor allem der Industriegürtel um Berlin. Damit hält das Niederdeutsche erneut Einzug in Berlin (vgl. Schönfeld 1989: 148).

In der NS-Zeit werden insbesondere städtische Varietäten als Zentren regiolektaler Entwicklung kritisch gesehen, das Berlinische als die Sprache des „Asphaltungeheuers“ Berlin (Goebbels 1934: 16) zumal. Während „Mundart als Quell völkisch-seelischer Kraft“ zu pflegen sei, gilt der von städtischen Zentren ausgehende Regiolekt als „städtische Strömung der Mundartzersetzung“ (Bretschneider 1933: 277, 281). In der DDR-Zeit wird Brandenburg zur Region planmäßiger Ansiedlungspolitik, vor allem aus den bevölkerungsstarken Regionen des Südens. Orte wie Schwedt und Eisenhüttenstadt oder Neubrandenburg (in Mecklenburg-Vorpommern) dokumentieren das Bemühen, Wirtschaftsförderung mit Regionalentwicklung zu verbinden. Sprachlich bringt diese geplante Bevölkerungsmobilität hochdeutsche Sprache (und regiolektale Formen) in die Nordbezirke der DDR. Dabei spielt eine Rolle, „daß innerhalb des Gebietes […] Zentren – meist Städte – entstanden sind, in denen sich Elemente anderer regionaler Umgangssprachen durchsetzen und von diesen Zentren aus an die umliegende Landschaft weitergegeben werden“ (Ger-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

NENTZ 1980: 149). Zugleich konzentrieren sich wirtschaftliche und bauliche Anstrengungen auf Berlin, was den sprachlichen Austausch mit der Hauptstadt verstärkt und zahlreiche Menschen temporär oder auf Dauer in den Berliner Raum bringt (vgl. BENECKE 1989). Die berlinisch-brandenburgische „Prestigevarietät" (ROSENBERG 1996: 17) wird in Berlin und im Berliner Umland zum Normhorizont für Einheimische und Zugezogene:

> Die überwiegend positive Bewertung hängt vor allem ab von dem weiten sozialen und funktionalen Geltungsbereich der Sprache, von Traditionen und vom starken Selbstbewußtsein der Sprecher. (PEINE/SCHÖNFELD 1981: 251)

Die Schule ist auch in der DDR eine standardsprachlich orientierte Institution. Sie betrachtete sprachliche Regionalismen seit Mitte der 1950er Jahre als Quelle von „Nachlässigkeiten […], die aus der Umgangssprache und der Mundart herrühren" (OSNOWSKI 1998: 273f.). Erst in den späten 1970er Jahren wird regionale Sprache in der Bildungspolitik wieder berücksichtigt. Der Regiolekt genießt allerdings als „Volkssprache" Prestige und ist in geringerem Maße von der elterlichen Gepflogenheit betroffen, mit den Kindern auf regionale Sprachformen zu verzichten (vgl. BRENDEL 2008: 37-46). Die Verwendbarkeit des Regiolekts auch in öffentlichen Domänen sowie in den Medien und die daraus abgeleitete Rolle als regionaler Normhorizont zeigt sich nach SCHÖNFELD (1989: 104) in der „Übernahme dieser Elemente in die Umgangssprache benachbarter Territorien". Ebenso nähmen auch Zugezogene in Ostberlin den berlinisch-brandenburgischen Regiolekt an, wie SCHÖNFELD 1982 in einer Studie unter Schülern im Neubauviertel Berlin-Marzahn festgestellt hat (vgl. SCHÖNFELD 1989: 225f.). Als Reihenfolge des Erwerbs gibt SCHÖNFELD (1989: 224) an: *k* statt *ch* (*ick*), *-t* statt *-s* (*ditt, wat*, später: *schönet*), *oo* statt *au* (*ooch, Boom*), *ee* statt *ei* (*keen, Been*), Spirans *j* statt *g* im Anlaut und Inlaut zwischen Vokalen (*jut, lejen*), *-a* statt *-er* (*Butta*), *ü* statt *i* (*Füsch*). Für Vorschulkinder weist MENG (1990) eine gruppensymbolische Funktion nach:

> Das Berlinern [...] hat für die älteren Vorschulkinder die Funktion, sich selbst und sich gegenseitig ihrer gewachsenen Autonomie und ihrer Gruppenzusammengehörigkeit zu versichern. (MENG 1990: 63)

Anpassungsdruck wirkt dabei in Richtung des Regiolekts. Bei einer Stichprobenuntersuchung unter in Ost-Berlin lebenden zugezogenen Jugendlichen gaben über 80 % an, wegen ihrer Redeweise gehänselt worden zu sein (vgl. BENEKE 1989: 87).

In der „Wendezeit" wird das Berlinisch-Brandenburgische medial als sprachlicher Ausdruck der prototypisch „ostdeutschen" Alltagssprache dargestellt: die Sprache der „kleinen DDR" (Brandenburg). Der regiolektale Charakter des Berlinisch-Brandenburgischen macht sich hierin geltend. In der Übergangszeit vor und nach der deutschen Vereinigung wurden drei Studien durchgeführt, die die sprachliche „Erkennbarkeit" des Berlinischen nach der Herkunft der Sprecher aus West oder Ost (und Umland) zum Gegenstand hatten (ECKERT 1987, LIEBE-RESÉNDIZ 1990, JESSE 2000). ECKERT (1987: 40) kam zu dem Ergebnis, „daß die überwiegende Mehrheit der Testpersonen die Sprachproben hinsichtlich Ost und West nicht zuordnen konnte". Immerhin ein Drittel war jedoch dazu in der Lage. Ausschlaggebend für diejenigen, die eine richtige Zuordnung vornahmen, war häufig eine tendenziell „stärkere Dialektalität" der Ostberliner Proben (ECKERT 1987: 40). Versuche, qualitative Unterschiede zwischen dem Regiolekt in Ost und West festzustellen, ergaben keine auffälligen Differenzen (vgl. ECKERT 1987: 40).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Einschätzung der Verwendung des Regiolekts im Rundfunk durch gebürtige West- und Ostberliner und-durch Zugezogene hat LIEBE-RESÉNDIZ (1990) überprüft. In der Zuordnung von Rundfunkausschnitten aus Ost- und Westberliner Sendern zeigten sich Berliner erheblich treffsicherer als die Zugezogenen. Als „Erkennungsmerkmal" eines Ost-Sprechers wurde das ausgeprägte „Berlinern" im Rundfunk gewertet. Die Unterschiede des Regiolekts zwischen Ost und West schienen also auf der Ebene des Sprachgebrauchs zu liegen. Zehn Jahre später kam JESSE (2000) anhand studentischer Sprachproben zu dem Ergebnis, dass die Ost-West-Unterscheidbarkeit deutlich geringer geworden war und sich eher in das Feld der Einstellungen verlagert hatte. Wahrgenommene Merkmale bezogen sich auf „Unterschiede in der Verwendung von Standard- und Non-Standardformen", wonach Ostsprecher als „eher dialektal, umgangssprachlich, salopp und in öffentlichen Gesprächssituationen unsicher", Westsprecher als „eher selbstbewusst, gepflegt, standardsprachlich und deutlich" beurteilt wurden (JESSE 2000: 124). Diese Unterschiede wurden als divergierende „Korrektheit" im Sprachgebrauch sowie als unterschiedlich ausgebildete Fähigkeiten zur sprachlichen Variation interpretiert: Ostdeutsche sprächen eher „einfach", Westsprecher allerdings im Urteil der ostdeutschen Informanten eher „unnatürlich" (JESSE 2000: 131).

SCHÖNFELD betont, dass der berlinisch-brandenburgische Regiolekt nicht uniform sei, sondern regionale Unterschiede sowie eine vertikale Differenzierung zeige (vgl. SCHÖNFELD 1990: 118f.). Die unterschiedlich starke Standarddivergenz wird – mit Bezug auf Westberlin – in ROSENBERG (1986: 66-70) hinsichtlich ihrer sozial markierenden Funktion unterschieden. Sozial unmarkierte „mittlere" Formen (etwa *dis* ‚das'/‚dies') werden als „Berliner Umgangssprache" bezeichnet, sozial markierte Formen (*dit, ditte* ‚das'/‚dies') als „Berliner Dialekt". SCHÖNFELD (1989: 134f.) lehnt die Bezeichnung als „Berliner Dialekt" ab und verweist – zu Recht – auf die weite Verwendung im Berliner Umland, stimmt aber der vertikalen Differenzierung „in eine standardnahe und eine standardferne Abstufung" zu (in SCHÖNFELD 2001 dann: „starkes", „mittleres" und „leichtes" Berlinisch).

Die regionale Differenzierung ist vor allem von der Entfernung vom Zentrum Berlin abhängig. Im südlichen und mittleren Brandenburg ist der berlinisch-brandenburgische Regiolekt schon seit langer Zeit dominant (vgl. SCHÖNFELD 1990: 126). Für das nördliche Brandenburg (Wittstock, Prignitz) bis hinein ins südliche Mecklenburg (Röbel, Müritz) weist DOST (1981: 123) die Expansion des Regiolekts nach. Neben der regionalen Entfernung vom Zentrum spielen Alter, Geschlecht und Spracheinstellung eine Rolle:

> Jeweils der größte Teil der Einwohner beherrscht und verwendet die Umgangssprache. […] Ein Teil der Sprecher (25-33% der Befragten) hört in der Alltagskommunikation lieber die mundartnahe Umgangssprache als die Literatursprache oder Mundart, davon mehr Männer als Frauen, wesentlich mehr Nichtmundartsprecher als Mundartsprecher, mehr Jüngere als Ältere. (SCHÖNFELD 1980: 117)

Der Berlin-Bezug in ganz Brandenburg und in Mittelpommern, abgeschwächt bis ins südliche Vorpommern, erweist sich auch in den Ähnlichkeitskarten des ADA. Die ADA-Karte „Ähnlichkeit Berlin" zeigt die größte Ähnlichkeitsstufe (1-2 = „ziemlich ähnlich") für ganz Brandenburg (bis Schwedt im Nordosten und Wittenberge im Nordwesten, bis Cottbus im Südosten und Zerbst im Südwesten) und das südliche Mittelpommern, nur wenig geringer (3-4) wird sie im restlichen Mittelpommern und angrenzenden Mecklenburg-Vor-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

pommern in einem 100-150-km-Radius nördlich Berlins eingeschätzt (vgl. Elspaß/Möller 2003: Frage 3). Umgekehrt wird starke sprachliche Unterschiedlichkeit gegenüber dem Mecklenburgisch-Vorpommerschen wahrgenommen entlang einer Grenze, die das südöstliche Mittelpommern dem Berlin-Brandenburger Raum zuweist (ADA-Wabenkarte des Anteils nicht gemeinsamer Nennungen in benachbarten Orten).

Schönfeld (2001) macht auf Divergenzen in Sprachgebrauch und -einstellungen in West und Ost aufmerksam, die durch den Sprachkontakt in der Zeit nach der deutschen Vereinigung zu Tage traten:

> Das Berlinische gewann bis 1989 an Prestige und breitete sich aus, und zwar das sB [starke Berlinisch, PR]. In Ostberlin hatten fast alle in Berlin Aufgewachsenen, aus allen sozialen Schichten, die Kenntnis des sB von Kindheit an erworben. Die meisten haben dieses ohne Sanktionen verwendet, vielfach ohne stärkeren situativen Wechsel, also auch in offiziellen Situationen. […] Anders und differenzierter vollzogen sich die Prozesse in Westberlin. Während der Teilung der Stadt wurde das Berlinische offiziell und allgemein, also in allen sozialen Schichten, zunehmend stigmatisiert und mit ‚ungebildet' gleichgesetzt, vor allem das sB, aber nicht nur dieses. Das Berlinische zog sich auf private Situationen sowie Ältere und untere soziale Schichten zurück, wobei das sB immer mehr vermieden wurde. (Schönfeld 2001: 177f.)

Die Entwicklungsrichtung werde heute von „westlichen" Normen bestimmt:

> In Ostberlin ist die fast generelle Tendenz zur positiven Bewertung des Berlinischen und seiner Verwendung, auch des sB, nicht mehr vorhanden. Es erfolgt eine Orientierung an dem in Westberlin üblichen Sprachgebrauch. (Schönfeld 2001: 181)

Gegenwärtig nimmt die großräumige Orientierung Brandenburgs auf Berlin weiter zu. Regionale Disparitäten stützen diese Orientierung (alle Daten nach: Strukturatlas Brandenburg 2013). Die Bevölkerungsdichte Brandenburgs ist gering (83 Einwohner/km²) und nur im unmittelbaren Umland Berlins hoch mit über 1000 Einwohnern/km²; sie wächst nur dort (seit 1990 um über 20 %). In den Berlin-fernen Kreisen ist die Bevölkerungsdichte besonders im Norden sehr gering (mit unter 50 Einwohnern/km²) und weiter abnehmend (um mehr als 20 %). Die Arbeitslosigkeit steigt an der Peripherie Brandenburgs auf 10-15 % (2011). Wanderungsgewinne verzeichnen nur Berlin und sein Umland, alle anderen Regionen verlieren: Berlin-Pendler rekrutieren sich aus dem ganzen Bundesland, mit Schwerpunkt im Umland (bis ca. 30 km um Berlin: über 50 %, bis ca. 50 km: 25-50 %, bis zur Landesgrenze: 10-25 % der Pendler sind Berlin-Pendler). Das Pendleraufkommen in einem Großteil der Gemeinden Brandenburgs beträgt ein Fünftel der Bevölkerung und mehr (2012). Im strukturschwachen Raum Brandenburgs weisen auch die Klein- und Mittelstädte Brandenburgs Bevölkerungsverluste auf: Die Einwohnerzahl der Mittelzentren des Landes Brandenburg ging 2000-2009 um 6 % zurück, vor allem in der Altersgruppe der Arbeitsplatz- und Bildungswanderer (18- bis unter 30-Jährige). Nur die Mittelzentren im Berliner Umland erzielten deutliche Bevölkerungsgewinne (Landesamt für Bauen und Verkehr 2013).

Der berlinisch-brandenburgische Regiolekt wurde in der DDR-Zeit und den ersten Jahren danach vor allem von Helmut Schönfeld beschrieben. Schönfeld (1990: 117f.) sieht folgende Merkmale des Regiolekts als mehr oder weniger einheitlich in Brandenburg verbreitet an (neben überregional verbreiteten Merkmalen):

Vokalismus:
1) [oː] für mhd. *ou*, stddt.[a͡o]: [oːx] ‚auch'
2) [eː] für mhd. *ei*, stddt. [a͡e]: [keːn] ‚kein'
3) [ʊ] für mhd. *û*, stddt. [a͡o]: [ʊf] ‚auf'

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

4) [ɪ] für stddt. [a͡e]: [ʁɪn] ‚herein‘
5) *r*-Tilgung mit Vokaldehnung: [haːt] ‚hart‘
6) [ʏ] für stddt. [ɪ]: [ˈbʏrnə, fʏʃ] ‚Birne‘, ‚Fisch‘ (partiell)
7) finales *-e*: *icke* ‚ich‘, *dranne* ‚dran‘
8) [dɛt]/[dɪt] stddt. ‚das‘ (in ganz Brandenburg außer Mittelpommern und im Süden, Schönfeld 1990: 100)

Konsonantismus:
9) Spirantisches [j] für stddt. [g] in allen Positionen: [jəˈjɛsn̩] ‚gegessen‘, [jlat] ‚glatt‘, [ˈfɛljə] ‚Felge‘, [ˈliːjən] ‚liegen‘, [ˈoːɣə] ‚Auge‘, [liːçt] ‚liegt‘, [tax] ‚Tag‘
10) [p] für stddt. [pf] nach Vokal oder [m]: [apl̩, ʃtʀʊmp] ‚Apfel‘, ‚Strumpf‘
11) [t] für stddt. [s]: [vat] ‚was‘, [dɛt] ‚das‘, ‚dies‘, Endung [-ət] für stddt. [-əs]: z.B. [ˈalət] ‚alles‘
12) [k] für stddt. [ç] in [ɪk] ‚ich‘, Diminutiv *-ken*: z.B. [ˈbɪskən] ‚bisschen‘ (partiell)
13) [ʁʃt] für stddt. [ʁst]: [dʊʁʃt] ‚Durst‘
14) [a] für stddt. [ɐ]: [ˈmʊta] ‚Mutter‘

In einer großräumig angelegten Studie überprüfte Schönfeld (1989: 89) „Entsprechungen in umgangssprachlichen Systemen der benachbarten Regionen“. Merkmalsentsprechungen werden unter anderem festgestellt zwischen der „Berlinisch-Brandenburgischen Umgangssprache“ und der „Umgangssprache von Dedelow/Prenzlau“ (mittelpommerscher Raum). Für den mittelpommerschen Regiolekt führt Schönfeld (1989: 90-96) hierbei folgende Kennmerkmale an:

Vokalismus:
1) [eː] für stddt. [ɛː]: [ˈkeːzə] ‚Käse‘
2) [œ] für stddt. [ɛ]: [œlf] ‚elf‘
3) [ʏ] für stddt. [ɪ]: [ˈbʏʁnə, fʏʃ, mʏlç] ‚Birne‘, ‚Fisch‘, ‚Milch‘
4) [eː] für stddt. [a͡e] (mhd. *ei*): [keːn, eːn, beːn] ‚kein‘, ‚ein‘, ‚Bein‘
5) [ɪ] für stddt. [a͡e]: [ʁɪn] ‚herein‘
6) [oː] für stddt. [a͡o] (mhd. *ou*): [oːx, ˈloːfn̩] ‚auch‘, ‚laufen‘
7) [ʊ] für stddt. [a͡o]: [ʊf] ‚auf‘
8) Vokaldehnung und -öffnung bei *r*-Ausfall/Reduktion/Vokalisierung: [vɔː(ʁ)t] ‘Wort‘
9) Vokalkürzung: [jlas] ‘Glas‘, [ˈfɪlə] ‘viel‘
10) finales *-e*: *icke* ‘ich‘, *dranne* ‘dran‘

Konsonantismus:
11) *g*-Spirantisierung im „Anlaut des Wortstammes“ („auch nach einer Vorsilbe“)
Vor Vokal: [ˈjeːjənt, juːt] ‘Gegend‘, ‘gut‘
Vor Konsonant: [jʀoːs, jla͡eç, fɐˈjla͡eç] ‘groß‘, ‘gleich‘, ‘Vergleich‘
12) *g*-Spirantisierung im „Inlaut“:
Vor Vokal: [ˈoːɣə] ‘Auge‘, [ˈveːjə] ‘Wege‘, [ˈfɛljə] ‘Felge‘, [ˈzɔːʁjə] ‘Sorge‘
Vor Konsonant: [zaːxt] ‘sagt‘, [fliːçt] ‘fliegt‘
13) *g*-Spirantisierung im „Auslaut“: [tax] ‘Tag‘, [veːç] ‘Weg‘, [bʊʁç] ‘Burg‘
14) [p] für stddt. [pf] nach Vokal oder [m]: [ˈapəl] ‘Apfel‘, [kɔp] ‘Kopf‘, [ˈʃtʀʏmpə] ‘Strümpfe‘
15) [s-] für stddt. [ts-]: [suː] ‘zu‘
16) [f-] für stddt. [pf-]: [ˈfɛnɪç, ˈflantsn̩, fʊnt] ‘Pfennig‘, ‘Pflanzen‘, ‘Pfund‘
17) [t] für stddt. [s]: [dɛt] ‘das‘, [vat] ‘was‘, [ɛt] ‘es‘, Adjektivendung [-ɛt, -ət] für stddt. [-əs] („teilweise“)
18) [d-] für stddt. [t-]: [ˈdɔxtɐ] ‘Tochter‘ (archaisch)
19) [k] für stddt. [ç] in [ɪk] ‘ich‘, Diminutiv *-ken*, z.B. [ˈbɪskən] ‘bisschen‘
20) Koronalisierung [ɕ] für stddt. [ç] [ˈʁɪɕtɪç] ‘richtig‘ („Zwischenlaut zwischen [ç] und [ʃ]“)
21) Epithese [eːmt] ‘eben‘
22) Assimilierung [-n-] für stddt. [-nd-]: [ˈhʊnɐt] ‘hundert‘
23) *r*-Vokalisierung bzw. -Schwund: [a, ɐ] nach Langvokal [ʃpɔat] ‘Sport‘, in Präfixen *er-, ver-, zer-* und Endungen *-er, -ren* [ˈmʊtɐ, fɐˈloːɐn] ‘Mutter‘, ‘verloren‘

Übereinstimmungen zwischen dem brandenburgischen und dem mittelpommerschen Raum bestehen also nach Schönfelds Erhebungen in fast allen der oben genannten Merkmale mit Ausnahme der Vokalhebung in [dɛt]/[dɪt] für stddt. ‘das‘, des unverschobenen [t] für stddt. [s], z.B. in der Adjektivendung [-ɛt, -ət] stddt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

[-əs], die in Mittelpommern nur „teilweise“ vorkommt, des auch in Brandenburg seltenen [ʁʃt] für stddt. [ʁst] in [dʊʁʃt] ‚Durst‘ und der ohnehin veralteten Entrundung stddt. vorderer gerundeter Langvokale. Gemeinsamkeiten zwischen dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt und dem Mecklenburgischen sieht Schönfeld bei den „in der mündlichen Sprache des Alltags üblichen Variante[n]“ (z.B. *f-* statt *pf-*), in dialektal basierten Erscheinungen (z.B. [haːt] ‚hart‘), in „großräumigen Entwicklungen im niederdeutschen Gebiet“ (z.B. *s* für *ts*) sowie in der anlautenden Spirantisierung *j-* für *g-* aufgrund von „jüngeren Berliner Einflüssen auf die mecklenburgische Umgangssprache in ihren südlichen und östlichen Regionen” (Schönfeld 1989: 103). „Übereinstimmende regionale Elemente“ zwischen dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt und dem Magdeburgischen konstatiert Schönfeld (1989: 101) in zahlreichen Merkmalen ([oː] für stddt. [a͡o], [eː] für stddt. [a͡e], [ʊ] für stddt. [a͡o], [ɪ] für stddt. [a͡e], [eː] für stddt. [ɛː], [ʏ] für stddt. [ɪ], *g*-Spirantisierung in An-, In- und Auslaut, [p] für stddt. [pf], [f-] für stddt. [pf-], [s] für stddt. [ts]).

Die *g*-Spirantisierung tritt auch als Gemeinsamkeit zwischen dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt und allen Varietäten der Altmark auf – der „umgangssprache“, der „mundartnahen schicht der umgangssprache“ und der „mundart“ (Schönfeld 1974: 64f.) –, und zwar in allen Positionen (außer anlautend vor Konsonant). Jüngere bemühten sich allerdings, Plosiv statt Frikativ zu verwenden. Die angrenzende Altmark geht ohnehin in vielerlei Hinsicht mit dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt (vgl. Schönfeld 1974: 88f.). In einer Studie mit elf Berliner Sprechern (*1880-1959, in Berlin geboren bzw. seit der Kindheit in Berlin, überwiegend Erzählungen, sechs Aufnahmen von 1961 und fünf von 1981-1985) stellt Schönfeld (1989: 118f.) Gebrauchsfrequenzen der berlinisch-brandenburgischen Regiolektmerkmale fest, die sich auf Berliner Sprecher beziehen, aber einiger Wahrscheinlichkeit nach auch für das Berliner Umland zutreffen dürften. Als hochfrequent (mit einer Häufigkeit von über 60 %) werden die Merkmale *uff* (83,9 %), *je-* (83,6 %), *ooch* (81,5 %), *g*-Spirantisierung im gedeckten Auslaut (80,5 %), *rin* (75 %), *ick* (74,9 %), *wat, det* (70,3 %), *g*-Spirantisierung im Inlaut (63,8 %), *g*-Spirantisierung im Anlaut vor Vokal (62,8 %), *g*-Spirantisierung im absoluten Auslaut (61,7 %), *Kopp, Strümpe* (60 %) angegeben. Von mittlerer Frequenz sind die Merkmale *g*-Spirantisierung im Anlaut generell (56,7 %), *-et* (56,3 %), *g*-Spirantisierung im Inlaut nach *r* und *l* (44 %). Mäßig frequent oder vereinzelt verwendet werden die Merkmale *g*-Spirantisierung im Anlaut vor Konsonant (23,6 %), *dit/dis* (vereinzelt), *icke, dranne* (vereinzelt), *Bürne, Füsch* (sprecherabhängig), *Sucker* (sprecherabhängig), Entrundung (nahezu verschwunden).

Eine drastische Abnahme der Verwendungshäufigkeit fällt auf zwischen Schönfelds Aufnahmen von 1961 und 1981-1985 (Schönfeld 1989: 118f.). [j] vor Konsonant kommt in den Aufnahmen aus den 1980er Jahren gar nicht mehr vor, 1961 noch zu 47,2 %. Nahezu halbiert haben sich die Anteile der ehemals hochfrequenten Merkmale [ʊ] für stddt. [a͡o], [t] für stddt. [s], *ick* für *ich*, *-et* für *-es* (1961: 80-100 % > 1980er: 32-60 %). *g*-Spirantisierung anlautend vor Vokal, inlautend vor Vokal sowie im absoluten und gedeckten Auslaut war 1961 noch nahezu obligatorisch mit Anteilen zwischen 90 % und 100 %, in den 1980er Jahren jedoch nur noch zu einem Viertel bis einem Drittel verbreitet (26-33 %; nur im gedeckten Auslaut noch frequenter mit 61 %). (Fast) kein Vorkommen ließ sich mehr feststellen für *meen, -ken* (1961: noch 58 %) und die Entrundung.

Lauf (1996: 214f.) und Mihm (2000: 2113f.) kom-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

men zu ähnlichen Ergebnissen wie SCHÖNFELD (1989). SCHLOBINSKI (1987: 150) hatte für Berlin (auf der Grundlage der Daten von 37 Sprechern) eine Frequenzskala berechnet, die er als „implikative Anordnung [eː] → [ʊ] → [t] → [j] → [k] → [oː]“ interpretierte: Wer *kleen* gebraucht, verwendet auch *uff* und dann auch *wat* und bestimmt *jemacht* und sicher *ick* und auf jeden Fall *ooch*. Der Abbau finde – umgekehrt – zuerst bei [eː] statt, am resistentesten sei [oː]. Nach MIHM (2000: 2114) besitzt die „Berlinische Umgangssprache“ eine „erstaunliche diachronische Konstanz“, die eine „standarddivergente Grundhaltung“ repräsentiere.

Die Daten des SiN-Projekts weisen den berlinisch-brandenburgischen Raum als in den objektsprachlichen Daten und im Sprecherurteil identifizierbares Areal eines Regiolekts aus, der in einer Anzahl von Merkmalen bis in die angrenzenden Gebiete im benachbarten Mittelpommern, in der östlichen Altmark, ins angrenzende Südostfälische, bis in die südöstlichen Gebiete Mecklenburg-Vorpommerns und das nördlichste Obersächsisch-Thüringische hineinwirkt. Der Regiolekt ist deutlich standarddivergent und zeigt in den SiN-Ergebnissen mit höherer Frequenz die folgenden Merkmale (nach Häufigkeit):

- *g*-Spirantisierung: Im Tischgespräch steigen die Spirantisierungswerte im Wortanlaut in Brandenburg auf ca. zwei Drittel, im angrenzenden Südostfalen auf ca. ein Drittel, in Mittelpommern auf ein Viertel aller Belege. Im Morphemanlaut tritt die Spirantisierung noch häufiger auf. Besonders in *ge-* erlangt der Frikativ in Brandenburg maximale Frequenz, im Morphemanlaut nahezu obligatorische Geltung, aber auch in Mittelpommern hat er noch einen Anteil von fast 60 %, im angrenzenden Südostfalen von gut 40 %. ELMENTALER/GESSINGER/WIRRER (2008: 134) sehen die Spirantisierung als Kennzeichen eines „doppelten Normhorizont[s] an: eine standardnahe Norm und ein regionaler Normhorizont“. Im Auslaut ist die *g*-Spirantisierung verbreitet, aber nicht häufiger als in anderen Regiolekten.
- [ɪk] ‚ich‘ ist ein regiolektales Merkmal, das in ganz Brandenburg und in Mittelpommern mit Frequenzen von 60-90 % im Tischgespräch verbreitet ist und selbst im Interview noch über 50 % ausmacht. Es besitzt auch im östlichen Vorpommern noch einen Anteil von 37 %.
- Die Vokalkürzung in einsilbigen Lexemen auf *-ag* (*Tag, sag*) ist in Brandenburg, Mittelpommern und dem östlichen Vorpommern sehr häufig: Sie liegt im Tischgespräch wie im Interview (mit einer Ausnahme) nie unter 60 %, besitzt zumeist Anteile von über 80 % oder sogar über 90 %, auch in Mittelpommern.
- Der Erhalt von unverschobenem *p* in der Affrikate *pf* ([ˈapl̩, ʃtʀʊmp] ‚Apfel‘, ‚Strumpf‘) ist besonders im nördlichen Brandenburg (mit Werten im Tischgespräch bis 86 %) hochfrequent und reicht bis ins Mittelpommersche (bis 40 %).
- Die *du*-Kontraktion von Verb und Personalpronomen (*haste* ‚hast du‘) ist in Brandenburg stark verbreitet und liegt nirgendwo unter 50 %, im Tischgespräch macht sie fast überall über 80 % aus, im südlichen Mittelpommern sogar im Interview über 90 %.
- Unverschobenes *t* in den Lexemen *das, dass, was, es* und im Morphem *-es* besitzt höchste Frequenzen im Tischgespräch in ganz Brandenburg (83 %) und Mittelpommern (76 %) und ist auch im östlichen Vorpommern verbreitet (mit über 60 %). Dies gilt für *das* und *was* in allen Funktionen (außer für die Konjunktion *dass* in Südbrandenburg) sowie für das Pronomen *es*. Das Wortbildungsmorphem *-et* zeigt geringere Frequenz (von 20 bis über 60 %), aber in etwa die gleiche räumliche Struktur (außer in Vorpommern).
- In Brandenburg wird *das* zu über 90 % als *dit* realisiert, in Mittelpommern zu ca. 75 % als *dat*.
- In der monophthongischen Realisierung einzelner diphthongischer Lexeme (*ooch, keene*) ist Berlin-Brandenburg die Kernregion, in der das Merkmal mit 63 bis 81 % im Tischgespräch auftritt. Mittlere Werte (9 -32 %) treten auch noch in Mittelpommern auf. In den sich westlich und nördlich anschließenden Regionen lassen sich für das Tischgespräch noch Werte zwischen 5 und 20 % nachweisen.
- Die Assimilation von *-nd-* im Inlaut zeigt eine gewisse Konzentration der assimilierten Varianten auch in Brandenburg und in Mittelpommern, besonders im Interview (mit Frequenzen zwischen 20 und 40 %).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

- Die Rundung von kurzem [ɪ] erreicht überall in Brandenburg mittlere Frequenzen von 20 bis über 30 % (außer im äußerstenSüden), auch bis ins Mittelpommersche, ins angrenzende Süd- und Nordostfälische und mit geringeren Werten auch ins Mecklenburgisch-Vorpommersche.
- Der gesamte Nordosten, d.h. ganz Brandenburg, Mittelpommern, Mecklenburg-Vorpommern, ist (bei geringen Beleganzahlen) die Region der stärksten Verbreitung von [ˈkafə] 'Kaffee' (zusammen mit Holstein).
- [s-] für [ts-] hat vom gesamten norddeutschen Erhebungsraum in Nordbrandenburg und im südlichen Mittelpommern – auf niedrigem Niveau – die vergleichsweise höchsten Frequenzen (im Tischgespräch mit 9-18 %).
- Koronalisierung [ʃ] bzw. [ç̣] für stddt. [ç] hat nur in Nordbrandenburg im Tischgespräch eine gewisse Verbreitung (bis 12,4 %), sonst ist das Vorkommen gering und erreicht nur in Südbrandenburg noch Werte über 5 %.

Die regiolektalen Merkmale, die in den SiN-Daten die höchsten Gebrauchsfrequenzen aufweisen, gehörten auch nach den Angaben SCHÖNFELDS (1989) vor etwa 25 Jahren zu den hochfrequenten Varianten, besitzen also im berlinisch-brandenburgischen Regiolekt ausgeprägte Kontinuität. Mittelpommern zeigt nach den SiN-Ergebnissen eine Reihe von Übereinstimmungen mit Brandenburg. Es unterscheidet sich allerdings meist durch die (geringere) Frequenz dieser Merkmale und nimmt oft eine Übergangsstellung zwischen dem berlinisch-brandenburgischen und dem mecklenburgisch-vorpommerschen Raum ein. Divergierende Merkmale gegenüber dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt zeigt es etwa in der Realisierung von *das* als *dat* (gegenüber *dit*) sowie in der etwas häufigeren Lenisierung von *p, t, k* (mit 16,8 % gegenüber sehr geringen Anteilen in Brandenburg) und einer gewissen Frequenz der Diphthongierung von *e, o, ö* (von 5-20 %).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

5. Erhebungsmethodik

Das Korpus des SiN-Projekts wurde in Kooperation der Arbeitsteams aus den sechs Projektstandorten erhoben. Die Sprachaufnahmen wurden im Zeitraum zwischen 2008 und 2010 durchgeführt, wobei jeder Standort für drei Untersuchungsregionen (also sechs Projektorte) zuständig war (Abb. 1). Auch die Erstellung der orthographischen Referenztranskripte der Stichproben aus den Tischgesprächen und Interviews sowie die Erfassung der Metadaten mittels des Corpus-Managers („Coma") erfolgte in dieser Weise arbeitsteilig an den einzelnen Standorten. Alle weiteren Aufarbeitungen und Analysen wurden, mit jeweils unterschiedlichen Forschungsinteressen und Zielsetzungen, in den einzelnen Teilprojekten vorgenommen.

5.1. Auswahl der Untersuchungsorte

In soziodialektologisch ausgerichteten Arbeiten zur Ortssprachenforschung wird ein sprachsoziologischer Ort als eine sozioregionale Einheit aufgefasst, in der die „Sprecher in einer verhältnismäßig übersichtlichen räumlichen Nähe zueinander wohnen und dadurch deutlich von anderen Sprechern anderer Orte abgehoben sind" (Besch/Mattheier 1985: 16). Bei der Ortsauswahl gehen wir davon aus, dass kleine und mittelgroße Orte besonders dichte soziale Vernetzungen aufweisen. Unter Bezug auf die Resultate der GETAS-Studie von 1984 (Stellmacher 1987) und die INS-Erhebung von 2007 (F. Möller 2008) lässt sich zudem annehmen, dass dort die regional bedingten Sprachstrukturen länger erhalten bleiben. Aufgrund solcher Überlegungen – aber nicht zuletzt auch aus der Gewissheit heraus, dass die Einbeziehung norddeutscher Großstädte mit ihrer speziellen Sprachproblematik die Dimensionen des Projekts gesprengt hätte – empfahl es sich, bei der Ortsauswahl eine Fokussierung vorzunehmen auf kleinere, eigenständige Gemeinden und auf eingemeindete

Dialektregion	Untersuchungsorte	Projektstandort
1. Nordniederrheinisch (NN)	Kranenburg (KRA), Uedem (UED)	Münster
2. Südniederrheinisch (SN)	Bracht (BRA), Oedt (OED)	Kiel
3. Westmünsterländisch (WML)	Heiden (HEI), Südlohn (SUE)	Münster
4. Münsterländisch (ML)	Everswinkel (EVE), Wettringen (WET)	Münster
5. Ostwestfälisch (OW)	Marienmünster (MAM), Rödingshausen (ROE)	Bielefeld
6. Südwestfälisch (SW)	Balve (BAL), Rüthen (RUE)	Bielefeld
7. Nordostfälisch (NO)	Hermannsburg (HER), Leiferde (LEI)	Potsdam
8. Südostfälisch (OF)	Adelebsen (ADE), Wegeleben (WEG)	Bielefeld
9. Ostfriesisch (OFL)	Hinte (HIN), Warsingsfehn (WAR)	Hamburg
10. Emsländisch (EMS) / Oldenburgisch (OLD)	Lähden (LAE), Bakum (BAK)	Hamburg
11. Nordhannoversch (NH)	Heeslingen (HEE), Ottersberg (OTT)	Hamburg
12. Schleswigisch (SL)	Langenhorn (LAN), Sörup (SOE)	Kiel
13. Dithmarsisch (DT)	Marne (MAR), Wesselburen (WES)	Kiel
14. Holsteinisch (HO)	Lütjenburg (LUE), Wankendorf (WAN)	Frankfurt/Oder
15. Mecklenburgisch-Vorpommersch (MV)	Gützkow (GUE), Schwaan (SCH)	Frankfurt/Oder
16. Mittelpommersch (MP)	Ferdinandshof (FER), Strasburg (STR)	Frankfurt/Oder
17. Nordbrandenburgisch (NB)	Gransee (GRA), Neustadt (NEU)	Potsdam
18. Südbrandenburgisch (SB)	Bad Saarow (BAS), Dahme (DAH)	Potsdam

Abb. 1. Dialektregionen, Untersuchungsorte und zuständige Projektstandorte im SiN-Projekt

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ortsteile, die ein gewisses Maß an Selbstständigkeit bewahrt haben. Hauptauswahlkriterien waren die Einwohnerzahl (etwa 2000-8000) und die ländliche Prägung der Ortschaft (keine Großindustrie, sondern agrarische bzw. handwerkliche Gewerbezweige). Ausgeschlossen wurden reine Pendlergemeinden, Kurorte und Touristenzentren sowie Orte in der Gürtelzone von Großstädten. Bevorzugt werden nach Möglichkeit solche Orte, aus denen Dialektaufnahmen vorliegen, die im Zuge der Erhebung des Deutschen Spracharchivs („Zwirner-Korpus") der 1950er Jahre sowie entsprechender Erhebungen im ostniederdeutschen Raum duchgeführt wurden.

Anhand der Auswahlkriterien kristallisierte sich ein idealtypisches soziogeografisches Ortsprofil heraus, das als Suchraster der Ortspunktauswahl zugrunde gelegt werden konnte. Bei der Recherche nach geeigneten Ortschaften boten fachspezifische Lexika und Gemeindeverzeichnisse eine erste Orientierung. Zuverlässige und aktuelle Angaben über die Einwohnerzahl (ermittelt durch die Bundesagentur für Arbeit, Oktober 2004), über den sozialgeographischen Status sowie über die Wirtschaftsstruktur der Gemeinden und Ortsteile konnten über das Internet (unter www.meinestadt.de) gewonnen werden.

Zur weiteren Charakterisierung der möglichen Ortspunkte wurden die jeweiligen Homepages der Ortschaften ausgewertet. Es wurden insgesamt 108 Orte (sechs pro Region) im Hinblick auf ihre Eignung als potenzielle Untersuchungsgemeinden überprüft, die in eine erste, grobe Vorauswahl kamen. Im Zuge der Gewinnung von Gewährspersonen wurde unter Berücksichtigung des Auswahlkriteriums ‚gleichmäßige geografische Verteilung der Ortspunkte' das Kontingent auf 36 Untersuchungsorte (d.h. zwei Orte pro Erhebungszone) verringert. Eine örtliche Binnendifferenzierung hatte in einigen Fällen zur Folge, dass in Teilortschaften erhoben werden musste, die jedoch wirtschaftlich und verwaltungstechnisch an die Hauptgemeinde gebunden sind. In einigen Fällen musste auf zunächst ausgewählte Projektorte verzichtet werden, weil sich trotz intensiver Akquisebemühungen keine ausreichende Zahl von Personen mit der notwendigen Ortsansässigkeit oder Niederdeutschkompetenz in die Erhebung einbezogen werden konnte. Hier wurden Ersatzorte gewählt, die die Kriterien der Ortsauswahl erfüllten. Einen Überblick über die Regionen und Untersuchungsorte des SiN-Projekts (mit Angabe der projektinternen Kürzel) und die Zuständigkeiten der Standorte gibt Abb. 1.

5.2. Auswahl der Gewährspersonen Areallinguistische Untersuchungen, die die Variabilität des Sprechens in Abhängigkeit von situativen Parametern erfassen und dabei auch individuelle Spielräume im Variantengebrauch ausloten wollen, benötigen eine ausreichende Zahl von Gewährspersonen pro Untersuchungsort. Während syntopische Studien relativ viele Gewährspersonen an einem einzigen Ort berücksichtigen können, sind bei diatopischen, auf ein flächendeckendes Ortsnetz hin konzipierten Zugriffen kapazitätsbedingte Reduktionen unumgänglich. Es galt also ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen der Menge der untersuchten Orte und der Menge der vor Ort untersuchten Individuen herstellen. Im SiN-Projekt wurden an jedem der 36 ausgewählten Orte mit jeweils vier Personen Sprachaufnahmen und Tests durchgeführt. Über den Vergleich dieser individuellen Datensätze konnte für jeden Untersuchungsort ein hinreichend genaues Bild der dort bestehenden Variationsmöglichkeiten und Sprachlagenschichtungen gezeichnet werden. Das gesamte Untersuchungssample besteht demnach aus 144 Gewährspersonen, deren Sprachgebrauch in situativer Abstufung erhoben,

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

transkribiert, aufgearbeitet und analysiert wurde.

Um eine saubere Überprüfung der Parameter Raum und Situation zu ermöglichen, wurde bei der Auswahl der Gewährspersonen darauf geachtet, ein möglichst homogenes Sample zusammenzustellen. Um zu kleine und damit aussagelose „Zellen" zu vermeiden, waren die zu überprüfenden Variablen in ihrer Anzahl zu begrenzen und folglich andere relevante Variablen zu kontrollieren. Daher wurden ausschließlich weibliche Gewährspersonen (für einen Vergleich des Sprachgebrauchs von Frauen und Männern anhand des SiN-Korpus vgl. Twilfer 2014) im Alter zwischen ca. 40 und 60 Jahren (Jg. 1949 bis 1971, der Mittelwert liegt bei ca. 50 Jahren) berücksichtigt, die soziologisch überwiegend einer mittleren sozialen Lage zuzuordnen sind. 56 % der Probandinnen (102 Personen) haben einen mittleren Schulabschluss (Realschule, Handelsschule, POS 10. Klasse, Berufsschule), jeweils etwa 15 % verfügen über einen Haupt- oder Volksschulabschluss (bzw. POS 8. Klasse) bzw. über ein Abitur, Fach- oder Wirtschaftsabitur, etwa 11 % über einen (Fach-)Hochschulabschluss. Der Anteil der Probandinnen mit mittlerem Schulabschluss liegt damit deutlich höher als im Bevölkerungsdurchschnitt (vgl. http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61656/bildungsstand, abgerufen am 28. Mai 2014).

Alle Gewährspersonen sind an dem betreffenden Untersuchungsort aufgewachsen, haben dort längere Zeit gewohnt und tun dies größtenteils noch heute, so dass sie als zuverlässige Repräsentantinnen des Ortes gelten können. Zum Teil gab es beruflich oder privat bedingte Aufenthalte außerhalb der Region, die jedoch aufgrund ihrer kurzen Dauer nicht als verzerrender Einflussfaktor gelten können. Da es im SiN-Projekt darum geht, das unspektakuläre, regional gebundene Sprechen des Alltags zu erfassen, wurde bei der Probandenauswahl zudem darauf geachtet, dass es sich nicht um ‚Renommiersprecher' des Niederdeutschen handelt, die sich besonders stark in der Heimat- und Dialektpflege engagieren.

Es wurde versucht, an jedem Ort möglichst sowohl-dialektkompetente als auch nicht-dialektkompetente Sprecherinnen zu berücksichtigen. Dieses Ziel konnte allerdings nur partiell erreicht werden, da in dialektstarken Regionen (z.B. in Schleswig, Dithmarschen, Nordhannnover, Ostfriesland, Emsland, Westmünsterland) keine oder kaum Gewährspersonen ausfindig gemacht werden konnten, die nicht zumindest über passive und geringe aktive Niederdeutschkompetenz verfügten, während umgekehrt in dialektschwachen Regionen (z.B. in Nord- und Südbrandenburg, Südostfalen, Südwestfalen) keine Niederdeutschsprecherinnen in der gesuchten Altersgruppe mehr gefunden werden konnten. Diese Ungleichmäßigkeiten spiegeln die bedeutenden interregionalen Unterschiede in der Vitalität und Alltagspräsenz des Niederdeutschen wider und waren insofern unvermeidbar. Da gerade diese heterogene sprachliche Realität in Norddeutschland im SiN-Projekt erfasst werden soll, wurde darauf verzichtet, etwa durch Rückgriff auf geschulte Dialektsprecherinnen in Heimatvereinen oder Institutionen zur Mundartpflege einen künstlichen Ausgleich zwischen den Regionen herzustellen.

Die Gewinnung der Gewährspersonen stieß in der Regel auf keine größeren Schwierigkeiten. Als gute Vermittler erwiesen sich insbesondere örtliche Landfrauenvereine und Kirchengemeinden, zum Teil auch Kindergärten, Verwaltungsämter, Bürgermeister, Sportvereine oder andere lokale Institutionen. Vielfach konnten Kontaktpersonen vor Ort den Zugang zu den lokalen sozialen Netzwerken eröffnen, z.T. ließen sich dann per „Schneeballprinzip" weitere interessierte Sprecherinnen vor Ort

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

für die Erhebung gewinnen. Gelegentliche Schwierigkeiten bei der Akquise von Gewährspersonen bezogen sich vor allem auf die Terminkoordination. Gelegentlich rief auch die Aufnahmesituation Tischgespräch Skepsis hervor, was in einigen Fällen dazu führte, dass potenzielle Probandinnen nicht zur Teilnahme bereit waren. In Mittelpommern und Brandenburg gewährten die Gewährspersonen teilweise keinen Zugang zu ihren Familien, waren aber zu Freundesgesprächen in neutralerem Rahmen bereit (Vereinsräume, Wohnung einer Vermittlerin). Auch hierbei handelte es sich jedoch um zwanglose und freie Gespräche ohne Anwesenheit von Interviewern.

5.3. Erhebungssituationen: Vorleseaussprache, Interviews und Tischgespräche In der Alltagskommunikation werden unterschiedliche Sprachlagen in erster Linie durch den Wechsel der situativen Kontextbedingungen aktiviert. Dementsprechend besteht ein bewährtes Verfahren sprachwissenschaftlicher Erhebungen darin, durch eine gezielte Variation der situativen Bedingungen unterschiedliche Sprachlagen zu elizitieren. Allerdings gibt es hierbei keine zwingenden und allgemeingültigen Korrelationen zwischen Kommunikationssituation und Sprachlage, vielmehr können in derselben Situation (z.B. einem Tischgespräch) je nach den regionalen, gruppenspezifischen und individuellen Konventionen und Präferenzen unterschiedliche Sprachlagen vom gesprochenen Standard bis zum Basisdialekt verwendet werden. Das Design des SiN-Projekts umfasst fünf unterschiedliche Erhebungssettings. Die ersten beiden Settings – mündliche Übertragung von Testsätzen in den lokalen Dialekt mithilfe der Wenkersätze und freies Sprechen (Erzählung/Bericht) im Dialekt – werden im zweiten Atlasband genauer erläutert. Bei der dritten Erhebungssituation handelt es sich um eine informelle Unterhaltung, die die Gewährsperson ohne Anwesenheit des Explorators in vertrauter, häuslicher Umgebung mit Familienangehörigen, teils auch mit engeren Freunden führt („Tischgespräch"). Bei den Tischgesprächen hat sich insbesondere die Abwesenheit des Explorators als entscheidender Faktor erwiesen, um eine ungezwungene Kommunikation zu garantieren. Auch war die Domäne „Familie" bzw. „engerer Freundeskreis" ein besonders günstiger Kontext für die Erfassung informeller Kommunikation, da hier die notwendige Vertrautheit der Gesprächspartner sicher gegeben war und es sich um eine Alltagssituation handelt, in der von allen Beteiligten eine zwanglose Sprechweise erwartet wird. An den Tischgesprächen nahmen jeweils zwischen 3 und 11 Personen teil (im Schnitt 5-6 Personen). Im Rahmen des Teilprojekts 1 wurden lediglich die Redebeiträge der Hauptgewährspersonen transkribiert und analysiert. Die Aufnahmen der anderen Gesprächsteilnehmer, die teilweise aus der Eltern- oder Kindergeneration unserer Probandinnen stammen, wurden z.T. in den gesprächsanalytischen Untersuchungen von Teilprojekt 3 (Münster) aufgearbeitet und stehen für weitere Studien, etwa im Sinne von Apparent-time-Vergleichen (intergenerationeller Vergleich des Sprachgebrauchs) zur Verfügung. Die Tischgespräche hatten in der Regel eine Länge zwischen 60 und 90 Minuten (durchschnittlich 77 Minuten).

Die vierte Erhebungssituation bestand in einem formellen, leitfadengesteuerten Interview, das ein Mitarbeiter des Forschungsteams in Standarddeutsch mit der jeweiligen Gewährsperson führte. Die Interviewaufnahmen liegen von allen 144 Gewährspersonen vor. Die Stichproben umfassen durchschnittlich etwa 2500 Wörter. Die beiden Kommunikationssituationen ‚Interview' und ‚Tischgespräch' erwiesen sich aufgrund ihrer konträren Redekonstellationsmerkmale (einander unbe-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

kannte Interaktionspartner, feste Rollenverteilung und Themenfixierung im Interview vs. vertraute Interaktionspartner, gleiches Rederecht und freie Themenwahl im Tischgespräch) in ihrem Formalitätsgrad als hinreichend differenziert, um die Elizitierung deutlich unterschiedlicher Sprachlagen zu gewährleisten. Hierbei kam es in dialektstarken Regionen häufiger zu einem Wechsel zwischen norddeutschem Regiolekt (Interview) und niederdeutschem Basisdialekt (Tischgespräch), während in dialektschwachen Regionen ein Wechsel zwischen regiolektalen Sprachlagen mit unterschiedlicher Distanz vom kodifizierten Standard stattfand.

Die fünfte Erhebungssituation zielte auf die Elizitation der standarddeutschen Vorleseaussprache ab. Hierzu wurden die Gewährspersonen instruiert, die Fabel „Nordwind und Sonne" sowie einen Zeitungsartikel so vorzulesen, wie sie es vor einer Schulklasse tun würden. Die Texte wurden in der Weise modifiziert, dass die wichtigsten Lautmerkmale, die nach bisherigen Erkenntnissen für die in Norddeutschland gesprochenen Regiolekte und den norddeutschen Sprechstandard als charakteristisch gelten, jeweils mehrfach dort repräsentiert sind. Über die Erhebung der Vorleseaussprache sollte die am stärksten kontrollierte, standardnächste Sprachlage der Gewährspersonen erfasst werden. Im Vergleich mit der im Interview verwendeten Sprachlage lässt sich erkennen, wie stark und in welcher Hinsicht das in einer formellen Situation verwendete spontane Standarddeutsch von der individuell erreichbaren Vorleseaussprache abweicht. Die Vorleseaussprache ist ebenfalls für alle 144 Gewährspersonen dokumentiert. Die vorgegebenen Lesetexte umfassen 566 Wörter („Nordwind und Sonne": 126 Wörter, Zeitungstext: 440 Wörter). Die vorgelesenen Texte weichen davon in seltenen Fällen geringfügig ab, wenn versehentlich einzelne Wörter beim Vorlesen ausgelassen werden.

Insgesamt hat das Korpus der hochdeutsch basierten Sprachaufnahmen einen Umfang von etwa 720.000 Wörtern. Mit Blick auf die fünf Erhebungssettings wurde als Hypothese überprüft, ob vom intendierten Basisdialekt (Dialektübertragung, Dialekterzählung) über das informelle Register (Tischgespräch) und das formelle Register (Interview) bis zur Vorleseaussprache eine abnehmende Dialektalität der Sprachlagen nachzuweisen ist. Hierbei stellte die Klärung der Frage, in welcher Region welcher Sprechertypus in welchem situativen Kontext welche Sprachlage präferiert und ob diese Sprachlagen scharf voneinander abgegrenzt sind oder ein Kontinuum bilden, ein zentrales Ziel der Untersuchung dar.

5.4. Durchführung der Aufnahmen Angesichts der Terminkoordination und des großen Arbeitsaufwandes war es zwar zumeist, aber nicht immer möglich, alle Aufnahmen von demselben Projektmitarbeiter durchführen zu lassen. Um dennoch eine möglichst große Konstanz bei der Datenerhebung sicherzustellen, nahmen alle Exploratoren vorab an einer internen Schulung teil, in der das Verhalten gegenüber den Gewährspersonen, die Durchführung der Interviews und der Umgang mit den technischen Geräten eingeübt wurde. Die Aufnahmen wurden je nach Lage der Dinge an einem oder zwei Tagen durchgeführt. Wenn die Probandin selbst in die Vorbereitung des anberaumten Familientreffens involviert war, wurden Interview und Tischgespräch nach Möglichkeit auf zwei Tage verteilt, um keinen Zeitdruck aufkommen zu lassen, der die Durchführung des Interviews hätte beeinträchtigen können. Ansonsten konnten Interview und Tischgespräch am gleichen Tag aufgezeichnet werden, wobei das Interview in jedem Fall vor dem Tischgespräch geführt wurde. Grundlage des etwa 45-60minütigen Interviews bildete

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ein standardisierter Interviewleitfaden. Der Fragenkatalog enthält offene Fragen zur Sprecherbiographie, Sprachwahrnehmung und Ortsloyalität sowie zwei Antwortskalen, mithilfe derer Informationen zum Sprachwissen und zur Spracheinstellung der Gewährsperson gewonnen werden sollten. Der Leitfaden entstand in Anlehnung an Erhebungsinstrumentarien, die bereits in verschiedenen Untersuchungen empirisch erprobt wurden (Wirrer 1999, Jacob 2002). Gegen Ende des Interviews (vor Erhebung der demographischen Daten) wurden die Wenkerübersetzungen und die Tests zur Ermittlung der Vorleseaussprache durchgeführt.

Vor der Aufnahme des Tischgesprächs wurden die Gewährspersonen so instruiert, dass sie in der Lage waren, das Aufnahmegerät anzuhalten, wenn das Gespräch zu private Inhalte berühren sollte; hiervon wurde allerdings nur selten Gebrauch gemacht. Zum Teil wurden weitere Gesprächsteilnehmer aus der jüngeren oder älteren Generation mit Aufnahmegeräten und Mikrofonen versehen, um qualitativ gutes Tonmaterial für spätere Apparent-time-Analysen zu bekommen. Nach dem Start der Aufnahme verließen die Exploratoren das Haus, um die Geräte nach etwa einer bis zwei Stunden wieder abzuholen. Die Tests für das Teilprojekt 5, mit denen subjektive Einschätzungen zur Salienz, situativen Angemessenheit, arealen Verteilung und Normativität ausgewählter regionalsprachlicher Varianten überprüft werden sollten, wurden entweder im Anschluss an das Tischgespräch oder an einem gesonderten Termin durchgeführt, um die Aufmerksamkeit der Probandinnen nicht vorab bereits auf bestimmte Merkmale zu lenken (zum genauen Ablauf dieser Tests vgl. die Ausführungen in Gessinger i. Vorb.).

Die definierten Erhebungssituationen haben sich insgesamt bewährt, um unterschiedliche Abstufungen spontan gesprochener Sprache zwischen Dialekt und Regionalstandard zu erfassen. Auftretende Schwierigkeiten waren eher praktischer Art und beeinträchtigen nicht die Aussagekraft der durchgeführten Aufnahmen. In der Interviewsituation trat in einigen Fällen das Problem auf, dass zum Kaffeetrinken eingeladene Personen bereits anwesend waren, sich mit an den Tisch setzten und gelegentliche Kommentare abgaben. Hier wurde vom Explorator signalisiert, dass Zurückhaltung angebracht wäre, sodass keine nennenswerten Verfälschungen der Ergebnisse entstanden. Die Aufnahmesituation wurde von den Anwesenden auch im Tischgespräch in der Regel nicht als künstlich oder unangenehm empfunden. Nicht selten war die Erhebung selbst und der Sprachgebrauch in Norddeutschland Thema der Tischgespräche, deren Analyse auch unter diesem Gesichtspunkt ergiebig war. Einige Gewährspersonen empfanden die vorgeschlagenen anderthalb bis zwei Stunden Gesprächsdauer als zu lang, sodass hier z.T. kürzere Gespräche aufgezeichnet wurden. Die Vorgabe, dass der Interviewer an den Gesprächen nicht teilnehmen sollte, sorgte manchmal für Irritationen, wurde aber konsequent durchgehalten. In wenigen Fällen gab es Schwierigkeiten der Gewährspersonen beim Bedienen der Aufnahmegeräte für das Tischgespräch, an dem der Explorator nicht mehr teilnahm. Dies führte in einem Fall (Adelebsen) dazu, dass das Gespräch erneut durchgeführt werden musste, da beim ersten Mal das Aufnahmegerät nicht richtig bedient worden war. In einigen Fällen hatte die Gewährsperson bei größeren Runden (Geburtstagen etc.) einige der Teilnehmer nicht darüber informiert, dass oder zu welchem Zweck aufgenommen wird. Nachdem das Projekt jedoch zu Beginn der Aufnahme noch einmal durch den Explorator vorgestellt wurde, stimmten dennoch alle Teilnehmer der Aufnahme zu.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Der Test zur Erfassung der standarddeutschen Vorleseausprache lief zumeist reibungslos ab. Nur von wenigen Gewährspersonen wurde dieser Erhebungsteil als eine Art Prüfungssituation empfunden, sodass eine Unsicherheit entstand. Der zweite Vorlesetext (Zeitungstext), der einige lange Linksattribute, Namen und Fremdwörter enthält, wurde von manchen Gewährspersonen als schwierig und zu lang empfunden; hier sind bei der Datenanalyse eventuelle Einflüsse auf die Artikulation im zweiten Teil des Textes zu bedenken.

5.5. Datenaufbereitung Die Aufnahmen wurden mithilfe des im SFB 538 „Mehrsprachigkeit" an der Universität Hamburg entwickelten Transkriptions- und Annotationsprogramms EXMARaLDA („Extensible Markup Language for Discourse Annotation"), einem System von Konzepten, XML-basierten Datenformaten und Werkzeugen für die computergestützte Transkription und Annotation sowie das Erstellen und Auswerten und die Onlinevisualisierung von Korpora gesprochener Sprache transkribiert und für die sprachwissenschaftliche Bearbeitung aufbereitet (Kellner et al. 2008). Die Kernkomponenten des Systems sind: (1) ein Partitur-Editor, der für die Transkription (inkl. Alignierung mit einem Audiosignal) und Annotation der Aufnahmen in einer Partiturdarstellung eingesetzt wurde, (2) das Suchwerkzeug Exakt („EXMARaLDA Analyse- und Konkordanztool"), mit dem die linguistische Annotation des Korpus durchgeführt wurde, und (3) das Korpusverwaltungswerkzeug Coma („Corpus Manager"), mit dem Metadaten zu Sprechern und Erhebungssituationen verwaltet wurden. Genauere Angaben zur technischen Verarbeitung und nachhaltigen Sicherung der im SiN-Korpus gewonnenen Sprachdaten finden sich in dem Projektband Schröder i. Vorb.

Aus den Aufnahmen der Tischgespräche wurden als Grundlage für die Variablenanalyse Stichproben aus den Redebeiträgen der Hauptgewährspersonen gezogen. Für die Stichproben wurde bewusst keine gezielte Auswahl bestimmter Gesprächspassagen vorgenommen. Vielmehr wurden ab einem bestimmten Zeitpunkt (meist ab Minute 10) die Redebeiträge der Gewährsperson (unter Ausklammerung der Beiträge der anderen Gesprächsteilnehmer) solange transkribiert, bis ein Umfang von etwa 2500 Wörtern erreicht war. Hierdurch wurden alltägliche, auch banale Kommunikationsakte erfasst, u.U. auch mit länger andauernden Gesprächspausen, Unterbrechungen usw. Aufgrund der selektiven Verschriftlichung enthalten die transkribierten Stichproben keine kohärenten Gespräche, sondern nur Hilfstranskripte, die als Referenzspur für die Annotation dienen. (Gesprächsanalytische Transkripte nach GAT 2 wurden für ausgewählte Passagen im Rahmen des Teilprojekts 3 am Standort Münster angefertigt.) Um das Korpus mit den verfügbaren Suchroutinen erschließen zu können, folgte die Verschriftlichung der standarddeutschen Orthographie (ohne Interpunktionszeichen), standarddivergente Lautrealisierungen wurden auf dieser Stufe noch nicht vermerkt, sondern erst später annotiert. Verbale Äußerungsformen wie Gesprächswörter, Rückversicherungspartikeln, Abtönungspartikeln usw. wurden dabei berücksichtigt, Verzögerungsmarker (*äh, öh*), paraverbale Merkmale oder nonverbale Aktivitäten blieben hingegen ausgeklammert. Eindeutige Fälle von Code-Switching ins Niederdeutsche wurden markiert und blieben bei der nachfolgenden Variablenanalyse unberücksichtigt. Längere niederdeutsche Redeanteile wurden gesondert erfasst.

Bei den Redeanteilen der Gewährspersonen gab es starke Divergenzen, sie reichten jedoch in der Regel

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abb. 2. Verteilung von hochdeutsch basierten (blau) und niederdeutsch basierten (rot) Stichproben im Korpus der Tischgespräche (weiß = keine Stichproben)

aus, um auswertbare Stichproben zu ziehen. Bei 101 Tischgesprächen, die ausschließlich oder überwiegend in hochdeutsch basierten Varietäten geführt worden waren, betrug der Umfang der Stichproben jeweils ca. 2500 Wörter. Bei weiteren 21 Tischgesprächen, die partiell in niederdeutscher Sprache geführt wurden, konnten hochdeutsche Gesprächsanteile im Umfang von mindestens 500 Wörtern berücksichtigt werden. Insgesamt besteht das Korpus der hochdeutsch basierten Stichproben aus den Tischgesprächen damit aus 122 Stichproben, die im Durchschnitt einen Umfang von ca. 1500 Wörtern haben. Nur in 22 Tischgesprächen waren die hochdeutschen Gesprächsanteile der Gewährsperson zu gering, um ausgewertet werden zu können (weniger als 500 Wörter). Abb. 2 stellt die Verteilung von hochdeutsch basierten (blaue Kästchen) und niederdeutsch basierten (rote Kästchen) Stich- proben im Korpus dar. In zwei Fällen liegen für beide Sprachen keine ausreichenden Stichproben der Gewährsperson vor (weiße Kästchen). Genauere Informationen zu den nieder deutsch basierten Stichproben aus den Tischgesprächen bietet der zweite Atlasband.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6. Auswertungsmethodik

6.1. Variablenauswahl Methodische Grundlage des Atlasses ist die Variablenanalyse. Auf der Basis der einschlägigen Forschungsliteratur wurden 30 Variablen bzw. Variablenkomplexe aus dem Bereich der Phonetik/Phonologie (zehn aus dem Vokalismus, 18 aus dem Konsonantismus und zwei übergreifende Variablen) festgelegt und definiert. Generelle Kriterien bei der Variablenauswahl waren a) eine hinreichende Belegdichte, b) eine (bezogen auf den norddeutschen Raum) erwartbare areale und/oder situative Variabilität, c) eine gute ohrenphonetische Erfassbarkeit (aus diesem Grunde blieben z.B. die Varianz von Vokalquantitäten oder subtile allophonische Differenzen in der Realisierung der Diphthonge *ai, au*, *oi* ausgeklammert), und d) ein nicht rein realisationsphonetischer Charakter der Varianten (dies führte z.B. zum Ausschluss von Varianten wie [ˈaɪŋklɪç] statt [ˈaɪɡəntlɪç] ‚eigentlich', [zi] statt [ziː] ‚sie' oder [zɪŋː] statt [ˈzɪŋən] ‚singen').

Bei der Zusammenstellung der Variablenkataloge wurde zudem darauf geachtet, Variablen unterschiedlichen Typs zu berücksichtigen, um möglichst differenzierte Einblicke in die Variabilität der norddeutschen Dialekte und Regiolekte gewinnen zu können. So wurden in Hinblick auf eine Überprüfung des kontextabhängigen, lexem- oder morphemgebundenen Variantengebrauchs neben (mutmaßlich) kontextunabhängigen, kategorialen Variablen auch solche definiert, in denen Kontextabhängigkeit oder Lexembindungen eine größere Rolle spielen. Darüber hinaus wurden neben den diskreten Variablen mit lautlich klar differenzierbaren Varianten auch einige eher kontinuierliche Variablen berücksichtigt, die zwar schwieriger zu beschreiben sind, aber für das Gepräge eines regionalen Substandards ebenfalls eine hohe Relevanz besitzen.

6.2. Variablendefinition Die Variablen konstituieren sich stets aus einer Variante der kodifizierten (gemäßigten) Aussprachenorm, bei der realisationsphonetisch bedingte oder allegrosprachliche Abweichungen (wie etwa Schwaverlust in der Endung *-en* oder Vokalkürzungen im Wortauslaut) nicht als Abweichungen gelten, und einer oder mehreren standarddivergenten Varianten. Diese lassen sich historisch überwiegend auf den Sprachkontakt mit den zugrunde liegenden niederdeutschen Dialekten zurückführen. Die lautlichen Besonderheiten werden jeweils in Kontrast zur Standardnorm beschrieben, wobei, wie in der Forschung üblich, dynamische Begriffe (Dehnung, Monophthongierung usw.) verwendet werden, die eine Prozesshaftigkeit implizieren. Die zugrunde liegenden Prozesse sind in vielen Fällen historisch rekonstruierbar, in einigen Fällen ist der Entwicklungsverlauf jedoch nicht ganz klar zu bestimmen. Ob etwa das *g* im Auslaut in Norddeutschland jemals plosivische Qualität hatte, ist nicht gewiss, so dass die beschriebene „*g*-Realisierung als Frikativ" in sprachhistorischer Perspektive möglicherweise als Erhalt eines alten Frikativs und nicht als „Spirantisierung" aufzufassen wäre. In eindeutigen Fällen der Bewahrung eines alten (von der gegenwärtigen Standardnorm abweichenden) Lautstandes wird dies z.T. durch den Gebrauch der Wendung „Erhalt von ..." zum Ausdruck gebracht, z.B. Erhalt von alter Vokalkürze in [tax] ‚Tag' oder [tsʊx] ‚Zug', Erhalt unverschobener Konsonanten in [dat] ‚das' und [vat] ‚was' usw. Die meisten Prozesse, die zur Entstehung von Varianz geführt haben, beinhalten qualitativen Wandel.

Für jede Variable wurden Kontexte definiert, deren potenzieller Einfluss auf das Auftreten sprachlicher Variation überprüft werden sollte. Zur Festlegung dieser

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kontexte wurde die einschlägige fachwissenschaftliche Literatur bezüglich der betreffenden Variable gesichtet, um darauf aufbauend mögliche Subkategorisierungen vornehmen zu können. Zu den Kontextfaktoren gehörten in den meisten Fällen die Qualität oder Quantität der phonischen Umgebung (z.B. Stellung vor Langvokal oder Kurzvokal, Stellung nach velarem Vokal oder nach palatalem Vokal, Stellung vor *r*-Verbindungen usw.) und die Silbenstruktur (geschlossene, offene und sekundär geschlossene Silbe), in einzelnen Fällen auch Akzentverhältnisse, Lautetymologie (z.B. alte Längen vs. Tonlängen), die Wortartenzugehörigkeit oder die morphologische Komplexität (z.B. Vorkommen in Simplizia, Komposita oder Ableitungen), bis hin zur Fokussierung auf einzelne Lexeme. Die Relevanz dieser Kontexte sowie die Auftretensfrequenzen wurden im Rahmen von Vortests für exemplarisch ausgewählte Untersuchungsorte überprüft. Es wurden darüber hinaus jeweils Ausschlusskontexte festgelegt, die die Realisierung einer standarddivergenten Variante phonotaktisch, etwa durch lautliche Assimilation, hätten verzerren können. Auf dieser Grundlage erfolgte die Definition von bis zu 30 Subvariablen, denen jeweils eine alphabetische Sigle zugeordnet wurde (vgl. das Beispiel in Abb. 3).

Die Festlegungen und Suchroutinen wurden in einem Annotationshandbuch dokumentiert, auf das die Projektmitarbeiter und Hilfskräfte bei der Durchführung der Annotationsarbeiten zurückgreifen konnten.

Sigle	Beschreibung	Beispiele Wortanlaut	Beispiele Silbenanlaut
a	[g-] vor Schwa [ə] (Partizip II)	*gegangen*	*umgefahren*
b	[g-] sonst vor Schwa [ə] (u.a. Wortbildungsmorphem *Ge-*)	*Gebirge, Gefühl, gerade*	*ungefähr*
c	[g-] vor [aː]	*Gabel*	*Angabe*
d	[g-] vor [a]	*Gans*	*vergangen*
e	[g-] vor [iː]	*Gießkanne*	*abgießen, begießen*
f	[g-] vor [ɪ]	*ging*	*vergisst*
g	[g-] vor [eː]	*geht*	*zergeht*
h	[g-] vor [ɛː]	*gäbe*	*vergären*
i	[g-] vor [ɛ]	*Gäste*	*vergessen*
j	[g-] vor [yː]	*Güte*	*begütert*
k	[g-] vor [ʏ]	*günstig*	*vergünstigt*
l	[g-] vor [øː]	*Göre*	*?*
m	[g-] vor [œ]	*Götterspeise*	*abgöttisch*
n	[g-] vor [aɪ]	*Geist*	*begeistert*
o	[g-] vor [ɔʏ]	*Gäule*	*vergeudet*
p	[g-] vor [uː]	*Gutsbesitzer*	*begutachten*
q	[g-] vor [ʊ]	*Gulli*	*angurten*
r	[g-] vor [oː]	*Goten*	*vergoren*
s	[g-] vor [ɔ]	*Gold*	*begonnen*
t	[g-] vor [aʊ]	*Gaul*	*ergaunern*
u	[g-] vor [l] [g-] vor [n] [g-] vor [ʁ]	*Glauben* *Gnade* *grün*	*beglücken* *vergnügen* *vergrätzen*
v	Lexemvariable	*gut* (und Flexionsformen)	*ungut*
w	Lexemvariable	*ganz* (und Flexionsformen)	-
x	Lexemvariable	*gar*	-
y	Lexemvariable	*genau, genauso*	*ungenau*
z	Ortsnamen, Personennamen	*Gütersloh, Gerd*	-

Abb. 3. Subkategorisierung der Untersuchungsvariablen am Beispiel der Variable K5 (Spirantisierung von *g* im Wortanlaut)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6.3. Annotation Für jede der 30 Variablen wurde entsprechend der definierten Subvariablen ein „regulärer Ausdruck“, d.h. ein Algorithmus entwickelt, der eine automatisierte Zusammenstellung aller für die Untersuchung relevanten Belege mittels des Analysetools Exakt ermöglichte. Diese mit Exakt erstellten Konkordanzlisten bildeten die Grundlage für die Annotation, die in zwei Arbeitsschritten erfolgte. Im ersten Schritt wurde für jeden Beleg die Sigle eingetragen, der er nach der Variablendefinition zuzuordnen war (Vorannotation). Während dieser Schritt für die Vorlesetexte lediglich ein einziges Mal durchgeführt werden musste, da hier alle Gewährspersonen dieselben Tokens realisiert haben, erforderte jedes Tischgespräch und jedes Interview eine gesonderte Vorannotation. Im zweiten Schritt erfolgte die eigentliche Annotation durch Abhören der entsprechenden Gesprächspassage in der mit Exakt verknüpften Audiodatei und Notation der aktuell realisierten Lautvariante.

Die Zuordnung der Belege zu den Varianten erfolgte aus arbeitsökonomischen Gründen rein ohrenphonetisch (phonetische Messungen wurden nur bei der Variable V5 durchgeführt). Bei den Variablen, in denen sich zwei auditiv gut differenzierbare Varianten gegenüberstehen, wie im Falle von *das/dat* (Frikativ vs. Plosiv), *Tag/Tach* (Plosiv vs. Frikativ), *nicht/nich* (Plosiv vs. Nullrealisierung) oder *Baum/Boom* (Diphthong vs. Monophthong), war eine Zuordnung meist problemlos möglich. Eine größere Herausforderung stellte die Variantenzuordnung bei Variablen mit kontinuierlichen Übergängen dar. Zur Vermeidung von unsicheren Annotationen wurde hierbei grundsätzlich dem Prinzip gefolgt, nur eindeutig wahrnehmbare Abweichungen vom Standard zu annotieren und Zweifelsfälle der Standardrealisierung zuzuordnen. Zur Qualitätssicherung wurde innerhalb der Arbeitsteams über Probeanalysen und gemeinsames „Einhören“ eine Verständigung über Variantengrenzen herbeigeführt. Zur intersubjektiven Kontrolle wurden doppelte Annotationen oder nachträgliche Korrekturdurchläufe durchgeführt. Trotz dieser Maßnahmen ließ sich das aus der dialektologischen Empirie hinreichend bekannte Problem der divergierenden Wahrnehmung unterschiedlicher Bearbeiter nicht vollständig beseitigen. Die daraus resultierenden Schwankungen bewegen sich allerdings in einem tolerierbaren Bereich von einigen Prozentpunkten und beeinträchtigen somit nicht die Zuverlässigkeit der Ergebnisse zur arealen und situativen Variation. Auf spezifische Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Annotation einzelner Variablen wird ggf. in den Kommentaren eingegangen. Die Annotation erfolgte auf diese Weise für alle Stichproben aus den Erhebungssituationen Tischgespräch, Interview und Vorleseaussprache. Im Rahmen von gemeinsamen Projektsitzungen wurden die vorgenommenen Annotationen einer kritischen Revision unterzogen und die Daten von möglichen Annotationsfehlern und ungeeigneten Belegen bereinigt. So wurden Belege in Kontexten, in denen die betreffende Variante auditiv schlecht wahrnehmbar ist, nicht in die Analyse mit einbezogen. Des Weiteren führen die automatisierten Suchroutinen in Einzelfällen zu Belegen, die auf den ersten Blick den Suchkriterien entsprechen, aber aus bestimmten Gründen dennoch nicht ausgewertet werden können, etwa Vokale in nebentonigen Silben (z.B. ist das nebentonige *o* in *probieren* im Unterschied zu dem haupttonigen *o* in *Probe* z.B. nicht diphthongierungsanfällig) oder Belege, bei denen kein Kontrast zum Standard vorliegt (z.B. das Suffix *-ig*, bei dem die Frikativaussprache des *g* keine Abweichung vom Standard darstellt). Auf diese Weise wurden die Daten durch die manuelle Beseitigung von Annotationsfehlern und Herausnahme ungeeigneter Belege bereinigt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

6.4. Quantitative Analyse Für jede Gewährsperson (und für alle drei Erhebungssituationen) wurden die bei der Annotation identifizierten Varianten einer Variable quantifiziert, so dass das Verhältnis von standardkonvergenten und standarddivergenten Realisierungen bestimmt werden konnte. Diese Werte wurden – nach den jeweils definierten Kontexten differenziert – tabellarisch erfasst. Aus den Quantifizierungen wurden für die einzelnen Variablen Frequenzprofile erstellt, indem aus den individuellen Sprachdaten jeweils für den Untersuchungsort Mittelwerte gebildet werden. Grundlage für die ortsbezogene Mittelwertberechnung sind die Ergebnisse der quantitativen Variablenauswertung für in der Regel vier Gewährspersonen. Auf der nächst höheren Ebene werden unter Berücksichtigung beider Erhebungsorte einer Untersuchungsregion regionenspezifische Mittelwerte errechnet. Die ortsbezogenen Mittelwerte bilden die Grundlage für die Kartierung. Hierbei kamen gängige statistische Analyseverfahren zur Anwendung, bei der auch Berechnungen der Standardabweichung durchgeführt wurden. Bei den Variablen, bei denen eine besonders hohe Standardabweichung festgestellt werden konnte, wurde der individuellen Variation besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da sie Aufschlüsse über die Stabilität der lokalen Sprachgebrauchsnormen gibt. Zusätzlich wurde für die Erhebungssituationen Tischgespräch und Interview durch Zusammenstellung der einzelnen Exakt-Annotationslisten jeweils eine Gesamtliste aller variablenbezogenen Belege erstellt. Hierdurch war es möglich, jenseits der vorab definierten Subvariablen spezifische, vor allem lexembezogene Variantenpräferenzen sichtbar zu machen.

7. Ergebnisdarstellung

7.1. Kartierung Die Analyseergebnisse werden auf Punktsymbolkarten dargestellt. Die mehrere Informationsebenen verknüpfenden Kartenbilder gehen von einer Grundkarte des norddeutschen Raums aus, auf der die Grenzen der 18 größeren Dialektgebiete des niederdeutschen Sprachraums, die die Erhebungsregionen des Projekts bilden, sowie größere Städte und Flussläufe dargestellt sind. Die Kartentypen und gewählten Darstellungsarten sind den Fragestellungen und Analyseergebnissen angepasst. Grundlage der Kartierung bilden die ortsbezogenen Mittelwerte der standarddivergenten Varianten. Vor der Kartierung war zunächst eine Entscheidung darüber zu treffen, welche der Subvariablen aufgrund vergleichbarer Variantenverteilungen zusammengefasst werden sollten und bei welchen Subkategorien ggf. eine nachträgliche Ausdifferenzierung erforderlich war. Dieser Schritt war insbesondere notwendig, weil in erster Linie solche Kontexte oder Einzellexeme kartiert werden sollten, deren Variantenverteilung sich von dem durchschnittlichen Variationsprofil der betreffenden Variable abhob. Hierdurch ergibt sich je nach Komplexität der einzelnen Variablen eine stark unterschiedliche Anzahl von (kleinformatigen) Karten, die zwischen einer einzigen und zehn Einzelkarten variiert.

Grundkarten (ganzseitig) Auf den Grundkarten werden für alle 36 Orte des Untersuchungsgebietes die jeweils (über in der Regel vier Gewährspersonen) gemittelten Prozentanteile der standarddivergenten Varianten für die drei Erhebungssituationen Vorleseaussprache (Dreieck), Interview (Quadrat) und Tischgespräch

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(Kreis) in Punktsymbolen dargestellt. Die Prozentwerte sind in einer achtstufigen Skala, die grundsätzlich auf einer Gliederung in 20 %-Schritte basiert, durch entsprechende Farbabstufungen ausgewiesen. Am unteren Rand der Skala wurde eine feinere Skalierung vorgenommen, um die für die Interpretation relevante Differenzierung zwischen Nichtvorkommen einer Variante (0 % = weißes Symbol), vereinzelten Streubelegen (über 0 bis 5 %, Symbol mit gelbem Rand) und niedriger Belegfrequenz (über 5 bis 20 %, gelbes Symbol) visualisieren zu können. Ebenso wurden am oberen Skalenende zwei Häufigkeitsstufen differenziert (hochfrequent: 80-90 % und sehr hochfrequent: 90-100 %). In der Kartenlegende wird jeweils die absolute Anzahl der jeweils zugrunde liegenden Belege (n) sowie der minimale bzw. maximale Anteil an standarddivergenten Varianten angegeben, der bei den 36 Untersuchungsorten auftrat.

Kontext- und Lexemkarten Auf den kleinformatigen Kontextkarten bzw. Lexemkarten, meist zu Kartenserien mit bis zu drei Kartenbildern auf einer Seite arrangiert, wird der Anteil der standarddivergenten Varianten für bestimmte Auftretenskontexte oder für einzelne, wegen ihrer besonderen Variantenprofile relevante Lexeme visualisiert. Die Karten können sich, je nach Erfordernis, auf den gesamten Untersuchungsraum oder auf regionale Ausschnitte beziehen. In den meisten Fällen werden die Daten für alle drei Erhebungssituationen dargestellt, teils auch nur die ausgewählter Situationen. Skalierung sowie Form- und Farbsymbolik entsprechen der der Grundkarte.

Kombinationskarten Bei komplexeren Variablen, bei denen mehrere Lautbesonderheiten bzw. phonetische Prozesse miteinander konkurrieren (z.B. Dehnung, Hebung oder Rundung bei der Variable ‚Realisierung von kurzem *i*'), wird die areale Verteilung der einzelnen Varianten zusätzlich auf Kombinationskarten dargestellt. Auf diesen Karten wird jedem der kartierten Phänomene eine Farbe zugewiesen, während die relative Häufigkeit der standarddivergenten Varianten durch die Größe der Symbole zum Ausdruck gebracht wird.

Vergleichskarten Bei Variablen, deren standarddivergente Varianten in den rezenten Regiolekten des SiN-Korpus nicht mehr oder nur noch gering belegt sind, wurden zur Verdeutlichung von Sprachwandelprozessen Vergleichskarten erstellt, die einen älteren Sprachzustand dokumentieren. Hierzu wurden die Ergebnisse der Beschreibungen von Diederichs (1882) und König (1989, basierend auf Daten aus den 1970er Jahren) neu kartiert. Darüber hinaus wurden Vergleichskarten auf der Grundlage eigener Auswertungen des Pfeffer-Korpus (1961) erstellt.

7.2. Kommentare Die Kartenkommentare haben einen einheitlichen Aufbau, von dem je nach Sachlage variablenspezifisch in einzelnen Punkten abgewichen werden kann.

Titel Die Kommentartitel beinhalten in den meisten Fällen Ausdrücke auf *-ung*, *-(is)ierung* oder *-tion* (*Hebung, Velarisierung, Assimilation* usw.), die ursprünglich Lautwandelprozesse bezeichnen, darüber hinaus aber konventionell auch für die Resultate dieser Prozesse gebraucht werden (vgl. z.B. Metzler Lexikon Sprache [Glück 2010: 213]: „Frikativierung [...] Prozess und Ergebnis [...] der Entstehung von Frikativen aus Plosiven"). Die „dynamischen" Ausdrücke (wie auch der Begriff ‚Erhalt') werden lediglich aus Gründen der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Darstellungsökonomie verwendet und kennzeichnen in den meisten Fällen die synchrone Abweichung einer regiolektalen Variante von der standardsprachlichen Aussprachenorm. So ist „Diphthongierung von langem *e, o, ö*“ zu lesen als „Regiolektale Diphthonge anstelle von stddt. Monophthongen für langes *e, o, ö*“. Wenn historische Lautwandelprozesse bezeichnet werden sollen, geht dies jeweils aus dem Kontext hervor.

Belegangaben Jedem Kommentar sind Angaben zur absoluten und durchschnittlichen Auftretenshäufigkeit der Variable in den (hochdeutsch basierten) Tischgesprächen, den Interviews und der Vorleseaussprache vorangestellt. Die Zahlen beziehen sich auf die Gesamtfrequenz aller (standardkonformen und standarddivergenten) Varianten und sollen einen generellen Eindruck davon vermitteln, wie breit die quantitative Grundlage der nachfolgenden Analysen ist.

Literatur In den Literaturangaben werden die für die jeweilige Variable wichtigsten Forschungsbeiträge sowie ggf. bereits vorliegende Karten zur arealen Variation des betreffenden Merkmals in den Regiolekten oder der Vorleseaussprache angeführt. Die vollständigen bibliografischen Angaben lassen sich dem Literaturverzeichnis im Anhang dieses Bandes entnehmen.

Forschungsstand Auf der Grundlage der Forschung wird ein knapper Überblick zu den bisherigen Erkenntnissen über das betreffende Merkmal und sein variatives Profil gegeben. Ausgehend von der standardsprachlichen Aussprachenorm werden die verschiedenen standarddivergenten Realisierungsformen in Hinblick auf mögliche areale, situative, soziale und individuelle Variationsmuster beschrieben und Forschungsdesiderata identifiziert.

Variablendefinition Bei der Definition der jeweiligen Variable spielten quantitative und qualitative Überlegungen eine Rolle. Aus arbeitsökonomischen Gründen war darauf zu achten, dass die Zahl der zu annotierenden Belege einen gewissen Umfang nicht überschritt. Bei einigen Variablen wurden daher einige hochfrequente Lexeme aus der Suchroutine ausgeschlossen, wenn bereits genügend andere Belege vorlagen. Damit wurde zugleich auch die Gefahr von Verzerrungen durch die quantitative Dominanz dieser Lexeme verringert. In qualitativer Hinsicht musste in vielen Fällen eine Entscheidung hinsichtlich der zu berücksichtigenden Varianten getroffen werden. Wenn mehrere Varianten vorlagen, musste entschieden werden, ob alle in die Untersuchung einfließen sollten (wie z.B. die gehobenen, gesenkten und gerundeten Varianten bei Variable V7) oder aus bestimmten Gründen nur eine Variante berücksichtigt wurde (z.B. bei Variable V9). Da die Variantenrealisierungen bei einigen Variablen graduell abgestuft sind (z.B. stärker oder schwächer ausgeprägte Diphthongierung, Desonorisierung, Koronalisierung usw.), musste darüber hinaus entschieden werden, wo die Grenze zwischen standardkonformen und standarddivergenten Varianten zu ziehen war. Da die Annotation ohrenphonetisch erfolgte, wurde auf eine Feindifferenzierung im Allgemeinen verzichtet. Deutlich wahrnehmbare Abweichungen von der Standardnorm wurden als standarddivergente Varianten annotiert. Bei komplexeren Variablen wurde durch Schulungen der Hilfskräfte und voneinander unabhängige Mehrfachannotationen versucht, eine möglichst einheitliche Varianteneinschätzung zu erreichen. Dieses Ziel konnte selbstverständlich, wie bei jeder phonetischen Transkription, nur näherungsweise erreicht werden, so dass im Detail individuelle Unterschiede in der Variantenzuordnung bestehen dürften. Diese Einschätzungs-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

differenzen wirken sich auf die Variantenfrequenz aus, so dass mit einer gewissen Unschärfe im Bereich einiger Prozentpunkte zu rechnen ist. Trotz dieser unvermeidbaren Unschärfe ließen sich jedoch in der Regel areale und situative Variantenverteilungen nachweisen, die als aussagekräftig und authentisch angesehen werden können. Auf eine Stützung der ohrenphonetischen Variantenzuordnungen durch Formantmessungen musste angesichts der Vielzahl der zu annotierenden Belege dieses Atlasbandes verzichtet werden (lediglich bei Variable V5 wurden entsprechende Messungen eingesetzt, um qualitative Veränderungen in der Vokalrealisierung nachzuweisen). Im Abschnitt zur Variablendefinition wird darüber hinaus das Vorgehen bei der Korpusrecherche erläutert, das auf der Suche nach bestimmten Graphien und Graphienkombinationen oder Wortformen in der orthographischen Umschrift der Stichproben basiert. Hierbei werden die ggf. bei der Analyse berücksichtigten kontext- und lexemspezifischen Subkategorien erläutert.

Referenz- und Beispielwörter Zur Illustration des zugrunde liegenden Belegmaterials werden alle ausgewerteten Wortformen aus den beiden Vorlesetexten sowie eine kleine, exemplarische Auswahl von Wortformen aus den Tischgesprächen und Interviews angeführt. Die Anordnung der Beispielwörter folgt bei einigen Variablen der differenzierenden Subkategorisierung (z.B. bei Variable V3: zuerst die Belege für langes *e*, dann die für langes *o* und für langes *ö*).

Areale Verbreitung Anhand der Grundkarte wird die Frequenz und areale Verbreitung der betreffenden Variante unabhängig von weiteren differenzierenden Faktoren beschrieben. Dies ermöglicht eine erste Überprüfung der in der Forschung bestehen den Annahmen zur Reichweite dieses Merkmals.

Situative Verteilung und Spannweite Ebenfalls auf der Basis der Grundkarte wird die Variantenverteilung in Bezug auf die drei Situationen Tischgespräch, Interview und Vorleseaussprache beschrieben. Bei einigen in dieser Hinsicht aussagekräftigen Variablen werden außerdem in einem Spannweitendiagramm die individuellen Unterschiede im Variantengebrauch pro Ortspunkt dargestellt. Hieraus lässt sich erkennen, ob eine Variante als fester Bestandteil der lokalen Aussprachenorm gelten kann oder sich in ihrem Gebrauch bereits eine Individualisierung abzeichnet. Die Spannweitendiagramme wurden von unserem Potsdamer Kollegen Oliver Gondring erstellt.

Kontextspezifische Aspekte Bei einigen Variablen werden anhand weiterer Detailkarten oder Diagramme unterschiedliche Formen kontextgebundener Variation dokumentiert und analysiert. Dies betrifft vielfach die phonetische Umgebung der zu untersuchenden Variante (Qualität oder Quantität des vorangehenden oder nachfolgenden Lautes), teils auch die Silbenstruktur (z.B. geschlossene vs. offene Silbe, Akzentverhältnisse) und -position (Stellung im Anlaut, Inlaut, Auslaut) oder grammatische Kategorien (z.B. 2.Ps.Sg., 3.Ps.Sg., Partizip II). Darüber hinaus werden ggf. auch wortarten-, lexem- oder morphembezogene Besonderheiten im Variantengebrauch diskutiert und kartografisch dargestellt.

Einfluss der Basisdialekte In Fällen, in denen die Variation auf basisdialektaler Ebene zur Erklärung der regiolektalen Variationsmuster beitragen könnte, wird den Verhältnissen in den Basisdialekten in einem eigenen Abschnitt nachgegangen. Die Ausführungen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sind allerdings knapp gehalten, da die phonetische Variation in den niederdeutschen Dialekten in einem eigenen Atlasband ausführlich dargestellt werden soll.

Salienz, Situativität und Normativität Um die areale und vor allem situative Variation der betreffenden Merkmale besser interpretieren zu können, werden in einem eigenen Abschnitt die Ergebnisse der im SiN-Projekt durchgeführten Salienz-, Situativitäts- und Normativitätstests variablenbezogen zusammengefasst, die vom Teilprojekt Potsdam unter der Leitung von Joachim Gessinger erarbeitet wurden und in einem eigenen Band („Varianz und Wahrnehmung: Der subjektive Faktor") ausführlich analysiert werden. Hieraus ergeben sich wichtige Erkenntnisse in Hinblick auf die Wahrnehmbarkeit (Salienz), die situationelle Angemessenheit (Situativität) und die normative Bewertung (Normativität) des jeweiligen Merkmals aus der Perspektive der Sprecherinnen.

Mental Maps Sofern vorliegend, werden auch die ebenfalls vom Projektstandort Potsdam aus den individuellen Karten der Gewährspersonen generierten Mental Maps in Auswahl mit herangezogen. Hierdurch kann überprüft werden, inwieweit die tatsächliche Variantenverteilung in den Tischgesprächen oder Interviews mit der von den Sprecherinnen selbst vermuteten Variantenreichweite korreliert.

Die Mental Maps wurden von Mark Hillebrand und Oliver Gondring erstellt. Zur Erstellung der Grundkarte wurden Kartendaten von OSM verwendet (©OpenStreetMap contributors, www.openstreetmap.org/copyright). Die Nutzung der Mental Maps unterliegt der Creative Commons Attribution-ShareAlike 2.0 License (CC BY-SA 2.0). Die Farbgebung der Mental Maps zeigt an, ob der jeweilige Stimulus im gesamten Untersuchungsgebiet abgefragt wurde (gelb-rotes Farbspektrum, z.B. die Mental Map zu *dat* ‚das') oder nur in einzelnen Untersuchungsregionen (blaues Farbspektrum, z.B. Mental Map zu *Bouden* ‚Boden'). Die dargestellten Überlappungen basieren auf der absoluten Anzahl der Kartierungen.

Abschließende Interpretation In diesem kurzen Abschnitt werden die zentralen Ergebnisse der variablenspezifischen Analye noch einmal gebündelt zusammengefasst.

---

[1] Zum Gebrauch von Begriffen wie Erhalt, Monophthongierung usw. vgl. die Ausführungen in Kap. 7.2.

[2] Die angeführten Merkmale entsprechen den Verhältnissen im Nordniederdeutschen. Regionale Differenzierungen wie die Vokalbrechung im Westfälischen werden regionalspezifisch ebenfalls als standarddivergente Dialektmerkmale einbezogen.

[3] Die Nummerierung der Varianten wurde neu hinzugefügt. Die Belegbeispiele sind z.T. selbst gewählt. Laufs Beispiele in phonetischer Schrift wurden in eine orthographienahe Schreibweise übertragen.

[4] Alt Duvenstedt liegt unmittelbar an bzw. auf der südlichsten der auf der Karte von Braak (1956: 38) eingetragenen Isoglossen, die das schleswigische vom holsteinischen Niederdeutsch unterscheiden, der *de/den*-Linie für den bestimmten Artikel im Akk. Sg.Msk. (schlesw. *de Mann* vs. holst. *den Mann*). Nach den Ergebnissen von Bock (1933: 179, § 425 und Karte S. 322) hat der Ort Alt Duvenstedt hier die holsteinische Variante *den*; der Wenkerbogen 46432 für Duvenstedt weist dagegen die nördliche Form *de* aus (Wenkersatz 3: *in de Ahmb* ‚in den Ofen'). Hinzu kommen nach Bock (1933) einige weitere Merkmale, die für die Schleswiger Dialekte charakteristisch sind (z.B. *g*-Spirantisierung im Anlaut, Lambdazismus bei *-dd-*; vgl. auch Kehrein 2012: 281). Insofern ist die von Kehrein (2012) gewählte Zuordnung des Ortes zum schleswigischen Dialektgebiet nachvollziehbar. Andererseits weist

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der Dialekt von Alt Duvenstedt wichtige holsteinische Kennformen auf, etwa die Realisierung des Verbalplurals im Ind.Präs. auf *-t* bzw. -ø (Bock 1933: 166, § 401: *kniep* ‚kneifen', *fleech* ‚fliegen', *biet* ‚beißen' statt schlesw. *kniepen*, *flegen*, *bieten*; vgl. auch die Karten S. 316f.), das Pronomen *ji* [ʒi] statt schlesw. *i* (ebd.: Karte S. 321), das Partizip II *wes(t)* statt schlesw. *wesen* ‚gewesen' (ebd.: Karte S. 318), die umgelautete Wortform *stünn* ‚stand' statt schlesw. *stunn* (ebd.: Karte S. 318), die Pluralform *Blä* ‚Blätter' statt *Blädder* (ebd.: Karte S. 319), die Pronominalformen *he, se* ‚er, sie' auch für unbelebte Objekte statt schlesw. *n* (*een* ‚ein') (ebd.: Karte S. 321) usw. Aus diesem Grund wird der Ort hier dem holsteinischen Raum zugeordnet.

[5] Darüber hinaus stellt Auer (1998) eine Abhängigkeit des Variantengebrauchs von der Milieuzugehörigkeit (nach Schulze 1992) fest, wobei die regiolektalen Varianten bei Personen aus dem „Harmonie-" und „Unterhaltungsmilieu" (geringerer Bildungsgrad und Distanz zum Hochkulturschema) in der Regel frequenter auftreten als bei solchen aus dem „Niveau-" und „Selbstverwirklichungsmilieu" (mittlerer bis höherer Bildungsgrad, Distanz zum Trivialschema).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kartenteil

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vorkarten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Karte 1: Untersuchungsregionen und -orte des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Grundlage für die areale Gliederung des Untersuchungsgebietes im SiN-Projekt ist in weiten Teilen die klassische Dialektgliederung, wie sie in dem Handbuchartikel „Geschichte der niederdeutschen Mundarten" von William Foerste (1957) vorgeschlagen wurde und seither zahlreichen Darstellungen zum Niederdeutschen zugrunde liegt. Dementsprechend werden 18 Dialektregionen nördlich der Benrather Linie angesetzt, aus denen jeweils zwei Orte für die Untersuchung ausgewählt wurden. Der arealen Gliederung sind dabei in Orientierung an der einschlägigen Fachliteratur bestimmte phonologische, teils auch grammatikalische und lexikalische Merkmale zugrunde gelegt. Die angesetzten Isoglossen sind in Karte 1 verzeichnet. Die eingetragenen Kurzbezeichnungen sind wie folgt aufzulösen:

Außengrenzen des niederdeutschen Raumes:
Im Süden: Isoglosse der zweiten Lautverschiebung von inlautendem *-k-* (nördl. *maken* vs. südl. *machen*, Benrather Linie) bzw. im südbrandenburgischen Gebiet die Isoglosse der Verschiebung von auslautendem *-k* (nördl. *ik* vs. südl. *ich*). Im Westen, Norden und Osten: Staatsgrenzen (und Standardsprachgrenzen) zu den Niederlanden, Dänemark und Polen.

Binnendifferenzierung:
- Grenze zwischen Nord- und Südniederrheinisch: Isoglosse der zweiten Lautverschiebung von auslautendem *-k-* (nördl. *ik* vs. südl. *ich*, Uerdinger Linie) (nach DiWA: Karte 267)
- Grenze zwischen Niederrheinisch und Westmünsterländisch/Südwestfälisch: Isoglosse des Verbalplurals (westl. differenzierter Plural z.B. *wi maken*, *ji maakt*, *se maken*, ‚wir machen, ihr macht, sie machen' vs. östl. Einheitsplural *wi/ji/se maakt*) (nach Foerste 1957: Sp. 1835f., Karte 8)
- Grenze zwischen Westmünsterländisch und Münsterländisch: Isoglosse der Diphthongierung von *ê* [4] (aus wgerm. *ê/eo*) und *ô* [2] (aus wgerm. *au*) (westl. Monophthonge z.B. *leef* ‚lieb', *Boom* ‚Baum' vs. östl. Diphthonge *laif, Baum*) (nach Niebaum 1989: 30, Karte 2)
- Grenze zwischen Westmünsterländisch und Südwestfälisch: Isoglosse der Diphthongierung von *ê* [4] (aus wgerm. *ê/eo*) und *ô* [1] (aus wgerm. *ô*) (westl. Monophthonge z.B. *leef* ‚lieb', *Foot* ‚Fuß' vs. östl. Diphthonge *laif, Faut*) (nach Niebaum 1989: 30, Karte 2)
- Grenze zwischen Münsterländisch und Südwestfälisch: Isoglosse der Diphthongierung von *ê* [2] (aus wgerm. *ai*)und *ô* [1] (aus wgerm. *ô*) (nördl. Monophthonge z.B. *Steen* ‚Stein', *Foot* ‚Fuß' vs. südl. Diphthonge *Stäin, Faut*) (nach Niebaum 1989: 30, Karte 2)
- Grenze zwischen Münsterländisch/Südwestfälisch und Ostwestfälisch: Isoglosse der Differenzierung von *ê* [2a] und *ê* [2b] (aus wgerm. *ai*) (westl. einheitliche Realisierung von *ê* [2] z.B. münsterländisch *Steen* ‚Stein', *een* ‚ein' bzw. südwestfälisch *Stäin*, *äin* vs. östl. Differenzierung von *ê* [2a] z.B. *Stain* und *ê* [2b] z.B. *äin*) (nach Niebaum 1989: 30, Karte 2)
- Grenze zwischen Münsterländisch/Ostwestfälisch und Emsländisch/Oldenburgisch: Isoglosse der Kürzendiphthongierung (nördl. Monophthonge z.B. *eten* ‚essen' vs. südl. Kürzendiphthonge *iäten*) (nach Niebaum 1980: 461, Karte 2)
- Grenze zwischen Ostwestfälisch und Nordhannoversch/Ostfälisch: Isoglosse der Differenzierung von tonlangem *ā* (aus wgerm. *a* in offener Silbe) und altlangem *â* (aus wgerm. *â*) (westl. Unterscheidung von [aː] z.B. *Water* ‚Wasser' und [ɔː] z.B. *laoten* ‚lassen' vs. östl. Lautzusammenfall z.B. *Water, laten*) (nach Niebaum 1980: 461, Karte 2)
- Grenze zwischen Ostfriesisch und Emsländisch/Oldenburgisch: Iso-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

glosse des Verbalplurals auf *-en* vs. *-t* (nördl./westl. *en*-Plural z.B.*wi/ji/se maken* vs. südl./östl. *t*-Plural z.B. *wi/ji/se maakt*) (nach Scheuermann 1977: 192, Karte 6)

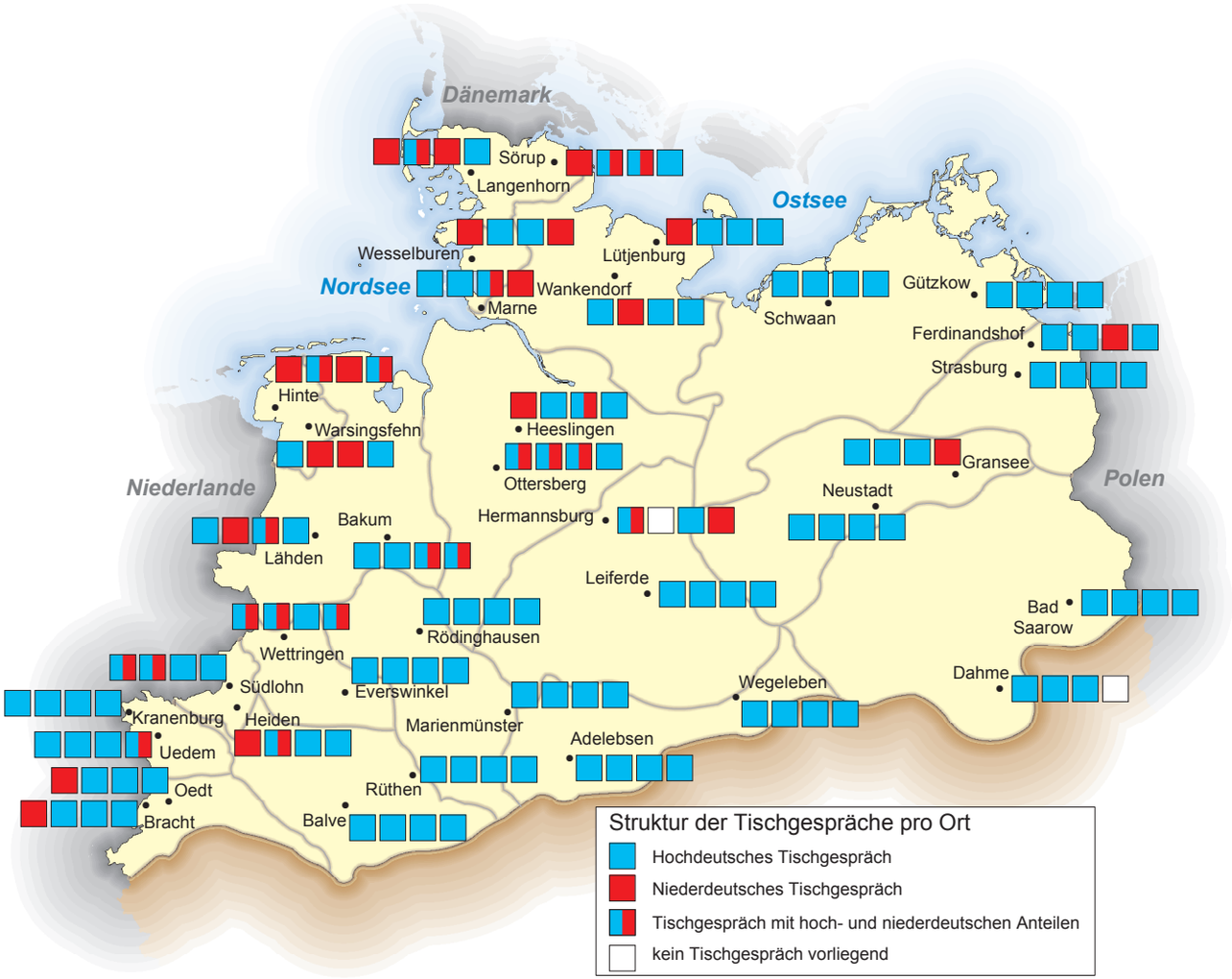
- Grenze zwischen Oldenburgisch und Nordhannoversch: Isoglosse des Personalpronomens ‚ihnen/sie' (3.Ps.Pl.Dat./Akk.) (westl. *eer* ‚ihnen/sie' vs. östl. *jüm*) (nach Foerste 1957: Sp. 1865f., Karte 18)
- Grenze zwischen Nordhannoversch und Nordostfälisch: Isoglosse des Personalpronomens ‚euch' (2.Ps. Pl.Dat./Akk.) (nördl. *ju* ‚euch' vs. südl. *jück*) (nach Niebaum 1980: 460, Karte 1)
- Grenze zwischen Nord- und Südostfälisch: Isoglosse des Vokalismus im Lexem *Gänse* (nördl. *Goise* vs. südl. *Gäse/Gänse*) (nach Foerste 1957: Sp. 1849f., Karte 13)
- Grenze zwischen Schleswigisch und Dithmarsisch/Holsteinisch: Isoglosse des Verbalplurals auf *-en* vs. *-t* (nördl. *en*-Plural z.B. *wi/ji/se maken* vs. südl./östl. *t*-Plural z.B. *wi/ji/se maakt*) (nach Braak 1956: Sp. 37f.)
- Grenze zwischen Dithmarsisch und Holsteinisch: Isoglosse des Personalpronomens ‚ihr' (2.Ps.Pl.Nom.) (westl. *jüm* ‚ihr' vs. östl. *ju*) (nach Horn 1984, Teil 2: Karte 62)
- Grenze zwischen Holsteinisch und Nordhannoversch: Isoglosse des Personalpronomens ‚ihnen/sie' (3.Ps. Pl.Dat./Akk.) (nördl. *eer* ‚ihnen/sie'vs. südl. *jüm*) (nach Foerste 1957: Sp. 1865f., Karte 18)
- Grenze zwischen Holsteinisch/Nordhannoversch/Ostfälisch und Mecklenburgisch/Brandenburgisch: Isoglosse des Verbalplurals auf *-t* vs. *-en* (westl. *t*-Plural z.B. *wi/ji/se maakt* vs. östl. *en*-Plural z.B. *wi/ji/se maken*) (nach Niebaum 1980: 460, Karte 1; Wiesinger 1983: 876f., Karte 47.13)
- Grenze zwischen Mecklenburgisch-Vorpommersch und Mittelpommersch: Isoglosse der Diphthongierung von *ê* (aus wgerm. *ai*) und *ô* (aus wgerm. *ô*) (nördl. Diphthonge z.B. *Flaisch* ‚Fleisch', *Kauken* ‚Kuchen' vs. südl. Monophthonge *Fleesch, Koken*) (nach Foerste 1957: Sp. 1879f., Karte 20)
- Grenze zwischen Mecklenburgisch-Vorpommersch/Mittelpommersch und Nordbrandenburgisch: Isoglosse des bestimmten Artikels/Demonstrativums ‚das/dies' (nördl. *dat* vs. südl. *det/dit*) (nach Foerste 1957: Sp. 1879f., Karte 20; Wiesinger 1983: 882f., Karte 47.14)
- Grenze zwischen Nord- und Mittel-/Südbrandenburgisch: Isoglosse des Partizips II (nördl. ohne Präfix vs. südl. mit Präfix *ge-*) (nach Wiesinger 1983: 882f., Karte 47.14).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Karte 2: Verteilung der Projektorte auf die norddeutschen Bundesländer

Norddeutsche Regiolekte (auf niederdeutscher Dialektgrundlage) werden im Wesentlichen in den Flächenländern Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und Brandenburg sowie in den Stadtstaaten Bremen, Hamburg und Berlin und in einem kleinen Gebiet im Norden Hessens gesprochen. Aufgrund des Zuschnitts des SiN-Projekts (Ausklammerung von Großstädten, zwei Orte pro Dialektregion) sind die 36 Untersuchungsorte unregelmäßig auf die sechs Flächenländer verteilt, die ganz oder überwiegend auf niederdeutschem Sprachgebiet liegen (Nordrhein-Westfalen: 12 Orte, Niedersachsen: 9 Orte, Schleswig-Holstein: 6 Orte, Mecklenburg-Vorpommern: 4 Orte, Sachsen-Anhalt: 1 Ort, Brandenburg: 4 Orte).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND



Karte 3: Anzahl der niederdeutschen und hochdeutschen Tischgespräche vor Ort

Die niederdeutschen Tischgespräche (rote Symbole) konzentrieren sich vor allem auf die als dialektstark geltenden Regionen in Schleswig-Holstein (Schleswig, Dithmarschen, Holstein) und im nördlichen Niedersachsen (Ostfriesland, Emsland, Oldenburg, Nordhannover, Nordostfalen), einzelne niederdeutsche oder partiell niederdeutsche Gespräche sind auch aus den nördlichen Teilen von Nordrhein-Westfalen (Niederrhein, Westmünsterland, Münsterland) sowie aus Nordbrandenburg und Mittelpommern belegt. Für diese Regionen ist die Anzahl der hochdeutschen Tischgespräche (blaue Symbole) entsprechend geringer; hier kann der Regiolekt jedoch anhand der Interviews rekonstruiert werden, die für alle 144 Gewährspersonen vorliegen. Aus den südlicher gelegenen Regionen (Südwestfalen, Ostwestfalen, Südostfalen, Süd- und Mittelbrandenburg) sowie aus Mecklenburg-Vorpommern liegen keine niederdeutschen Tischgespräche vor.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Karte 4: Dialektkompetenz der 144 Gewährspersonen

Ein ähnliches Bild bietet die Karte zur arealen Verteilung der Gewährspersonen nach dem Kriterium der (aktiven) Dialektkompetenz. Die auf der Karte dargestellte grobe Kategorisierung in drei Stufen (hohe, mittlere, keine Niederdeutschkompetenz) basiert auf den in den Interviews erfragten Selbsteinschätzungen der Sprecherinnen sowie einer Beurteilung der von ihnen vorgenommenen Wenkerübersetzungen. Nach dieser Einstufung verfügen insgesamt 30 % (43 Personen) über eine hohe, 32 % (46 Personen) über eine mittlere und 38 % (55 Personen) über eine geringe bis keine aktive Kompetenz im Niederdeutschen. Die dialektkompetenten Sprecherinnen stammen, wie zu erwarten, überwiegend aus den als eher dialektstark geltenden Regionen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Karte 5: Vergleichskorpus (1): Sprachdaten aus dem Pfeffer-Korpus (1961)

Einige standarddivergente Varianten, die in der Forschung als charakteristisch für bestimmte norddeutsche Regiolekte beschrieben werden, lassen sich in den SiN-Aufnahmen nicht oder nur noch in geringen Frequenzen nachweisen. Um zu prüfen, wann dieser Variantenabbau in etwa eingesetzt hat, wurde ein Vergleichskorpus aus dem Material des auf Initiative von J. Alan Pfeffer 1961 erhobenen „Grunddeutsch"-Korpus (Pfeffer 1975) zusammengestellt. Das Pfeffer-Korpus war dafür vorgesehen, die „überregionale Umgangssprache" (Pfeffer/Lohnes 1984) zu dokumentieren, wobei jedoch viele Aufnahmen aufgrund der recht formellen Aufnahmesituation (Interview mit einem Akademiker) und des z.T. gehobenen Bildungsstatus der Probanden eher eine Sprachlage im Bereich des gesprochenen Standards repräsentieren. Dementsprechend war es Spiekermann (2008) möglich, in seiner Untersuchung zum „regionalen Standard" in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Baden-Württemberg durch gezielte Auswahl standardnaher Proben aus dem Pfeffer-Korpus eine Vergleichbarkeit zu seinem eigenen, ebenfalls auf die „intendierte Standardsprache“ abzielenden Südwest-Korpus herzustellen (vgl. Spiekermann 2008: 96). Im Formalitätsgrad der Situation entsprechen die Pfeffer-Aufnahmen in etwa den Interviews aus der SiN-Erhebung. Dennoch lassen eine Reihe von Aufnahmen eine deutliche regionale Färbung erkennen und entsprechen somit einer standardferneren, eher mittleren Sprachlage. Während Spiekermann (2008: 96) diese Aufnahmen, in denen „intendiert [...] Regionalsprache verwendet wurde“, aufgrund seiner Fragestellung ausklammerte, wurde im Rahmen des SiN-Projekts gerade nach diesen besonders standardfernen Aufnahmen gesucht. Hierfür wurde aus den Pfeffer-Aufnahmen ein Vergleichskorpus von 51 Stichproben aus 35 Orten aus den Regionen Holstein (2 Aufnahmen), Nordhannover (7), Ostfriesland (2), Oldenburg (1), Münsterland (5), Westmünsterland (1), Südniederrhein (3), Südwestfalen (2), Ostwestfalen (4), Nordostfalen (6), Südostfalen (5), Mecklenburg-Vorpommern (7) und Süd- und Mittelbrandenburg (6) erstellt (die Regionen Schleswig, Dithmarschen, Emsland, nördlicher Niederrhein und Mittelpommern sind im Pfeffer-Korpus nicht enthalten). Es wird bei überregionalen Varianten vollständig, bei Varianten mit erwartbar regionaler Bindung nur für die relevanten Regionen analysiert.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Karte 6: Vergleichskorpus (2): Sprachdaten aus dem König-Korpus (1975/76)

Als Vergleichskorpus für den Bereich der Vorleseaussprache stehen darüber hinaus die Sprachdaten aus der von Werner König in den Jahren 1975/76 durchgeführten Erhebung zur Verfügung, die in seinem „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ (1989) kartiert wurden. Der Atlas dokumentiert auf mehr als 240 Karten die damalige Vorleseaussprache (anhand von Wortlisten) auf dem Gebiet der alten BRD anhand jeweils einer Gewährsperson. Aus dem norddeutschen Raum wurden 18 Städte berücksichtigt (zu den Orten und Gewährspersonen vgl. die Übersicht im Anhang). Aufgrund der Beschränkung auf eine Person pro Ort kommt es im Kartenbild häufiger zu Differenzen zwischen mehreren Orten derselben Region, die wahrscheinlich weniger tatsächliche areale Unterschiede widerspiegeln als individuelle Unterschiede im Grad der Standardorientierung. In der Gesamtschau der norddeutschen Un-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tersuchungsorte lässt sich aber trotz dieser Verzerrungen in vielen Fällen ein zuverlässiges Bild von der Existenz (und Akzeptanz) remanenter Regiolektmerkmale im standardnahen Sprachlagenbereich gewinnen.

Neben dem Referenzkorpus aus den PFEFFER-Aufnahmen und dem Atlas von KÖNIG werden in den variablenbezogenen Einzelkommentaren bei Bedarf weitere Arbeiten vergleichend herangezogen, die den älteren Sprachstand einzelner Orte des norddeutschen Raumes dokumentieren.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vokalische Variablen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Autorinnen und Autoren der Kommentare zum Vokalismus

CS (Claudia Scharioth): V10
KE (Kristin Eichhorn): V9
KHE (Klaas-Hinrich Ehlers): V1, V6
LA (Liv Andresen): V5
ME (Michael Elmentaler): V2, V3, V4, V7, V8

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Hebung von langem *ä*

Belegzahl: 2815
T: 1097 B. aus 36 Orten (Ø 30 B.), 122 Gpn.
I: 1175 B. aus 36 Orten (Ø 33 B.), 144 Gpn.
V: 543 B. aus 36 Orten (Ø 15 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Lauf (1996: 202, 207), Mihm (2000: 2113), Stearns/Voge (1979), Sloos (2013). Ostniederdeutscher Raum: Herrmann-Winter (1979: 141) [Greifswald], Dahl (1974: 346f., 356) [Mecklenburg-Vorpommern], Schönfeld (1974: 67) [Altmark], Schönfeld (1989: 89f.) [Raum Magdeburg, Berlin, Rostock]. Westmitteldeutscher Raum: Macha (1994: 132) [Raum Siegburg].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 110-113), AADG (Karten zum Öffnungsgrad von [ɛː]: *später, sägen*, Kombinationskarte für 12 Belegwörter), Stearns/Voge (1979: 145), Sloos (2013: 156-159).

Forschungsstand Die mit einem verringerten Öffnungsgrad verbundene Hebung des langen offenen [ɛː] (*Mädchen*) zum geschlossenen [eː] (*Meedchen*) wird in der Forschungsliteratur mit großer Übereinstimmung als „charakteristisch für die sogenannte norddeutsche Umgangssprache" (Herrmann-Winter 1979: 141, vgl. Mihm 2000: 2113) angesehen. Bis in die jüngere Vergangenheit galt die Opposition zwischen /ɛː/ und /eː/, die der Differenzierung von <ä> und <e> in der Schriftnorm entspricht, als kodifizierte orthoepische Norm. Heute lässt die gelockerte Aussprachenorm des Duden zwar generell zu, dass der Vokal [ɛː] „auch [eː] gesprochen werden" kann (Duden-Aussprachewörterbuch 2005: 21), der Duden präferiert in den Angaben seines Wörterverzeichnisses aber weiterhin die tiefe, offene Artikulation von <ä>. Demgegenüber stellt die Forschungsliteratur fest, dass die Opposition von [ɛː] und [eː] „vor allem im Norddeutschen zugunsten von /eː/ aufgegeben" wird (Kohler 1977: 175). Regionalstudien zu Teilräumen der norddeutschen Sprachlandschaft bestätigen die areale Verbreitung der Hebung von [ɛː] zu [eː] für die standardnahen Sprachlagen in den Nordbezirken der ehemaligen DDR (Dahl 1974: 346, Herrmann-Winter 1979: 141) ebenso wie für den nordniedersächsischen und den westfälischen Sprachraum (Lauf 1996: 202, 207). In südlichen Übergangsregionen zum Mitteldeutschen nimmt die Verbreitung des Merkmals ab. Während die gehobene Variante noch „in Teilen" für die berlinisch-brandenburgische Umgangssprache charakteristisch ist, wird in der „obersächsischen Umgangssprache im Nordteil Obersachsens" langes <ä> bereits als [ɛː] realisiert (Schönfeld 1989: 89f.). Im ripuarischen Handwerkerkorpus tritt die Ersetzung von [ɛː] durch [eː] „bei geringer Belegdichte selten auf" (Macha 1994: 132). In weiten Teilen Norddeutschlands ist die Vokalhebung dagegen selbst in der Vorleseaussprache akademisch gebildeter Sprecher verbreitet. In Ostfriesland, Schleswig-Holstein, dem östlichen Niedersachsen und Nordhessen wurden in der Untersuchung von König im Vorlesetext „weit mehr als die Hälfte der Realisationen von langem offenen Ä […] nicht offen realisiert" (63,6 %) (AAS Bd. 1: 45, Bd. 2: 112). Für die Aussprache von isolierten Minimalpaaren (*wegen – wägen, dehnen – Dänen*) ist es „nurmehr der äußerste Norden, in dem /eː/ und /ɛː/ nicht mehr auseinandergehalten werden" (AAS Bd. 1: 45, Bd. 2: 113). Die großräumige Verbreitung gehobener <ä>-Realisierungen im norddeutschen Raum bestätigt neuerdings die akustische Auswertung des „Deutsch Heute"-Korpus durch Sloos (2013: 156-159). Demnach steigt die durchgängig hohe Vokalfrequenz im äußersten Nordosten stark an und fällt im Rhein-Ruhr-Gebiet deutlich ab (vgl. dazu die Karten im AADG zum Lexem *später* und die Kombinationskarte für 12 Belegwörter). Regionen hoher Vokalrealisierungen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

finden sich nach Sloos (ebd.) aber nicht nur im norddeutschen Raum, sondern vereinzelt auch in oberdeutschen Gebieten (z.B. im bairischen und alemannischen Dialektraum).

König weist darauf hin, dass sich die Realisierung von langem *ä* in der Position vor *r* (*Bärte, Fähre*) nicht nur in ihrem Öffnungsgrad, sondern auch in ihrer arealen Verbreitung erheblich von der Aussprache in anderen präkonsonantischen Positionen (*Schnäbel, Mähne*) unterscheidet (vgl. Sloos 2013: 121, 157, 159). In der Position vor *r* verteilen sich die neutralen, zwischen [ɛː] und [eː] liegenden Realisationen und die geschlossenen Varianten demnach „über das ganze Gebiet mit einer gewissen Konzentration im Norden, in der östlichen Mitte und im Südosten" der früheren BRD (AAS Bd. 1: 44, Bd. 2: 110), in dieser Position ist die Vokalhebung also keineswegs nur für Norddeutschland charakteristisch. Auch Stearns/Voge (1979: 149) stellen in ihrer empirischen Studie fest, dass langes *ä* im Kontext vor *r* überdurchschnittlich häufig mit mittlerem Öffnungs- bzw. Hebungsgrad als [ɛː] realisiert wird, berücksichtigen in ihrer Darstellung der arealen Distribution des Merkmals in den alten Bundesländern diese phonotaktischen Differenzen aber nicht eigens. Für alle phonetischen Kontexte werden ihrer Karte zufolge von den norddeutschen Gewährspersonen im informellen Gespräch mehr als 50 % der Realisierungen von <ä> zu [eː] gehoben.

Derartige Realisierungsdominanzen finden sich allerdings auch in der Mitte und im Süden der früheren Bundesrepublik. „Only in Central Germany does the use of /ɛː/ appear dominant", wobei hier der regionale Schwerpunkt mit starker individueller Varianz auf der „Central Rhine area" liege (Stearns/Voge 1979: 146). Aber auch am Niederrhein bis hinauf in das Münsterland weist die Karte von Stearns/Voge einzelne Gewährsleute nach, die in Gesprächen überwiegend [ɛː] realisieren oder langes *ä* allenfalls bis zum mittleren Öffnungsgrad heben.

Uneinheitlich sind die Befunde der Forschungsliteratur zur Bindung des Merkmals an situative oder soziale Kontexte. König konstatiert in Übereinstimmung mit Stearns/Voge, „dass die Realisation des Ä-Lautes sehr stark abhängt vom Kontextstil", und sieht den folgenden Bedingungszusammenhang: „Je formeller die Sprechweise, desto eher wird das Ä offen gelautet" (AAS Bd. 1: 45). Allerdings werden bei Stearns/Voge (1979: 141) nur die Realisierungen von <ä> in freien Gesprächen, Vorlesetexten, gelesenen isolierten Sätzen, Wörterlisten und Minimalpaaren gegenübergestellt und die deutliche Zunahme der [ɛː]-Lautung in diesen Testsituationen „as a result of conscious monitoring" interpretiert. Weil die große Mehrheit der Gewährspersonen in freien Gesprächen die Opposition von /ɛː/ und /eː/ aufhebt und meistens [eː] artikuliert, erscheint das /ɛː/ „as a [+learned] phoneme whose functionality is restricted to formal style levels" (hier: Vorleseaussprache) (Stearns/Voge 1979: 151). Für Herrmann-Winter hingegen hat die „durchgängige Realisierung von langem /ä/ als [eː]" im gesprochenen Hochdeutsch im Norden der ehemaligen DDR „Normcharakter", so dass diese regionale phonetische Variante „sozial und funktionalstilistisch neutral" sei. Sie markiere „weder soziale, demographische oder andere extralinguistische Differenzierungen der Sprecher", noch könne sie „als stilistisch allophonische Wahlmöglichkeit […] gelten" (Herrmann-Winter 1979: 141). Die in standardnahen Sprachlagen aufgehobene Differenzierung von /ɛː/ und /eː/ bekommt im Norden der ehemaligen DDR allerdings auch anderen Autoren zufolge die „neue Funktion" (Gernentz 1974: 230),

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einen Varietätenkontrast zum Niederdeutschen zu markieren, in dem /ɛː/ weiterhin phonologisch verankert ist. „Im Sprachgebiet empfindet man /eː/ als hochdeutsches, dagegen /ɛː/ als niederdeutsches Merkmal“ (Dahl 1974: 346f.). Die Integration von Wörtern niederdeutscher Herkunft „in das phonologische System der Sprachschicht U[mgangssprache]“ geht daher mit einer Vokalhebung einher (*Brägen* > *Bregen, krägel* ‚munter‘ > *kregel*) (Dahl 1974: 356). „Durch den einfluß der schule“ herrscht in der Altmark schon in den 1970er Jahren gehobenes und geschlossenes /eː/ „auch bei jüngeren sprechern der mundartnahen umgangssprache“ vor (Schönfeld 1974: 67).

In der akustischen Auswertung des „Deutsch Heute“-Korpus kommt Sloos (2013: 162) zu dem Ergebnis, dass bei der Realisierung von <ä> „in all significant cases, in pre-r and non pre-r context, the vowel height for the younger speakers is lower than for older speakers.“ Die Kartengegenüberstellung bei Sloos (2013: 156-159) zeigt, dass dieser Befund in Norddeutschland wie in den übrigen deutschen Sprachregionen mit einer homogeneren arealen Verteilung von Tonhöhendifferenzen bei den jüngeren Sprechern einhergeht. Sloos interpretiert die unterschiedliche Realisierung des langen *ä* in der Altersgruppe der 16- bis 20-Jährigen und der 50- bis 60-Jährigen als Indiz für einen laufenden Sprachwandel, der die frühere Neutralisation der Opposition von /eː/ und /ɛː/ allmählich rückgängig macht: „I suggest that pre-r vowel lowering catalyses the change, which is gradually shifted towards other contexts“ (Sloos 2013: 166, 168). Morphologische Einflussfaktoren der *ä*-Realisierung zeichnen sich nach Stearns/Voge (1979: 147f.) allein in der überdurchschnittlichen Frequenz des [ɛː] in Verbstämmen des Konjunktiv II ab (*nähme, gäbe*). Die hohe Frequenz des offenen Vokals in diesem morphologischen Kontext tritt dabei auch in informellen Gesprächen auf, wo „the /eː/ ≠ /ɛː/ distinction appears functional for the majority of our informants only in distinguishing subjunctive II forms from the corresponding indicative forms” (Stearns/Voge 1979: 153).

Variablendefinition Erfasst wurden die Realisierungen von langem *ä* vor Konsonanten (außer *r*). Dabei wurden die Positionen in offener und geschlossener Silbe im Inlaut oder am Wortende differenziert. Als standardkonforme Realisierung wurde zunächst das offene [ɛː] angesetzt, dem die gehobenen Varianten [eː] als Belege für standarddivergente Aussprache gegenüber gestellt wurden. Auf eine feinere Unterscheidung verschiedener Öffnungs- bzw. Hebungsgrade wurde wegen der schwierigen auditiven Identifizierbarkeit verzichtet. Bei der Annotation war also zu entscheiden, ob der jeweilige Beleg für *ä* in der Artikulation der Gewährsperson näher an [ɛː] oder näher an [eː] lag. Die Kontexte *ä* vor *r* wurden aus der Analyse ausgeschlossen, da hier eine Artikulation in mittlerer Position und mit mittlerem Öffnungsgrad zwischen [ɛː] und [eː] zu erwarten ist.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *erwähnten, schlägt, später, zunächst*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *ausgeprägt, Gespräch, Mädchen, Nähe, nächste, regelmäßig, wählt*

Areale Verbreitung Karte V1.1 veranschaulicht, dass in den meisten Gebieten Norddeutschlands Belege für langes *ä* mit einer gehobenen und geschlossenen Vokalvariante realisiert werden. Im gesamten Norden, im Südosten und in der südlichen Mitte Norddeutschlands liegen die Prozentwerte für die gehobene Vokalvariante fast durchgängig und

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in allen Erhebungssituationen bei über 70 % und tendieren vielerorts sogar gegen 100 % der Belege. Nur in einem größeren Areal im Südwesten Norddeutschlands liegen die Gebrauchsfrequenzen der Vokalhebung deutlich unter den Werten der übrigen norddeutschen Regionen. Innerhalb dieses Areals nimmt die Tendenz zur Vokalhebung in südwestlicher Richtung weiter ab. Am südlichen Niederrhein, am nördlichen Niederrhein, im Münsterland sowie im Westmünsterland bleiben die Frequenzwerte für gehobenen Vokal vielfach unter 25 % und nähern sich mitunter 0 %. Im Gegensatz zu den weiten Gebieten Norddeutschlands, in denen die gehobene Realisierung des *ä* feste Gebrauchsnorm in standardnahen Sprachlagen ist, liegt die usuelle Realisierung des langen *ä* im äußersten Südwesten des Erhebungsgebietes bei der offenen und tiefen Vokalvariante. Eine sehr ähnliche areale Gliederung Norddeutschlands ergibt die akustische Messung der *ä*-Realisationen älterer Sprecher im „Deutsch Heute"-Korpus (Sloos 2013: 156).

Situative Verteilung und Spannweite Ein Einfluss der Gesprächssituation auf die Realisierung des *ä* zeichnet sich in den Ergebnissen nicht ab. Die Durchschnittswerte für die Vokalhebung im Gesamtkorpus unterscheiden sich für die drei Erhebungssituationen nicht signifikant (V: 67,4 % – I: 68,8 % – T: 66,0 %). Die in den Erhebungsorten der südwestlichen Teilregion mitunter stärker schwankenden Prozentwerte für die verschiedenen Situationen lassen keine generelle Korrelation mit steigendem bzw. sinkendem Formalitätsgrad erkennen. Die Schwankungen der Prozentwerte sind in dieser Teilregion eher darauf zurückzuführen, dass die Vokalhebung bei vergleichsweise niedrigen Belegzahlen für *ä* nur sporadisch auftritt. Hier verwenden die meisten Gewährspersonen ohne erkennbare Situationsbindung gelegentlich gehobene Varianten. Nur fünf der 24 Gewährsfrauen aus dem Münsterland, dem Westmünsterland und dem nördlichen Niederrhein artikulieren das *ä* in allen Situationen stets offen und ungehoben.

Einfluss der Basisdialekte Da die Vokalhebung sowohl bei niederdeutschkompetenten Gewährspersonen (zum Beispiel Schleswig-Holsteins) als auch bei Gewährspersonen ohne Kompetenz im Niederdeutschen (wie in Brandenburg) mit gleichermaßen sehr hohen Frequenzen auftritt, ist eine Bindung des Merkmals an den Basisdialekt auszuschließen.

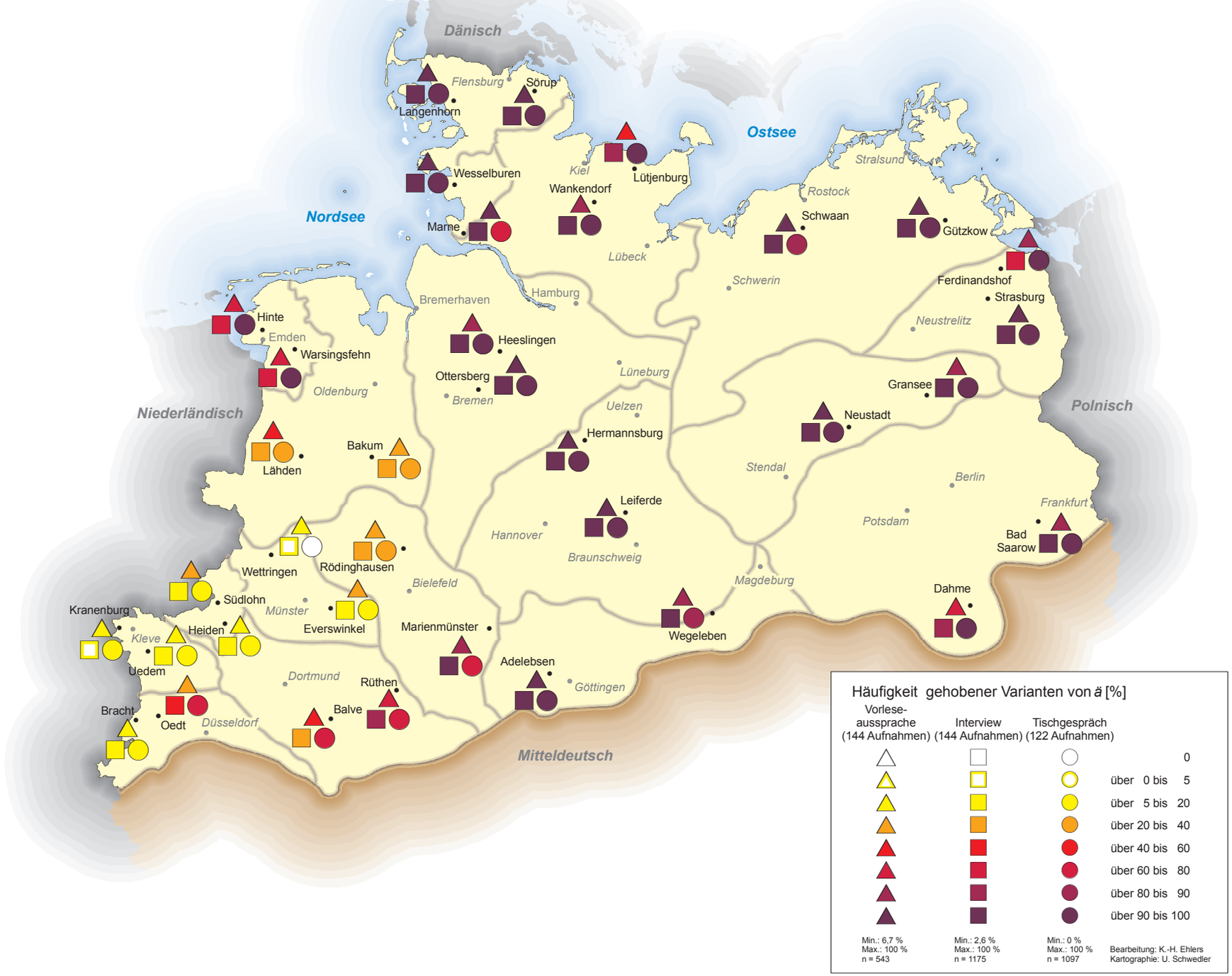
Phonetischer und morphosyntaktischer Kontext Das Auftreten in offener oder geschlossener Silbe spielt keine signifikante Rolle für die Realisierung des langen *ä*. Die Position vor (stummem) <h> plus Vokal (*näher, Rasenmäher, Näherei, streichfähig*) scheint eine Hebung des [ɛː] zu begünstigen. In den 81 spontan geäußerten Belegwörtern für diese Kontexte, in denen das *ä* in einen Vokalhiat tritt, wird der Vokal überdurchschnittlich häufig gehoben artikuliert (79,0 % gegenüber 67,4 % Korpusdurchschnitt für Tischgespräche und Interviews). Das entlehnte Suffix *-tät* (*Realität, Formalitäten*) wird der norddeutschen Realisierungsnorm phonetisch vollständig angeglichen. In den 33 spontan geäußerten Belegen für das Suffix wurde der Vokal ebenso häufig gehoben realisiert wie bei den anderen Belegen für langes *ä*. Über die Artikulation des *ä* in Verbformen des Konjunktiv II (*gäbe, läge*) können auf der Basis des Untersuchungskorpus wegen sehr geringer Belegzahlen keine Aussagen getroffen werden.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hebung von langem *ä*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V1



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Salienz, Situativität und Normativität Im gesamten Erhebungsgebiet wurde das Stimuluswort *Käse* in der gehobenen und geschlossenen Aussprache [keːzə] auf seine Salienz getestet. Nur 9,2 % aller Testteilnehmerinnen nahmen die Vokalhebung in der Realisierung des Stimuluswortes wahr. Die insgesamt niedrige Salienz des Merkmals ist dabei deutlich areal gewichtet. Von den nur 13 Gewährspersonen, die das Merkmal wahrnahmen, kamen neun aus den südwestlichsten Regionen des Erhebungsgebietes (nördlicher Niederrhein: 4, südlicher Niederrhein: 3, Westmünsterland: 2). In Dithmarschen, Mecklenburg-Vorpommern, Ostwestfalen und Südbrandenburg fiel jeweils nur einer Teilnehmerin die Vokalhebung auf. Von den Personen, die das Merkmal wahrgenommen hatten, nahmen elf Personen am Situativitäts- und Normativitätstest teil. Zwar gaben acht von ihnen (73 %) an, sie würden die Vokalhebung selbst in keiner Situation verwenden. Aber sieben der elf getesteten Personen (64 %) würden ihr Kind in der vorgestellten Redesituation gleichwohl nicht korrigieren, wenn es bei der Aussprache von <ä> [ɛː] durch [eː] ersetzen würde. Die sehr geringe Salienz und die große Normtoleranz sprechen dafür, dass das Merkmal in weiten Teilen Norddeutschlands als Aussprachenorm wahrgenommen und bewertet wird. Die Ergebnisse der Perzeptionstests zum Stimuluswort *Käse* entsprechen den Performanzdaten der Untersuchung. Das Wort *Käse* und Komposita wie *Käsekuchen* wurden in den Tischgesprächen des Korpus 34 mal spontan produziert. In 67,6 % dieser Belege artikulieren die Gewährspersonen den Langvokal gehoben. Von den elf Belegen für tiefe und offene Realisierung des Vokals in *Käse* stammen zehn aus den Regionen Westmünsterland, Südlicher und Nördlicher Niederrhein. Außerhalb dieser südwestlichsten Teilregion des Erhebungsgebiets ist in Nordeutschland [keːzə] die usuelle Aussprache für *Käse* in informellen Gesprächen.

Abschließende Interpretation Die gehobenen Varianten des Vokals [ɛː] können in den meisten Regionen Norddeutschlands mit Ausnahme des Südwestens als Oralisierungsnorm für schriftsprachliches <ä> angesehen werden. Sie sind für norddeutsche Sprecher kaum salient und werden nur selten als Normverstöße wahrgenommen. Die Vokalhebung tritt situationsunabhängig und ohne Bindung an den niederdeutschen Basisdialekt auf und wird nur von wenigen phonetischen Kontexten (Position vor *r* und im Vokalhiat) beeinflusst.

KHE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Senkung von langem *e, o, ö* vor *r*

Belegzahl: 1623
T: 153 B. aus 36 Orten (Ø 4 B.), 122 Gpn.
I: 692 B. aus 36 Orten (Ø 19 B.), 144 Gpn.
V: 778 B. aus 36 Orten (Ø 22 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Ruhrgebiet: SCHOLTEN (1988: 124-135) [Duisburg].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 104-106, Karte E.8-E.10: Senkung von langem *e* vor *r;* 119, Karte O.6: Senkung von langem *o* vor *r;* 127: Karte Ö.7: Senkung von langem *ö* vor *r*).

Forschungsstand Das Phänomen der Senkung von langem *e, o, ö* vor *r* oder *r*-Verbindungen ist in der Forschung bislang nur selten und wenig differenziert behandelt worden. Die Vokalsenkung in dieser Position gilt als stereotypes Merkmal des Ruhrdeutschen, wie die Titel einschlägiger populärer Darstellungen zur Sprache des Ruhrgebiets belegen (vgl. das Buch „Sarret ährlich. Die Sprache im Ruhrgebiet" von KANIES 2010 oder die CD „Also ährlich ... Tegtmeier sacht, wie't is!" von Jürgen VON MANGER 1995). Die Ergebnisse der Untersuchung von SCHOLTEN (1988: 124-135) legen zunächst nahe, dass es sich hierbei tatsächlich um ein besonders typisches Merkmal des ruhrdeutschen Regiolekts handeln könnte, denn sie stellt für die von ihr untersuchten Schülergruppen (1. und 9. Schuljahr) hohe Anteile der offenen Lautvarianten zwischen 83,9 und 99,4 % fest (ebd.: 128, Tab. 19). Diese These wird allerdings durch einen Vergleich mit den Ergebnissen in Frage gestellt, die auf den Karten des AAS dokumentiert sind. Auch hier sind die Belegzahlen für offene und überoffene Lautrealisierungen auf den Karten E.9 sowie (etwas weniger ausgeprägt) O.6 und Ö.7 sehr hoch, allerdings gilt dies für das gesamte Untersuchungsgebiet der alten Bundesrepublik Deutschland (AAS Bd. 2: 105, 119, 127). Die hohen Belegzahlen für Vokalsenkungen in den beiden zitierten Studien dürften wohl darauf zurückzuführen sein, dass sie keine Differenzierung von Langvokalen vor *r* in geschlossener (*ehrlich, sehr, erster, Ohr, gestört*) und offener Silbe (*Lehrer, geboren, hören*) vornehmen. Dies erscheint insofern problematisch, als in geschlossener Silbe häufig nicht nur eine qualitative Vokalveränderung eintritt, sondern auch eine Vokalkürzung ([ˈeːʁlɪç] > [ˈɛʁlɪç] ‚ehrlich', [eːʁst] > [ɛʁst] ‚erst', [gəˈʃtøːʁt] > [gəˈʃtœʁt] ‚gestört'). Im Zusammenhang mit Kurzvokalen stellt die offene Realisierung aber den unmarkierten und überregional akzeptierten Normalfall dar, während hier eher die standarddeutsche geschlossene Realisierung als Abweichung wahrgenommen wird (vgl. die wenigen Belege für geschlossene Realisierungen von langem *e* vor *r* im AAS, Bd. 2: 106, Karte E.10). Als eindeutig markierte, standarddivergente Formen können demnach wohl nur die offenen und langvokalischen Realisierungen in (erhaltener) offener Tonsilbe gelten ([lɛːʁɐ] ‚Lehrer', [bɔːʁən] ‚bohren', [hœːʁən] ‚hören'). Inwieweit sich für diese Formen areale Verteilungsmuster finden lassen, geht aus den Karten des AAS nicht hervor, da dort die Entsprechungen von stddt. Langvokalen in geschlossener Sibe (*Erde, Ohr, Börse*) gemeinsam mit denen in offener Silbe (*Beere, Sporen, Möhre*) dargestellt werden (wobei das Testwort *Börse* hier eigentlich nicht berücksichtigt werden dürfte, da hier die Aussprachewörterbücher den offenen Kurzvokal [œ] als alleinige Standardvariante angeben, vgl. KRECH et al. 2009: 383, DUDEN-Aussprachewörterbuch 2000: 215).

Auf die fehlende Differenzierung der Silbenkontexte ist wahrscheinlich auch die von MIHM (1985b: 184) konstatierte geringe Salienz der Senkung von Langvokalen vor *r* zurückzuführen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Variablendefinition In einem ersten Schritt wurden zunächst alle Positionen von stddt. langem *e, o, ö* vor *r* überprüft. Da sich hierbei überregional ähnlich hohe Anteile an offenen Realisierungen ergaben wie bei SCHOLTEN (1988) oder im AAS, wurde die Auswertung in einem zweiten Schritt auf die Kontexte mit offener Tonsilbe eingeschränkt (*Lehrer, bohren, historisch, Möhren, Störung*), in denen Vokalsenkungen als markiert gelten können. Somit blieben Belege mit standardsprachlich geschlossener Silbe (*erst, bohrt, hört*) wie auch Reduktionsformen mit sekundärer Silbenschließung (*schwer'n, bohr'n, Möhr'n*) ausgeklammert, weil damit oftmals Vokalkürze verbunden ist, bei der die offene Vokalqualität phonetisch erwartbar und damit unauffällig ist.

Auf eine Differenzierung von „geschlossenen" und „neutralen", „offenen" und „überoffenen" Vokalrealisierungen, wie sie im AAS vorgenommen wird, wurde wegen der Schwierigkeit einer genauen ohrenphonetischen Identifikation der Öffnungsgrade verzichtet. Erfasst werden sollten alle Realisierungen, die deutlich von den standardkonformen Langvokalvarianten abweichen. Dies dürften in etwa die Realisierungen sein, die den offenen und überoffenen Varianten im AAS entsprechen (z.B. [ɛː] und [æː]).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *deren, Lehrer, mehrere; Bildungssenatorin, Rektoren* (2x)

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *deren, Ehrenamt, Lehrerin, mehrere, schwere, verheerend, verkehren; geboren, Motoren, Ohren, voriges; Göre, hören, störend*

Areale Verbreitung Aufgrund der Einschränkung auf die offene Tonsilbe sind die Werte für die offene Realisierung von stddt. langem *e, o, ö* vor *r* erwartungsgemäß sehr viel geringer als in den Untersuchungen von SCHOLTEN (1988) und im AAS. Offene Realisierungen treten im gesamten Korpus (alle Situationen) nur zu durchschnittlich 9,9 % auf (160 von 1623 B.). Dies bestätigt die Notwendigkeit einer silbenspezifischen Differenzierung bei der Untersuchung dieses Phänomens.

Anders als es die stereotypen Zuschreibungen von Vokalsenkungen zur Sprache des Ruhrgebietes nahelegen, gibt es keine ausgeprägte Konzentration dieser Formen auf den Südwesten des Untersuchungsgebietes (Karte V2.1). Zwar treten die höchsten Variantenanteile (über 40 %) in nahegelegenen Regionen nördlich und östlich des Ruhrgebietes auf (in den Interviews: Mariemünster/Ostwestfalen: 44,8 %, Lähden/Emsland: 52,0 %, Bakum/Oldenburg: 66,7 %; in der Vorleseaussprache: Bakum/Oldenburg: 45,0 %, Südlohn/Westmünsterland: 45,8 %), doch sind auch in den Regionen des Nordens und Nordostens in den Interviews und der Vorleseaussprache mehrfach Anteile zwischen 20 und 30 % nachzuweisen. Als insgesamt vergleichsweise normkonform stellt sich demgegenüber ein zusammenhängendes Gebiet im Südosten dar, das von Nord- und Ostfalen über Nord- und Südbrandenburg bis Mittelpommern reicht. Hier sind in acht von zehn Orten keine gesenkten Varianten nachweisbar, in zwei Orten (Hermannsburg/Nordostfalen, Gransee/Nordbrandenburg) liegen die Werte nur bei 6-15 %.

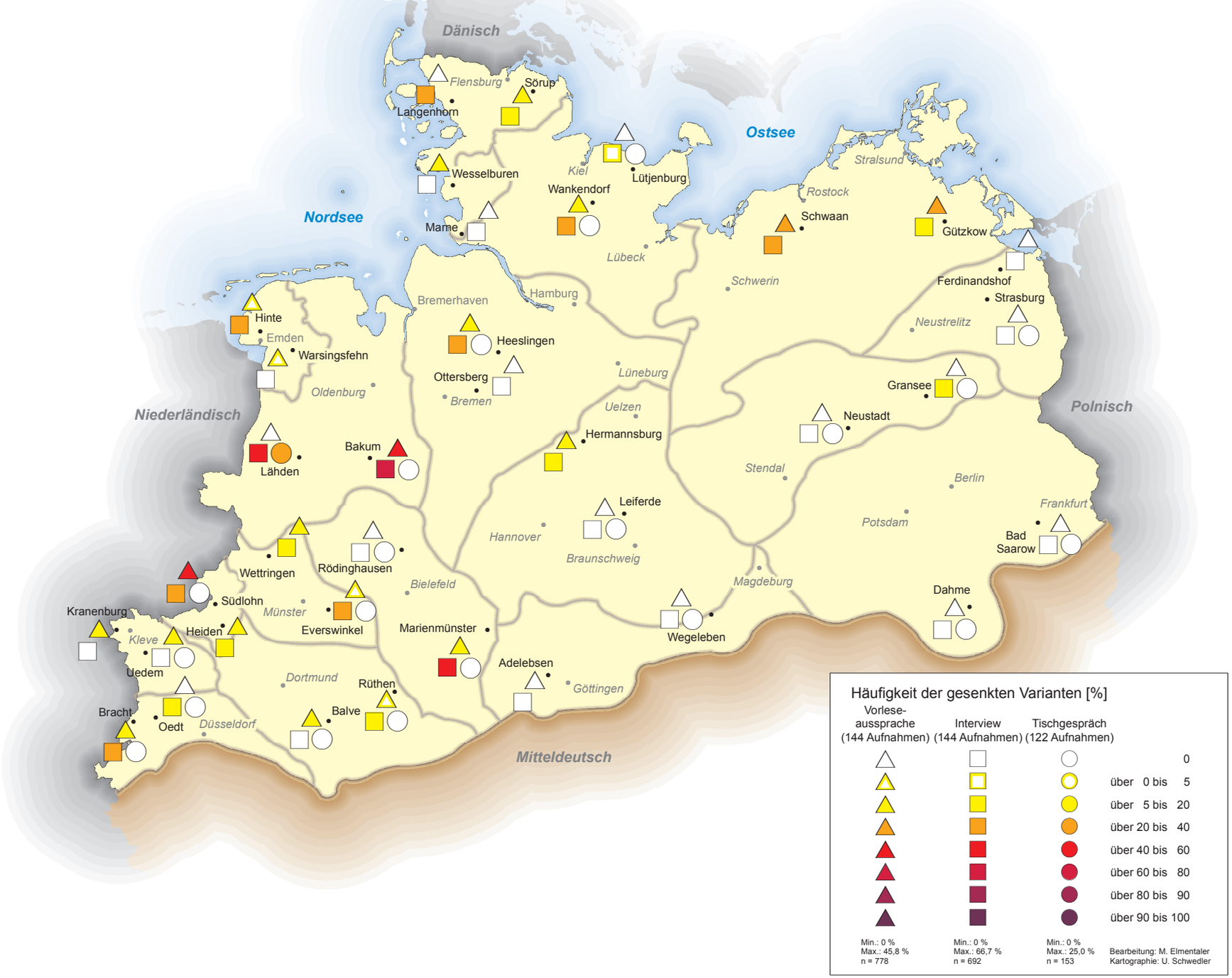
Situative Verteilung Die Karte zeigt in zweifacher Hinsicht deutliche Unterschiede zwischen den drei situativen Kontexten. Zum einen gibt es auffällige Differenzen in der Beleghäufigkeit. Den 692 Belegen aus den Interviews (pro Ort durchschnittlich 19 B.) und 778 Belegen aus den Vorlesetests (pro Ort 22 B.) stehen in den Tischgesprächen nur 153 Belege (pro Ort 4 B.) gegenüber. Dieses Ungleichgewicht ist im Falle der Interviews und Tischgespräche

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Senkung von langem *e, o, ö* vor *r*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V2



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in erster Linie auf die unterschiedliche Frequenz einzelner Lexeme bzw. damit gebildeter Derivata und Komposita zurückzuführen. So werden das Lexem *Lehrer* und die damit konstruierten Wortbildungen (*Lehrerin, Klassenlehrer, Lehrerzimmer* usw.) im Interview mehr als fünfmal so oft gebraucht wie im Tischgespräch (I: 272 B. – T: 50 B.), die Formen des Verbs *hören* (*ich höre, wir hören*) mehr als 15mal so häufig (I: 107 B. – T: 7 B.) und das Partizip II *geboren* mehr als 22mal so häufig (I: 90 B. – T: 4 B.) (Berechnung jeweils ohne geschlossene Formen wie *gebor'n, hör'n* oder *hör'*). Dies ist darauf zurückzuführen, dass im Tiefeninterview immer nach dem Geburtsdatum (*geboren*), nach der Wahrnehmung sprachlicher Besonderheiten (*hören*) und nach Erlebnissen aus der Schulzeit (*Lehrer*) gefragt wurde. Der konstant hohe Anteil von Belegen in der Vorleseaussprache wiederum ist auf die in den Texten enthaltenen Begriffe *deren, Lehrer, mehrere, Bildungssenatorin, Rektoren* zurückzuführen, die (sofern keine Silbenschließung zu *der'n* oder *Rektor'n* vorlag) durchgängig ausgewertet werden konnten. Aufgrund der vergleichsweise geringen Belegzahlen konnten die Tischgespräche für 15 Orte nicht kartiert werden.

Eine zweite Auffälligkeit liegt in der deutlich geringeren Häufigkeit der Belege für Vokalsenkung in den Tischgesprächen. Den 95 standarddivergenten Belegen aus den Interviews (von 692 B.) und 63 Belegen (von 778 B.) in der Vorleseaussprache stehen nur zwei Belege (von 153 B.) in den Tischgesprächen gegenüber (Lähden/Emsland: *historischen* mit [ɔː], Heiden/Westmünsterland: *Störung* mit [œː]). Der prozentuale Anteil der offenen Realisierungen in den Interviews (13,7 %) ist somit mehr als zehnmal so hoch und der in der Vorleseaussprache (8,1 %) mehr als sechsmal so hoch wie in den Tischgesprächen (1,3 %). Eine mögliche Erklärung für dieses so nicht erwartete Phänomen bietet sich, wenn man die Formen mit einbezieht, in denen eine Synkopierung (und damit meist Einsilbigkeit und Vokalsenkung) eintritt, wie etwa in [gəˈbɔɐn] ‚geboren', [hœɐn] ‚hören' und [hœɐ] ‚höre' (1.Ps.Sg.). Im Tischgespräch wird auf diese noch stärker standarddivergenten Formen deutlich häufiger zurückgegriffen als im Interview (Abb. V.2.1).

Während in den Interviews nur zwischen 50 und 60 % der Belege für *höre* (1.Ps.Sg.), *hören* und *geboren* in der reduzierten Form mit Synkopierung (*hör'n, gebor'n*) bzw. *e*-Apokope (*ich hör'*) realisiert werden, sind es im Falle der Tischgespräche zwischen 86 und 95 %. Die Sprecherinnen bemühen sich somit

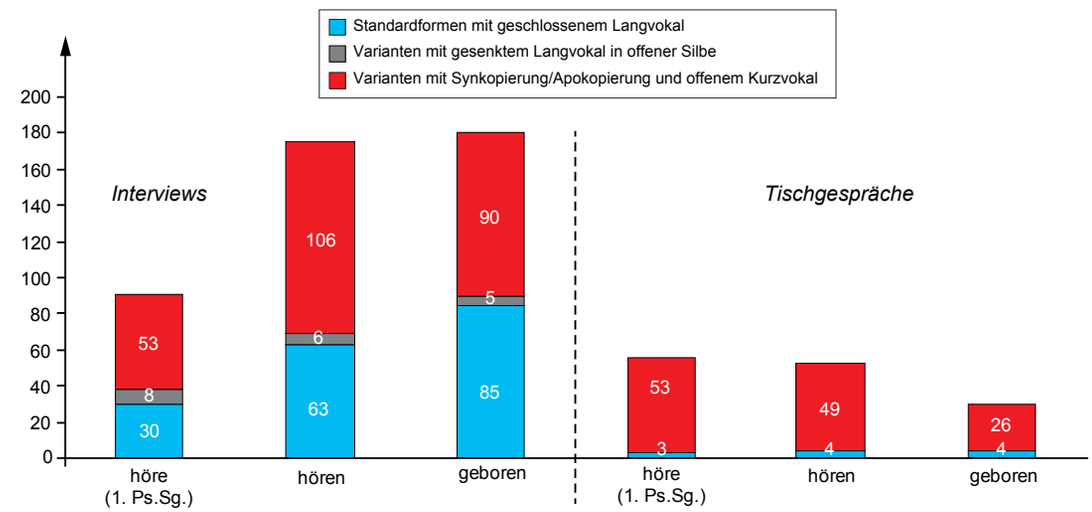


Abb. V2.1. Verhältnis von Standardformen mit geschlossenem Langvokal, Varianten mit gesenktem Langvokal in offener Silbe und Varianten mit Synkopierung/Apokopierung und offenem Kurzvokal bei drei ausgewählten Wortformen (absolute Belegzahlen)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in der formelleren Situation, die zwei- oder mehrsilbigen Vollformen zu realisieren, wobei sie häufig die standardkonforme Variante produzieren, gelegentlich (ca. 3-9 %) aber auch die offene Vokalqualität beibehalten. In den Tischgesprächen hingegen ist die reduzierte Variante dominant, während gelegentlich die Standardvariante gebraucht wird (5-13 %), nicht aber die Variante mit offenem Vokal.

Bei den standarddivergenten Vollformen mit gesenktem Vokal (in offener Silbe) handelt es sich somit offenbar um Varianten, deren Auftreten eher in formelleren Kontexten erwartbar ist, in denen eine Bewahrung der aus der Schriftform bekannten Wortstruktur angestrebt wird. Dies erklärt auch die vergleichsweise hohen Anteile dieser Varianten in der Vorleseaussprache. Dagegen wird in informeller Situation bevorzugt auf Reduktionsformen (meist mit Vokalkürzung) zurückgegriffen, die strukturell noch stärker vom Standard divergieren, hinsichtlich der Lautqualität aber eher unauffällig sind, da die Verbindung von Vokalkürze mit offener Vokalqualität den Normerwartungen entspricht.

Phonetischer Kontext In den Interviews lässt sich ein durchschnittlich höherer Anteil gesenkter Varianten bei den palatalen Vokalen *e* (16,3 %) und *ö* (11,6 %) gegenüber velarem *o* (5,6 %) nachweisen. Unter den Lexemen und Wortformen, die mehr als zehnmal belegt sind, weisen diejenigen mit dem Vokal *o* nur bis zu 6 % gesenkte Varianten auf (*geboren*: 5,6 %, *verloren*: 4,3 %, *Ohren*: 0 %), während sich bei den Formen mit den vorderen Vokalen *e* und *ö* höhere Anteile von bis zu 25 % nachweisen lassen (*deren*: 25,0 %, *Lehrer*: 19,1 %, *schwerer*: 16,7 %, *mehrere*: 10,6 %, *höre*: 21,1 %). Diese Tendenz bestätigt sich, wenn auch nicht so ausgeprägt, in der Vorleseaussprache, in der die drei Lexeme *deren, Lehrer* und *mehrere* durchschnittlich zu 9,1 % mit offenem Vokal realisiert werden, die Lexeme *Rektoren* (Pl.) und *Bildungssenatorin* dagegen nur zu 6,9 %.

Salienz, Situativität, Normativität und Mental Maps Die Vokalsenkung bei langem *e, o, ö* vor *r* wurde in den Tests nicht abgeprüft.

Abschließende Interpretation Die Vokalsenkung von stddt. langem *e, o, ö* vor *r* in offener Silbe weist eine überraschende areale und situative Verteilung auf. Ihre areale Reichweite ist nicht auf das Ruhrgebiet und den westfälischen Raum beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf die nördlichen Regiolekte, während im Südosten üblicherweise die standardkonformen, geschlossenen Vokalqualitäten auftreten. In situativer Hinsicht erweisen sich die Realisierungen mit offenem Vokal in erhaltener offener Silbe als (Minderheiten-)Varianten insbesondere in formelleren Kontexten (Interview) und in der Vorleseaussprache, in denen sich die Sprecherinnen offenbar stärker darum bemühen, die Wortstruktur zu bewahren. In den Tischgesprächen hingegen treten ganz überwiegend Reduktionsformen auf, in denen die Vokalsenkung mit Vokalkürzung einhergeht. Die Ergebnisse der bisherigen Forschung, die wegen fehlender Differenzierung der Silbenstruktur generell sehr hohe Auftretenshäufigkeiten und eine überregionale Verbreitung offener Varianten konstatiert hatte, muss insofern relativiert werden.

ME

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Diphthongierung von langem *e, o, ö*

Belegzahl: 14130
T: 5440 B. aus 36 Orten (Ø 151 B.), 122 Gpn.
I: 6687 B. aus 36 Orten (Ø 186 B.), 144 Gpn.
V: 2003 B. aus 36 Orten (Ø 56 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Lauf (1996: 200f., 203). Westniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 382) [Hamburg], Martens/Martens (1988: 132f.), Auer (1998: 186-188) [Hamburg], Mihm (2000: 2116) [Hamburg]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 348) [Mecklenburg-Vorpommern], Gernentz (1974: 231) [Mecklenburg-Vorpommern].
B. Karten: -

Forschungsstand Eine Tendenz zur Diphthongierung der langen Vokale *e, o, ö* wird in der Forschungsliteratur für die Regiolekte des mecklenburgisch-vorpommerschen Raums und der Region um Hamburg beschrieben. Martens/Martens (1988: 133) interpretieren das Merkmal als Substrateinfluss der niederdeutschen Dialekte, in denen die Entsprechungen von stddt. [eː, oː, øː] oftmals diphthongische Qualität aufweisen ([zɛ͡ɪn] ‚sehen‘, [dɔ͡ʊt] ‚tot‘, [ʃœ͡ɪn] ‚schön‘): „Diese niederdeutschen Diphthonge sind für viele Norddeutsche offenbar eine bewusste Verführung, im Hochdeutschen die mittelhohen, engeren (langen, gespannten) Vokale [eː, oː, øː] nun auch zu diphthongieren“. Dies wird, wie Dahl (1974: 348) feststellt, auch auf Wörter übertragen, die „im Niederdeutschen einen langen offenen Vokal haben, z.B. [eːilɛnt] ‚Elend‘, [moːunt] ‚Mond‘, [zøːinə] ‚Söhne‘ gegenüber nd. [æːlɛnt], [mɑːn], [zœːns]“. Hier werde nicht „die Aussprache einzelner Wörter, sondern die Realisierung bestimmter Phoneme [...] auf das Lautsystem der Umgangssprache übertragen“ (Dahl 1974: 348).

Zur Gebrauchshäufigkeit und sozialen bzw. situativen Verteilung der diphthongierten Formen liegen bislang nur wenige Erkenntnisse vor. Lauf (1996: 203) stellt pauschal fest, dass sich die Diphthongierung in ihren Daten (vorwiegend basierend auf dem Pfeffer-Korpus von 1961) „nicht bei allen Sprechern“ finde. Auer (1998: 186-188) weist für die Hamburger Stadtsprache eine Korrelation zwischen der Merkmalshäufigkeit und den Parametern Alter bzw. Generation und Milieuzugehörigkeit (nach der Klassifikation von Schulze 1992) nach. Während etwa ältere Gewährspersonen aus dem „Harmoniemilieu“ (mit geringer Bildung, Durchschnittsalter 69 J.) zu mehr als 70 % diphthongische Varianten für langes *e* und *o* verwenden, tendiert deren Anteil bei älteren gebildeten Personen aus dem „Niveaumilieu“ (im Schnitt 54 J.) gegen Null. Bei den jüngeren Probanden (im Durchschnitt ca. 30 J.) liegen die Anteile generell niedriger, wobei sich aber auch hier noch eine Abstufung zeigt zwischen den Personen mit geringer Bildung aus dem „Unterhaltungsmilieu“ (20-30 %) und denen mit mittlerer oder höherer Bildung aus dem „Selbstverwirklichungsmilieu“ (10-15 %). Deren Kinder wiederum gebrauchen das Merkmal nur noch etwa halb so oft. Diese Zahlen deuten darauf hin, dass es sich bei der Diphthongierung um ein diachronisch rückläufiges Merkmal handelt, das traditionell eine klare soziale Verteilung und Markiertheit aufweist. Hierdurch werden die Beobachtungen von Niekerken (1953: 69) bestätigt, der für den „Hamburger Raum“ eine diphthongische Qualität des langen *e* und *o* in der „schlichte[n] hd. Umgangssprache“ konstatiert, während das Auftreten des Merkmals in der „höheren Umgangssprache“ an bestimmte Berufsgruppen (z.B. im „Baugewerbe“) geknüpft sei, die in „Berührung mit der Mundart oder der niederen Umgangssprache“ ständen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

In Hinblick auf situative Varianz stellt Auer (1998: 187) für sein Korpus fest, dass die Anteile diphthongierter Realisierungen beim Vorlesen etwa 10 bis 20 Prozentpunkte unter denen im Interview liegen. Im „Atlas des Schriftdeutschen“ von König (1989) wird die Diphthongierung von langem *e, o, ö* in den entsprechenden Kapiteln (AAS, Bd. 1: 42-44, 47f.) nicht als Besonderheit erwähnt, was darauf hindeutet, dass sie in der Vorleseaussprache nicht sehr auffällig war.

Variablendefinition In der Forschungsliteratur werden die nicht monophthongischen Realisierungen von langem *e, o, ö* in den norddeutschen Regiolekten überwiegend als Diphthongoide, also als Längen mit schwachem Vokalnachschlag charakterisiert. Scheel (1963: 382) spricht von „leicht diphthongischer oder zweigipfliger Aussprache“, Martens/Martens (1988: 133) konstatieren, dass die Längen „meistens nur sehr wenig“ diphthongiert würden, auch Niekerken (1953: 69) bezeichnet sie als „ein wenig zwielautig“. Dahl (1974: 348) sieht hierin den Reflex einer allgemeinen „Neigung der Mundart zu einer breiteren und daher zweigipfligen Aussprache“. Auer (1998: 182) unterscheidet zwischen schwach und stark diphthongierten Belegen, wobei der Anteil der stark ausgeprägten Diphthonge insgesamt geringer und stärker rückläufig ist als der diphthongoider Formen. Im vorliegenden Korpus treten vorwiegend schwach diphthongierte Vokale auf, so dass auf eine weitere qualitative Ausdifferenzierung verzichtet wurde. Erfasst wurden somit alle Belege, bei denen sich ohrenphonetisch eine Diphthongierungstendenz feststellen ließ. Wegen der höheren Auftretensfrequenz des langen *e* gegenüber *o* und *ö* wurden für die Entsprechungen von stddt. [eː] nur die Kontexte vor *t, d, s, n* (jeweils im Silben- oder Wortauslaut und vor Vokal) berücksichtigt (*geht, reden, Esel, zehn*), während die Entsprechungen von [oː, øː] vor allen Konsonanten außer *r* ermittelt wurden (*Boot, Wogen, nervös, blöde).*

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *derjenige, gebeten, lediglich, sechzehn, wenigen; fassungslos, Flüchtlingsorganisationen, geboten, Hungertod, wohl, zog; Auslöser, möge, Möglichkeit*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *geht, gelesen, gesehen, gewesen, jeder, Lehne, reden, wenig, zehn; Abendbrot, exotischer, froh, Katalog, los, Modenschau, Oma, Situation, tot; angewöhnen, gewöhnen, Größe, Knödel, Löwen, Möbel, mögen, schön.*

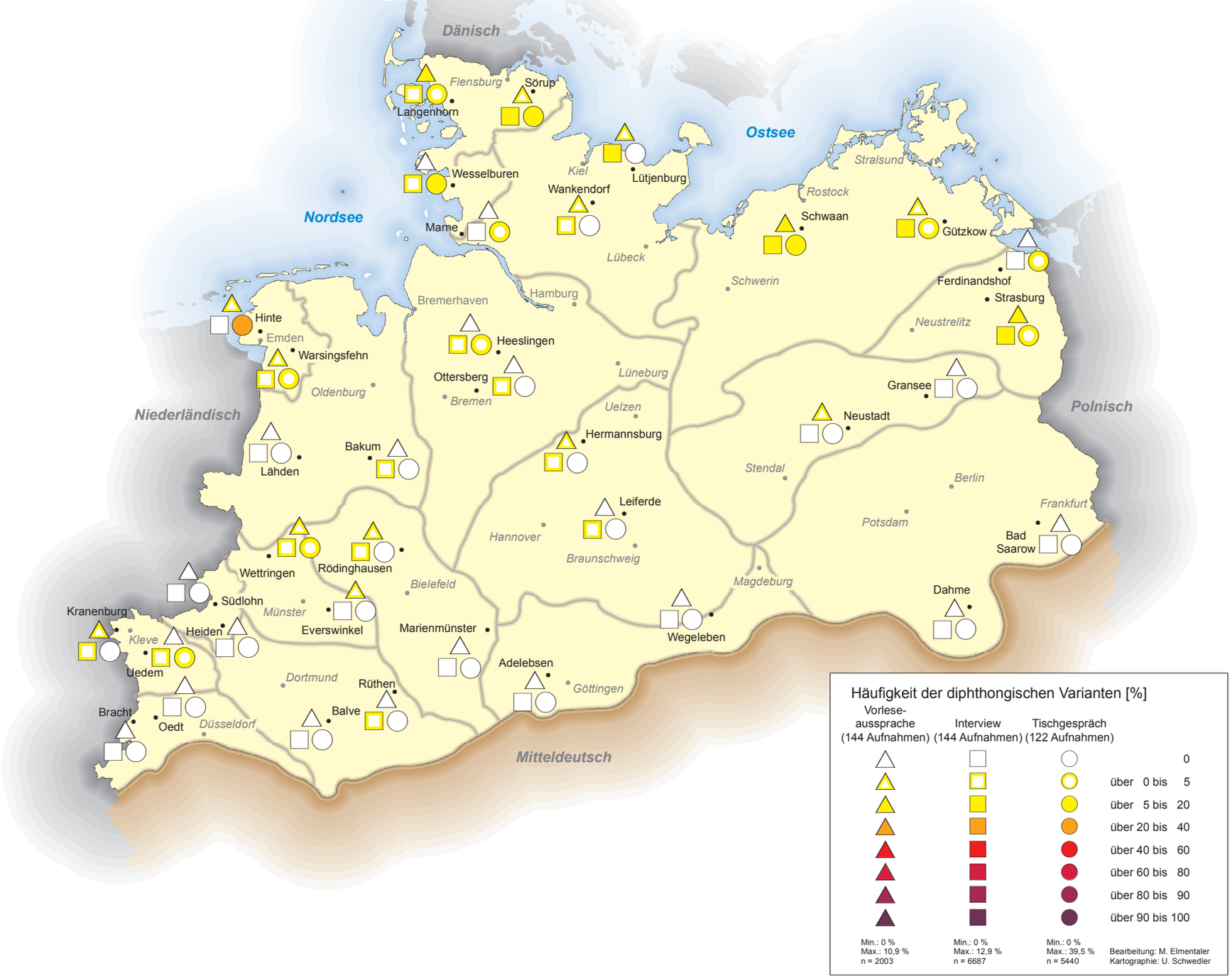
Areale Verbreitung Die Diphthongierung von langem *e, o, ö* ist in den SiN-Aufnahmen insgesamt nur noch schwach belegt (Karte V3.1). Hauptverbreitungsgebiete sind Mecklenburg-Vorpommern, Mittelpommern, Schleswig-Holstein und Ostfriesland, wobei sich allerdings starke Differenzen zwischen den einzelnen Orten und situativen Kontexten zeigen. Während etwa in Mecklenburg-Vorpommern für Schwaan in allen drei Kontexten durchschnittliche Diphthongierungsanteile von ca. 10-12 % festgestellt werden konnten (T: 10,6 % – I: 12,9 % – V: 10,9 %), liegen die Anteile in Gützkow deutlich darunter (T: 3,0 % – I: 8,1 % – V: 1,8 %). Ähnliche Differenzen sind auch in anderen Regionen beobachtbar. In einem Drittel der Belegorte, vor allem im Süden des Untersuchungsgebietes, lassen sich für keine Situation Diphthongierungen nachweisen, in 16 weiteren Orten liegen die Werte zwischen 0 und 5 %. Die sechs Orte, für die zumindest in einer Aufnahmesituation Diphthongierungsanteile von über 5 % festgestellt wurden, liegen alle in den küstennahen Regionen. Die in der Forschung beschriebene Konzentration dieses Merkmals auf die nördlichen Regiolekte lässt sich somit noch erkennen. Zugleich wird der Trend zum diachronen Abbau der Diphthongierungen bestätigt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Diphthongierung von langem *e, o, ö*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V3



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

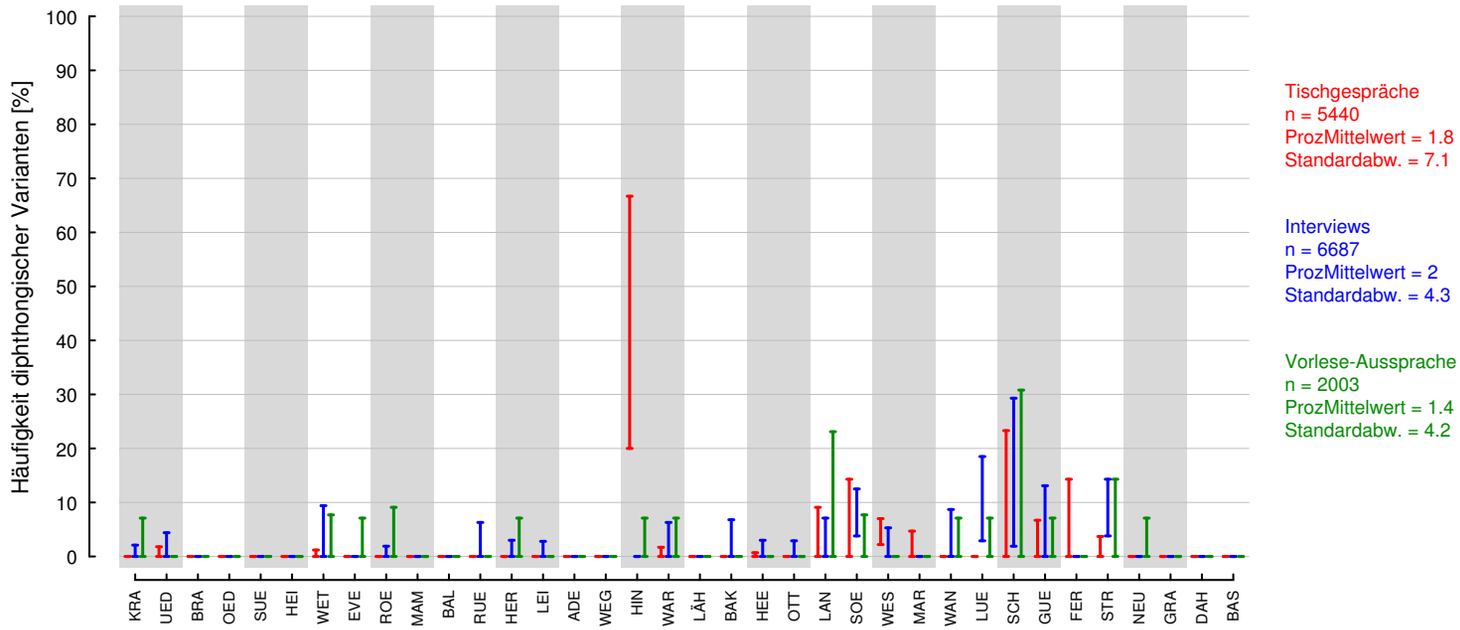


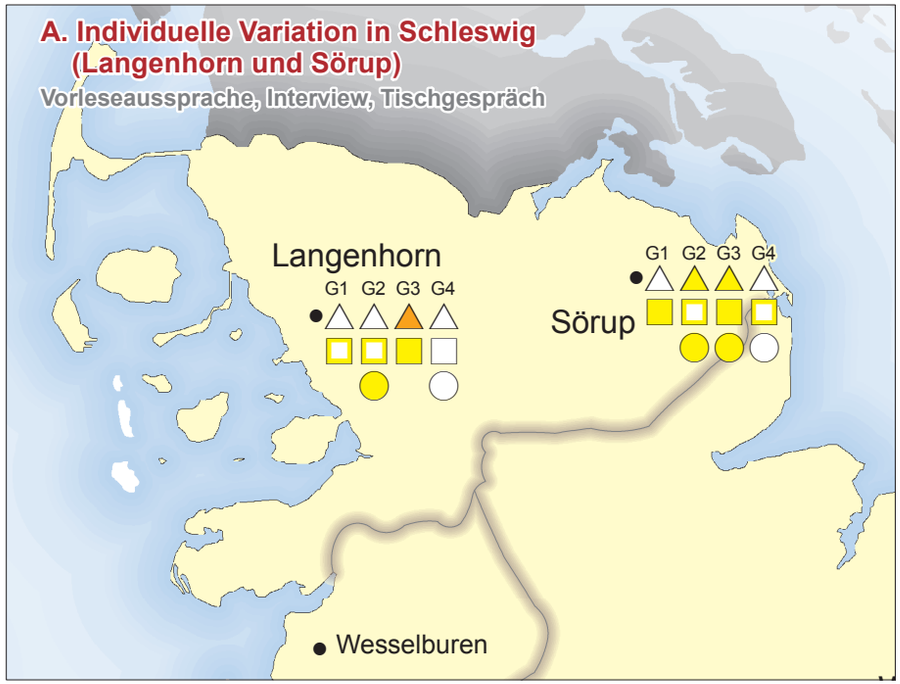
Abb. V3.1.

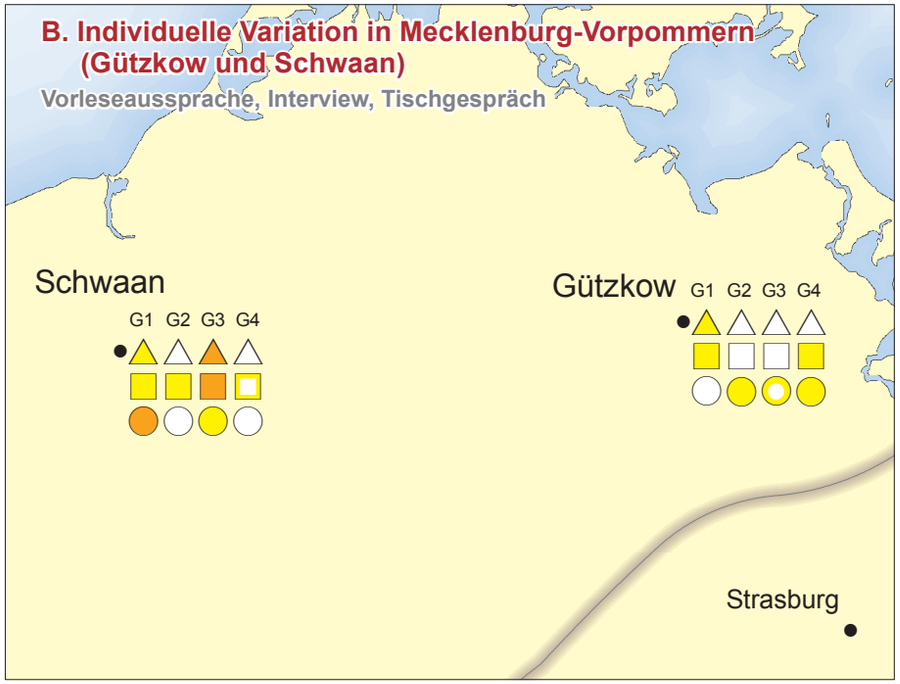
Situative Verteilung und Spannweite Die situativen Differenzen im Gebrauch diphthongierter Formen für langes *e, o, ö* sind bei Betrachtung der durchschnittlichen Anteile über alle Gewährspersonen und Orte hinweg nur marginal (T: 1,2 % – I: 2,0 % – V: 1,4 %). Bei der Diphthongierung handelt es sich um ein Merkmal, das vor allem individuellen Präferenzen unterliegt. Wie Abb. V3.1 zeigt, gibt es auch in den Orten mit höheren Diphthongierungsanteilen große Spannweiten, d.h. interindividuelle Unterschiede zwischen den Gewährspersonen.

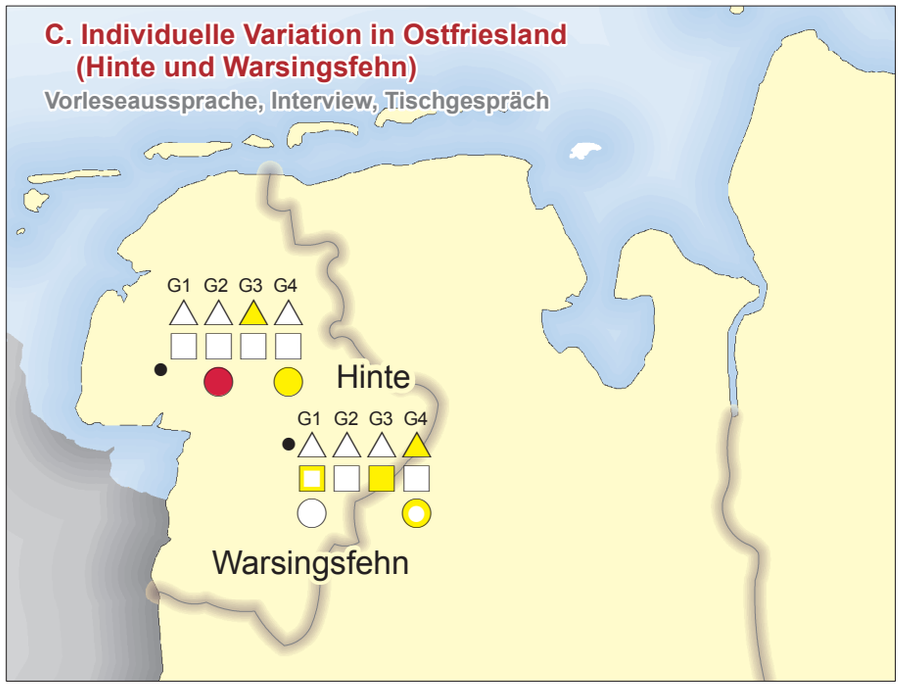
Exemplarisch sind diese Differenzen in den Karten V3.2A -V3.2C am Beispiel der Untersuchungsorte aus den Regionen Schleswig, Mecklenburg-Vorpommern und Ostfriesland veranschaulicht. Von den 24 überprüften Sprecherinnen gebrauchen neun die diphthongierten Formen in mindestens zwei Situationen, zwölf dagegen nur in einer Situation und drei gar nicht. Eine vergleichsweise dialektnahe Sprachlage wählen etwa – situationenübergreifend – die Sprecherinnen G1 und G3 aus Schwaan, mit durchgängig relativ hohen Diphthonganteilen zwischen 14 und 31 %. Dagegen diphthongieren die Sprecherinnen G2 und G4 aus Hinte/Ostfriesland ausschließlich in der Situation Tischgespräch. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass in diesen Gesprächen kontinuierlich zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch gewechselt wird, so dass es zu Triggering-Effekten kommt – der dialektale Kontext färbt auf die hochdeutschen Passagen ab. Die hier verwendete hochdeutsche Sprachlage ist damit insgesamt dialektnäher als die des Interviews. Auffällig ist, dass einige Gewährspersonen auch oder gerade in der Vorleseaussprache diphthonghaltige Realisierungen produzieren (z.B. Langenhorn: G3, Hinte: G3, Warsingsfehn: G4); hier spielt möglicherweise das Bemühen um eine besonders explizite Vokalartikulation eine Rolle.

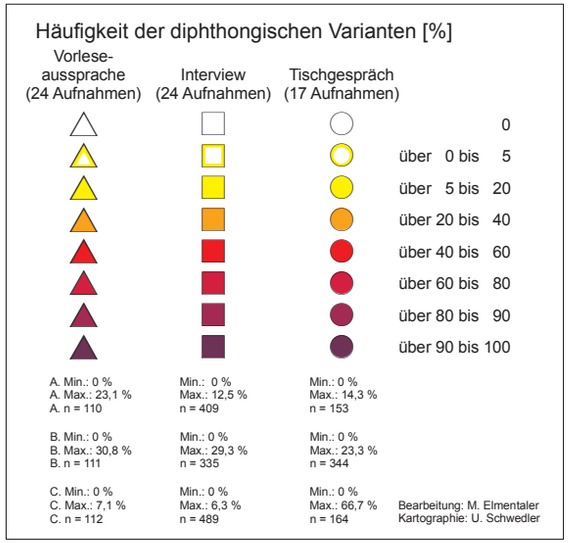
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Diphthongierung von langem *e, o, ö*: individuelle Variation









https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Phonetischer Kontext Eine Abhängigkeit des Gebrauchs diphthongischer Varianten von der Silbenstruktur (geschlossene Silbe, Typ *Beet, los*, vs. offene Silbe, Typ *Bee-te, lo-se*) lässt sich nicht nachweisen. Der Anteil der Diphthongierungen liegt in geschlossener Silbe bei 2,2 %, in offener Silbe bei 1,7 %. Auch ein klarer Zusammenhang mit der Qualität der nachfolgenden Konsonanten, der für den Vokal *e* überprüft wurde, ist nicht zu erkennen (vor *t*: 1,9 %, vor *d*: 1,0 %, vor *s*: 1,2 %, vor *n*: 1,8 %).

Salienz, Situativität und Normativität Die Wahrnehmung der Diphthongierung wurde im Salienztest für fünf Regionen überprüft. Für die Regionen Dithmarschen, Schleswig und Holstein wurden alle drei Langvokale anhand der Sätze Nr. 4 „Die Koffer stehen auf dem *Bouden*", Nr. 6 „Ich habe ihn erst gestern *geseihn*" und Nr. 14 „Das hast du aber *schöin* gemacht!" getestet. In Ostfriesland wurde die diphthongische Realisierung von langem *e* und *ö* getestet (Nr. 31: „Der Koffer steht auf dem *Bouden*", Nr. 32: „Das hast du *schöun* gemacht"), in Mecklenburg-Vorpommern wurde nur die Realisierung von *e* überprüft (Nr. 10: „Mit der neuen Brille kann ich wieder alles ganz genau *seihn*").

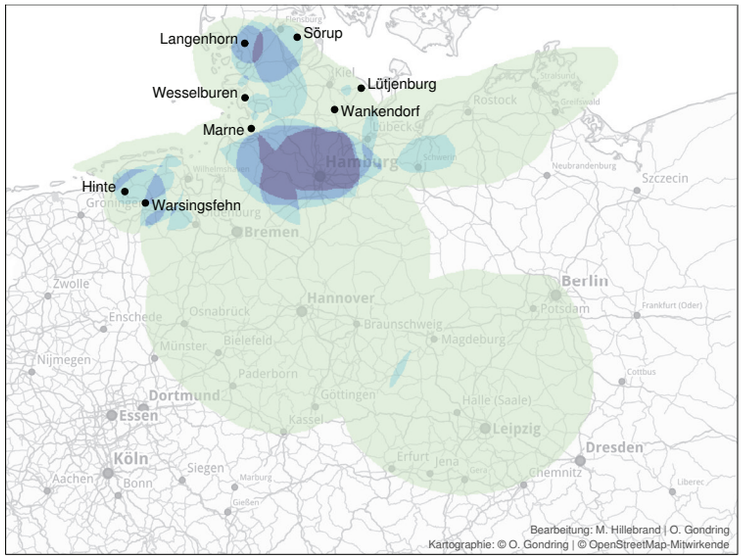
Die Salienz des diphthongierten *e* in dem Stimulus *geseihn* bzw. *seihn* ist als sehr hoch einzustufen. Alle 30 befragten Gewährspersonen aus Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern nahmen die Abweichung wahr. An dem Normativitätstest nahmen 29 Gewährspersonen teil, von denen 17 (58,6 %) angaben, das Merkmal in keiner Situation zu verwenden, und sieben (24,1 %), es nur in der Familie zu gebrauchen. Nur fünf Befragte gaben an, auch in öffentlichen Kontexten (Reisebüro, Gericht) zu diphthongieren. Das Merkmal ist somit aus Sicht der norddeutschen Sprecherinnen offenbar deutlich als alltagssprachlich konnotiert; man versucht es in der Regel zu vermeiden. Demgegenüber erbrachte der Normativitätstest allerdings ein diffuseres Ergebnis. Hier gaben die Probandinnen aus Holstein (7:1) und Mecklenburg-Vorpommern (7:0) mehrheitlich an, das Merkmal bei ihrem Kind zu korrigieren, während die Schleswiger Sprecherinnen überwiegend gegen eine Korrektur votierten (2:5). In Dithmarschen sind die Voten etwa ausgeglichen (3:4). Die Gewährspersonen, die sich gegen eine Korrektur aussprachen, betrachteten die in der Instruktion zum Normativitätstest skizzierte Situation (Rede des eigenen Kindes aus Anlass einer Preisverleihung im Verein) offenbar überwiegend als den Kontexten Rei sebüro und Familie vergleichbar.

Die Diphthongierung des *o* in dem Stimulus *Bouden* wurde von den Gewährspersonen aus Schleswig-Holstein überwiegend wahrgenommen (21 von 22 Teilnehmerinnen); auch hier ist also eine hohe Merkmalssalienz zu konstatieren (95,4 %). In Ostfriesland nahmen nur drei von acht Befragten die Diphthongierung wahr (37,5 %), was vermutlich auf eine leicht schwächere Realisierung des Merkmals in dem dort dargebotenenen Testsatz zurückzuführen ist. Am Situativitätstest nahmen insgesamt 24 Gewährspersonen teil, von denen 20 angaben, das Merkmal nie zu verwenden (83,3 %), während drei Befragte es nur innerhalb der familiären Kommunikation für akzeptabel hielten (12,5 %) und nur eine Befragte es auch „vor Gericht" gebrauchen würde (4,2 %). Im Normativitätstest gaben alle 21 Sprecherinnen aus Schleswig-Holstein an, das Merkmal bei ihrem Kind zu korrigieren, während in Ostfriesland zwei der drei Teilnehmerinnen auf eine Korrektur verzichten würden; auch dies könnte mit der schwächeren Diphthongierungstendenz in dem präsentierten Stimulus zusammenhängen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bouden

Regionen: DT, HO, OFL, SL

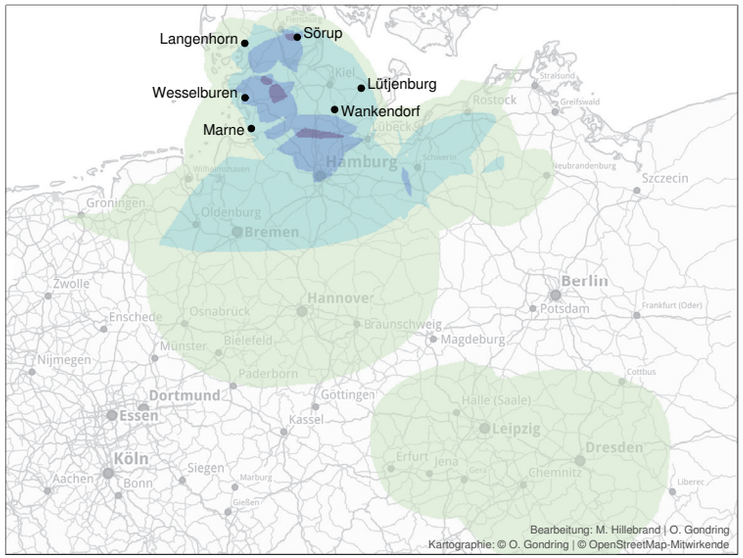


Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=24)

1-2 3-4 5-6 7-8

geseihn

Regionen: DT, HO, SL

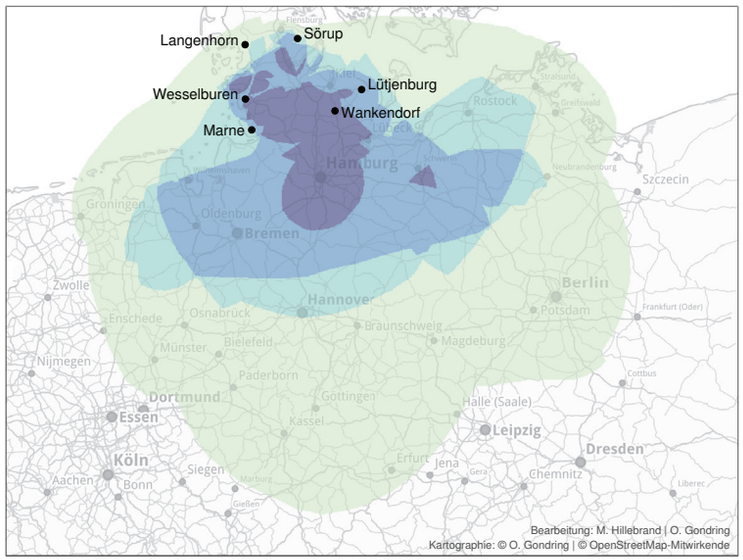


Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=23)

1-2 3-4 5-6 7-8

schöin

Regionen: DT, HO, SL

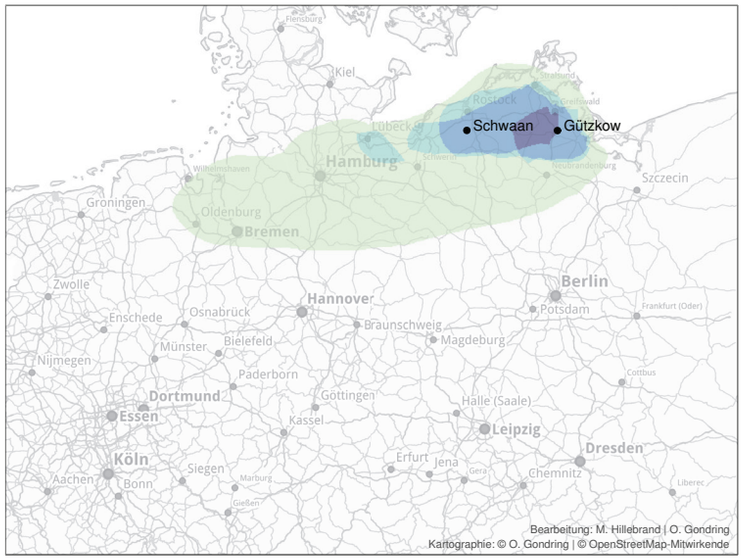


Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=23)

1-3 4-6 7-9 10-12

seihn

Region: MV



Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=8)

1-2 3-4 5-6 7-8

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ähnliche Tendenzen wie für *e* und *o* lassen sich auch für den Stimulus *schöin* feststellen, der bei den Sprecherinnen aus Schleswig, Holstein und Dithmarschen getestet wurde. Auch hier nahm eine Mehrheit der Befragten die Abweichung wahr (17 von 22 = 77,3 %). Im Situativitätstest zeigen sich große individuelle Differenzen. Während sieben Gewährspersonen angaben, die diphthongierte Form in allen Situationen zu gebrauchen (41,2 %), erklärten andererseits neun Personen, es niemals oder nur in der Familie zu verwenden (nie: 23,5 %, Familie: 29,4 %). Dementsprechend gab im Normativitätstest eine Mehrheit der Befragten aus Schleswig-Holstein an, das Merkmal bei ihrem Kind zu korrigieren (11:6). Bei den Gewährspersonen aus Ostfriesland wurde das Wort *schön* mit einer etwas schwächer ausgeprägten Diphthongierungstendenz dargeboten und von keiner der sieben befragten Frauen wahrgenommen.

Trotz der Differenzen bei der Stimuluspräsentation lässt sich insgesamt für das Merkmal der Diphthongierung von langem *e, o, ö* eine vergleichsweise hohe Salienz konstatieren (im Durchschnitt für alle Gewährspersonen und Stimuli: 79,8 %). Dies führt bei einem Teil der Gewährspersonen zu einer generellen Bewertung des Merkmals als inakzeptabel, bei einem anderen Teil zu einer Einstufung als alltagssprachlich und nur für private Kontexte geeignet. Nur eine Minderheit betrachtet das Merkmal als tauglich auch für andere Situationen (bei *e:* 17,2 % – bei *o*: 4,2 % – bei *ö*: 47,1 %).

Mental Maps Die Diphthongierung wurde im Arealitätstest anhand der Sätze aus dem Salienztest abgetestet (Karte V3.3 A-D). Die Gewährspersonen verorteten das Merkmal in der Regel im eigenen Herkunftsgebiet.

Abschließende Interpretation Die Diphthongierung von langem *e, o, ö* ist in den norddeutschen Regiolekten stark rückläufig. Das Merkmal ist auf die küstennahen Regiolekte des nördlichen Untersuchungsgebietes beschränkt und selbst dort nur noch in vergleichsweise geringen Anteilen unter 20 % nachzuweisen. Es unterliegt in starkem Maße individuellen Präferenzen. Die diphthongierten Formen weisen eine hohe Salienz auf und werden nach den subjektiven Angaben aus den Situativitäts- und Normativitätstests überwiegend vermieden oder auf private Kontexte beschränkt.

ME

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Monophthongierung von *ei*, *au*

Belegzahl:
T: 7078 B. aus 36 Orten (Ø 197 B.), 122 Gpn.
I: 14306 B. aus 36 Orten (Ø 397 B.), 144 Gpn.
V: 1276 B. aus 36 Orten (Ø 35 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: LAUF (1996: 215). Ostniederdeutscher Raum: ROSENBERG (1986: 118f., 220) [Berlin], SCHLOBINSKI (1987: 117-137) [Berlin], SCHÖNFELD (2001: 64f., 70f.) [Berlin]. Ostmitteldeutscher Raum: SPANGENBERG (1998: 99).
B. Karten: WDU (Bd. 4: Karte 74: *gekauft*), ADA (Karten *auch*, (*ich*) *weiß*).

Forschungsstand Die Monophthongierung von stddt. *ei*, *au* ist, ähnlich wie etwa der Erhalt der unverschobenen Konsonanten in *dat*, *wat* oder *ick*, ein Beispiel für ein Merkmal, das basisdialektal im niederdeutschen Sprachraum weit verbreitet ist (z.B. *een*, *keen* ‚ein, kein', *ook*, *kopen* ‚auch, kaufen' in den meisten nd. Dialekten), regiolektal aber auf wenige Areale beschränkt ist, und das nicht mehr einer kategorienübergreifenden phonologischen Regel folgt, sondern nur noch einzelne Lexeme betrifft. Die areale Reichweite von monophthongiertem *ei*, *au* konzentriert sich nach Ausweis der Forschung im Norden weitgehend auf den berlinisch-brandenburgischen Raum. Darüber hinaus werden diese Varianten im angrenzenden mitteldeutschen Raum gebraucht (für Ostthüringen vgl. SPANGENBERG 1998: 99). Im übrigen Norddeutschland gehört die Monophthongierung von *ei*, *au*, wie die Karten im ADA (*auch*, *ich weiß*) und im WDU (*gekauft*) nahelegen, nicht zur regiolektalen Norm. Auch STELLMACHER (1977: 98) führt in seiner exemplarischen Variablenanalyse (ebd.: 102-109) zur Alltagssprache in Osterholz-Scharmbeck (Nordhannover) monophthongische Varianten lediglich für das Lexem *nein* auf (zweimal *nee*, einmal *nö*), während Lexeme und Wortformen wie *eine*, *klein*, *weiß* (1.Ps.Sg.) oder *auch* ausschließlich in der Standardrealisierung vorkommen (insgesamt 19 Belege; zur lexematischen Verteilung in STELLMACHERS Gesamtkorpus gibt die Arbeit keine Auskunft). Die monophthongische Realisierung des Lexems ‚nein' als *nee* gilt als überregional verbreitete, nicht regional markierte Variante des informellen Sprechens (mit eigenem Eintrag in den Aussprachewörterbüchern der deutschen Standardsprache) und wird daher im Folgenden ausgeklammert.

Für das Berlinische beschreibt SCHÖNFELD (2001: 65) eine teils situativ bedingte, teils auch altersabhängige Staffelung im Gebrauch der monophongierten Varianten für stddt. *ei* (< wgerm. *ai*, mhd. *ei*). Bei älteren wie jüngeren Sprechern seien die Formen *alleene*, *een*, *keen*, *kleen*, *weeß ick*/*weeßte*, *zwee* in Gebrauch, wobei *nee* ‚nein' und „vereinzelt *keen*" auch in der Standardsprache verwendet würden, „selbst von Berlinern mit höherer Schulbildung" (ebd.). Im stärker ausgeprägten Berlinisch älterer Sprecher findet SCHÖNFELD (ebd.) außerdem auch Belege für Monophthongierung im Derivationsmorphem *-heit* (*Dummheeten*) und in den Lexemen *Arbeit*/*arbeiten*, *Bein*, *Kleider*, *Meister*, *Stein* und der Verbform *heißt*. Der Diphthong werde allgemein in Wörtern bevorzugt, „die gewöhnlich in standardsprachlichem Redekontext benutzt werden, z.B. *Arbeitsschutz*". In den von ROSENBERG (1986: 220) untersuchten Schüleraufsätzen treten monografische Schreibungen für stddt. *ei* (*alleene*, *Arbeet*) nur sehr selten auf, was er darauf zurückführt, dass „diese Formen von fast allen Schülern als Dialektkennzeichen erkannt werden".

Eine Ausnahme stellt die Form *meen* für das Possessivpronomen ‚mein' dar, das anders als die übrigen von der Monophthongierung betroffenen Lexeme nicht auf mhd. *ei*, sondern auf mhd. *î* zurückgeht und sich

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wohl in Analogie zu Wortformen wie *een*, *keen* und *kleen* (< mhd. *ei*) herausgebildet hat. Nach Schönfeld (2001: 70f.) wird diese Variante „von einem großen Teil der Berliner, vor allem von den älteren, [...] negativ bewertet und bekämpft" und vor allem von Jüngeren gebraucht. Schlobinski (1987: 120) stellt in seinem Korpus für das Pronomen *meen* ‚mein' allerdings eine sehr geringe Häufigkeit von nur 1,5 % fest (2 von 131 Belegen), und auch für die monophthongischen Formen des Verbs *meinen* (*er meent* usw.) nur einen Anteil von etwa 6,6 % (4 von 61 B.), und konstatiert ein Auseinanderklaffen von Sprachgebrauch und „tradierte[m] Sprachwissen", das in „populären Berlinbüchern" vermittelt werde.

Die Monophthongierung von stddt. *au* (< wgerm. *au*, mhd. *ou*) tritt nach Schönfeld (2001: 64) insgesamt „wesentlich seltener" auf als die *ei*-Monophthongierung, wobei sich auch hier eine lexematische und soziale Staffelung feststellen lässt. Die Form *ooch* ‚auch' ist sprecher- und situationsübergreifend sehr frequent, daneben treten auch Monophthonge bei *glauben*, *kaufen* und seltener auch *laufen* (*glooben*, *koofen*, *loofen*) in allen Sprechergruppen auf (ebd.: 65). Bei älteren Berlinern wird der Gebrauch des Monophthongs nach Schönfeld (2001: 65) auch auf Lexeme wie *Baum*, *Ohren*, *Staub* (*Boom*, *Ooren*, *Stoob*) ausgedehnt. Darüber hinaus sei bei einigen Jüngeren eine Tendenz zum „bewussten Berlinern" festzustellen, wobei Formen wie *roochen* ‚rauchen' gebraucht würden. In „standardsprachlichen Redekontexten" dominieren im allgemeinen die *au*-Formen (*Lauf*, *Ablaufplan*) (ebd.). Dass die Monophthongierung in standardnäheren Sprachlagen eher vermieden wird, bestätigt auch die Untersuchung von Lauf (1996: 215), die sich im Wesentlichen auf die Aufnahmen des Pfeffer-Korpus bezieht; monophthongierte Vokalrealisierungen treten dort nur „sehr selten" auf.

Variablendefinition Aufgrund der vorliegenden Forschungserkenntnisse beschränkte sich die Analyse von stddt. *ei*, *au* auf Lexeme, für die eine monophthongische Realisierung häufiger nachgewiesen ist. Lexeme, für die bereits bei Schönfeld (2001) nur noch bei älteren Sprechern monophthongische Varianten gefunden wurden (*Been* ‚Bein', *Boom* ‚Baum'), blieben unberücksichtigt. Erfasst wurden als Repräsentanten für *ei* (< mhd. *ei*) alle Belege für die Lexeme *kein* und *klein*, die Verbformen *weiß* (1./3.Ps.Sg.) bzw. *weißt* (2.Ps.Sg.) und die mit den Morphemen *arbeit-* (z.B. *Arbeit*, *arbeiten*, *arbeitslos*, *Arbeitsamt*) und *mein-* (z.B. *meinen*, *Meinung*, *gemeint*) konstruierten Formen. Darüber hinaus wurde das Possessivpronomen *mein-* (< mhd. *î*) ausgewertet, das im Berlinischen ebenfalls mit Langmonophthong [eː] realisiert werden kann. Das Lexem *ein* wurde ausgeklammert, da es meist als Indefinitartikel mit reduziertem Vokalismus auftritt (*n* ‚ein', *ne* ‚eine'). Als Repräsentanten für *au* (< mhd. *ou*) wurden das Lexem *auch* sowie alle Bildungen mit den Morphemen *glaub-*, *kauf-*, *lauf-*, *rauch-* ausgewertet. Wortformen in niederdeutschem Kontext sowie Namen blieben ausgeklammert.

Um zu prüfen, ob die Monophthongierung mit der Komplexität der Wortstruktur im Zusammenhang steht, wurden verbale Formen (z.B. *rauchen*, *er glaubt*, *wir kaufen*, *gelaufen*, *du arbeitest*, *ich meine*) und mit den Verbstämmen gebildete Derivata und Komposita (z.B. *Raucherabteil*, *glaubhaft*, *Kaufmann*, *Marathonlauf*, *arbeitslos*, *Meinung*) jeweils getrennt annotiert. Ebenso wurde bei dem Adjektiv *klein* verfahren (*kleine*, *kleinste* vs. *Kleinkram*, *verkleinern*).

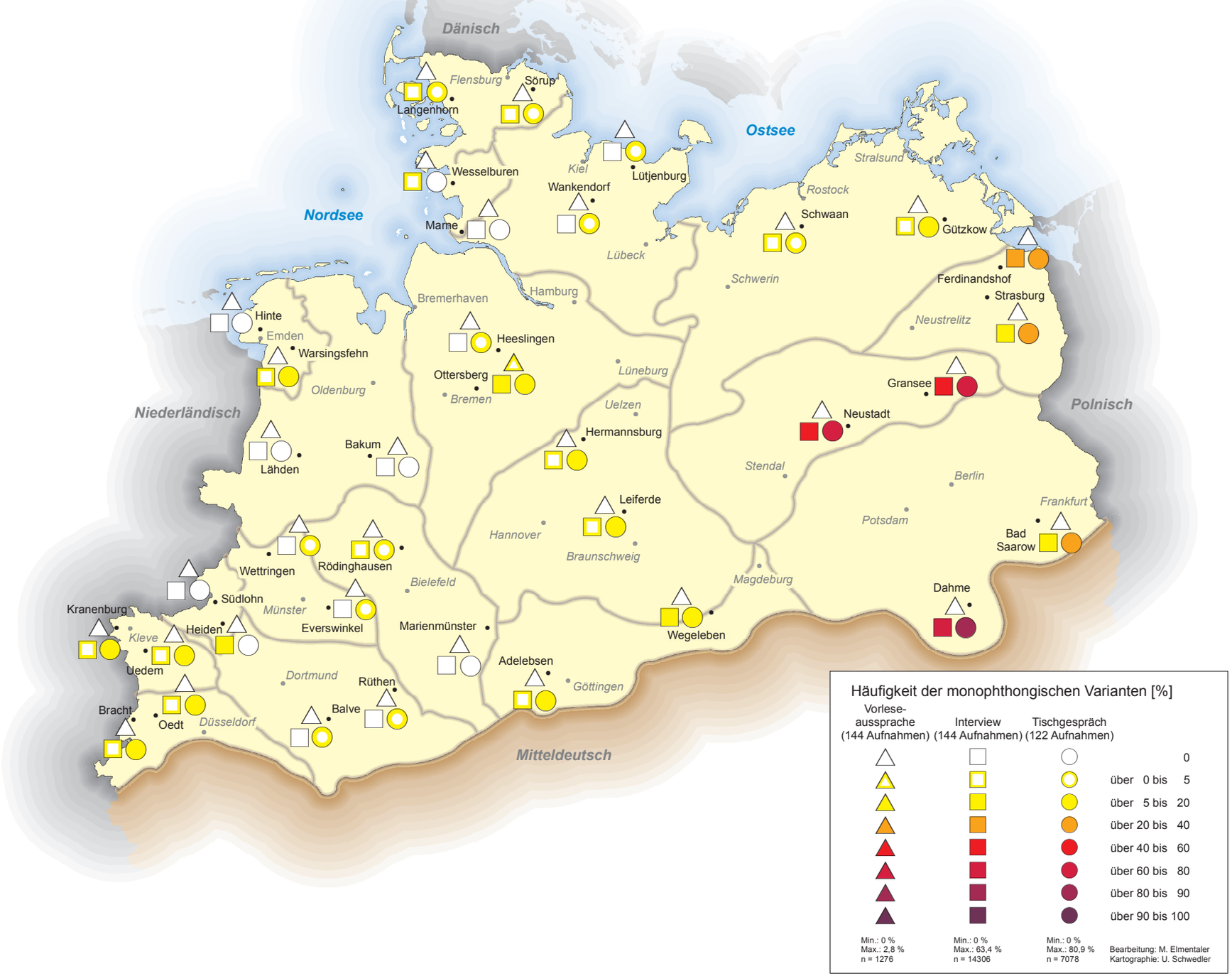
Hinsichtlich der Vokalrealisierung wurden für *au* und *ei* neben dem Monophthong [o(ː)] (*ooch*, *koofen* bzw.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Monophthongierung von *ei, au*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V4



Karte V4.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zum Teil mit offenem [ɔ] und Vokalkürzung: *och*) auch der gehobene Monophthong [u(:)] bzw. [ʊ(:)] (*uch*, *kuufen*) erfasst, der aufgrund der dialektalen Basis im Raum Ostholstein und Mecklenburg erwartbar ist. Analog dazu wurde für *ei* neben dem Monophthong [e(:)] (*weeß*, *keene*) der gehobene Monophthong [i(:)] bzw. [ɪ(:)] (*kiene*) mit annotiert.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *keine(n)* (4x), *kleinen; auch* (4x)

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *arbeiten, Arbeitskollegen, kein, klein, Kleinigkeit, meinen, mein* (Pron.), *weiß/weißt; auch, glauben, kaufen, Kauf, laufen, Laufstrecke, rauchen, Rauchvergiftung*

Areale Verbreitung Wie zu erwarten, ist die Monophthongierung von stddt. *ei*, *au* vor allem im Raum Brandenburg verbreitet, wobei in Gransee, Neustadt und Dahme in Tischgespräch und Interview Werte zwischen 63,4 % und 80,9 % erreicht werden, im östlicher gelegenen Bad Saarow geringere Werte von 16,5 % bis 33,3 % (Karte V4.1). Im Mittelpommerschen treten monophthongierte Varianten mit Anteilen von 9,2 % bis 31,9 % auf.

In den an das Brandenburgische westlich und nordöstlich anschließenden Regionen lassen sich für das Tischgespräch (seltener auch für das Interview) noch Werte zwischen 5 % und 20 % nachweisen, so etwa in Nord- und Südostfalen, im nordhannoverschen Ottersberg und im vorpommerschen Güstrow. Dagegen tritt die Monophthongierung in den weiter entfernten Regionen Schleswig, Dithmarschen und Holstein, in Mecklenburg, Ostfriesland, im Emsland und in Oldenburg sowie in den westfälischen Regionen in der Regel nicht oder nur in geringen Belegzahlen auf. Etwas höhere Werte lassen sich dagegen wieder für den äußersten Südwesten konstatieren, wo für das Tischgespräch in den vier niederrheinischen Untersuchungsorten Anteile von 5,7 % bis 10,4 % festgestellt wurden.

Situative Verteilung In drei Orten der Kernregion Brandenburg tritt die Monophthongierung sowohl im Tischgespräch als auch in den Interviews auf (Gransee: T: 68,5 % – I: 45,7 %, Neustadt: T: 68,0 % – I: 44,7 %, Dahme: T: 80,9 % – I: 63,4 %). Die monophthongischen Varianten sind im Interview zwar etwas seltener, werden aber insgesamt offenbar auch in diesem eher formellen Kontext für akzeptabel erachtet. Auch in Mittelpommern und im südostbrandenburgischen Bad Saarow ist die Monophthongierung in beiden Kontexten belegt, auf geringerem Frequenzniveau und wiederum mit schwächeren Werten in der Interviewsituation (Ferdinandshof: T: 31,9 % – I: 22,4 %, Strasburg: T: 30,8 % – I: 9,2 %, Bad Saarow: T: 33,3 % – I: 16,5 %). Am Niederrhein treten monophthongierte Varianten nur in den Tischgesprächen zu über 5 % auf, während sie in den Interviews weitgehend vermieden werden (Kranenburg: T: 8,3 % – I: 0,3 %, Uedem: T: 5,7 % – I: 0,6 %, Bracht: T: 10,4 % – I: 2,6 %, Oedt: T: 9,3 % – I: 1,3 %). Die Abbausensitivität des Merkmals in Abhängigkeit vom Formalitätsgrad der Situation ist somit in Brandenburg/Mittelpommern weniger stark ausgeprägt als am Niederrhein. Auch im übrigen Gebiet ist die Monophthongierung meist auf die Tischgespräche beschränkt (Gützkow, Hermannsburg, Leiferde, Adelebsen, Warsingsfehn); nur an drei Orten sind monophthongierte Formen im Interview zu knapp mehr als 5 % belegt (Ottersberg: 6,0 %, Wegeleben: 5,9 %, Heiden: 6,0 %).

In der Vorlesesituation tritt die Monophthongierung von *ei, au* fast nicht auf (99,9 % Standardrealisierungen). Es handelt sich somit offenbar um ein salientes Merkmal, das von den Gewährspersonen bei konzentriertem Sprechen vermieden werden kann.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Individuelle Variation Die individuelle Variabilität des Merkmals wurde für die sechs Orte der stärksten Monophthongierungsregionen Nordbrandenburg, Südbrandenburg und Mittelpommern anhand der Tischgespräche und Interviews untersucht. Hierbei zeigt sich an vier Orten (Gransee, Neustadt, Bad Saarow, Strasburg) eine stärkere individuelle Streuung im Gebrauch monophthongierter Varianten (bis zu 70 Prozentpunkte Differenz), während die Gewährspersonen aus Dahme und Ferdinandshof nur gering voneinander abweichen (6-13 Prozentpunkte Differenz) (Abb. V4.1).

Auch im zentralen Monophthongierungsgebiet Nordbrandenburg mit einem Mittelwert monophthongischer Varianten von 68,2 % (T) bzw. 45,2 % (I) gibt es Gewährspersonen, die deutlich geringere Frequenzen aufweisen, wie etwa GP1 in Gransee (T: 50,0 % – I: 11,5 %) oder GP2 in Neustadt (T: 45,2 % – I: 15,5 %). Umgekehrt verwenden einige Frauen aus den Gebieten mit einer weniger ausgeprägten Monophthongierungstendenz im Tischgespräch überdurchschnittlich häufig standarddivergente Varianten, wie etwa GP4 in Bad Saarow (82,0 %, lokaler Mittelwert: 33,3 %) oder GP2 in Strasburg (68,9 %, lokaler Mittelwert: 30,8 %). Die Variable weist somit, neben der grundlegenden arealen Verteilung, auch in einem hohen Maße individuelle Variation auf.

Auf individueller Ebene wird die bereits anhand der Mittelwerte festgestellte Tendenz zu einem verminderten Gebrauch standarddivergenter Formen in der formelleren Interviewsituation bestätigt. Allerdings lässt sich bei den Gewährspersonen ein unterschiedlich hoher Grad situativer Variation feststellen (Abb. V4.2). Als ausgesprochene Code-Switcher erweisen sich GP4 aus Neustadt (T: 91,3 % – I: 4,5 %), GP4 aus Bad Saarow (T: 82,0 % – I: 18,1 %) und GP2 aus Strasburg

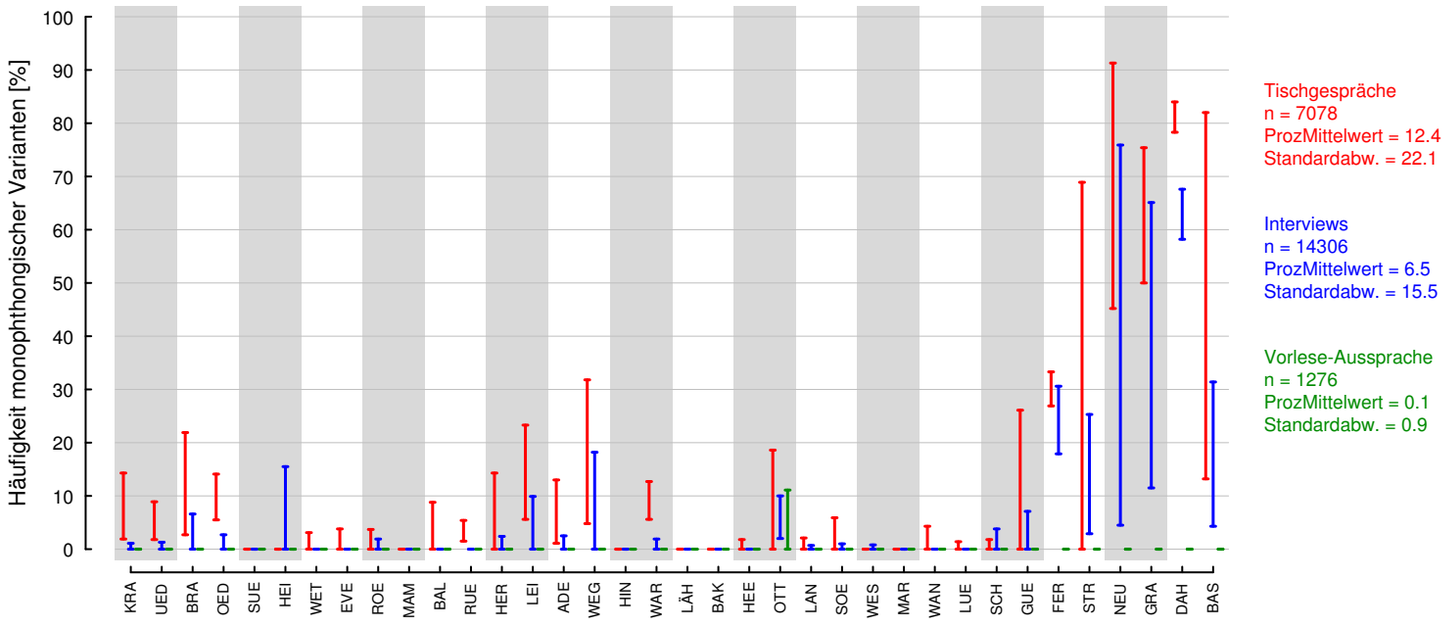


Abb. V4.1. Individuelle Spannweiten beim Gebrauch von monophthongierten Varianten für stddt. *ei*, *au*

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

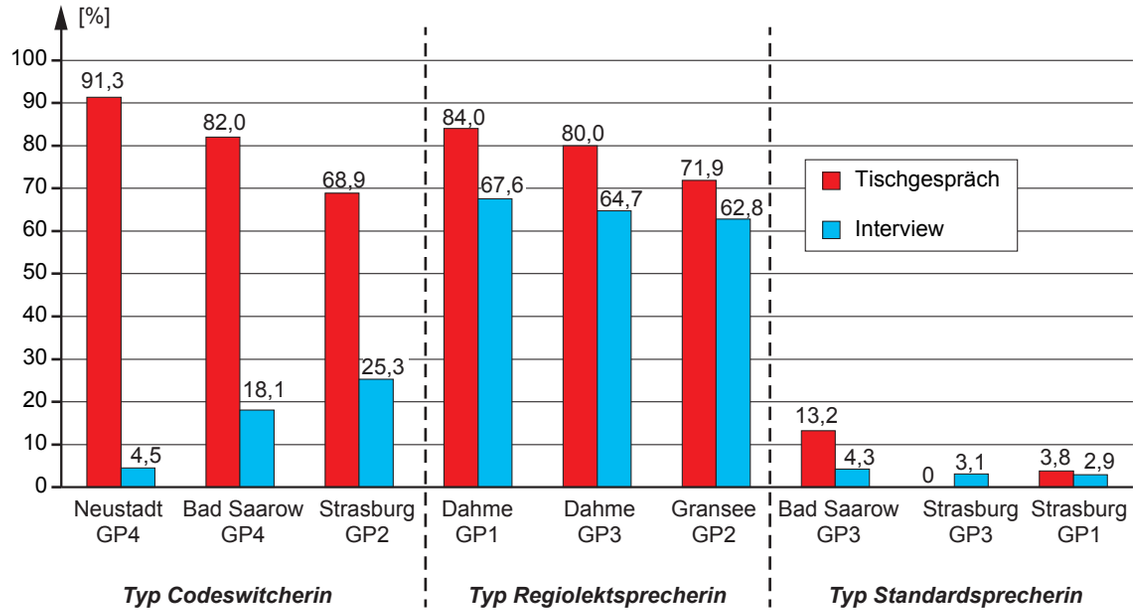


Abb. V4.2. Typologie der Sprecherinnen aus Brandenburg und Mittelpommern anhand ausgewählter Gewährspersonen

(T: 68,9 % – I: 25,3 %), die jeweils im Tischgespräch deutlich mehr monophthongierte Varianten verwenden als im Interview. Den zweiten Typus der situationsübergreifenden Regiolektsprecherin repräsentieren z.B. GP1 aus Dahme (T: 84,0 % – I: 67,6 %), GP3 aus Dahme (T: 80,0 % – I: 64,7 %) und GP2 aus Gransee (T: 71,9 % – I: 62,8 %), bei denen die situative Differenz im Gebrauch der monophthongischen Varianten nur ca. 9-17 Prozentpunkte ausmacht. Am anderen Ende der Skala stehen die Standardsprecherinnen, die in beiden Kontexten nur in geringem Maße Monophthongvarianten verwenden, z.B. GP3 aus Bad Saarow (T: 13,2 % – I: 4,3 %), GP3 aus Strasburg (T: 0 % – I: 3,1 %) und GP1 aus Strasburg (T: 3,8 % – I: 2,9 %).

Morphematische Variation Bei der morphembezogenen Analyse (Abb. V4.3) zeigt sich, dass höhere Monophthongierungswerte bei den einzelnen Gewährspersonen auch mit einer breiteren Palette an Morphemen oder Wortformen einhergehen, die monophthongiert werden. Bei vier Gewährspersonen treten die monophthongischen Varianten ausschließlich in dem Lexem *ooch* ‚auch' auf (Gruppe 1). Alle stammen aus Mittelpommern (Ferdinandshof, Strasburg). Einen zweiten Verwendungstyp repräsentiert GP3 aus dem südbrandenburgischen Bad Saarow, die den Monophthong in *ooch* und *keen* gebraucht. Bei einer dritten Gruppe von drei mittelpommerschen Gewährspersonen tritt die Monophthongierung in den Lexemen *ooch* ‚auch' und *keen* ‚kein' sowie in der Verbalform *weiß* (1./3.Ps.Sg.) bzw. *weißt* (2.Ps.Sg.) auf. Die Monophthongierungswerte liegen bei dieser Gruppe im mittleren Bereich (etwa 30-40 % im Tischgespräch). Ebenfalls dieser Gruppe zuzuordnen ist möglicherweise GP1 aus Bad Saarow (hier unter 3a), für die

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

	Gruppe 1 FER-1 FER-3 STR-1 STR-3	Gruppe 2 BAS-3	Gruppe 3 FER-2 FER-4 STR-4	Gruppe 3a BAS-1	Gruppe 4 GRA-1 NEU-4 STR-2	Gruppe 5 GRA-3 GRA-4 NEU-1 NEU-3 DAH-1 DAH-2 DAH-3 BAS-4	Gruppe 5a GRA-2 NEU-2 DAH-4 BAS-2
auch							
kein							
weiß(t)							
klein							
glaub-, lauf-							
mein- (Verb)							
arbeit-							
mein (Pron.)							

Abb. V4.3. Monophthongierung in verschiedenen morphematischen Kontexten (orange = mindestens eine monophthongische Realisierung belegt, blau = ausschließlich Standardrealisierungen) in den Untersuchungsorten der Regionen Mittelpommern (Ferdinandshof, Strasburg), Südbrandenburg (Bad Saarow, Dahme) und Nordbrandenburg (Gransee, Neustadt)

ebenfalls Monophthonge in *ooch* und *weeß/weeßt* belegt sind, nicht jedoch für *keen*. Es fällt auf, dass alle Gewährspersonen aus den ersten drei Gruppen, die die Monophthongierung bei maximal drei Morphemen verwenden, aus Mittelpommern bzw. aus dem südbrandenburgischen Bad Saarow stammen, keine hingegen aus Nordbrandenburg oder aus Dahme.

Die Gewährspersonen aus Gruppe 4 gebrauchen den Monophthong auch im Lexem *kleen* ‚klein', und eine fünfte Gruppe von acht Gewährspersonen, für die durchweg höhere Monophthongierungsanteile belegt werden konnten (mehr als 60 % im Tischgespräch), verwendet darüber hinaus auch Monophthonge in dem Verb *glauben* (*ik gloof*, *du gloofst)* und/oder *laufen* (*ik loof*). Bei vier weiteren Gewährspersonen (Gruppe 5a: GP2 aus Gransee, GP2 aus Neustadt, GP4 aus Dahme, GP2 aus Bad Saarow) sind zwar Monophthonge bei *ooch*, *keen*, *weeß/weeßt* und *gloob-* belegt, nicht aber bei *kleen*, was allerdings durch die generell eher geringen Belegzahlen für dieses Lexem bedingt sein kann. Alle Gewährspersonen aus Nordbrandenburg (Gransee, Neustadt) und aus dem südbrandenburgischen Dahme gehören Gruppe 4, 5 oder 5a an. Die für diese Orte festgestellten höheren Durchschnittswerte für die Monophthongierung gehen somit auch mit einer größeren Bandbreite an monophthongierten Morphemen einher.

Die in Abb. V4.3 dargestellte morphematische Abstufung kann als eine tendenzielle Implikationsbeziehung beschrieben werden: *gloob-/loof-* ⊃ *kleen* ⊃ *weeß/weeßt* ⊃ *keen* ⊃ *ooch*. Sprecherinnen, die monophthongierte

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Varianten in den Lexemen *glauben* und *laufen* verwenden, gebrauchen sie immer auch für *weiß/weißt*, *kein*, *auch* und in acht von zwölf Fällen auch für *klein*. Wer *klein* monophthongiert, tut dies auch bei *weiß/weißt, kein*, *auch*, aber nicht unbedingt bei *glauben/laufen*; wer *weiß/weißt* monophthongiert, tut dies auch bei *kein* und *auch*, aber nicht unbedingt bei *klein*, *glauben/laufen* usw.

Die Verben *meinen* und *arbeiten* und die mit den Stammmorphemen gebildeten Ableitungen und Komposita (z.B. *Meinung*, *Arbeitsamt*) werden trotz recht hoher Tokenfrequenzen (*mein-*: T: 369 B. – I: 317 B.; *arbeit-*: T: 208 B. – I: 335 B.) niemals monophthongiert. Für diese beiden Morpheme hatten bereits Schönfeld (2001) und Schlobinski (1987) einen Rückgang monophthongischer Realisierungen konstatiert. Der von Schönfeld (2001) beobachtete bewusste Gebrauch der Form *roochen* ‚rauchen' durch jüngere Sprecher lässt sich im SiN-Korpus nicht systematisch beobachten; hier findet sich im gesamten Korpus nur ein einziger Beleg mit Monophthong im Kontext eines direktiven Sprechakts im Tischgespräch (*Eigentlich müssten wir mal eine roochen gehen, was?* bei GP3 aus Neustadt), gegenüber 16 standardkonformen Belegen. Auch das hochfrequente Pronomen *mein-* (T: 408 B. – I: 3159 B.) wird nur von einer Gewährsperson (GP1 aus Neustadt) zweimal als *meen-* realisiert (im Zusammenhang mit Familienangehörigen: *meene Eltern*, *meene Mutter*). Die Auftretenswerte sind hier somit noch deutlich geringer als im Korpus von Schlobinski (1987). Schönfelds (2001) Beobachtung zum Berlinischen, dass Sprecher der jüngeren Generation das Merkmal häufiger gebrauchten, kann für die Untersuchungsorte des SiN-Korpus nicht bestätigt werden.

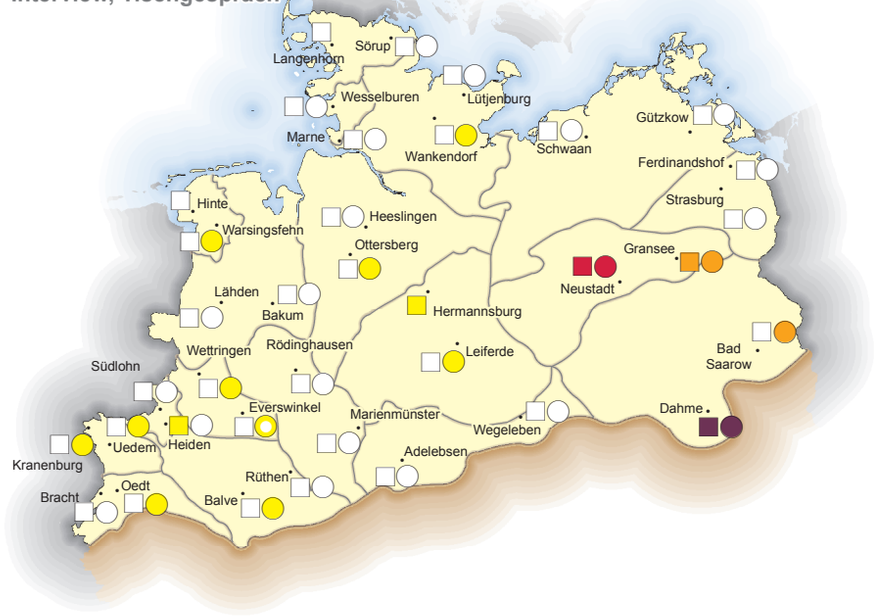
In arealer Hinsicht weist die Monophthongierung bei den Lexemen *glaub-* und *lauf-* die geringste Verbreitung auf (Karte V4.2 A). Formen wie *gloob* und *loofen* können aufgrund ihrer eingeschränkten arealen Reichweite als Marker des nordbrandenburgischen und südwestbrandenburgischen Regiolekts angesehen werden. In den übrigen Regionen treten Monophthongierungen in diesen lexematischen Kontexten nicht auf. Eine ähnliche Verteilung weist auch die Lexemvariante *kleen* ‚klein' auf (Karte V4.2 B), die in Nordbrandenburg und im südbrandenburgischen Dahme bei fast allen Gewährspersonen belegt ist, in Bad Saarow und in den mittelpommerschen Orten dagegen jeweils nur bei einer Gewährsperson. Eine weitere areale Verbreitung lässt sich für die Monophthonge in *weeß/weeßt* ‚weiß/weißt' (Karte V4.2 C) und *keen* ‚kein' (Karte V4.3 A) feststellen, die für Brandenburg und Mittelpommern insgesamt charakteristisch sind und gelegentlich auch in anderen Regionen vorkommen (Mecklenburg, Nordhannnover, Ostfalen, Ostfriesland, Niederrhein). Das einzige Lexem (neben dem hier nicht untersuchten *nee* ‚nein'), bei dem im Prinzip keine areale Beschränkung konstatiert werden kann, ist *ooch* ‚auch' (Karte V4.3 B). Auch hier sind Brandenburg und Mittelpommern die Kernregionen der Monophthongierung, doch treten monophthongische Varianten auch in zwölf Orten anderer Regionen mit Anteilen von mehr als 5 % im Tischgespräch auf.

Abhängigkeit von der Komplexität der Wortstruktur Eine Überprüfung des Zusammenhangs zwischen der Monophthongierung und der Komplexität der Wortstruktur (z.B. *rauchen*, *arbeiten* vs. *Raucherabteil*, *Arbeitsamt*) war im verbalen Bereich zum Teil wegen der geringen Belegzahlen nicht möglich (*rauch-*, *lauf-*) und erübrigte sich in anderen Fällen wegen des durchgängigen Fehlens monophthongierter Formen (*arbeit-*, *mein-*). Möglich war jedoch eine

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

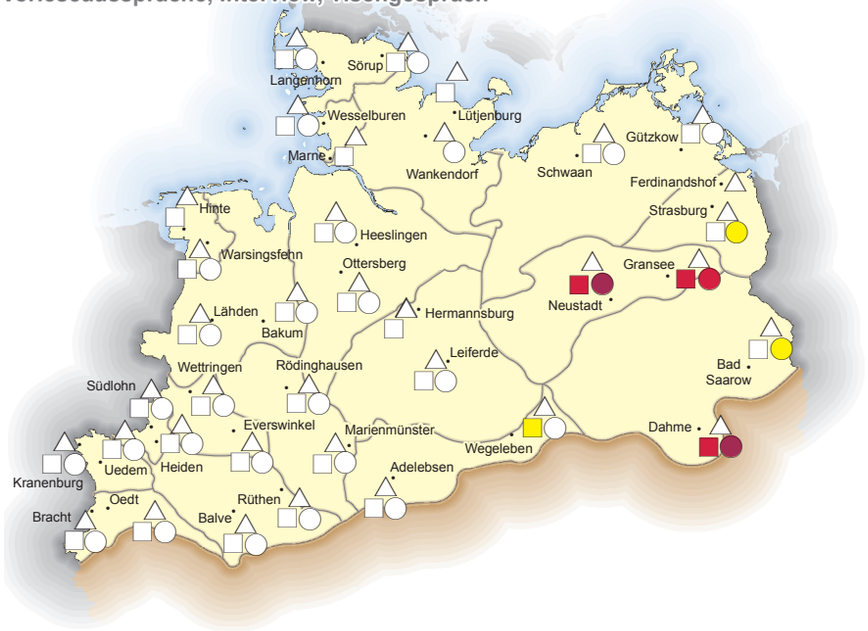
A. Monophthongierung von *au* in *glaub-/lauf-*

Interview, Tischgespräch



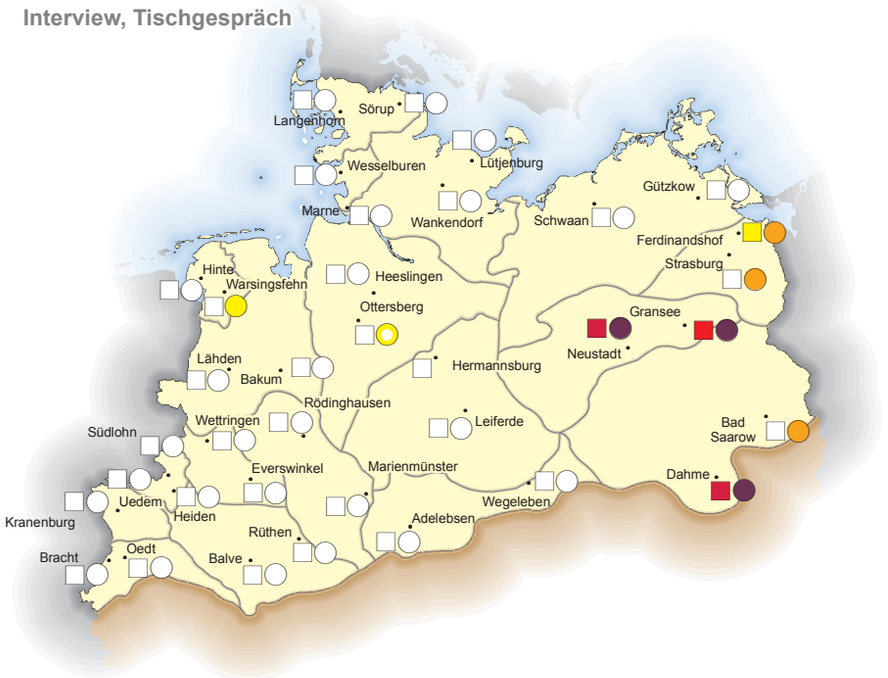
B. Monophthongierung von *ei* in *klein*

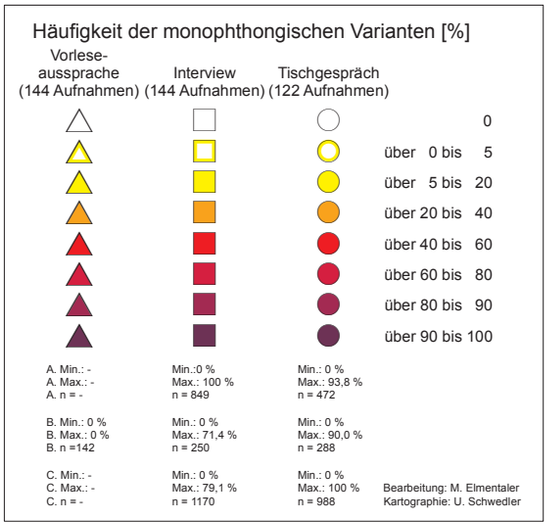
Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



C. Monophthongierung von *ei* in *weiß/weißt*

Interview, Tischgespräch





https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Überprüfung für das Adjektiv *klein* im Vergleich zu den damit gebildeten Derivata und Komposita. Hierbei zeigt sich, dass der Anteil der monophthongierten Varianten bei den Derivata/Komposita um einige Prozentpunkte höher liegt (T: 8,9 %, n=45 – I: 11,5 %, n=61) als bei den (meist attributiven) Adjektivformen (T: 4,9 %, n=205 – I: 7,5 %, n=227). Bei genauerer Betrachtung wird allerdings deutlich, dass sich alle elf Belege mit Monophthongierung auf die Substantivierung *der/die Kleene* bzw. *die Kleenen* beziehen (*Da wird der Kleene eingeschult*, *Kann auch mit den Kleenen zusammenhängen*), teils in der Funktion als Koseform (*Na*, *mein Kleener*?), während in Lexemen wie *Kleinholz*, *Kleinigkeit*, *Kleinkrams*, *Kleinkind* oder *Kleinstadt* ausschließlich die Standardrealisierung vorkommt.

Phonetische Variation Im Rahmen der Variablenanalyse wurden neben der Monophthongierung auch Besonderheiten im Öffnungsgrad der Vokalrealisierungen mit erfasst. Die im ostfälischen Raum ehemals verbreitete Monophthongierung und Senkung von *ei* zu [a:] (*waaß, kaane*), die im Zwirner-Korpus noch häufiger vorkommt, konnte im Korpus nur noch in zwei Belegen aus anderen Regionen nachgewiesen werden (Ottersberg/Nordhannover: *waaßt du* ‚weißt du', Warsingsfehn/Ostfriesland: *ich waaß* ‚ich weiß').

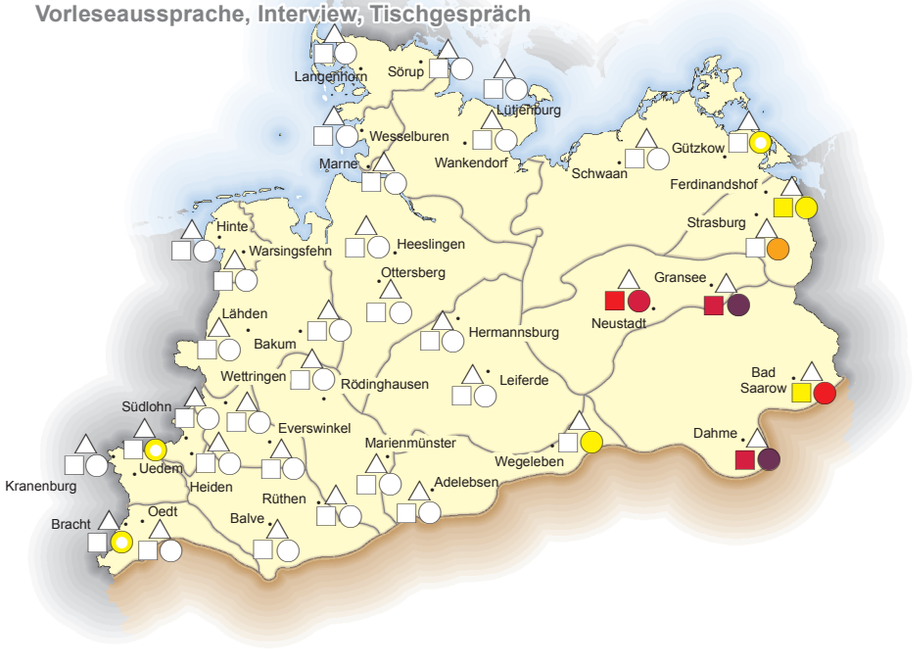
Daneben wurde überprüft, inwieweit im SiN-Korpus gehobene Varianten [u(:)] bzw. [ʊ(:)] und [i(:)] bzw. [ɪ(:)] auftreten. Solche Formen mit Vokalhebung sind in den Lexemen *auch* und *glauben* sowie in den Verbformen *weiß/weißt* belegt. Für die Form *glauben* finden sich in den Tischgesprächen sieben und in den Interviews zwei Belege aus vier unterschiedlichen Regionen (Nordbrandenburg: 4, Südbrandenburg: 3, Münsterland: 1, Ostfalen: 1). In allen Fällen handelt es sich um die 1.Ps.Sg. (*ick/ich gluub*: 6, *gluub ich/ick*: 3). Für die singularischen Flexionsformen von *wissen* (*weiß/weißt*) kommen im Korpus der Tischgespräche 19 Belege aus Nordbrandenburg (8), Südbrandenburg (9) und Mittelpommern (2) vor, in den Interviews acht Belege (Nordbrandenburg: 3, Südbrandenburg: 5). Außerhalb von Brandenburg und Mittelpommern tritt bei diesen Verbformen keine Monophthongierung auf. Die meisten gehobenen Varianten sind für *auch* nachzuweisen, für das auch insgesamt am häufigsten standarddivergente Belege vorkommen. Im Tischgespräch tritt Vokalhebung zu *uuch/uch* in acht Regionen auf, wobei von den insgesamt 199 Belegen 92 auf Südbrandenburg, 43 auf Nordbrandenburg, 35 auf Mittelpommern und 17 auf Ostfalen entfallen und sich die übrigen zwölf Belege auf vier weitere Regionen verteilen (Mecklenburg-Vorpommern, südlicher und nördlicher Niederrhein, Nordostfalen). Im Interviewkorpus (165 Belege für Vokalhebung) ist die areale Verteilung ähnlich (Südbrandenburg: 82, Nordbrandenburg: 35, Mittelpommern: 33, sonstige: 15).

Die Verbreitung der gehobenen Varianten in den östlichen Regiolekten lässt sich durch die basisdialektalen Verhältnisse nur bedingt erklären. Nach den Ergebnissen der Wenkererhebung (1880) ist die Vokalhebung bei *auch* (zu *uuk/uck*) insbesondere im Nordosten (Vorpommern und nördliches Mittelpommern) dialektal verankert (vgl. Karte 137 im DiWA). Belege mit <u>-Graphien werden entsprechend in den Wenkerbögen (Satz 9) zu Gützkow (*uck*) und Ferdinandshof (*uk*) verwendet, während die Wenkerbögen zu den Untersuchungsorten aus Brandenburg und Nordostfalen ausschließlich <o>-Varianten aufweisen (*ok, ook, o, ock*). Für die Verbform *glaube* (1.Ps.Sg.) werden in den historischen Wenkerbögen (Satz 8) aus allen SiN-Untersuchungsorten Brandenburgs,

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

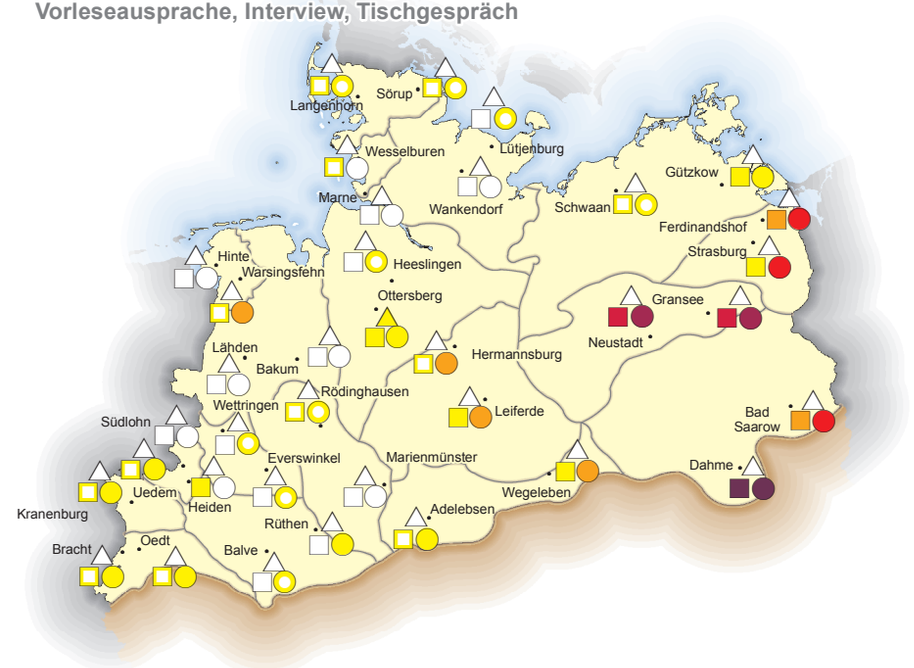
A. Monophthongierung von *ei* in *kein*

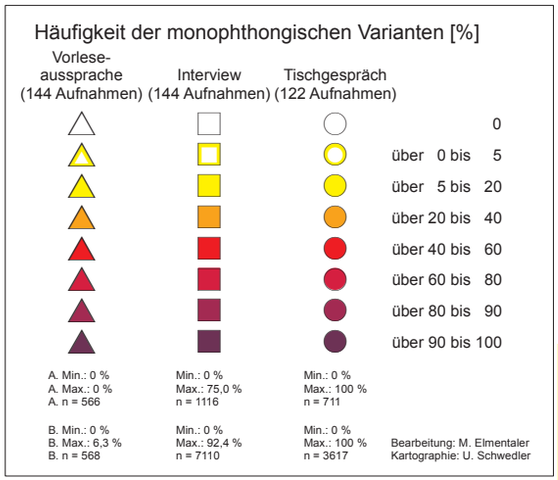
Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



B. Monophthongierung von *au* in *auch*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch





https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Mittelpommerns und Mecklenburg-Vorpommerns ausschließlich Schreibungen mit <o> oder <ö> verwendet (*globe, glow, glöbe, glöw* usw.). Die hohe Frequenz von *u*-Realisierungen in den Tischgesprächen aus diesen Regionen wird somit durch den dialektalen Befund nicht gestützt.

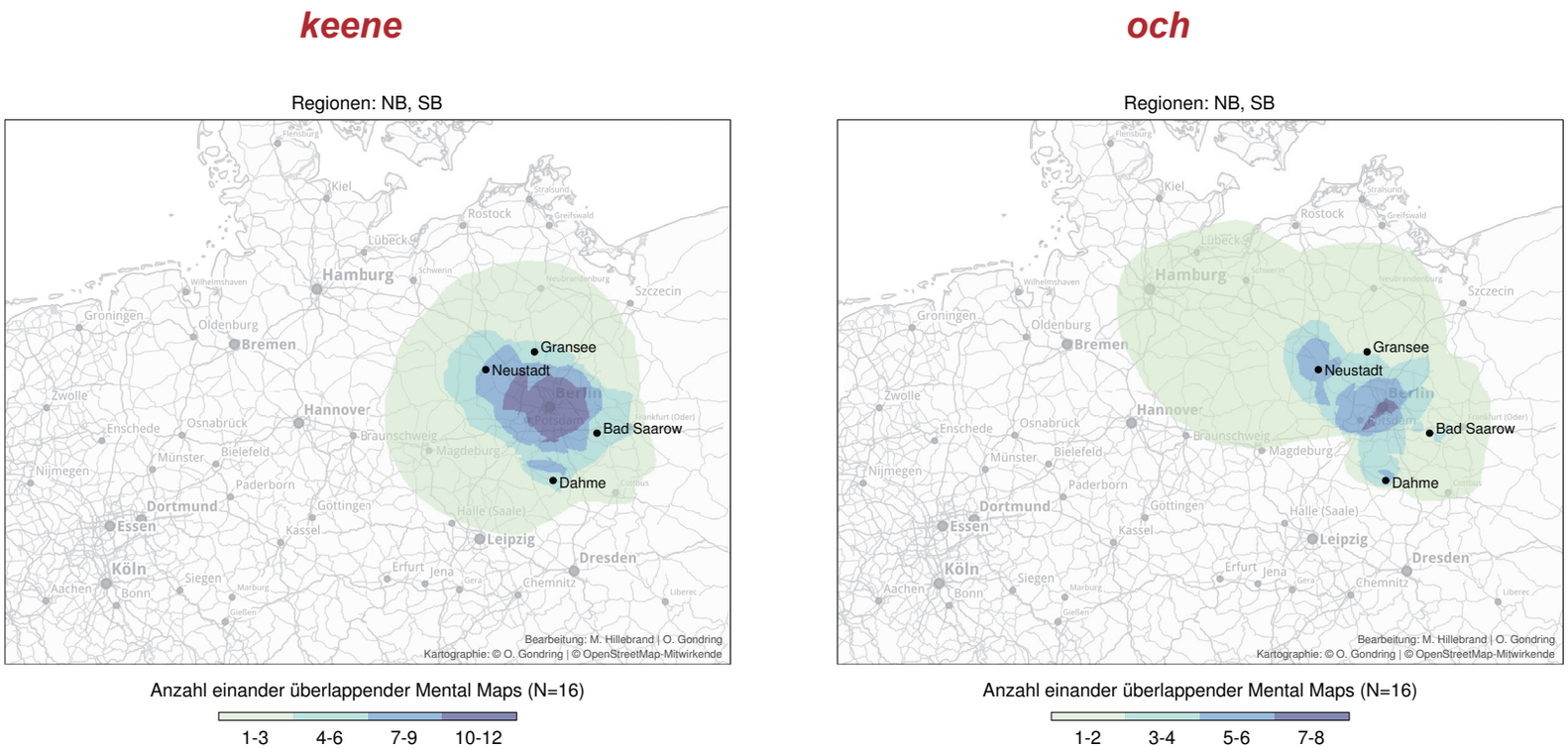
Salienz, Situativität und Normativität Die Monophthongierung von *ei*, *au* wurde im Salienztest anhand der Sätze Nr. 24 „Warum hast du *keene* Lust mitzukommen?“ und Nr. 4 „Mein Freund kommt *ooch* mit“ für Nord- und Südbrandenburg überprüft, also für die Regionen, in denen das Merkmal frequent verwendet wird. Von den 16 getesteten Gewährspersonen haben alle die Varianten *keene* und *ooch* als Abweichung erkannt. Das Merkmal weist somit für die Sprecherinnen der Region eine hohe Salienz auf. Dennoch gab im Situativitätstest keine der Frauen an, dass sie die monophthongierten Formen in keiner Situation verwenden würden. Vielmehr werden sie von der Mehrzahl der Befragten in halbformellen und informellen Kontexten akzeptiert. Für *keene* gaben sieben Gewährspersonen (43,8 %) an, dass sie die Variante im Reisebüro verwenden würden, und ebenfalls sieben Befragte hielten sie nur im Familienkontext für angemessen. Lediglich in der sehr formellen Situation einer Gerichtsverhandlung würden die meisten das Merkmal vermeiden; hier gaben nur zwei Personen (12,5 %) an, dass sie die Variante *keene* für akzeptabel hielten. Für *ooch* ergab sich eine ähnliche Einschätzung (Reisebüro: 9 = 56,3 %, Familie: 7 = 43,8 %). Die Akzeptabilität der Monophthongierung auch in halbformellen Kontexten steht im Einklang mit dem Befund, dass die Gewährspersonen aus Brandenburg diese Varianten auch im Interview häufig gebrauchen.

Vor diesem Hintergrund überrascht das Ergebnis des Normativitätstests, in dem die Mehrheit der 16 Befragten angab, ihr Kind korrigieren zu wollen, wenn es die monophthongierten Varianten in einer Vereinsrede verwendete (*keene*: 13 = 81,3 %, *ooch*: 15 = 93,8 %). Möglicherweise wird hier die Situation der öffentlichen Rede trotz des Kontextes „Sportverein“ als ähnlich formell eingestuft wie die Gerichtsverhandlung. Vor diesem Hintergrund ist es den Befragten offenbar wichtig, der jüngeren Generation einen situationsadäquaten Gebrauch regionaler Varianten nahezubringen.

Mental Maps Die Monophthongierung wurde im Arealitätstest anhand von Satz Nr. 12 „Warum hast du *keene* Lust mitzukommen?“ (Karte V4.4 A) und Nr. 1 „Mein Freund kommt *och* mit“ (Karte V4.4 B) in den Regionen Nord- und Südbrandenburg abgetestet. Beide Stimuluswörter werden von den 16 Gewährspersonen vorwiegend in der eigenen Region verortet, wobei Berlin insbesondere bei *keene* das Zentrum der Mental Maps bildet. Die Form *och* wird darüber hinaus von wenigen Befragten auch für ein größeres, nördlich und westlich anschließendes Gebiet angenommen, das im Nordwesten noch Hamburg einschließt. Insgesamt stimmt die Einschätzung der Gewährspersonen mit der starken Fokussierung auf den Raum Brandenburg im Wesentlichen mit den objektsprachlichen Befunden überein.

Abschließende Interpretation Das Auftreten monophthongischer Realisierungen von stddt. *ei, au* (< mhd. *ei, ou*) konzentriert sich vor allem auf die Regiolekte im Osten des Untersuchungsgebiets (Brandenburg, Mittelpommern), mit geringeren Vorkommen in den benachbarten Regionen sowie am Niederrhein. Generell lässt sich ein Rückgang der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND



Karte V4.4 A-B

Variantenfrequenzen mit zunehmendem Formalitätsgrad der Situation feststellen, bis zur vollständigen Vermeidung der standarddivergenten Varianten beim Vorlesen. Darüber hinaus lassen sich im Gebrauch der monophthongierten Formen in hohem Maße individuelle Differenzen nachweisen. Die Monophthongierung tritt heute nur noch lexem- bzw. morphemgebunden auf, wobei sich zwischen den einzelnen Morphemen (bzw. den daraus konstruierten Derivata und Komposita) eine tendenzielle Implikationshierarchie konstatieren lässt. Trotz des vollständigen (*arbeiten*, *meinen*) bzw. weitgehenden (*mein-* als Pronomen) Rückgangs monophthongischer Realisierungen in einigen morphematischen Kontexten kann die Monophthongierung in den Kernregionen Brandenburg und Mittelpommern weiterhin als stabiles und regiolektal fest verankertes Merkmal angesehen werden.

ME

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Velarisierung von langem *a*

Belegzahl: 18776
T: 5875 B. aus 36 Orten (Ø 163 B.), 122 Gpn.
I: 9605 B. aus 36 Orten (Ø 267 B.), 144 Gpn.
V: 3296 B. aus 36 Orten (Ø 92 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Allgemein: Lauf (1996: 200, 206, 209, 211, 214), Martens/Martens (1988: 136). Nordniederdeutscher Raum: Stellmacher (1977: 108) [Osterholz-Scharmbeck], Auer (1998: 185f.) [Hamburg], Kehrein (2012: 295) [Alt Duvenstedt]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 348f.) [Mecklenburg-Vorpommern], Gernentz (1974: 231) [Mecklenburg-Vorpommern], Herrmann-Winter (1979: 146, 152) [Greifswald], Kehrein (2012: 310) [Stralsund].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 97, Karte A.2).

Forschungsstand Die historischen Nachfolger von mhd. *â*, die in der Standardaussprache als Langvokalphonem /aː/ erhalten geblieben sind, erscheinen im niederdeutschen Raum neben der standardgemäßen Variante mit abweichender Vokalqualität, die sich in einer Palatalisierung oder Velarisierung (und Rundung) des Vokals äußern kann. Es ergeben sich somit zwei standarddivergente Varianten, die in einigen Regionen nebeneinander verwendet werden: eine vordere Variante mit Tendenz zu [æː] und eine hintere Variante mit Tendenz zu [ɒː], die teilweise bis hin zu [ɔː] gerundet wird (meist als „verdumpfte" oder „dunkle" Aussprache bezeichnet). Die Untersuchungen des SiN-Projekts beschränken sich im Folgenden auf den zweiten Variantentyp, da nur dieser in der Forschung als besonders charakteristisch für die norddeutschen Regiolekte hervorgehoben wird.

Hinsichtlich der arealen Verbreitung und Frequenz der velarisierten Varianten für langes *a* finden sich in der Literatur unterschiedliche Angaben. Für den Raum Greifswald konnten sie im Korpus von Herrmann-Winter (1979: 152) mit einer Häufigkeit von 49,4 % nachgewiesen werden, was die Autorin im Vergleich mit den anderen dort untersuchten Variablen als „nicht besonders häufig" einstuft. Auch Dahl (1974: 348f.) und Gernentz (1974: 231) nennen das velarisierte *a* als Merkmal des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolektes. Nach Lauf (1996: 206, 209, 214) ist es dagegen vor allem im brandenburgischen und westfälischen Raum als charakteristisches Merkmal des Regiolektes anzusehen. Im nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Raum hingegen traten velarisierte Formen in den von Lauf (1996: 200) ausgewerteten Aufnahmen nur sehr vereinzelt und lexemgebunden auf (*mal, sagt*). Dieses Ergebnis wird für den niedersächsischen Regiolekt von Osterholz-Scharmbeck durch die Untersuchung von Stellmacher (1977: 108) bestätigt. Die Vokalverdumpfung wurde hier anhand des Kennwortes *Hahn* nur in 0,1 % der Fälle festgestellt. Entsprechend sind velarisierte Varianten auch in den rezenten Regiolekten stark rückläufig. Nach Kehrein (2012: 295, 310) treten sie im holsteinischen Alt Duvenstedt nur noch selten oder bei einzelnen Sprechern auf, im vorpommerschen Stralsund sind sie gar nicht mehr zu beobachten. Deutlich höhere Werte gibt hingegen Auer (1998: 185f.) für die Hamburger Stadtsprache an, der in der Interviewsituation für ältere Sprecher aus dem „Harmoniemilieu" über 60 % und für solche aus dem „Integrationsmilieu" noch über 40 % velarisierte Aussprachen feststellt und auch bei jüngeren Sprechern noch Anteile zwischen 10 und 45 % konstatiert. Die höheren Werte im Korpus von Auer lassen sich möglicherweise dadurch erklären, dass er neben [ɔː] auch die schwächer ausgeprägte Variante [ɒː] mit ausgezählt hat. Für die Vorleseaussprache der 1970er Jahre konnte König (1989) im norddeutschen Raum nur punktuell und in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

geringer Frequenz (bis zu 5 %) *a*-Velarisierungen feststellen (AAS, Bd. 1: 97, Karte A.2). Trotz der Differenzen im Detail deuten die bisherigen Forschungsergebnisse insgesamt darauf hin, dass es sich bei der Verdumpfung von langem *a* um ein heute nur noch wenig verbreitetes regiolektales Merkmal handelt. Dies steht im Kontrast zu der Tatsache, dass die velarisierten *a*-Varianten nach wie vor als stereotypes Merkmal des norddeutschen Hochdeutsch wahrgenommen und inszeniert werden, etwa in den hochdeutschen Aufführungen des Ohnsorg-Theaters oder in der Sprechweise populärer norddeutscher TV-Charaktere wie „Dittsche" (gespielt von dem Hamburger Komiker Oliver Dittrich) oder „Käpt'n Blaubär" (gesprochen von Wolfgang Völz).

Variablendefinition Für die Auswertung berücksichtigt wurden alle Vorkommen von <a> in den Graphemkombinationen <-at>, <-ate>, <-a(h)l>, <-a(h)le->, <-a(h)m>, <-a(h)me->, <sprach(e)>, <-age>, <-a(h)r>, <-a(h)re>, die einen langen *a*-Laut repräsentieren, außerdem das Morphem <arbeit>. Bei der Annotation wurden ohrenphonetisch alle Belege erfasst, bei denen eine Velarisierung des langen *a*-Lautes erkennbar war. Auf eine weitere Differenzierung, wie sie Auer (1998) durchführt, wurde verzichtet, da es zwischen den Varianten [ɔː] und [ɒː] keine wahrnehmbaren Grenzen gibt.

Vokalqualität Um die auditiv identifizierten Belege qualitativ einordnen zu können, wurden unter der Leitung des Kollegen Prof. Dr. Oliver Niebuhr vom Institut für Skandinavistik, Frisistik und Allgemeine Sprachwissenschaft der Universität Kiel phonetische Messungen durchgeführt, die einen exemplarischen Vergleich der SiN-Aufnahmen mit anderen Korpora ermöglichten. Hierfür wurden alle ohrenphonetisch ermittelten 64 Belege des SiN-Korpus (Tischgespräche) in Hinblick auf ihre Formantwerte bezüglich des vertikalen Öffnungsgrades (F1) und der horizontalen Zungenposition (F2) untersucht und mit Referenzwerten für die Standardaussprache („Kiel Corpus", vgl. Peters 2005) verglichen. Außerdem wurden Formantmessungen für insgesamt 43 velarisierte Belege aus dem Pfeffer-Korpus untersucht (22 Sprecher aus den Regionen Holstein, Nordhannover, Ostfalen und Süd-/Mittelbrandenburg). Der auditiv gewonnene Eindruck einer Verdumpfung von stddt. /aː/, insbesondere in den Regionen Ostfalen und Südbrandenburg, lässt sich für das SiN-Korpus messphonetisch tendenziell bestätigen. Dabei gab es auch innerhalb einer Region (und bei derselben Sprecherin) starke Schwankungsbreiten in der Realisierung des langen *a* (F1: Ø ± 0,67 Bark; F2: Ø ± 0,97 Bark). Die ohrenphonetisch ermittelten Fälle von *a*-Verdumpfung im SiN-Korpus sind in der Regel standardnäher als die aus dem Pfeffer-Korpus (Abb. V5.1). Man kann auch hier von einer geringeren, aber vorhandenen Verdumpfung ausgehen. Diese zeigt sich sowohl in einer geschlosseneren, als auch in einer hintereren (eher Kardinalvokal 5 [ɑː] ähnlichen) Qualität.

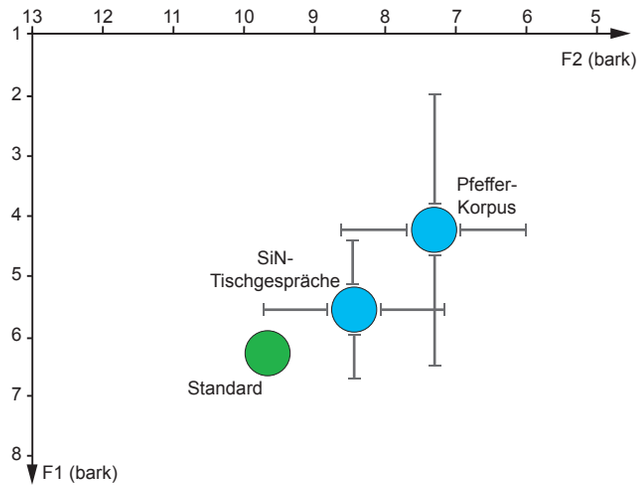


Abb. V5.1. Mittlere F1-F2-Werte bei der Realisierung von langem *a* im gesprochenen Standard („Kiel Corpus"), in den SiN-Tischgesprächen und im Pfeffer-Korpus

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Weiter zeigte sich ein Unterschied bezüglich der Streuung der Belege. So zeichnen sich im PFEFFER-Korpus tendenziell zwei Varianten des velarisierten *a* ab, während das SiN-Korpus nur eine Variante belegt (Abb. V5.2 und V5.3).

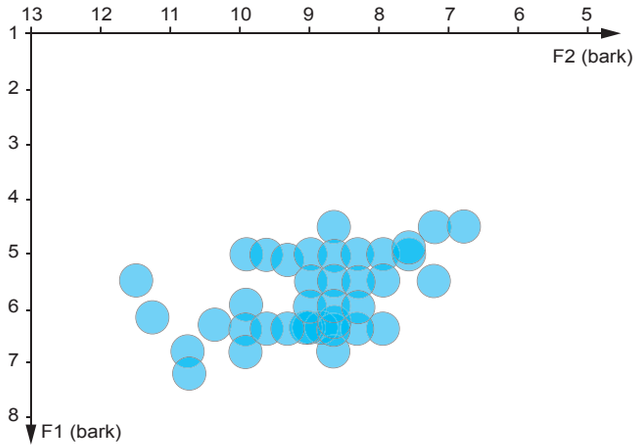


Abb. V5.2. Individuelle F1-F2-Werte bei der Realisierung von langem *a* in den SiN-Tischgesprächen

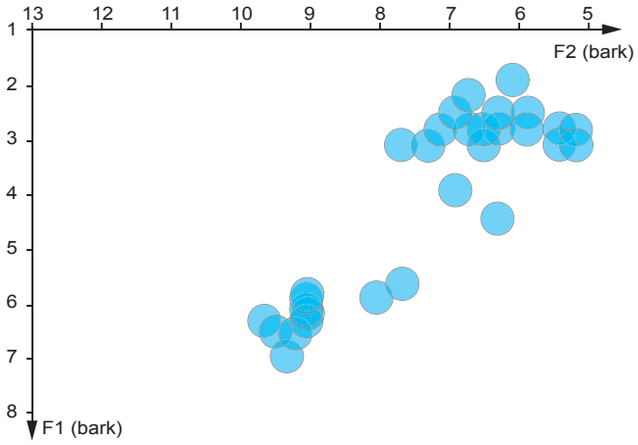


Abb. V5.3. Individuelle F1-F2-Werte bei der Realisierung von langem *a* im PFEFFER-Korpus

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Datenabgleich/Datenschutzbeauftragter* (5x), *Jahren, (il)legal(en)* (7x), *linksliberal, sagen, Senat* (2x), *sozial, strafbar, Straftat(en)* (2x), *Strahlen, war* (4x), *Zuwandererfragen*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Apparat, Daten, egal, fahren, Frage, gar, genial, heiraten, Jahr, kam, normal, privat, regional, sagen, Salat, sprach, Theater, total, Vater, war, zwar*

Areale Verbreitung Verdumpfte Varianten des langen *a* sind insgesamt nicht bis schwach belegt (Karte V5.1). Nur in drei Erhebungsorten liegt der Wert im Tischgespräch über 5 % (Hermannsburg: 20 %, Wegeleben: 11,5 %, Dahme: 5,8 %). Im Nordwesten und Südwesten des Untersuchungsgebietes tritt die Variante in keiner der drei Erhebungssituationen auf. Ansonsten bewegen sich die Werte zwischen 0,4 und 2 %. Eine klare regionale Verteilung ergibt sich aufgrund der vergleichbar niedrigen Prozentwerte nicht.

Situative und individuelle Varianz Das Merkmal scheint gut kontrollierbar zu sein, da die Werte überwiegend mit zunehmendem Formalitätsgrad der Situation sinken bzw. in allen drei Situationen konstant bei 0 % liegen. Eine aussagekräftige situative Verteilung ergibt sich aufgrund der insgesamt niedrigen Werte jedoch nicht (V: 0,1 % – I: 1,0 % – T: 1,1 %). Die höheren Werte in Hermannsburg, Wegeleben und Dahme erklären sich aus individueller Varianz. Hier ist es jeweils eine Gewährsperson, die den hohen Gesamtwert verursacht, während die Werte bei den anderen Sprecherinnen zwischen 0 und 5,8 % liegen (Hermannsburg GP 3: 50 % = 1 Beleg, Wegeleben GP 4: 31,3 % = 21 B., Dahme GP 3: 22,9 % = 11 B.).

Kontextanalysen Tendenziell wird die Velarisierung vor allem vor *t, l, r* realisiert, bis auf den Kontext vor *m* sind jedoch alle Kategorien belegt (0,6-2,9 %). Aufgrund der insgesamt niedrigen Prozentzahlen ergibt sich kein aussagekräftiges Ergebnis bezüglich einer Beeinflussung durch den lautlichen Kontext. Wie bereits LAUF (1996) für das nordniedersächsische und mecklenburgisch-vorpommersche Gebiet feststellte, entfällt jedoch ein Großteil der velarisierten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisationen auf bestimmte Lexeme bzw. Stammmorpheme: *gar, war(en), sag(en)*. So machen die drei genannten Wortstämme 58 % der standarddivergenten Belege im Tischgespräch aus, im Interview sind es sogar 81 %.

Einfluss der Basisdialekte Überwiegend werden für die Basisdialekte des niederdeutschen Raumes *o*-Laute anstelle des stddt. langen *a* angegeben, so etwa bei Bock (1933: 23) für Schleswig, Kohbrok (1901: 41) und Jørgensen (1934: 26) für Dithmarschen, Pühn (1956: 6) für Holstein, Schönhoff (1908: 14) und Borchert (1955: 8, 51) für das Emsland, Warnkross (1912: 62) für Mecklenburg-Vorpommern, Teuchert (1964: 13) für das südliche Brandenburg, Herdemann (2006: 33) für das Westmünsterland und Brandes (2011: 204-206) für Südwestfalen. In Südostfalen und Münster stimmt die Vokalqualität mit der Standardaussprache überein (Hille 1970: 28f., Kaumann 1884: 4f.). Für ostfriesische Dialekte gibt Janssen (1937: 44, Karte 11) neben *a*-Lauten auch [eː], [eːi] und [oːu] an, lediglich im Saterland findet sich an dieser Stelle [oː] als Variante, allerdings beschränkt auf die Stellung vor Nasal innerhalb präteritaler Verbalformen (z.B. *nahmen*). Diese unterschiedlichen dialektalen Grundlagen wirken sich jedoch nicht auf die areale Verbreitung des Merkmals hinsichtlich regiolektaler Sprachlagen aus.

Diachrone Varianz Im Vergleich mit ausgewählten Regionen aus dem Pfeffer-Korpus wird in diachroner Hinsicht ein Rückgang der Variante deutlich. Die Prozentzahlen für die velarisierte Variante liegen im Pfeffer-Korpus durchgehend über 10 % (Nordostfalen: 37,9 %, Südostfalen: 10,9 %, Süd-/Mittelbrandenburg: 30,6 %), während die Werte dieser Regionen im SiN-Korpus (Interview) von 0 % bis 8,6 % reichen (Neustadt/Leiferde/Adelebsen/Bad Saarow/Dahme: 0%, Wegeleben: 2,3 %, Hermannsburg: 4,3 %, Gransee: 8,6 %). Bezüglich der Vokalqualität ist ebenfalls eine Standardkonvergenz ersichtlich. Während die Aufnahmen des Pfeffer-Korpus' neben schwächer verdumpften auch stark velarisierte Varianten belegen, konnte im SiN-Korpus nur noch die standardnähere Realisierung festgestellt werden.

Salienz, Situativität, Normativität In den Salienztests wurde das velarisierte *a* anhand des Satzes Nr. 19 „Was habe ich ihm denn bloß *getån*?" in den schleswig-holsteinischen Regionen (Schleswig, Dithmarschen, Holstein) abgefragt. Von den 22 befragten Sprecherinnen hat die Hälfte das Merkmal erkannt (50 %). Diese elf Sprecherinnen gaben an, die Variante ausschließlich im familiären Kontext zu verwenden. Im Normativitätstest trafen jedoch sieben von ihnen die Aussage, dass sie diese Variante bei ihrem Kind korrigieren würden. Regionale Unterschiede bezüglich Salienz, Situativität und Normativität sind nicht feststellbar.

Mental Maps Die Verortung des Merkmals wurde in den Regionen Schleswig, Dithmarschen und Holstein geprüft (Karte V5.2). Es zeigt sich, dass die Probandinnen das Merkmal vor allem in Hamburg und Umland vermuten.

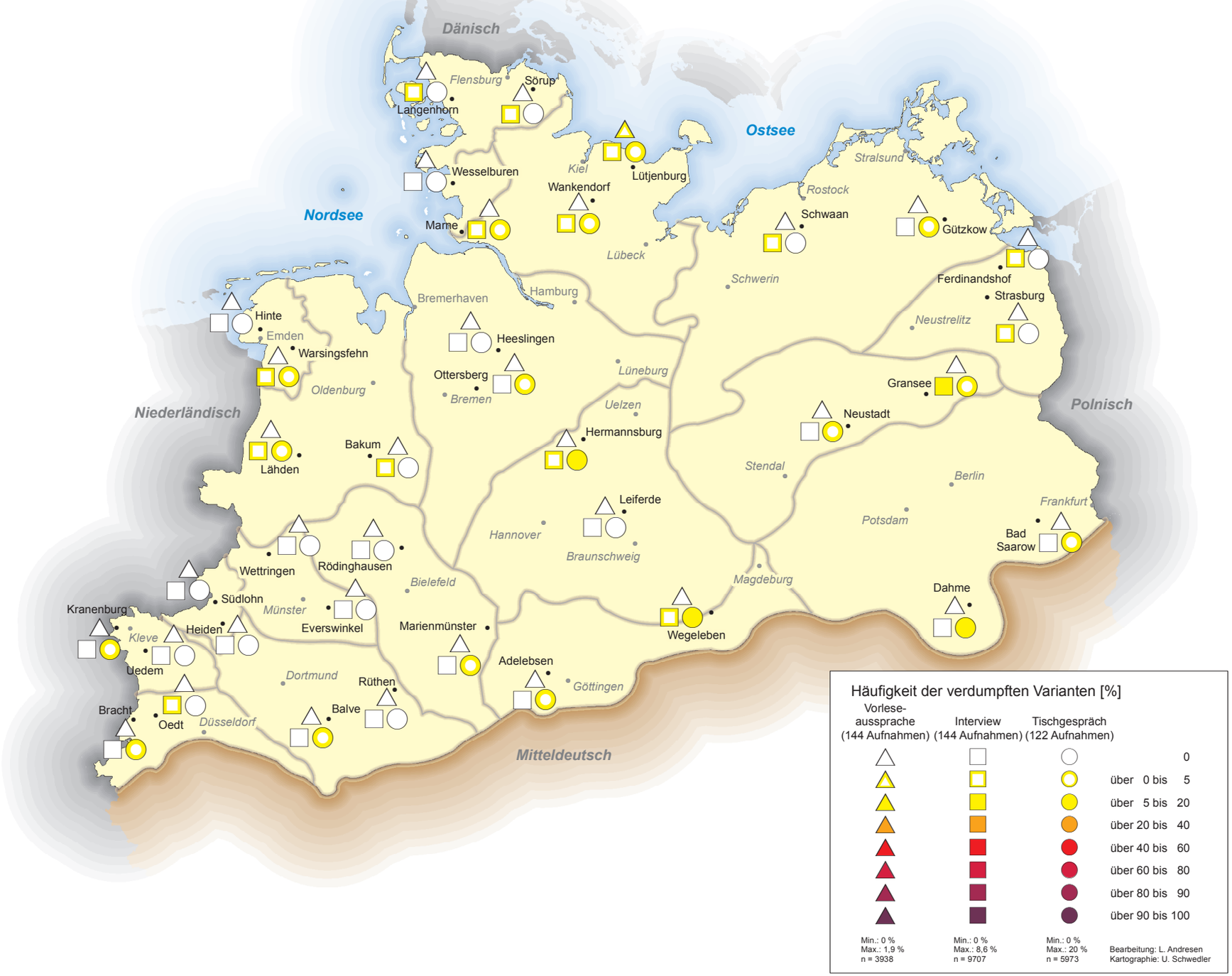
Abschließende Interpretation Velarisierte Varianten des langen *a* sind im gesamten Untersuchungsgebiet nur schwach belegt, eine regionale oder situative Verteilung ist nicht nachweisbar. Es zeigte sich jedoch, dass verdumpfte *a*-Laute vor allem lexemgebunden, d.h. in den Wortstämmen *gar, war(en)* und *sag(en)* auftraten. Im Vergleich mit ausgewählten Regionen aus dem Pfeffer-Korpus ist in diachroner Hinsicht ein Rückgang der Variante

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Verdumpfung von langem *a*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V5



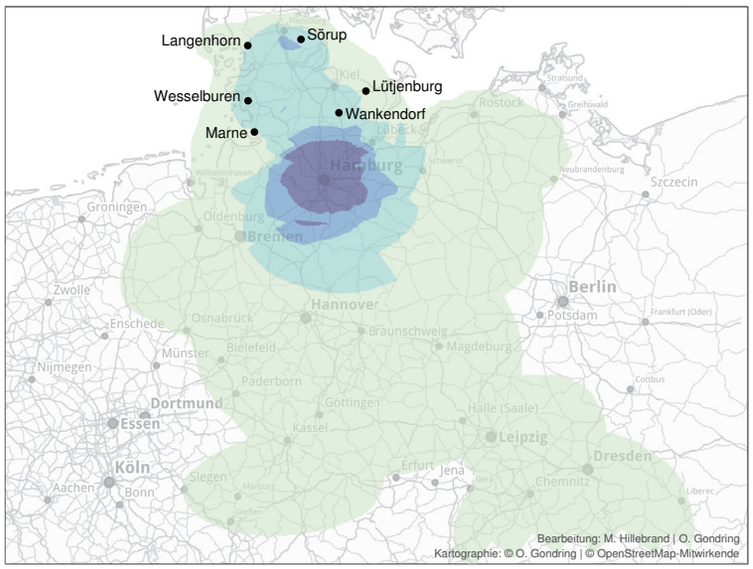
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

festzustellen. Gegenwärtig ist die Velarisierung von langem *a* nicht mehr als charakteristisches Merkmal bestimmter Regiolekte einzustufen.

LA

geton

Regionen: DT, HO, SL



Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=23)

1-4 5-8 9-12 13-16

Karte V5.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kurzvokal statt standarddeutscher Länge

Belegzahl: 16303
T: 6234 B. aus 36 Orten (Ø 173 B.), 122 Gpn.
I: 8052 B. aus 36 Orten (Ø 224 B.), 144 Gpn.
V: 2017 B. aus 36 Orten (Ø 56 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Bödiker (1746: 39), Viëtor (1888), Schirmunski (1961/2010: 235-243), Martens/Martens (1988: 135), AAS (Bd. 1: 62-67), Lauf (1996: 202, 206), Huesmann (1998: 232f.), Mihm (2000: 2113), Tröster-Mutz (2004). Nordniederdeutscher Raum: Kehrein (2012: 295) [Alt Duvenstedt]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 346, 348f.) [Mecklenburg], Gernentz (1974: 230) [Brandenburg, Mecklenburg], Schönfeld (1974: 69) [Altmark], Herrmann-Winter (1979: 141) [Greifswald], Schönfeld (1989: 80, 91) [Magdeburg, Berlin, Rostock], Schönfeld (2001: 74) [Berlin], Kehrein (2012: 310) [Stralsund]. Niederrhein: Elmentaler (2005: 401). Ruhrgebiet: Salewski (1998: 41f.), Elmentaler (2008: 76-80).
B. Karten: AAS (Bd. 2: 147-175, Karten Qu.1-Qu.29), ADA (Frage 2a, b: *Anrede Großeltern*; Frage 9a: *Spaß*; Frage 9b, c, d: *dass, es*; Frage 9e, f: *duschen, lutschen*; Frage 9g: *Politik*; Frage 9h, i: *schon*; Frage 15a, b: *Tag, Zeug*; Frage 22a, b, c: *geröstet, Krebse, Obst*).

Forschungsstand Schon 1746 problematisieren Bödikers „Grundsäze Der Teutschen Sprache“ im Zusammenhang mit der Regulierung der Rechtschreibung, dass die Realisierung der Vokallängen im Deutschen von „einem Dialecto“ zum anderen variieren: „etliche sprechen Rad so lang aus, als Raad, andere machen es kurz […]. Das ist auch beim e, o und u zu merken“ (Bödiker 1746: 39). Auch im norddeutschen Raum werden in einer größeren Gruppe von Wörtern standardmäßig lange Vokale mitunter kurz realisiert. Betroffen sind vor allem die tontragenden Vokale [aː], [oː], [uː] und [iː] in geschlossen einsilbigen Wörtern (*Bad, grob, Zug, gibst*), zum Teil auch die Langvokale in zweisilbigen Wörtern (*Viertel, Dusche, über*) und die betonten Endsilben *-it* und *-ik* in Wörtern wie *Kredit, Appetit, Politik, Musik*. Die kurze Aussprache der Langvokale *o*, *u*, *ü* und *i* ist dabei regelmäßig mit einer Veränderung der Vokalqualität (Senkung, z.B. *schon* [ʃoːn] > [ʃɔn]) verbunden, die hier nicht eigens betrachtet werden soll. Nach Mihm (2000: 2113) treten standarddivergente Vokalkürzungen „in allen nrdtdt. [norddeutschen] Umgangssprachen auf“. Empirische Untersuchungen bestätigen das Vorkommen des Merkmals in den Regiolekten in Nordniedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Westfalen (Lauf 1996: 202, 206, vgl. Herrmann-Winter 1979: 141), in der Altmark und Berlin-Brandenburg (Schönfeld 1989: 91), im Ruhrgebiet (Salewski 1998: 41f.) sowie im „nord- und südniederrheinischen Regiolekt“ (Elmentaler 2005: 401).

Die weite Verbreitung der Variante im norddeutschen Raum wird meist damit erklärt, dass hier eine „niederdeutsch-bedingte Abweichung von der Standardaussprache“ (Martens/Martens 1988: 135) vorliege. Da anders als im Hochdeutschen im Niederdeutschen sprachhistorisch alte Kurzvokale „durchgängig erhalten geblieben“ sind (Salewski 1998: 41, vgl. Schirmunski 1961/2010: 235f.), liegt eine Interpretation der standarddivergenten Vokalkürzung in den norddeutschen Regiolekten als „Interferenzmerkmale“ (Dahl 1974: 346, 349) im hochdeutsch-niederdeutschen Kontakt zunächst nahe. Eine Sichtung aller Wörter, die in präskriptiven Aussprachewörterbüchern des Deutschen mit schwankender Vokalquantität verzeichnet werden, ergibt freilich, dass der sprachhistorische Hintergrund heutiger Quantitätsvarianz sehr heterogen und nur eine Teilmenge der heute frequenten Standardabweichungen auf den Erhalt alter Kürzen zurückzuführen ist (Tröster-Mutz 2004: 258f.). Schon Schirmunski (1961/2010: 240) weist darauf hin, dass neuhochdeutschen Kurzvokalen auch eine „Kürzung alter Längen“ (z.B. bei *schon, Rost*) zugrunde liegen könne, diese Kürzun-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gen träten „in der Literatursprache und in den Mundarten nicht regelmäßig, sondern sporadisch, mit beträchtlichen örtlichen Schwankungen in der Verteilung der Wörter“ auf. Der sprachhistorische Befund legt nahe, dass die Varianz der Vokalquantität „offensichtlich nicht mehr allein durch niederdeutsches Substrat geprägt“ ist (Salewski 1998: 42).

Der Beobachtung, dass die „Vokalkürze an einzelne Wörter gebunden“ ist (Schönfeld 1989: 72), trägt die Forschungsliteratur meist dadurch Rechnung, dass sie ihre Aussagen auf angegebene Gruppen von Beispiellexemen bezieht. Die Lexembindung der standarddivergenten Vokalkürze hat auch zur Folge, dass der Versuch, die areale Verbreitung des Merkmals zu fassen, „alles andere als übersichtlich gerät“ (AAS Bd. 1: 66). Die Wortkarten des ADA zeigen, dass die standarddivergente Vokalkürze keineswegs ein spezifisch norddeutsches Phänomen ist, sondern bei einigen Lexemen eher in Süddeutschland (*Obst, schon*), bei anderen Lexemen eher in Norddeutschland (*geröstet*) verortet wird oder eher in west-östlichen Raumgliederungen auftritt (*Spaß, Oma*). Schon Viëtors (1888) Befragung erbrachte den Befund, dass selbst innerhalb des norddeutschen Raumes kaum eines seiner Testwörter in einheitlicher Ausprägung der Vokalquantität verwendet wurde, eine Ausnahme bildete z.B. die Wortgruppe *Bad, Glas, Rad, Schlag*, die an allen vier Erhebungsorten Norddeutschlands übereinstimmend kurz realisiert wurde.

Soziale und situative Faktoren für das Auftreten der standarddivergenten Vokalkürze werden von der Literatur nur selten und uneinheitlich bestimmt. Nach Herrmann-Winter (1979: 141) markieren die Kürzungen standardgemäß langer Vokale im Norden der DDR „weder soziale, demographische oder andere extralinguistische Differenzierungen der Sprecher, noch können sie als stilistisch allophone Wahlmöglichkeiten gelten“. Schönfeld (1989: 80) konstatiert zehn Jahre später für die Magdeburger Umgangssprache dagegen, dass Vokalkürzungen vor allem bei Arbeitern und Handwerkern aufträten. Im Berlinischen werden ihm zufolge die Kürzen vor allem im Register des „starken Berlinerns“ sowie „beim schnellen und lässigen Sprechen“ gehäuft realisiert (Schönfeld 2001: 74). Auch Salewski (1998: 42) sieht für das Auftreten des Merkmals „einen Zusammenhang mit der Sprechgeschwindigkeit“. Tröster-Mutz (2004: 252) bringt dagegen Belege für Gesprächszüge, in denen ein Sprecher in enger Folge ein und dasselbe Lexem einmal mit Kurzvokal und einmal mit Langvokal realisiert, „ohne dass ein Wechsel des Sprachregisters oder eine Verstärkung dialektaler Aussprache nachzuvollziehen wäre“. Ein Vergleich der von Quantitätsvarianz betroffenen Einsilber mit solchen einsilbigen Lexemen, in denen die Langvokale nicht gekürzt werden (z.B. *Lob, Lid, Stab, Tod, Sog*), legt den Schluss nahe, dass die Qualität des silbenschließenden Konsonanten „wohl nicht als Kriterium“ für die Kürzung des tontragenden Vokals herangezogen werden kann (Tröster-Mutz 2004: 261). Allerdings besteht nach Elmentaler (2008: 77) „ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Vokalkürze und spirantischer Realisierung“ des auslautenden *g* (*Tag* [ta:k] vs. [tax]): „Vokalkürze impliziert spirantische *g*-Realisierung (aber nicht umgekehrt)“, mit einer diachronen Tendenz zur Herausbildung einer bidirektionalen Implikation zwischen Vokalkürze und Spirantisierung (ebd.: 79).

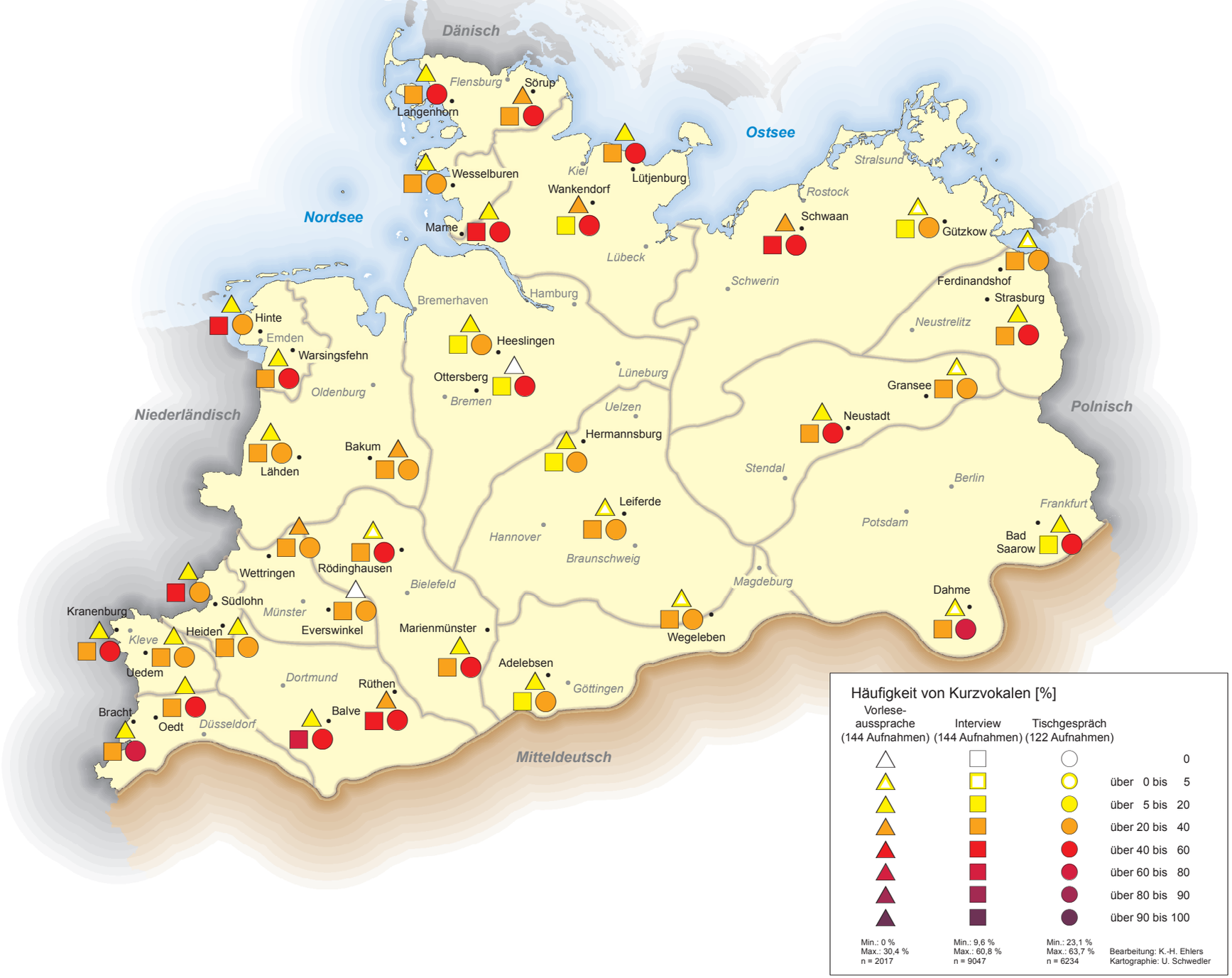
Der Forschungsliteratur sind Hinweise auf einen insgesamt zurückgehenden Gebrauch der standarddivergenten Kurzvokale zu entnehmen. In empirischen Untersuchungen der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kurzvokal statt standarddeutscher Länge

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V6



Karte V6.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1970er Jahre wurde die Vokalkürze in unflektierten Lexemen wie *Tag, Glas, Zug* noch unter die „allgemein verbindliche[n] regionale[n] Variante[n] […] des gesprochenen Hochdeutsch im Norden der DDR“ gezählt, deren „Verbindlichkeit Normcharakter“ habe (Herrmann-Winter 1979: 41, vgl. Dahl 1974: 346). Im zwischen 2004 und 2007 erhobenen REDE-Korpus aus der Region Stralsund ist die „kurze Realisierung von standardsprachlich langem /aː/ in unflektierten Einsilbern (z.B. *Tag, Gas, Schlag*)“ nur noch „selten bzw. vereinzelt nachweisbar“ (Kehrein 2012: 31). Auch in dem Vergleichsort Alt Duvenstedt in Schleswig-Holstein sind diese Vokalkürzen demnach heute „nur in wenigen Fällen“ (ebd.: 295) vorzufinden. Für das westliche Ruhrgebiet und den unteren Niederrhein bestätigen Untersuchungen an einem generationsübergreifenden Korpus im Vergleich der Alterskohorten eine „leichte Tendenz zum Rückgang der kurzvokalischen gegenüber den langvokalischen Varianten bei *krieg, genug, sag, schlag, trag, zug* in einer lexemspezifischen Staffelung“ (Elmentaler 2008: 80).

Variablendefinition Erfasst wurden die Kürzungen standardlanger Vokale in ausgewählten Lexemen bzw. Lexemgruppen. Dabei galten als Bezugspunkte für die standardabweichenden Realisierungen die im Duden-Aussprachewörterbuch kodifizierten Angaben zur Vokalquantität der jeweiligen Lexeme. Untersucht wurden einsilbige Lexeme mit Silbenschluss auf *-as, -aß, -os, -ab, -ad, -ob, -ag, -ug* in isoliertem Auftreten und in Komposita (z.B. *Spaßbad, Zugfahrt*) sowie Lexeme mit den betonten Endsilben *-ik* und *-it* (z.B. *Politik, Profit*), außerdem die Einsilber *gib* (mit Flexionsformen), *nach, schon, röst* (flektiert oder in Komposita) sowie die Zweisilber *genug, über, wieder, Oma* und zweisilbige Flexionsformen des Demonstrativpronomens *diese(s/r/n/m)*. Der Kontext vor *r* wurde nicht berücksichtigt, weil hier nicht ausgeschlossen werden kann, dass die Vokalquantität durch die Vokalisierung des *r* beeinflusst wird (vgl. AAS Bd. 1: 62).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *diese(r), gibt, nach, Nachbarland, schon, über, vernachlässigt, wieder*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Appetit, diese(r/s), Flug, genug, gib, Glas, Grab, Gras, grob, Kredit, Kritik, los, mag, nach, Oma, Politik, Rad, sag‘, schon, Spaß, Tag, über, wieder, Zug*

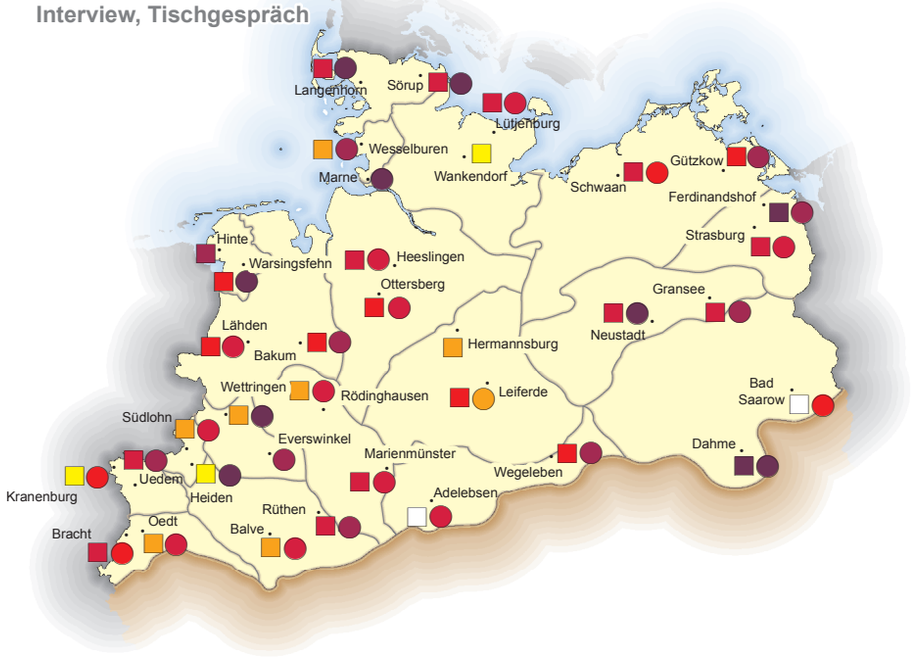
Areale Verbreitung Die zusammenfassende Kartierung der Ergebnisse für alle untersuchten Lexeme und Lexemgruppen ergibt erwartungsgemäß nur eine schwach profilierte Raumgliederung (Karte V6.1). Die Kürzung standardlanger Vokale ist – verteilt auf verschiedene Lexeme – im gesamten norddeutschen Raum verbreitet, die Auftretenshäufigkeit liegt in den Interviews und Tischgesprächen in den meisten Orten zwischen beachtlichen 20 % und 60 % der Belege. Die mit einigem Abstand höchsten Frequenzen mit Werten von 56,6 % bis maximal 63,7 % werden in den Tischgesprächen vor allem im Südwesten des Erhebungsgebietes und in Südbrandenburg erreicht (Bracht/südlicher Niederrhein, Balve/Südwestfalen, Marienmünster/Ostwestfalen, Rödinghausen/Ostwestfalen, Dahme/Südbrandenburg). Die Orte mit den geringsten Frequenzen der Vokalkürzung in den Tischgesprächen finden sich vor allem in den zentralen Regionen Ostfalen (Adelebsen, Wegeleben), Nordostfalen (Hermannsburg) und Nordhannover (Heeslingen) sowie in Vorpommern (Gützkow) mit Prozentwerten zwischen 23,1 % bis 31,7 %.

Eine Betrachtung der arealen Verbreitung der Vokalkürze bei Einzellexemen und Lexemgruppen ist nur da sinnvoll, wo über möglichst weite Re-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

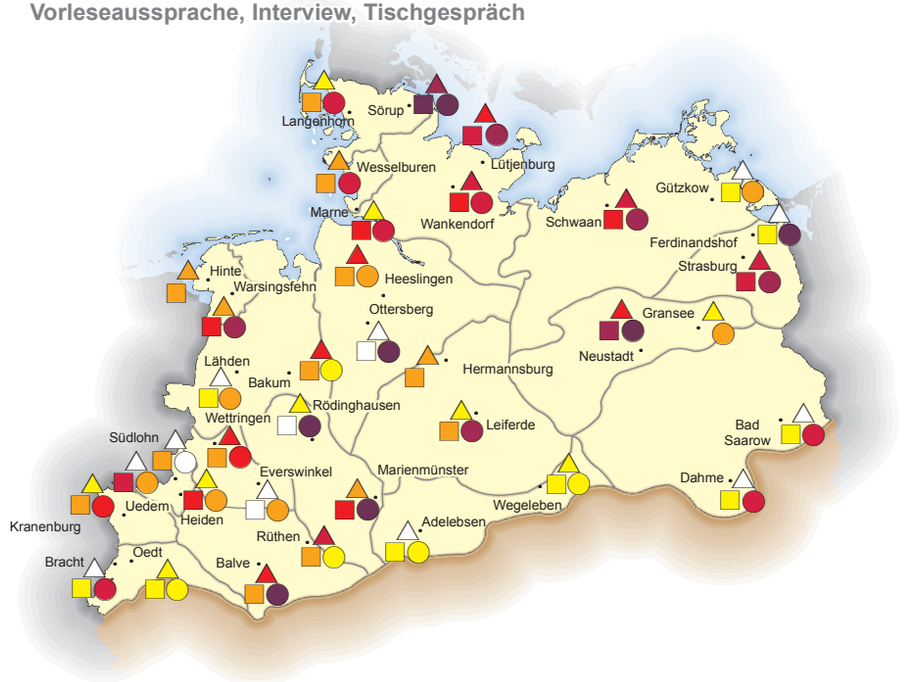
A. Kurzvokal in Lexemen auf *-ag*

Interview, Tischgespräch



B. Kurzvokal im Lexem *nach*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Häufigkeit von Kurzvokalen [%]

Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: - A. Max.: - A. n = -	Min.: 0 % Max.: 93,3 % n = 297	Min.: 36,0 % Max.: 95,2 % n = 765	
B. Min.: 0 % B. Max.: 87,5 % B. n = 576	Min.: 0 % Max.: 94,1 % n = 475	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 518	Bearbeitung: K.-H. Ehlers Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gionen des Erhebungsgebietes höhere Belegzahlen verzeichnet werden können. Für die recht gut belegte Lexemgruppe der Einsilber auf *-ag* ist wiederum eine schwächere Verbreitung der Vokalkürzung in den zentralen Regionen Norddeutschlands erkennbar (Karte V6.2.A). In den Randgebieten tritt das Merkmal dagegen mit zum Teil hohen Frequenzen auf. In den Tischgesprächen werden vor allem im Norden (Dithmarschen, Schleswig, Holstein) Werte von über 80 % der Belege erreicht, auch im gesamten ostniederdeutschen Raum tritt die Vokalkürzung in vielen Erhebungsorten im Tischgespräch mit Frequenzen von über 80 % aller Belege auf, dasselbe gilt für die nordwestlichen Regionen Ostfriesland, Münsterland, Westmünsterland und Nördlicher Niederrhein.

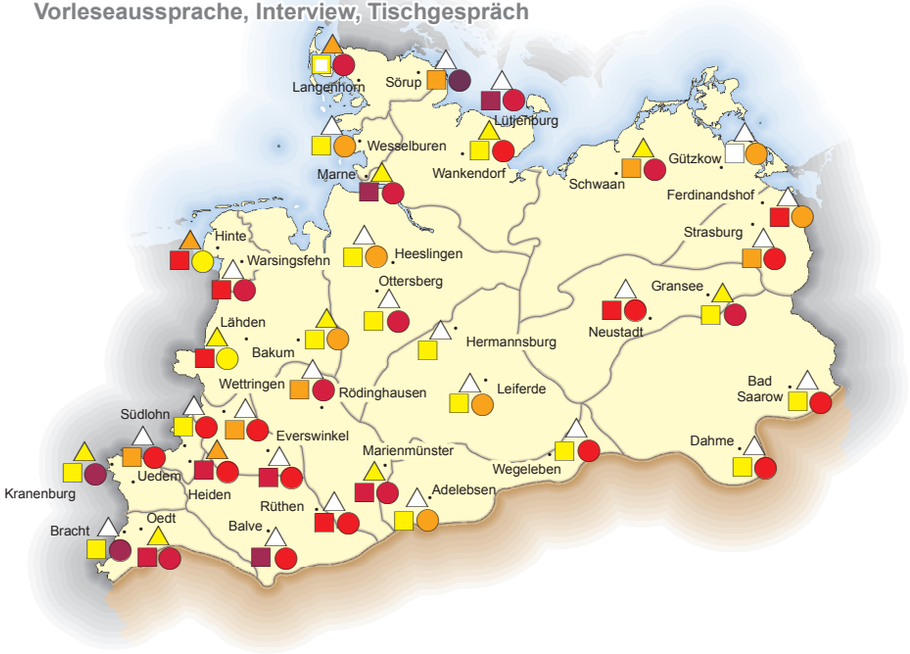
Obwohl das Lexem *nach* den meist spirantisiert gesprochenen Lexemen auf *-ag* (*Tag/Tach; sag'/sach*) phonetisch ähnelt, sind die Vokalkürzungen bei *nach* areal zum Teil anders verteilt (Karte V6.2.B). Hier finden sich vergleichsweise hohe Frequenzwerte auch in zentralen Gebieten Norddeutschlands, während *nach* insbesondere im Westen und Süden Norddeutschlands deutlich seltener mit kurzem Vokal realisiert wird. Regionen, in denen die Vokalkürzungen sowohl beim Lexem *nach* als auch bei der Lexemgruppe auf *-ag* Spitzenwerte von über 80 % der jeweiligen Belege in den Tischgesprächen überschreiten, liegen daher im Nordosten (Nordbrandenburg, Mittelpommern, Mecklenburg-Vorpommern) und im Norden bzw. Nordwesten (Schleswig, Ostfriesland).

Für die Kürzung des Lexems *schon* zeichnet sich keine klare areale Verteilung ab. Auch die unterschiedliche Vokalrealisation bei temporalem und nichttemporalem (abtönendem) *schon* scheint in Norddeutschland nicht durch areale Faktoren bedingt zu sein (Karten V6.3.A-B). Es gibt zwar einige Erhebungsorte, in denen die Vokalkürzung sowohl bei temporalem *schon* als auch bei nichttemporalem *schon* Spitzenfrequenzen von mindestens 60 % in den Tischgesprächen erreichen, diese Orte sind aber regional sehr disparat verteilt (Marne/Dithmarschen, Gransee/Nordbrandenburg, Ottersberg/Nordhannover, Uedem/nördlicher Niederrhein, Rödinghausen/Ostwestfalen). Im Übrigen ergeben sich für die beiden untersuchten Varianten von *schon* in ganz unterschiedlichen Orten maximale Häufigkeiten. Auch bei gesonderter Betrachtung der beiden *schon*-Varianten zeigen sich innerhalb der Teilregionen der Erhebung vielfach sehr heterogene Befunde. So differieren die Häufigkeiten der Vokalkürzung bei nichttemporalem *schon* in den Tischgesprächen zwischen den beiden Erhebungsorten der jeweiligen Teilregion mitunter um über 40 bis zu 80 Prozentpunkte, so in Dithmarschen, Holstein, Nordhannover, Mittelpommern, Südbrandenburg, im Münsterland und in Südwestfalen. In Dithmarschen, Nordhannover, Mecklenburg-Vorpommern, Ostfriesland und Ostfalen liegen die Frequenzen der Vokalkürzung in den Tischgesprächen auch bei temporalem *schon* zwischen den jeweiligen Erhebungsorten um 40 % und mehr auseinander. Die Varianz der Vokalquantität ist beim Lexem *schon* nicht erkennbar areal gegliedert. Die räumliche Verteilung der tatsächlich realisierten Vokalquantitäten im Lexem *schon* weicht also erheblich von dem geschlossenen Kartenbild ab, das der ADA auf der Basis einer indirekten Erhebung (Internetbefragung) zeichnet (ADA Fragen 9h, i). Der Befund, dass die Befragten des ADA sowohl beim adverbialen als auch beim abtönenden *schon* im gesamten norddeutschen Raum nahezu ausnahmslos die langvokalische Realisierung für üblich halten, könnte als Indiz gewertet werden, dass die Langform hier als die unmarkier-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

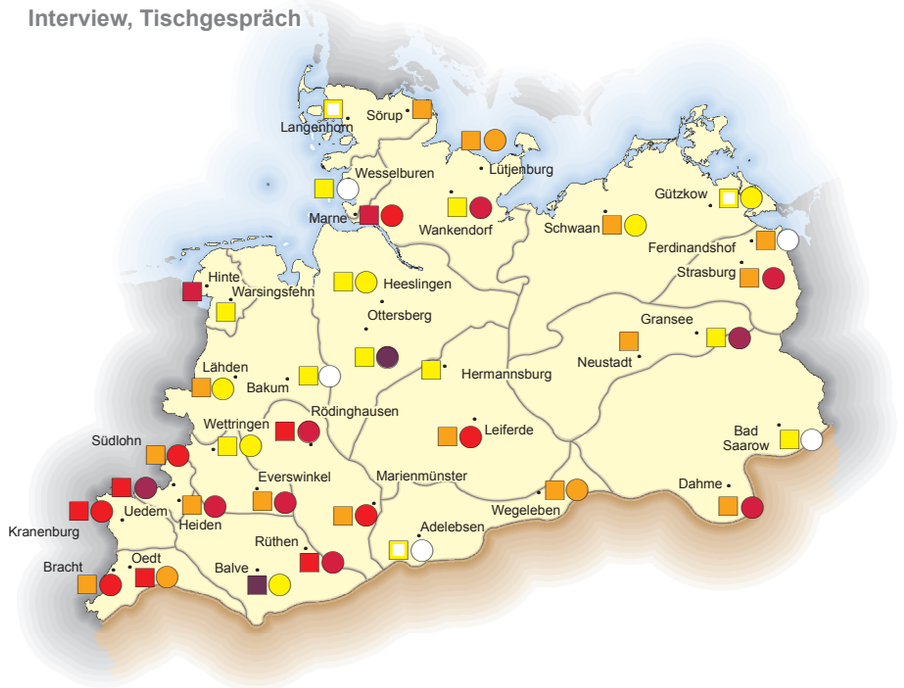
A. Kurzvokal in temporalem *schon*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



B. Kurzvokal in nichttemporalem *schon*

Interview, Tischgespräch



Häufigkeit von Kurzvokalen [%]

	Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
	△	□	○	0
	△	□	○	über 0 bis 5
	△	□	○	über 5 bis 20
	△	□	○	über 20 bis 40
	△	□	○	über 40 bis 60
	△	□	○	über 60 bis 80
	△	□	○	über 80 bis 90
	△	□	○	über 90 bis 100
	A. Min.: 0 % A. Max.: 25,0 % A. n = 285	Min.: 0 % Max.: 84,6 % n = 749	Min.: 12,9 % Max.: 92,3 % n = 1381	
	B. Min.: - B. Max.: - B. n = -	Min.: 3,3 % Max.: 92,0 % n = 2207	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 307	Bearbeitung: K.-H. Ehlers Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

te Realisierung wahrgenommen wird. Die tatsächlich häufig auftretende Vokalkürze bei *schon* wäre in Norddeutschland entsprechend eher situativ (s.u.) oder konversationell als areal bedingt.

Für die drei erfassten zweisilbigen Lexeme *wieder, über* und *Oma* ist dagegen eine sehr deutliche Konzentration der standarddivergenten Realisierung im Südwesten des Erhebungsgebietes zu verzeichnen (Karten V6.4.A-C). Kurzes *Omma* tritt nahezu ausschließlich im Süden der westlichen und zentralen Teilregionen auf, hier bestätigen die SiN-Daten die Ergebnisse der ADA-Befragung zur Anrede der Großmutter (vgl. ADA Frage 2a). Standardabweichendes *übber* und *widder* sind ebenfalls schwerpunktmäßig im Südwesten des Erhebungsgebietes anzutreffen, können aber außerdem in Ostfriesland und in Holstein und angrenzenden Regionen mit höheren Häufigkeiten nachgewiesen werden. Kurzes *über* und *wieder*, die am südlichen Niederrhein im Tischgespräch Spitzenwerte von 66,7 % (*wieder*, Bracht) und 58,3 % (*über*, Oedt) erreichen, treten in den holsteinischen Erhebungsorten im Tischgespräch immerhin mit Frequenzen zwischen 20 % und 34,3 % der Belege auf, in Ostfriesland liegen die Prozentwerte für *übber* und *widder* im Interview zwischen 11 % und 46,7 %. Der extrem hohe Prozentwert für kurz realisiertes *übber* im mittelpommerschen Ferdinandshof geht auf nur auf sieben Belege bei zwei Gewährspersonen zurück und ist deshalb als Ausreißer zu bewerten.

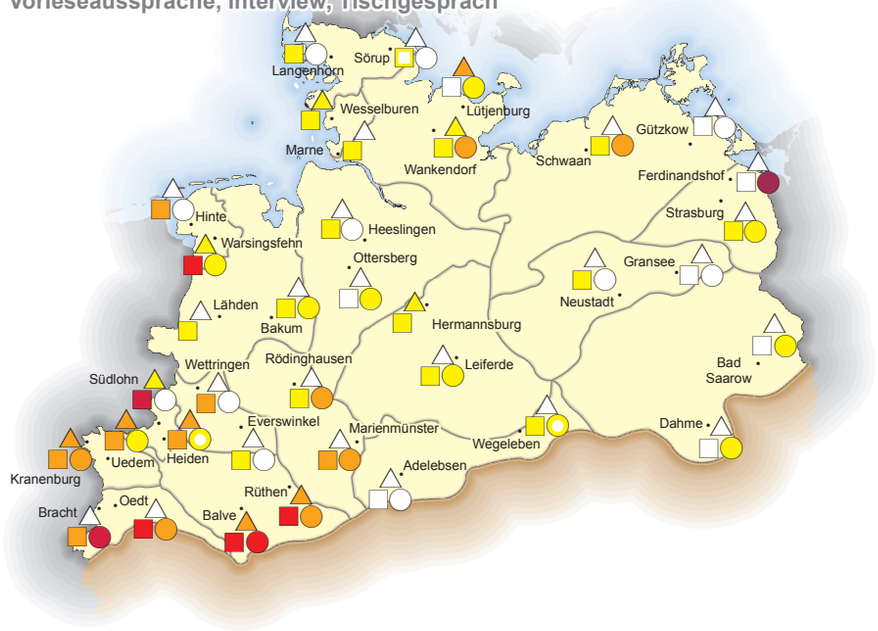
Situative Verteilung Die Verwendung der standarddivergenten Vokalkürze nimmt recht deutlich zu, wenn der Formalitätsgrad der Gesprächssituation sinkt. Treten Kurzvokale bei allen untersuchten Lexemen in der Vorleseaussprache nur bei 11,8 % der Belege (n=2017) auf, so steigt ihr Vorkommen in den formellen Interviews auf 27,4 % (n=8052) und erreicht in den informellen Tischgesprächen den Spitzenwert von 43,4 % aller Belege (n=6234). Ähnlich stetige Zunahmen der Standardabweichung bei der Vokalquantität finden sich auch bei einzelnen Lexemen und Lexemgruppen. Beispielsweise wird temporales *schon* (*schon am Morgen*) in den Vorlesetexten zu 5,3 % kurz gesprochen (n=285), in den Interviews zu 34,4 % (n=749) und in den Tischgesprächen zu 52,7 % (n=1391). Vergleichbar sind die Zahlenverhältnisse bei isoliert auftretendem *nach* (*nach Hamburg, nach der Schule*), auch hier nimmt die Häufigkeit der Vokalkürzung von den Vorlesetexten (24,5 %, n=576) über die Interviewsprache (36,8 %, n=475) bis zu den Tischgesprächen zu (58,9 %, n=518). In beiden Fällen zeigen die Karten (Karten V6.3.A und V6.2.B), dass an mehreren Orten des Erhebungsgebietes die Vokalkürzung in der normorientierten Vorleseaussprache gar nicht auftritt. Eine zunehmende Häufigkeit von Vokalkürzungen in informellen Gesprächssituationen ist im Gesamtkorpus auch für die Lexeme auf *-ag* und die Lexeme auf *-ad* nachzuweisen, für die es allerdings in den Vorlesetexten keine Belegstellen gibt. In beiden Fällen liegt die Frequenz der Kurzvokale in den Tischgesprächen um rund 20 Prozentpunkte höher als in den Interviews (57,2 % bzw. 53,6 % versus 77,8 % bzw. 72,4 %). Die Karte zur Verteilung der Vokalkürze in Lexemen auf *-ag* zeigt allerdings auch, dass an einzelnen Orten die Frequenz der standarddivergenten Vokalrealisierung im Interview ausnahmsweise höher ausfällt als im Tischgespräch.

Einfluss der Basisdialekte Wie oben ausgeführt, könnte nur bei einem Teil der untersuchten Lexeme die standarddivergente Vokalkürzung in den norddeutschen Regiolekten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

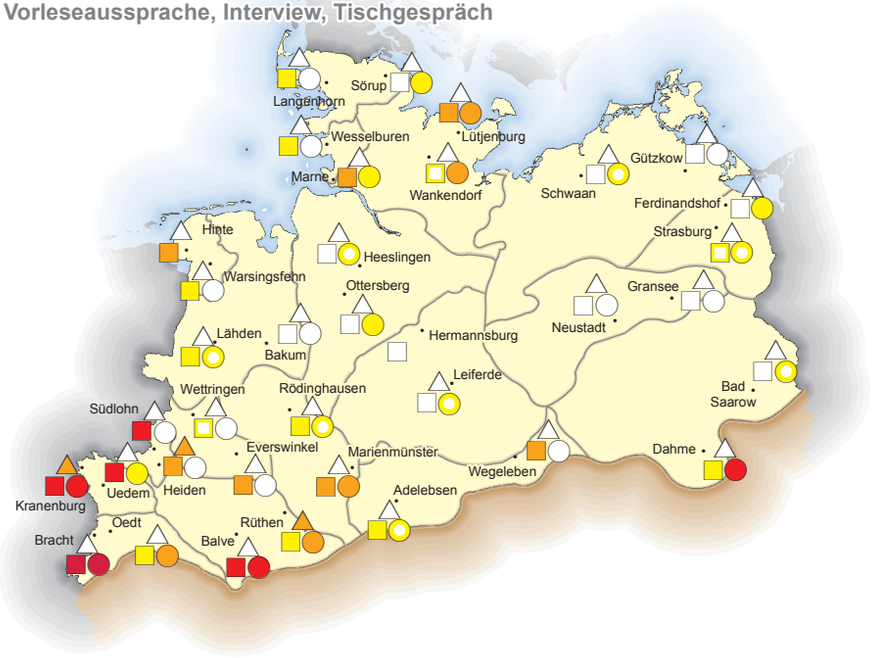
A. Kurzvokal im Lexem *über*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



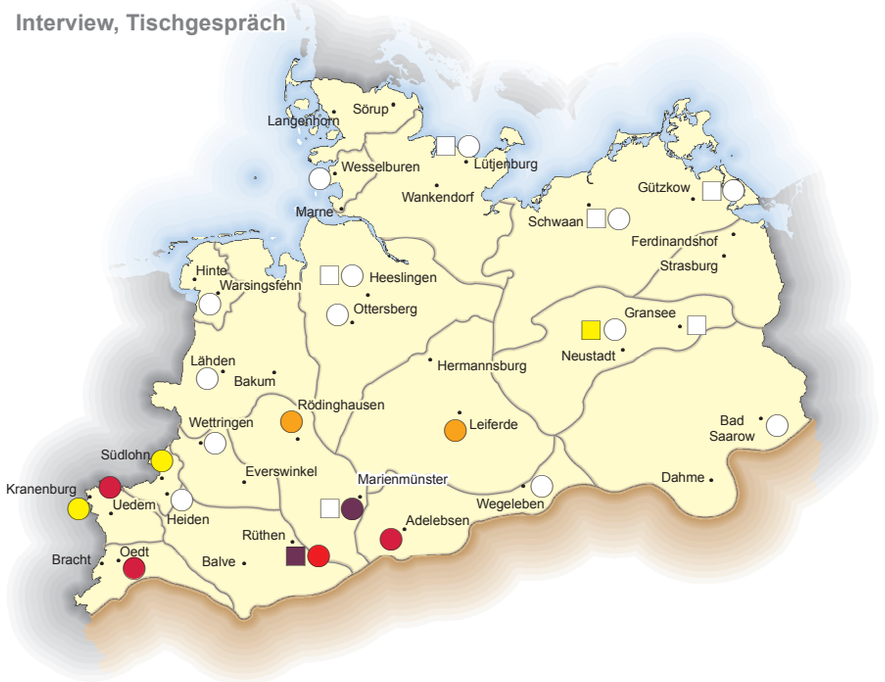
B. Kurzvokal im Lexem *wieder*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



C. Kurzvokal im Lexem *Oma*

Interview, Tischgespräch



Häufigkeit von Kurzvokalen [%]

	Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)
0	△	□	○
über 0 bis 5	△	□	○
über 5 bis 20	△	□	○
über 20 bis 40	△	□	○
über 40 bis 60	△	□	○
über 60 bis 80	△	□	○
über 80 bis 90	△	□	○
über 90 bis 100	△	□	○
	A. Min.: 0 % A. Max.: 37,5 % A. n = 288	Min.: 0 % Max.: 75,9 % n = 1032	Min.: 0 % Max.: 85,7 % n = 661
	B. Min.: 0 % B. Max.: 25,0 % B. n = 144	Min.: 0 % Max.: 66,7 % n = 920	Min.: 0 % Max.: 64,7 % n = 949
	C. Min.: - C. Max.: - C. n = -	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 82	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 237

Bearbeitung: K.-H. Ehlers
Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auf eine „mundartliche Interferenz“ (Gernentz 1974: 230) zurückgeführt werden. Hierzu würden die einsilbigen Lexeme auf *-ad* (*Bad, Rad*) zählen, bei deren niederdeutschen Entsprechungen alte Kürzen erhalten geblieben sind, die im hochdeutsch-niederdeutschen Kontakt in die hochdeutschen Sprachlagen transferiert werden könnten. Die Ergebnisse für die im Korpus leider nicht durchgängig belegte Lexemgruppe widersprechen allerdings dieser Annahme, denn ausgerechnet im traditionell niederdeutschfernen Südbrandenburg, in dem auch keine der Gewährspersonen über Niederdeutschkompetenz verfügt, tritt die Vokalkürzung bei Lexemen auf *-ad* deutlich häufiger auf als im Durchschnitt des Gesamtkorpus. Im Tischgespräch werden hier 85 % (n=20) der Belege kurzvokalisch realisiert, im wesentlich dialektstärkeren Münsterland liegen die entsprechenden Frequenzen dagegen bei nur 66,7 % (n=15), der Durchschnittswert im Gesamtkorpus der Tischgespräche ist 72,4 % (n=105). Ein Blick auf die Karte zur Verbreitung der Kurzvokale bei Lexemen auf *-ag*, deren niederdeutsche Entsprechungen ebenfalls kurzvokalisch sind, zeigt, dass die Häufigkeiten der standarddivergenten Kürzung im dialektfernen Brandenburg in Interview und Tischgespräch ebenso hohe Frequenzen erreichen wie in den dialektstarken Regionen Dithmarschen, Holstein oder Ostfriesland (Karte V6.2.A). Andererseits werden die zweisilbigen Flexionsformen des Demonstrativpronomens *diese* im gesamten Erhebungsgebiet nur äußerst selten mit Kurzvokal realisiert, obwohl ihnen im Niederdeutschen Formen mit Kurzvokal entsprechen (*disse/düsse*). Das in den Tischgesprächen nicht belegte Pronomen wird jedenfalls in den Interviews auch in den dialektstärksten Regionen nur äußerst selten, zum Teil nie gekürzt realisiert (z.B. Dithmarschen 2,6 %, n=63, Holstein 2,3 %, n=44; Ostfriesland 0 %, n=87). Die Vokalkürzungen, die in norddeutschen Regiolekten bei bestimmten Lexemen und Lexemgruppen auftreten, mögen zwar zu einem Teil diachronisch auf niederdeutsche Interferenz zurückzuführen sein, im gegenwärtigen Sprachgebrauch ist die Varianz der Vokalquantität aber nicht mehr eindeutig an basisdialektale Einflüsse gebunden und hat lexemspezifisch eigenständige regiolektale Geltung.

Morphophonetischer Kontext und Lexembindung Von den 6234 Belegen für die untersuchten Lexeme im Gesamtkorpus der Tischgespräche werden 43,4 % standarddivergent mit Kurzvokal realisiert. Bei einzelnen Lexemen und Lexemgruppen liegen die Häufigkeiten der Standardabweichung allerdings deutlich über oder unter dieser bemerkenswert hohen Durchschnittsfrequenz der Vokalkürzung. Die beträchtlichen Frequenzunterschiede im Auftreten der Vokalkürzung bei verschiedenen Lexemen und Lexemgruppen belegen die strikte Lexembindung der Variable. Mit Abstand am häufigsten werden in den norddeutschen Tischgesprächen Lexeme auf *-ag* (*mag, Belag*) mit 77,8 % (n=765), Lexeme auf *-ug* (*Zug, Betrug*) mit 70,2 % (n=114) und Lexeme auf *-ad* (*Bad, Radlader*) mit 72,4 % (n=105) der Belege mit einem Kurzvokal gesprochen.

Für die auf *-g* auslautenden Lexeme bestätigt sich der von Elmentaler (2008: 77-79) für den unteren Niederrhein beobachtete Zusammenhang zwischen Vokalkürzung und spirantischer Aussprache des Auslauts. Im SiN-Korpus zeigten von den mit plosivischem *g* (phonetisch [k]) realisierten Lexemen auf *-ag* nur 10 % (n=140) eine standardabweichende Vokalkürzung, bei den spirantisch auslautenden Lexemen auf *-ag* wurden dagegen 93 % (n=625) mit Kurzvokal realisiert. Auch die

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

meist um das Flexionsmorphem apokopierte Wortform *sage* (*ich sag', sag' mal*) tritt in der spirantisierten Form (*ich sach, sach mal*) zu 86 % (n=96) mit Kurzvokal auf, die seltenere plosivische Aussprache geht dagegen nur in 24 % der Fälle mit einer Vokalkürzung ([zak]) einher (n=25). Bei den Lexemen auf *-ug* (*Betrug*) liegen die Verhältnisse in den Tischgesprächen ähnlich. Hier erfahren die Belege mit spirantisiertem Auslaut (*Betruch*) zu 86 % zugleich eine Vokalkürzung (n=86), die plosivisch realisierten Lexeme werden nur in 21,4 % der Fälle (n=28) mit Kurzvokal realisiert. Auch bei dem zweisilbigen Lexem *genug* ist die übliche spirantische Aussprache (*genuch*) in der Regel mit einer Vokalkürzung kookkurrent (84,4 %, n=45, in den Tischgesprächen); Belege mit plosivischem *g* ([k]), die im Gesamtkorpus überhaupt nur achtmal verzeichnet sind, werden durchweg mit stddt. Langvokal gesprochen. Die hohen Prozentwerte für die Vokalkürzung in den Lexemen mit spirantisiertem *g* im Auslaut lassen es gerechtfertigt erscheinen, diesen phonetischen Zusammenhang als eine norddeutsche Oralisierungsnorm zu bezeichnen.

Während die Vokalkürzung in den Lexemgruppen auf *-ag* und *-ad* in den Tischgesprächen bei über 70 % und zum Teil deutlich höheren Frequenzen liegt, tritt das Merkmal bei einer Reihe von Einzellexemen nur bei mehr oder weniger als der Hälfte aller Belege auf. Hier sind die Wortform *gib* in verschiedenen Flexionsformen zu nennen (*gibt, gibst*), die im Tischgespräch in 44,2 % (n=301) mit kurzem Vokal gesprochen wird. Das Lexem *schon* wird im Tischgespräch in 52 % der Fälle mit verschiedenen syntaktischen Funktionen kurz realisiert (n=1688). Das Lexem *nach* tritt hier in 58,9 % (n=518) der isolierten Belege mit Kurzvokal auf. In gewisser Analogie zu den Lexemen auf *-ag* sind auch bei *nach* mit dem Kontext *a* vor Velarfrikativ im Auslaut vergleichsweise hohe Frequenzen für eine Kürzung des Vokals zu verzeichnen. In Komposita wie *nachdenken* und *nachher* verringert sich die Häufigkeit standardabweichender Kürze bei *nach* allerdings auf 47,7 % (n=371). Ob bei den Lexemen auf *-ag* eine ähnliche Differenz in der Vokalrealisation zwischen dem isolierten Auftreten und der kompositionellen Einbindung der Lexeme beobachtet werden kann, wäre noch zu untersuchen.

Bei einer dritten Gruppe von Lexemen treten Vokalkürzungen höch-stens bis zu einem Drittel der Belege auf. Vergleichsweise häufige Abweichungen vom Standard finden sich in den Tischgesprächen in dieser Gruppe bei den Lexemen auf *-as* (*Glas*) mit 31 % (n=47) und den nur selten nachgewiesenen Lexemen auf *-aß* (*Spaß*) mit 16 % (n=25). Während Belege für kurzes *Glass* über den gesamten norddeutschen Raum verstreut sind, lassen sich Nachweise für kurz realisiertes *Spass* ausschließlich am nördlichen und am südlichen Niederrhein verzeichnen (vgl. übereinstimmend ADA Frage 9a). Dass die Vokalkürzungen in den zweisilbigen Lexemen *über, wieder* und *Oma* ebenfalls auf den Südwesten des Erhebungsgebietes beschränkt sind, ist bereits angesprochen worden. Im Zusammenhang des gesamten Korpus der Tischgespräche belaufen sich die lokal recht hohen Frequenzen der standarddivergenten Vokalkürze bei diesen Zweisilbern auf Werte zwischen 12,9 % (*wieder*) und 19 % (*Oma*). Selten und ohne erkennbare regionale Präferenzen treten Vokalkürzungen in den betonten Endsilben *-ik* (*Physik, Musik*) und *-it* (*Profit, Granit*) auf, die allerdings im Korpus nur gering belegt sind. In den Interviews und Tischgesprächen sind 10,3 % der 39 Belege für die Endsilbe *-ik* und 10 % der 20 Belege für die Endsilbe *-it* kurz realisiert (vgl. AAS Bd. 2: 161f., der die Kürzung der Endsil-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ben *-it* und *-ik* eher für Süddeutschland nachweist). Das vergleichsweisehäufig belegte Lexem *los* (*ging los, loslegen*) wird nur in sehr seltenen Fällen kurz gesprochen, in den Tischgesprächen nur in 4,1 % der 194 Belege. Noch niedriger liegt die Frequenz der Vokalkürzung bei den zweisilbigen Flexionsformen des Demonstrativpronomens *diese*, das allerdings nur in den Interviews mit nennenswerten Belegzahlen auftritt. Die Häufigkeit der standardabweichenden Aussprache *disse-* erreicht hier nur 1,4 % (n=1214).

Semantisch-syntaktischer Kontext Tröster-Mutz (2004: 255f.) weist darauf hin, dass die variierende Vokalquantität von Aussprachewörterbüchern bei einigen Lexemen mit einem Bedeutungsunterschied in Verbindung gebracht wird, beispielsweise bei *Rost* (ʁɔst] ‚Eisenoxid' vs. [ʁoːst] ‚Metallgitter'). An den Lexemen *schon* und *nach* wurde überprüft, ob die Varianz der Vokalquantität mit Unterschieden in der Semantik bzw. der syntaktischen Funktion dieser polyfunktionalen Lexeme korreliert. Das in den Interviews und Tischgesprächen häufig gebrauchte Lexem *schon* wurde in Belege mit eindeutig temporaler Semantik (*schon immer, vorhin schon, schon am Anfang*) und Belege mit nichttemporaler Semantik, die meist die Funktion von Abtönungspartikeln übernehmen (*ich denke schon, das kriegen wir schon hin, schon schade*), differenziert. Beide Beleggruppen weisen in den Interviews und in den Tischgesprächen sehr ähnliche Häufigkeiten von Kurzvokalen auf. Temporales *schon* wird in den Interviews in 34,4 % der Fälle (n=743) zu *schonn* gekürzt, nichttemporales *schon* in 33,6 % (n=2207). In den Tischgesprächen liegen die Prozentwerte für die standarddivergente Vokalkürze mit 52,7 % (temporal, n=1381) und 48,5 % (nichttemporal, n=307) ebenfalls nahe beieinander. Ein Zusammenhang zwischen der Semantik bzw. der syntaktischen Funktion und der Vokalkürzung lässt sich bei *schon* somit nicht nachweisen.

Bei isoliertem und nicht als getrenntes Präfix auftretendem *nach* wurde zwischen Belegen eindeutig direktionaler Semantik (*nach Braunschweig, ich geh nach Aldi, er wollte nach draußen*) und den vielfältigen Belegen mit nichtdirektionaler Semantik unterschieden (*nach dem Motto, sieht aus nach Toilette, nach Worten suchen, nach und nach Platt gelernt, nach vier Jahren*) unterschieden. Sowohl in den Interviews als auch in den Tischgesprächen zeichnet sich hier eine höhere Frequenz der Vokalkürzung bei direktionalem *nach* ab. Allerdings sind die absoluten Belegzahlen bei isoliertem *nach* bei wei-tem nicht so hoch wie bei *schon*, der Befund daher weniger verlässlich. 46,4 % der Belege für direktionales *nach* (n=209) werden im Interview mit Kurzvokal realisiert, im Fall der nichtdirektionalen Belege waren es nur 28,6 % (n=248). In den Tischgesprächen stehen 63,5 % Kurzformen von direktionalem *nach* (n=304) 52,3 % Kurzformen von nichtdirektionalem *nach* (n=214) gegenüber. Möglicherweise ist dieser Befund damit zu erklären, dass das fest in Präpositionalphrasen mit Ortsbezeichnung gebundene direktionale *nach* in der Regel intonatorisch kaum akzentuiert wird.

Salienz, Situativität, Normativität und Mental Maps Anhand des Testsatzes Nr. 26 „Kann ich noch ein *Glass* Wein bekommen?" wurde im gesamten Erhebungsgebiet die Salienz der Vokalkürze getestet. Von den 142 getesteten Gewährspersonen haben nur 13,4 % (n=19) die Vokalkürze im Stimuluswort *Glass* als standardabweichend wahrgenommen. Bemerkenswert häufig wurde die Standarddivergenz in den Regionen Mittelpommern und Nordostfalen bemerkt (jeweils von der Hälfte der Gewährspersonen),

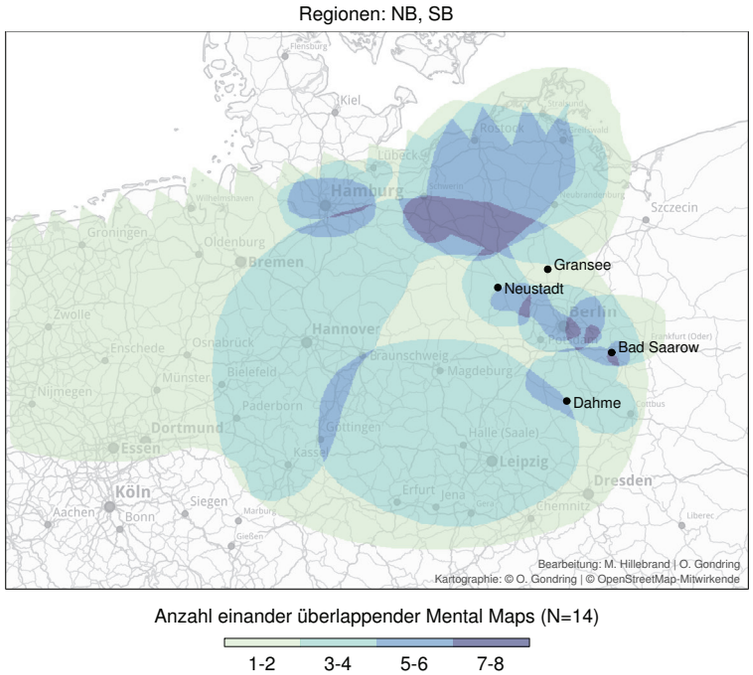
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

während die übrigen Ergebnisse für die Salienz des Merkmals über die ganze Erhebungsregion verstreut auftraten. Leider können die Ergebnisse des Salienztests nicht mit Produktionsdaten für das Stimuluswort in Beziehung gesetzt werden, weil die Belegzahlen für *Glas* in den Gesprächssituationen nur sehr gering sind. Festzuhalten ist, dass das kurz realisierte Lexem *Glass* in Norddeutschland im Allgemeinen nur sehr schwach salient ist. Von den 19 Gewährspersonen, die die Vokalkürze im Lexem als standardabweichend erkannt haben, würden vier *Glass* in keiner Gesprächssituation verwenden und auch ihre Kinder in der vorgegebenen Testsituation korrigieren. Sieben weitere Gewährspersonen würden den Gebrauch des Stimuluswortes *Glass* auf informelle familiäre Gesprächssituationen begrenzen. Etwas mehr als die Hälfte aller Personen, die das Merkmal bemerkt haben (57,9 %, n=11), empfinden es als derart normabweichend, dass sie ihre Kinder in der Testsituation bei Verwendung von kurz realisiertem *Glass* korrigieren würden. Anders als beim einsilbigen Testwort *Glass* ist die Vokalkürzung beim Stimuluswort *Omma* ‚Oma', das in Nord- und Südbrandenburg auf seine Salienz getestet wurde, von sämtlichen Gewährspersonen der beiden Regionen als standardabweichend bemerkt worden. Im Situativitätstest gibt die Hälfte der 16 Brandenburgerinnen an, dass sie kurz ausgesprochenes *Omma* niemals verwenden würden; keine dieser Gewährspersonen würde es in dieser Form in formellen Situationen gebrauchen. Die Mehrheit (68,7 %) der getesteten 16 Gewährspersonen aus Brandenburg hält die Vokalkürze in *Omma* für so normwidrig, dass sie ihre Kinder in der vorgegebenen Testsituation entsprechend korrigieren würden. Im Arealitätstest lokalisieren die Befragten der vier Brandenburger Erhebungsorte die Gebiete, in denen sie eine Vokalkürzung in *Omma* als üblich vermuten, auffallend disparat und häufig weit entfernt vom eigenen Wohnort. Die meisten Überlagerungen wiesen die entsprechenden Mental Maps im Süden Mecklenburgs in einer Region um Parchim auf (Karte V6.5 A). Die tatsächliche Häufung der Vokalkürzung in *Omma* im Südwesten Norddeutschlands (Karte V6.4 C) gehört nicht zum Sprachraumkonzept der Befragten aus Brandenburg. Kurz realisiertes *Omma* wird offensichtlich nur von wenigen Brandenburger Testpersonen als ein Brandenburger Merkmal angesehen, es ist in dieser Region hochsalient und wird überwiegend als normabweichend empfunden.

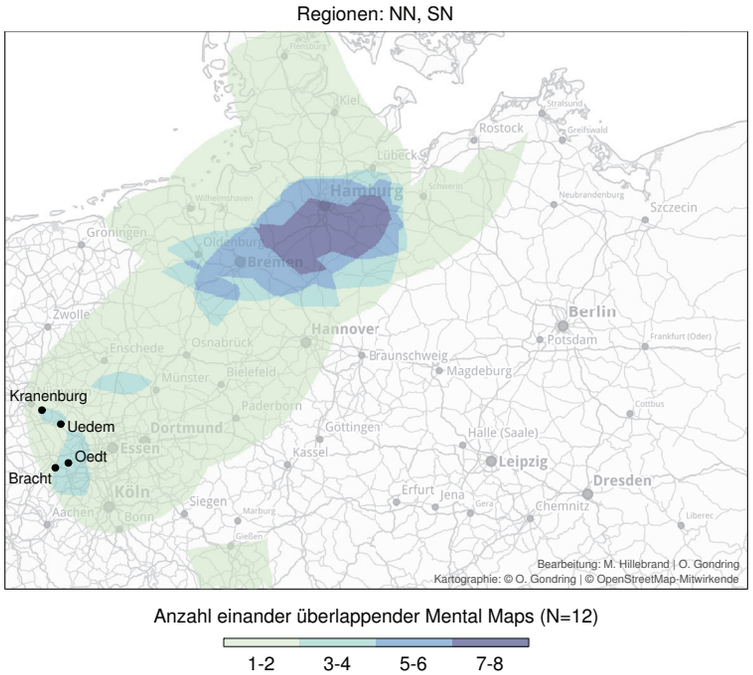
Die Kürzung des Lexems *wieder* zu *widder* ist in den beiden Regionen südlicher und nördlicher Niederrhein auf seine Salienz getestet worden. Diese Gebiete gehören nach unseren Performanzdaten zu den Schwerpunktregionen mit hoher Frequenz von *widder* im Sprachgebrauch der Interviews und Tischgespräche (Karte V6.4 B). Nur fünf (31,3 %) der 16 niederrheinischen Gewährspersonen nehmen die Vokalkürze im Stimuluswort *widder* als standarddivergent wahr. Die Salienz von *widder* ist in den südwestlichen Regionen des Erhebungsgebietes also vergleichsweise gering. Keine der fünf Gewährspersonen, die *widder* als Abweichung vom Standard bemerken, würde das Lexem in dieser Aussprache in formellen Situationen verwenden, alle fünf Gewährspersonen würden ihr Kind in der vorgegebenen Redesituation des Normativitätstests korrigieren, wenn es *wieder* mit kurzem Vokal realisiert. Im Arealitätstest verlegen die niederrheinischen Gewährspersonen die angenommenen Verbreitungsgebiete von kurzem *widder* kontrafaktisch eher in nordniedersächsische Regionen als in ihr eigenes Lebensumfeld. Die Mental Maps überlagern sich am häufig-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Omma



widder



Karte V6.5 A-B

sten in einem Raum zwischen Hamburg und Lüneburg (Karte V6.5 B). Kurz gesprochenes *widder* scheint mit dieser konzeptuellen Anbindung an den Großraum Hamburg von den Befragten am Niederrhein als typisch norddeutsche Ausspracheform empfunden zu werden.

Abschließende Interpretation

Entgegen einigen Hinweisen in der Forschungsliteratur, die für einen allmählichen Abbau des Merkmals sprechen, tritt die standardabweichende Vokalkürzung in unserem Korpus bei einer Reihe von Lexemen noch mit hohen Frequenzen auf. Vorkommen und Frequenz der Kurzvokale sind dabei deutlich lexemgebunden. Auch die areale Verteilung der standarddivergenten Kurzvokale unterscheidet sich zwischen den einzelnen Lexemen bzw. Lexemgruppen erheblich. Die Salienz des Merkmals ist erwartungsgemäß in den Regionen gering, wo die Vokalkürzung beim entsprechenden Lexem im Sprachgebrauch frequent auftritt. Allerdings scheint bei einigen Lexemen, wie z.B. *schon*, die Variation der Vokalquantität innerhalb des norddeutschen Raumes gar nicht areal gegliedert zu sein. Bei den meisten Lexemen verwenden die Gewährspersonen die standarddivergenten Kurzvokale umso häufiger, je weniger formell die gegebene Gesprächssituation ist. Das Auftreten von Vokalkürze ist nicht (mehr) durch den Einfluss des niederdeutschen Basisdialekts beeinflusst, sondern tritt für die jeweiligen untersuchten Lexeme bzw. Lexemgruppen als eigenständiges regionalsprachliches Merkmal auf.

KHE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Hebung, Senkung und Rundung von kurzem *i*

Belegzahl: 24443
T: 9811 B. aus 36 Orten (Ø 273 B.), 122 Gpn.
I: 11789 B. aus 36 Orten (Ø 327 B.), 144 Gpn.
V: 2843 B. aus 36 Orten (Ø 79 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Lauf (1996: 197f., 201, 203). Nordniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 382) [Hamburg], Auer (1998: 181) [Hamburg], Lameli (2004: 225-227) [Neumünster], Kehrein (2012: 294f.) [Alt Duvenstedt]. Ruhrgebiet: Scholten (1988: 126-135) [Duisburg], Mihm (1997: 21f.), Salewski (1998: 36f., 52-56) [Duisburg, Dortmund]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 349) [Mecklenburg-Vorpommern], Rosenberg (1986: 116) [Berlin], Schönfeld (2001: 71) [Berlin], Kehrein (2012: 309) [Stralsund].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 129f., Karte I.1 und I.2).

Forschungsstand In Hinblick auf den Kurzvokal *i* (stddt. [ɪ]) werden in der Forschungsliteratur zu den norddeutschen Regiolekten drei unterschiedliche Vokalveränderungstypen diskutiert, denen tendenziell eine unterschiedliche areale Verteilung zugeschrieben wird: Hebung, Senkung und Rundung.

Vokalhebung Die Hebung von [ɪ] zu [i], oftmals auch kombiniert mit einer Vokaldehnung, wird vor allem für die Regiolekte des Südwestens als charakteristisch erachtet. Für das westliche Ruhrgebiet führt Mihm (1997: 21f.) die Hebung und Senkung der oberen Kurzvokalreihe als Charakteristikum auf (Merkmal 4b: *Biiane*, Merkmal 14: *Wiinter*). Scholten (1988: 126-135) untersucht die Hebung und Dehnung der Kurzvokale *i, u, ü, ö* im Kontext vor *r* anhand von Aufnahmen mit Kindern und Jugendlichen, wobei sie sehr hohe Frequenzen von 87,5 bis 99,2 % feststellt (differenzierte Zahlen für die vier Laute werden nicht angegeben). Das Merkmal sei ein „habitualisierter Bestandteil im Sprachverhalten der Schüler“ (ebd.: 128). Wesentlich geringere Werte konstatiert Salewski (1998: 36f., 52-56) für den insgesamt recht standardfernen Regiolekt pensionierter Bergleute aus Duisburg und Dortmund. Die Hebung und Dehnung der Kurzvokale [ɪ, ʊ, ʏ, ɔ] tritt dort nur zu 27 % (Dortmund), 22 % (Duisburg-Homberg) und 27 % (Duisburg-Neumühl) auf, was vor dem Hintergrund der dialektalen Situation und im Vergleich zu den hohen Frequenzen im Korpus von Scholten überrascht. Möglicherweise wurde das regiolektale Merkmal von den Duisburger Jugendlichen als jugendsprachliches Stereotyp funktionalisiert und dadurch, entgegen dem generellen, eher rückläufigen Trend, quantitativ verstärkt. Dies steht allerdings in einem Kontrast zu der Beobachtung von Mihm (1985: 184), dass das Merkmal nur eine geringe Salienz besitze. Für die Vorleseaussprache konstatiert König (1989, Bd. 1: 50f.), dass bei der Realisierung des kurzen *i* „die geschlossene Aussprache praktisch keine Rolle spielt“.

Vokalsenkung Die Senkung von stddt. [ɪ] und [ʊ] ist nach Lauf (1996: 197f.) „bei allen Sprechern aus den untersuchten Gebieten“ als Tendenz festzustellen. Hierbei könnten „die ursprünglichen Kurzvokale [...] nach der Senkung auch zusätzlich gedehnt werden und fallen dann lautlich mit [eː] und [oː] zusammen“ (ebd.: 198). In Hinblick auf die areale Verbreitung der Senkung ist allerdings zu berücksichtigen, dass das „Niederfränkische“ des Niederrheins wegen des Fehlens entsprechender Aufnahmen nicht mit abgedeckt wird (ebd.: 196). Zudem bietet Lauf keine quantitativen Angaben. In der übrigen Forschung wird die Vokalsenkung vor allem für die nordniederdeutschen Regiolekte beschrieben. Auer (1998: 181) nennt die Senkung/Zentralisierung zusammen mit der Rundung als Merkmal der Stadtsprache Hamburgs (z.B. [nɛx] ‚nicht‘,

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

[kʀəçt] ‚kriegt', [œç] ‚ich'), führt hierfür jedoch ebenfalls keine quantitative Analyse durch. In Alt Duvenstedt/Holstein ist die Senkung bzw. Zentralisierung von kurzem *i* nach Kehrein (2012: 295) „nur selten oder bei einzelnen Sprechern" zu beobachten. Für die Vorleseaussprache dokumentiert der AAS (Bd. 1: 50f.) Tendenzen zu einer „überoffenen" Realisierung (Vokalsenkung) vor allem für Schleswig-Holstein, Nordhannover und das nördliche Ostfalen (Karte I.1 in AAS, Bd. 2: 129), mit Anteilen von ca. 25 % in Flensburg, je 10 % in Fallingbostel (Nordhannover) und Hameln (Nordostfalen) und nur bis zu 5 % in den übrigen Belegorten (am Niederrhein 0 %).

Vokalrundung Die Rundung von kurzem *i* wird ebenfalls als Besonderheit der nordniederdeutschen, aber auch der ostniederdeutschen Regiolekte beschrieben. Scheel (1963: 382) interpretiert die gerundeten Formen im Hamburger „Missingsch" teils als niederdeutsche Interferenz (*üma* ‚immer', *tswüšn* ‚zwischen', *bün* ‚bin', *büs(t)* ‚bist', *zünt* ‚sind') und führt sie in anderen Fällen auf ein „Streben nach ‚feiner' Aussprache" zurück (*büšn* ‚bisschen', *früš* ‚frisch', *bülj'et* Billett, *vü*ː *bütə* ‚wie bitte?'). Lameli (2004: 225f.) beschreibt mit Bezug auf Foerste und Schirmunski die Rundung von kurzem *i* als „ein für weite Teile des niederdeutschen Raums typisches Merkmal", das vor allem in der Umgebung labialer Konsonanten, aber auch vor *r, s* und *l* auftrete. Der Wenkerbogen von Neumünster bestätigt diese Tendenz mit Schreibungen wie z.B. *ümmer, bünn, büst* ‚immer, bin, bist', lässt aber vor *n* Variation erkennen (*sünd* ‚sind' vs. *Winter*). Lameli (2004: 226) beschränkt seine quantitative Auswertung daher auf den Kontext „in labialer konsonantischer Umgebung" (nach und vor *p, b, m, f, v*), für den er im Vergleich seiner Aufnahmen aus den 1950er und den 1990er Jahren eine diachrone Konstanz der gerundeten Vokalrealisierungen [ʏ] und [ɪ̞] auf dem Niveau von etwa 20-25 % feststellt (24,6 % > 20,9 %). Demgegenüber stellt Lauf (1996: 201, 203) für die von ihr ausgewerteten Aufnahmen des Pfeffer-Korpus fest, dass die gerundeten Varianten außerhalb von Hamburg und Lübeck „nur selten" vorkämen. Möglicherweise ist das darauf zurückzuführen, dass Lauf nur die vollständige Vokalrundung [ʏ] berücksichtigt hat, die auch im Korpus von Lameli nur zu etwa 4-5 % vorkommt. Darauf deutet auch hin, dass Lauf die Rundung als ein Merkmal einstuft, das „als ‚grob umgangssprachlich' angesehen und vermieden wird" (Lauf 1996: 201). Nach Kehrein (2012: 295) tritt die Rundung von kurzem *i* auch im Regiolekt von Alt Duvenstedt/Holstein nur „selten" auf, was mit der Rückläufigkeit des Merkmals in den rezenten Dialekten korrespondiere (vgl. Wilcken 2006). Für das Mecklenburgische beschreibt Dahl (1974: 349) die Rundung von kurzem *i* als eine Erscheinung, die an einzelne Wörter gebunden sei, in diesen aber häufig auftrete. Kehrein (2012: 309) beschreibt die tendenzielle Rundung von kurzem *i* für den vorpommerschen Regiolekt von Stralsund als häufiges und diachronisch stabiles Merkmal, das „über drei Generationen hinweg" verwendet werde, gibt allerdings keine Belegzahlen an. Im Berlinischen wird kurzes *i* nach Schönfeld (2001: 71) insbesondere vor *sch* [ʃ], *m* sowie Liquid + Konsonant gerundet und „als *ü* bzw. als Laut zwischen *ü* und *i* realisiert" (*Füsch, ümmer, vürzich, Mülch*). Er verweist dabei besonders auf individuelle Differenzen. Grundsätzlich trete das Merkmal zwar „in allen Generationen und sozialen Gruppen" und „auch in der StSpr [Standardsprache] und in offiziellen Situationen" auf, gehöre „aber nur bei einem Teil der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Berliner zur Sprachkompetenz“, wobei die Abweichung vom Standard diesen Sprechern nicht bewusst sei und schwer vermieden werden könne (Schönfeld 2001: 71). Rosenberg (1986: 116) stellt fest, der „Grad der Rundung“ sei „vor allem eine Frage der Ausgeprägtheit dialektalen Sprechens je nach Sprecher und Situation“, wobei mit zunehmender Informalität und Emotionalität der Gebrauch der gerundeten Formen intensiver werde. Rosenberg wertet gerundetes kurzes *i* als eine „markierte Dialektform“, während die ungerundete und gesenkte Form [e] unmarkiert sei und das geschlossene [i] „als auffällige Standardform gilt“.

In der Vorleseaussprache treten „leicht gerundete Realisationen“ von kurzem *i* nach AAS (1989, Bd. 1: 50f.) vor allem vor *r* auf, sind jedoch insgesamt selten (Karte I.2 in AAS, Bd. 2: 130). Insgesamt lassen die Befunde aus der Forschungsliteratur eine areale Verteilung der gehobenen, gesenkten und gerundeten Varianten bei gleichzeitig eher geringen Frequenzanteilen erwarten.

Variablendefinition Erfasst wurden alle Vorkommen von kurzem *i* nach Konsonant vor Konsonantenverbindung (K*ind, Firma, nisten, fix*) und (graphischer) Doppelkonsonanz (*bitte, Stimme, Kniff*) sowie vor <sch> [ʃ] (*Fische, Tisch*), <ng> [ŋ] (*singen, Ring*) und den Affrikaten [pf, ts] (*Zipfel, sitzen*). Anlautendes *i* wurde aus arbeitsökonomischen Gründen (Ausschluss der hochfrequenten Lexeme und Wortformen *ich, in, ist* usw.) nur für die Lexeme *irgend* und *immer* und die damit gebildeten Komposita oder Ableitungen (*irgendein, immerhin*) berücksichtigt. Ebenso wurde auch *i* vor *ch* ausgeschlossen (wegen hochfrequentem *nicht, sich* usw.). Unberücksichtigt blieben Lexeme, für die der stddt. Langvokal [iː] angesetzt ist, auch wenn in Einzelfällen regiolektale Kürze vorliegt (*Nische, gibt*), sowie *i* in nebentoniger Stellung (*ge‘einigt, Di‘plom*) und Lexeme mit Morphemgrenze zwischen den dem *i* folgenden Konsonanten (*hin-deuten*). Ausgeklammert wurden außerdem Belege in niederdeutscher Umgebung und Namen (*Christoph, Silke, Finsterwalde*).

Bei der Zuordnung der Realisierungsvarianten werden ausschließlich qualitative Differenzen berücksichtigt, da die Vokalquantität in Abhängigkeit von suprasegmentalen Parametern wie Betonung und Sprechgeschwindigkeit stark schwanken kann. Die für den Südwesten oftmals beschriebene Vokaldehnung wird also nicht erfasst, wohl aber die damit meist einhergehende Vokalhebung zu [i]. Auch Grade der qualitativen Vokalveränderung werden nicht unterschieden; so werden tendenzielle Vokalrundungen, wie sie bei Lameli (2004) durch das Zeichen [ɪ] wiedergegeben werden, ebenso als „Rundung“ gezählt wie die stärker ausgeprägte Variante [ʏ].

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Bildungsbehörde, Bildungssenatorin, gilt, ging, Hilfen, Kinder* (4x), *Kindern* (2x), *kirchlichen, linksliberalen, Register, stritten, wird* (2x), *zwingen*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *begriffen, geritten, glibberig, immer, irgendwann, Kinder, kirre, Kissen, knipsen, knistert, Krippe, piddeln, schimpfen, schmilzt, sitzen, Spinner, Stift, stricken, will*

Vokalhebung

Areale Verbreitung Karte V7.1 zeigt eine klare areale Verteilung der gehobenen Varianten für kurzes *i*. Sie konzentrieren sich auf die Regionen westlich der Weser, mit Schwerpunkten im Emsland und Oldenburg, in den westfälischen Regionen und am unteren Niederrhein. Hierbei liegen die Werte für geschlossenes [i] (mit oder ohne Dehnung) meist zwischen 5 und 20 %; nur in zwei Tischgesprächen (Rödinghausen/Ostwestfalen: 26,7 %; Uedem/

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nördlicher Niederrhein: 32,7 %) ließen sich höhere Anteile feststellen.

In der Regel liegen die Werte damit einige Prozentpunkte unter denen, die SALEWSKI (1998) für die Bergleute aus dem Ruhrgebiet errechnet hat. Für die Tischgespräche beträgt der durchschnittliche Anteil der gehobenen Varianten in den 16 Orten westlich der Weser ca. 11,5 %; in allen Orten sind gehobene Varianten im Tischgespräch belegt, davon in 14 Orten zu mehr als 5 %. Dagegen sind in den 20 Orten östlich der Weser gehobene Varianten in keiner Erhebungssituation zu mehr als 5 % nachzuweisen. Für die Tischgespräche beträgt der durchschnittliche Anteil nur 0,4 %, in sieben Orten ist im Tischgespräch kein einziger Beleg für Vokalhebung vorhanden.

Situative Verteilung Die Variante der Vokalhebung von kurzem *i* weist eine relativ geringe situative Varianz auf. In den Kerngebieten treten gehobene Varianten überwiegend in allen drei Situationen auf. Ihr durchschnittlicher Anteil liegt in den 16 Orten westlich der Weser bei 5,7 % im Interview und 6,7 % in der Vorlesesituation und weicht damit nur etwa 5 Prozentpunkte von dem Anteil in den Tischgesprächen (11,5 %) ab. In den 20 Orten östlich der Weser sind die Anteile in allen drei Situationen sehr gering (T: 0,4 % – I: 0,4 % – V: 0,07 %).

Phonetischer Kontext Der Gebrauch der gehobenen Varianten für kurzes *i* steht mit der Qualität des Folgekontexts in Zusammenhang, wie die exemplarische Auswertung der Tischgespräche zeigt. Am häufigsten tritt die Vokalhebung im Kontext vor *r*-Verbindungen (durchschnittlich 17,5 %) sowie vor [ʃ] auf (12,4 %), am seltensten vor *l*- (0,7 %), *f*- (1,0 %) und *p*-Verbindungen (1,3 %) (Abb. V7.1).

So liegen z.B. in allen vier westfälischen Regionen die Anteile der gehobenen Varianten vor *r* deutlich über dem Durchschnitt (Münsterland: Durchschnitt: 12,6 %/vor *r:* 71,6 %; Westmünsterland: 19,2 %/48,7 %; Südwestfalen: 11,9 %/21,4 %; Ostwestfalen: 19,2 %/48,7 %) (Abb. V7.1).

Salienz, Situativität und Normativität Die Wahrnehmung der Hebung von kurzem *i* (mit nachfolgender *r*-Vokalisierung) wurde im Salienztest anhand von Satz 4 „Jeden Sonntag geht sie in die *Kiache*“ in den Regionen Münsterland, Westmünsterland, Südwestfalen, Ostwestfalen, Emsland/Oldenburg und Ostfriesland überprüft. Von den 46 teilnehmenden Gewährspersonen nahmen nur sieben (15,2 %) eine Abweichung wahr. Die Vokalhebung ist also – im Kontext vor *r* in dem vorliegenden

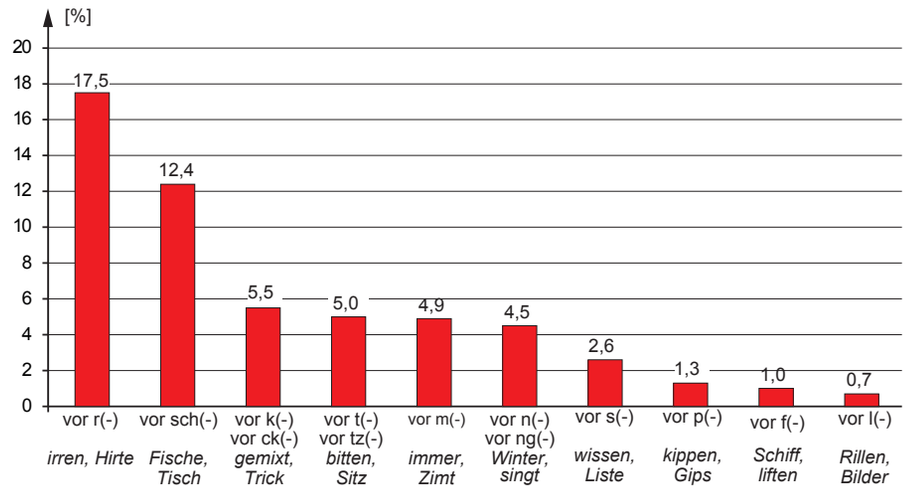


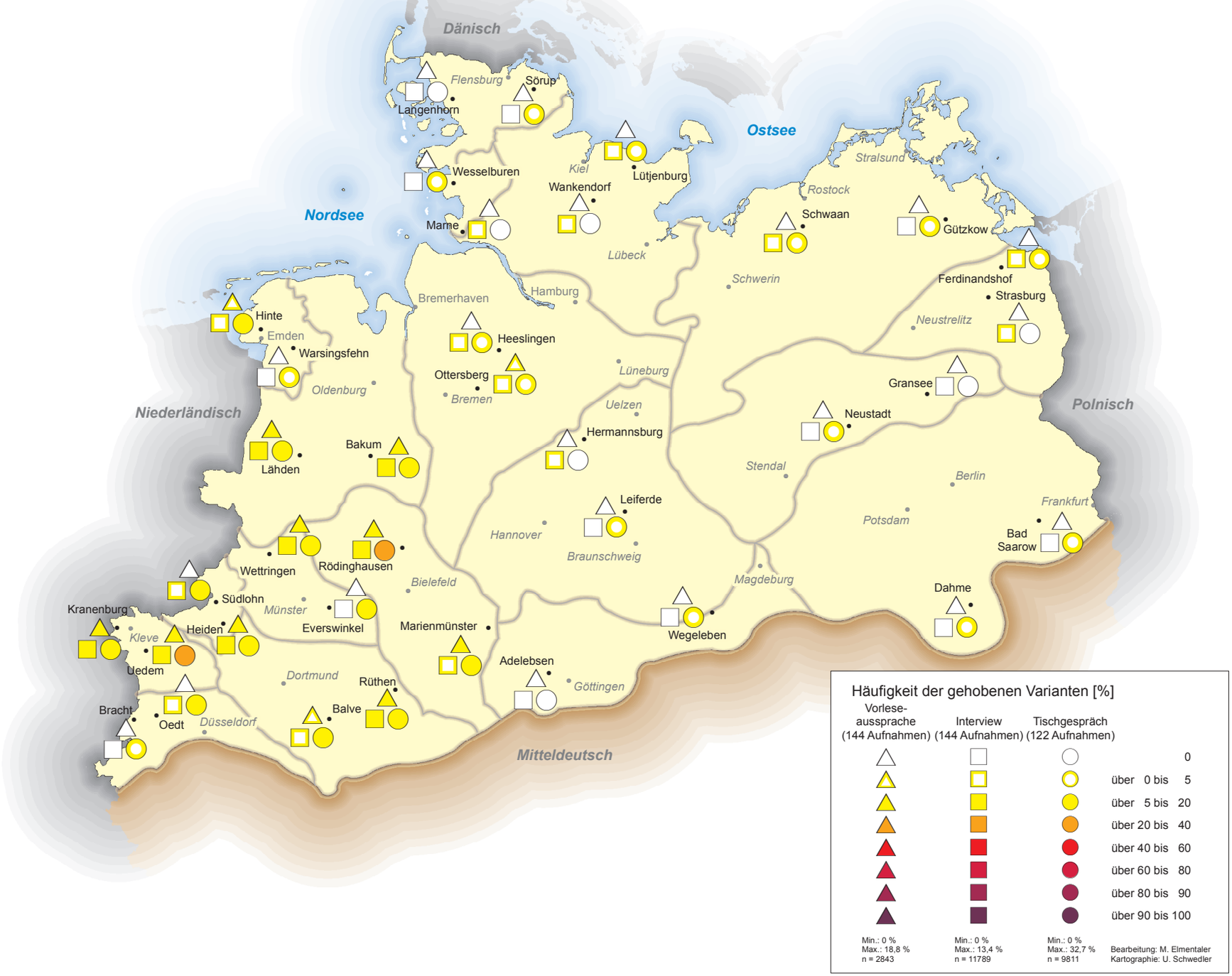
Abb. V7.1. Verwendung von gehobenen Varianten für kurzes *i* in Abhängigkeit von der Qualität des Folgekonsonanten (Tischgespräche)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hebung von kurzem *i*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V7



Karte V7.1

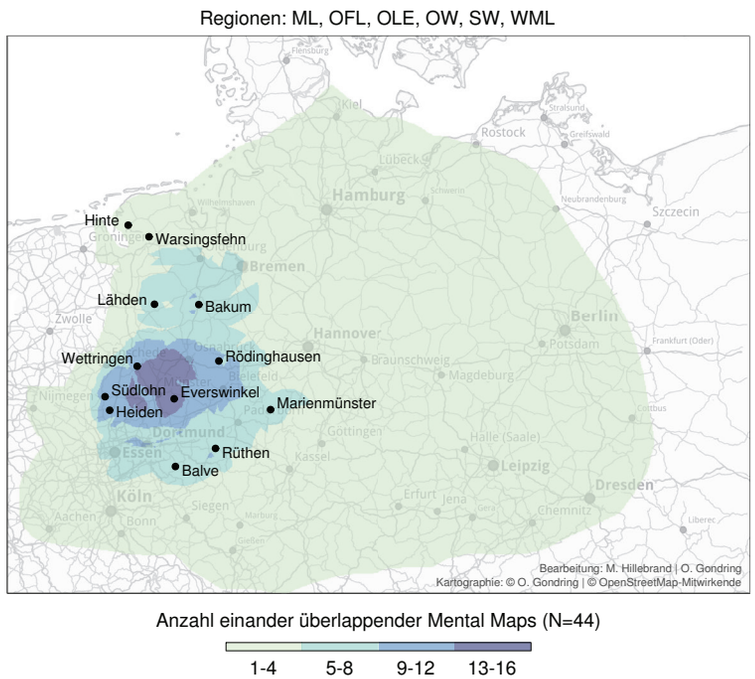
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wort – als schwach salient einzustufen. Dies gilt insbesondere für die westfälischen Regionen und die angrenzende Region Emsland-Oldenburg, in denen nur drei von 38 Personen das Merkmal erkannten (7,9 %), gegenüber vier von acht Personen (50 %) in Ostfriesland. Aufgrund der schwachen Merkmalssalienz nahmen nur sieben Personen an den Situativitäts- und Normativitätstests teil, so dass deren Ergebnisse wenig aussagekräftig sind. Auch hier wird allerdings deutlich, dass in Ostfriesland drei von vier Befragten angaben, das Merkmal „niemals" zu verwenden, während in Süd- und Ostwestfalen zwei der drei Befragten angaben, es sogar vor Gericht zu gebrauchen. Allerdings entschieden sich im Normativitätstest alle Befragten dafür, das Merkmal bei ihrem Kind zu korrigieren.

Zum Vergleich können hier auch die Ergebnisse einer Abfrage zur Salienz der Vokalhebung (und *r*-Vokalisierung) von kurzem *ö* in dem Satz Nr. 16 „Die *Stöache* sind zurück" herangezogen werden. Der durchschnittliche Salienzwert ist in etwa dem für kurzes *i* vergleichbar; zehn von 56 befragten Personen (17,9 %) nahmen das Merkmal wahr. Hierbei ist wiederum der besonders geringe Anteil der perzipierten Stimuli in den westfälischen Regionen und der Region Emsland-Oldenburg auffällig, in denen nur vier von 40 Personen das Merkmal erkannten (10 %), während es in Nordhannover fünf von acht Personen waren (62,5 %). In Ostfriesland nahm nur eine von acht Befragten das Merkmal wahr (12,5 %). In Südwestfalen, Ostwestfalen und Emsland-Oldenburg gaben im Situativitätstest die meisten Befragten an, das Merkmal sogar bei Gericht zu verwenden (4 von 5 = 80 %) und (laut Normativitätstest) auf eine Korrektur ihres Kindes zu verzichten (0 von 5). Dagegen würden die Probandinnen aus Nordhannover nach den Ergebnissen des Situativitätstests das Merkmal mehrheitlich nicht oder nur im familiären Kontext gebrauchen (nur eine von fünf Befragten gab an, es auch vor Gericht zu verwenden), und laut Normativitätstest würden es 40 % (2 von 5) bei ihrem Kind korrigieren.

Die Tests bestätigen somit, dass das Merkmal der Hebung von kurzem *i* (und *ö*) in den Regionen, in denen es der Sprachpraxis noch gebräuchlich ist (Westfalen, Emsland-Oldenburg),

Kiache

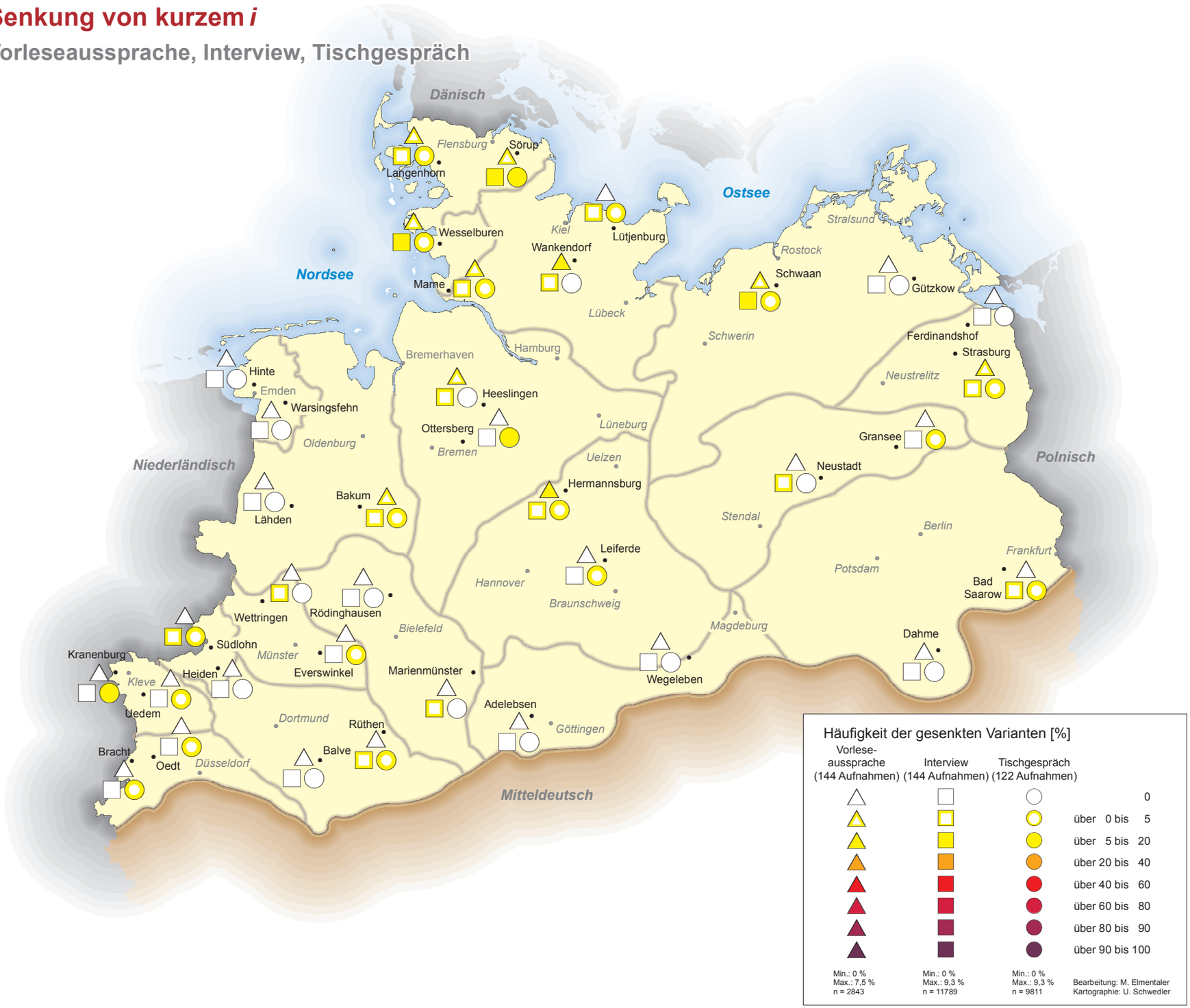


Karte V7.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Senkung von kurzem *i*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nur schwach salient ist und bei denen, die es bemerken, eine relativ hohe situative Akzeptanz besitzt. Demgegenüber wird die Vokalhebung dort, wo sie seltener vorkommt (Ostfriesland, Nordhannover), tendenziell stärker wahrgenommen (höhere Salienz) und weniger akzeptiert.

Mental Maps Im Arealitätstest wurde die Vokalhebung (mit offener Realisierung des nachfolgenden vokalisierten *r*) anhand des Testsatzes Nr. 1 „Jeden Sonntag geht sie in die *Kiache*" in Westfalen (Münsterland, Westmünsterland, Südwestfalen, Ostwestfalen), Ostfriesland und Emsland/Oldenburg überprüft (Karte V7.2). Hierbei zeigt sich, dass das Merkmal überwiegend im Raum Westfalen und Emsland verortet wird, mit Schwerpunkt im nördlichen Westfalen, während nur wenige Befragte ein Vorkommen außerhalb dieser Region annehmen (Kategorie 1: 1-4 individuelle Mental Maps).

Vokalsenkung

Areale Verbreitung Die Senkung von kurzem *i* ist vor allem im Norden des Untersuchungsgebietes (Schleswig-Holstein, Nordhannover, Mecklenburg) nachzuweisen (Karte V7.3). Der Anteil der gesenkten Varianten überschreitet in keinem Fall 10 %, und nur in drei Tischgesprächen, drei Interviews und zwei Vorlese-Aufnahmen wurden Werte von 5-10 % erreicht. Damit tritt die Senkung von kurzem *i* insgesamt noch deutlich seltener auf als die Hebung; im Durchschnitt sind in den Tischgesprächen 1,3 % gesenkte und 6,4 % gehobene Varianten belegt. Mit der geringen Frequenz der Vokalsenkung und der Konzentration auf die zentral-nördlichen Regionen werden die Beobachtungen aus der Forschungsliteratur weitgehend bestätigt.

Situative Verteilung Durch die insgesamt geringen Auftretensfrequenzen ist auch die Vokalsenkung von kurzem *i* durch eine sehr geringe situative Varianz gekennzeichnet. Das Merkmal ist in allen drei Situationen belegt, wobei der durchschnittliche Anteil gesenkter Varianten allerdings nur 1,3 % im Tischgespräch, 1,5 % im Interview und 1,0 % in der Vorlesesituation beträgt.

Phonetischer Kontext Ein überdurchschnittlich hoher Anteil an Vokalsenkungen für kurzes *i* ist für den Folgekontext vor *r*-Verbindungen, d.h. meist vokalisiertem *r* + Konsonant (*irgendwie, Firma, Kirche, wird*), belegt. Hier liegen die Werte in allen drei Situationen 2 bis 3,3 Prozentpunkte über dem Durchschnitt (T: 4,6 % – I: 3,8 % – V: 4,3 %). In den übrigen Folgekontexten ist keine auffällige Tendenz zur Vokalsenkung zu beobachten.

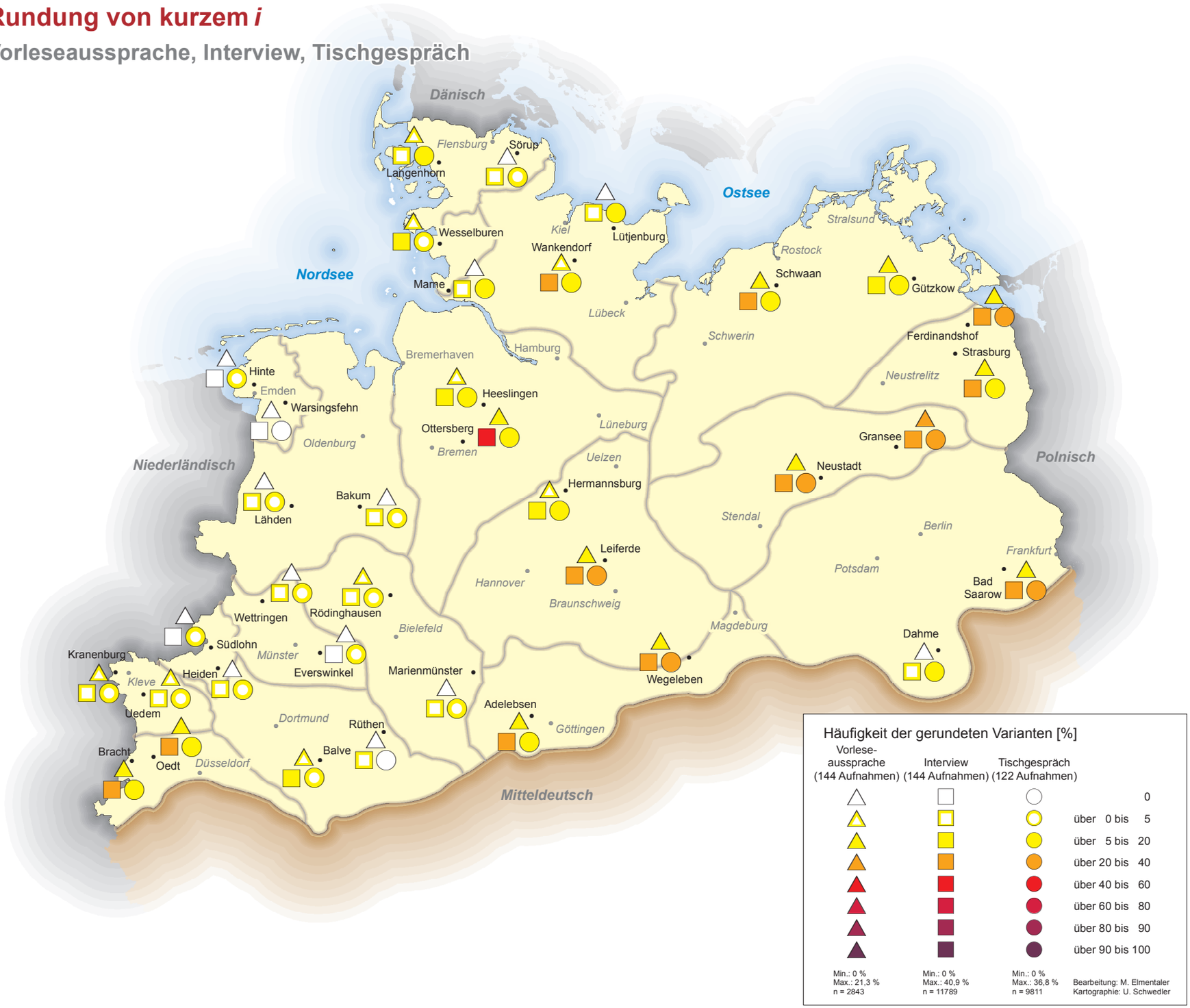
Salienz, Situativität und Normativität Die Senkung von kurzem *i* zu [e] wurde in den Tests nicht abgeprüft. Allerdings wurde in Südostfalen der Stimulus *Körche* ‚Kirche' getestet, der einen gesenkten und gerundeten Vokal enthält. Diese doppelte phonetische Abweichung von der Standardaussprache wurde von sechs der acht befragten Gewährspersonen aus Adelebsen und Wegeleben erkannt. Dabei gab keine der Befragten an, das Merkmal niemals zu gebrauchen, und zwei Personen würden es sogar in formeller Situation („vor Gericht") verwenden. Alle gaben allerdings an, die Aussprache bei ihrem Kind zu korrigieren. Wegen der Kumulation der beiden Merkmale ist dieser Befund in bezug auf die Wahrnehmung und Bewertung der Vokalsenkung bei kurzem *i* von beschränkter Aussagekraft. Aus diesem Grund wird dieser Testsatz auch bei der Besprechung der Ergebnisse zur Vokalrundung ausgeklammert.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Rundung von kurzem *i*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V7



Karte V7.4

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vokalrundung

Areale Verbreitung Die Rundung von kurzem *i* ist von allen drei hier untersuchten Lauterscheinungen die am häufigsten belegte und zeigt wie die anderen Merkmale eine klare areale Verteilung. Die Vokalrundung ist vor allem in den Regionen östlich der Weser verbreitet (Karte V7.4). Dort liegt der Anteil der gerundeten Varianten im Tischgespräch in sechs Orten zwischen 20 und 40 %, im Interview ist in zehn Orten ein Anteil von über 20 % und in einem Ort (Ottersberg/Nordhannover) von knapp über 40 % (40,9 %) festzustellen. Im Durchschnitt liegt der Anteil der Vokalrundungen (im Tischgespräch) in den 20 Orten östlich der Weser bei 14,0 %. Westlich der Weser hingegen, in Ostfriesland, Emsland-Oldenburg, in den vier westfälischen Regionen und am nördlichen Niederrhein, ist die Vokalrundung fast ausschließlich in Streubelegen nachzuweisen. In den betreffenden 14 Orten beträgt der durchschnittliche Anteil der gerundeten Varianten (im Tischgespräch) nur 1,0 %. Eine Ausnahme stellt im Westen der südliche Niederrhein dar, wo gerundete Varianten deutlich häufiger auftreten (im Tischgespräch: Bracht: 12,9 %, Oedt: 9,9 %).

Situative Verteilung Die Rundung von *i* tritt in allen drei Aufnahmesituationen auf. Die Durchschnittswerte für gerundete Varianten in Tischgespräch (9,2 %), Interview (13,9 %) und Vorleseaussprache (5,6 %) liegen nur wenige Prozentpunkte auseinander.

Phonetischer Kontext Für die Rundung von kurzem *i* lässt sich in den Tischgesprächen und Interviews ein klarer Zusammenhang mit der Qualität des nachfolgenden Konsonanten erkennen (Abb. V7.2). Die Rundung tritt vor allem vor *r*-Verbindungen und vor [ʃ] auf (jeweils über 20 %), darüber hinaus vor *m*-Verbindungen (17,5-19,9 %) und *f*-Verbindungen (knapp unter 10 %). Kaum belegt sind Vokalrundungen vor Nasalen sowie vor den Plosiven [t] und [k]. Damit werden die in der Forschungsliteratur beschriebenen Tendenzen im Wesentlichen bestätigt.

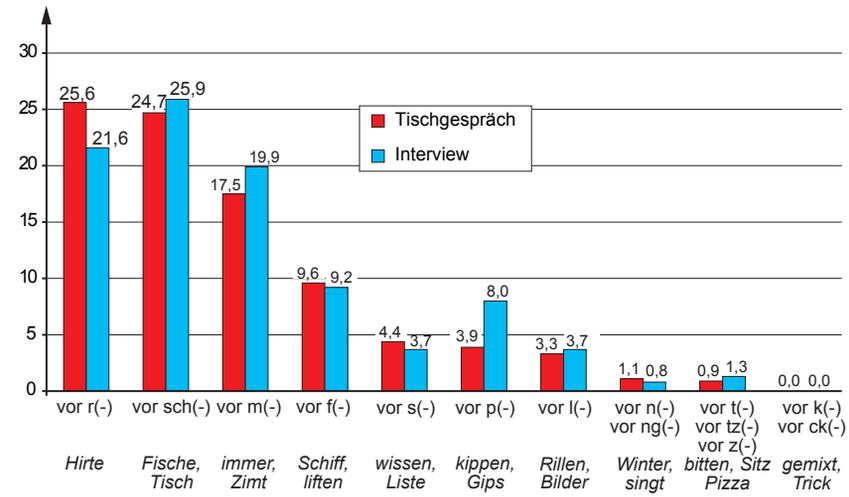


Abb. V7.2. Verwendung von gerundeten Varianten für kurzes *i* in Abhängigkeit von der Qualität des Folgekonsonanten (Tischgespräche und Interviews, Angaben in %)

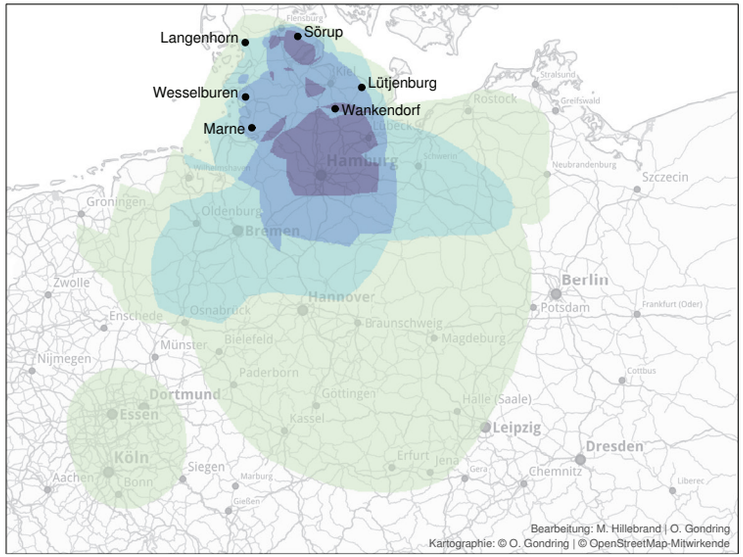
Salienz, Situativität und Normativität Die Vokalrundung wurde im Salienztest in einigen Regionen östlich der Weser getestet, in denen das Merkmal regelmäßig in den Tischgesprächen und Interviews belegt ist. Hierbei wurden jeweils unterschiedliche Stimuli dargeboten.

In Dithmarschen, Holstein und Schleswig wurde der Kontext vor *st* anhand des Beispielsatzes „Im Sommer *büst* du oft zum Strand gefahren“ (Satz 16) abgetestet. Dabei nahm nur eine der 22 befragten Gewährsperso-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

büst

Regionen: DT, HO, SL

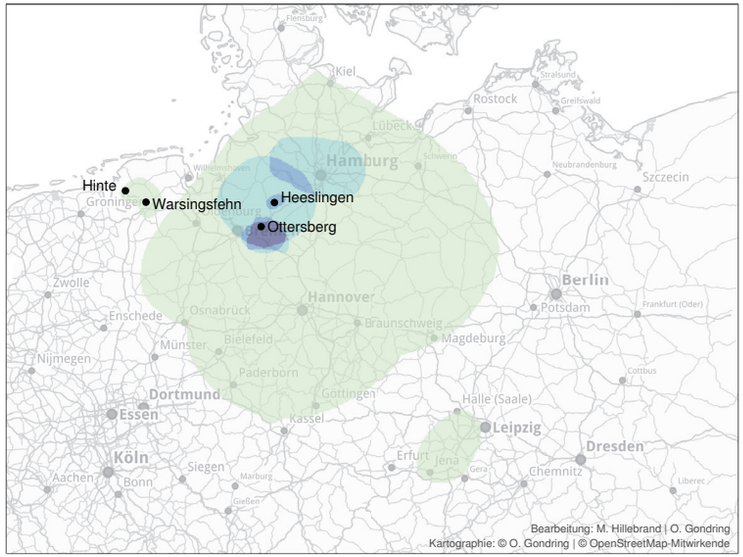


Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=19)

1-2 3-4 5-6 7-8

ümmer

Regionen: NH, OFL

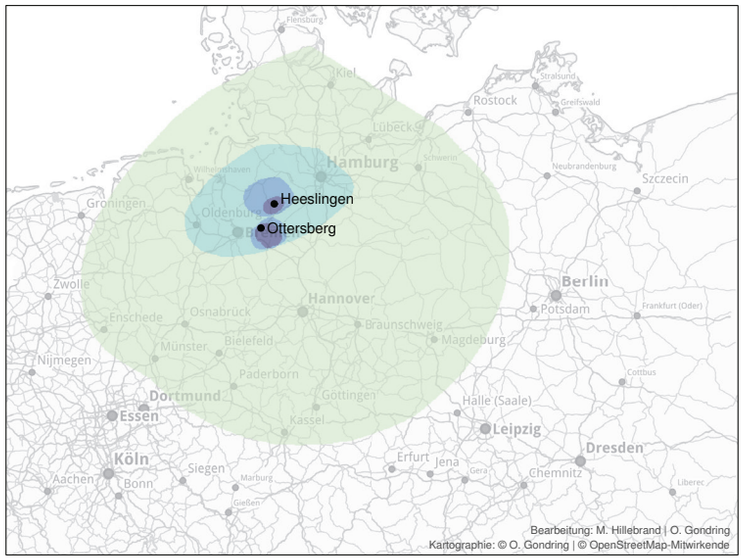


Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=13)

1-2 3-4 5-6 7-8

schwümmen

Region: NH



Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=8)

1-2 3-4 5-6 7-8

Kürche

Region: NH

Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=5)

1 2 3 4

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nen (4,5 %) die Vokalrundung als abweichend wahr. Die geringe Salienz der Rundung in der Verbform *büst* könnte mit der starken Verbreitung dieser Form in den regionalen Basisdialekten zusammenhängen.

In den Regionen Nordhannover und Ostfriesland wurde der Kontext vor *m* anhand des Testsatzes „Sie freut sich *ümmer* noch über das Geschenk“ (Satz 21) abgefragt. Auch hier nahmen nur zwei von 16 Befragten (aus Nordhannover) die Vokalrundung wahr (12,5 %). In Nordhannover wurde darüber hinaus auch der Stimulus *schwümmen* in Satz 29 „Wir sind jeden Tag *schwümmen* gegangen“ abgetestet. Er wurde von zwei der acht befragten Gewährspersonen erkannt.

Aufgrund der geringen Salienz der Vokalrundung vor *st* und *m* sind die Ergebnisse aus dem Situativitäts- und Normativitätstest nicht aussagekräftig.

Eine mittlere Salienz wurde für den Stimulus *Kürche* in Satz 4 „Jeden Sonntag geht sie in die *Kürche*“ ermittelt, der in Nordhannover abgefragt wurde. Hier nahmen fünf von acht Gewährspersonen das Merkmal als abweichend wahr (62,5 %), von denen in den weiteren Tests drei Frauen angaben, das Merkmal niemals zu verwenden und bei ihrem Kind zu korrigieren, während eine es im familiären Kontext und eine in allen Situationen für akzeptabel hielt (und beide es bei ihrem Kind nicht korrigieren würden). Im Ganzen ist die Vokalrundung innerhalb der überprüften Regionen als ein eher schwach salientes Merkmal einzustufen.

Mental Maps Im Arealitätstest wurde die Rundung von kurzem *i* in mehreren nordniederdeutschen Regionen anhand von vier Lexemen bzw. Wortformen abgefragt: *bist* in den drei Regionen aus Schleswig-Holstein (Satz 7: „Im Sommer *büst* du oft zum Strand gefahren“), *immer* in Ostfriesland und Nordhannover (Satz 10: „Sie freut sich *ümmer* noch über das Geschenk“), *schwimmen* und *Kirche* jeweils nur in Nordhannover (Satz 13: „Wir sind jeden Tag *schwümmen* gegangen“, Satz 1: „Jeden Sonntag geht sie in die *Kürche*“) (Karte V7.5 A-D). Die Mehrheit der befragten Gewährspersonen verortet die gerundeten Varianten in einem Gebiet zwischen Schleswig-Holstein und Nordhannover, in dem diese Aussprache auch verbreitet ist. Interessanterweise werden jedoch die Gebiete, in denen die Vokalrundung noch häufiger auftritt (Ostfalen, Brandenburg, Mitttelpommern) nur selten in die Mental Map mit eingeschlossen. Hier hätte sich sicherlich ein anderes Bild ergeben, wenn auch Gewährspersonen aus dem ostniederdeutschen Raum befragt worden wären.

Abschließende Interpretation

Der Kurzvokal *i* unterliegt in den norddeutschen Regiolekten vor allem drei qualitativen Veränderungsprozessen (Hebung, Senkung, Rundung), die jeweils für unterschiedliche Areale charakteristisch sind (s. Karte V7.6). Die Vokalhebung (grüne Symbole) tritt vor allem in den Regiolekten westlich der Weser, also in den westfälischen Regionen, am Niederrhein und im Raum Ostfriesland-Emsland-Oldenburg auf. Die Vokalsenkung ist insgesamt schwächer ausgeprägt und an drei Orten dominant; die genauere Untersuchung hat gezeigt, dass sich ihr Auftreten – auf geringem Frequenzniveau – vor allem auf die nördlichen und nordöstlichen Regionen konzentiert. Vokalrundungen wiederum sind in allen Regionen östlich der Weser weit verbreitet, während sie im Westen lediglich am südlichen Niederrhein häufiger vorkommen. Die intersituativen Differenzen sind nur schwach ausgeprägt, vielmehr ist das Auftreten qualitativ vom

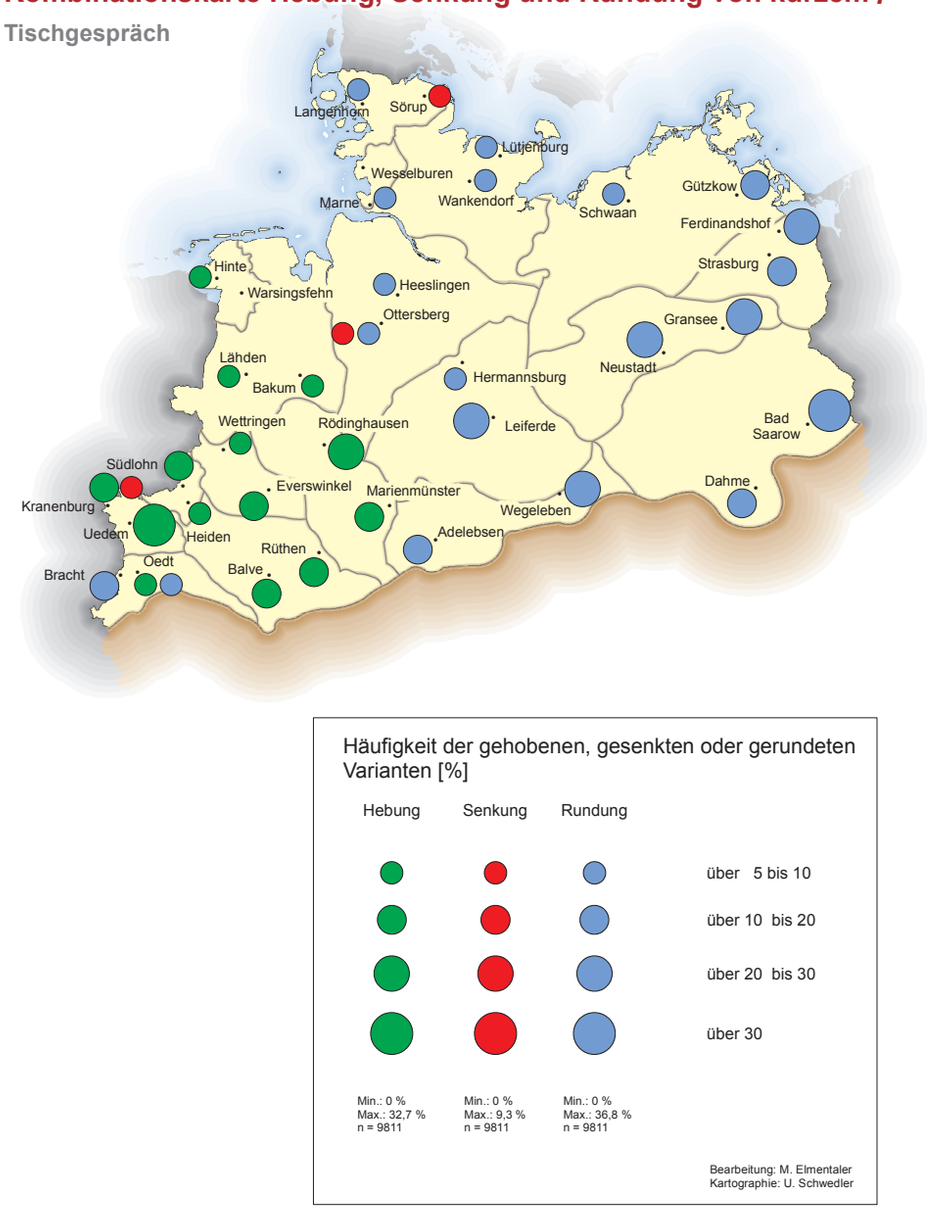
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Standard abweichender Varianten stark durch den Folgekontext gesteuert. Dabei treten vor allem vor *r*-Verbindungen alle drei Phänomene überdurchschnittlich oft auf, vor [ʃ] besonders Vokalhebungen und -rundungen. Vokalrundungen werden zudem auch durch die Folgekontexte *m* und *f* begünstigt. Die Vokalveränderungen weisen insgesamt einen geringen Grad an Salienz auf.

ME

Kombinationskarte Hebung, Senkung und Rundung von kurzem *i*

Tischgespräch



Karte V7.6

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hebung und Senkung von kurzem *u*

Belegzahl: 5832
T: 2886 B. aus 36 Orten (Ø 80 B.), 122 Gpn.
I: 2517 B. aus 36 Orten (Ø 70 B.), 144 Gpn.
V: 429 B. aus 36 Orten (Ø 12 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: LAUF (1996: 197f., 203). Nordniederdeutscher Raum: LAUTERBACH (1952: 161), LAMELI (2004: 227-229), KEHREIN (2012: 294). Ruhrgebiet: SCHOLTEN (1988: 126-135) [Duisburg], MIHM (1997: 21f.), SALEWSKI (1998: 36f., 52-56) [Dortmund, Duisburg]. Ostniederdeutscher Raum: ROSENBERG (1986: 112, 220) [Berlin].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 133, Karte U.1).

Forschungsstand Der Kurzvokal *u* (stddt. [ʊ]) kann, ebenso wie das kurze *i*, je nach Region tendenziell gehoben (und ggf. gedehnt) oder gesenkt werden.

Vokalhebung Die Hebung gilt auch hier als Variante, die vor allem im Südwesten (Niederrhein, Ruhrgebiet, Westfalen) üblich ist (MIHM 1997: 21f.). Auf die hohe Frequenz gehobener und gedehnter Realisierungen (80-100 %), die SCHOLTEN (1988: 126-135) in ihren Aufnahmen mit Duisburger Kindern und Jugendlichen festgestellt hat, wurde bereits im Kommentar zur Realisierung von kurzem *i* hingewiesen, ebenso auf die deutlich geringeren Werte (22-27 %) im Bergleute-Korpus von SALEWSKI (1998: 36f., 52-56).

Vokalsenkung Die von LAUF (1996: 197f.) pauschal für norddeutsche Regiolekte konstatierte Senkung von stddt. [ʊ] zu [o] wird ohne Angabe von Belegzahlen von LAUTERBACH (1952: 161) für Oldenburg in Niedersachsen und von KEHREIN (2012: 294) für das holsteinische Alt Duvenstedt (dort „nicht regelmäßig zu beobachten“) beschrieben. Im nordniederdeutschen Regiolekt von Neumünster tritt die Senkung und Zentralisierung von kurzem *u* nach LAMELI (2004: 228) vor allem vor alveolarem und velarem Nasal [n, ŋ] auf. Ähnlich wie die Vokalrundung bei kurzem *i* ist auch die Senkung/Zentralisierung von *u* diachronisch konstant (1950er Jahre: 18,8 % – 1990er: 17,1 %). Für das Berlinische verweist ROSENBERG (1986: 112) auf eine Tendenz zur Senkung und Dehnung von kurzem *u* vor vokalisiertem *r*, das in Berliner Schüleraufsätzen häufiger zu Fehlschreibungen des Typs *Gebostag, Dorst* oder *Worfmesser* führt (ebd.: 220).

Für die Vorleseaussprache stellt KÖNIG im AAS (Bd. 1: 51) bei kurzem *u* vor Obstruenten – ähnlich wie bei *i* – eine Tendenz zur Vokalsenkung „im Norden des Untersuchungsgebietes“ fest. Hier gibt es laut Karte U.1 (Bd. 2: 133) „überoffene“ Realisierungen von 30 bis 50 % in den Regionen Schleswig (Flensburg: 40 %), Holstein (Kiel: 50 %), Nordhannover (Hamburg: 35 %), Ostfalen (Hannover: 30 %, Hameln: 45 %), Ostwestfalen (Bielefeld: 35 %) und Ostfriesland (Leer: 45 %), während im Westen und Südwesten (Emsland, Münsterland, Südwestfalen, Niederrhein) nur Werte zwischen 0 und 15 % gemessen wurden.

Variablendefinition Es wurden alle Vorkommen von kurzem *u* nach Konsonant vor auslautender Konsonantenverbindung (*geschubst, Duft, gepumpt, gefunkt, durch*) und (graphischer) Doppelkonsonanz (*Eindruck, Null, dumm, muss*) sowie vor <sch> [ʃ] (*Busch*) und <ch> [ç] (*Bruch*) erfasst. Darüber hinaus wurde wortanlautendes *u* in dem Lexem *uns* ausgewertet (andere Fälle von wortanlautendem *u* blieben wegen der hohen Belegfrequenzen von Lexemen wie *und, unter, um* usw. ausgeklammert). Ausgeschlossen wurden alle Lexeme, für die der stddt. Langvokal [uː] angesetzt ist, auch wenn in Einzelfällen regiolektale Kürze vorliegt (*duscht*), sowie *u* in nebentoniger Stellung (*Ahnung*) und Lexeme mit Morphem-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

grenze zwischen den dem *u* folgenden Konsonanten (*Rum-pott*). Ausgeklammert wurden außerdem Belege in niederdeutscher Umgebung und Namen (*Kurt, Reimer Bull, Ulm*).

Ebenso wie bei der Untersuchung von kurzem *i* wurden auch für *u* bei der Zuordnung der Realisierungsvarianten ausschließlich qualitative Differenzen berücksichtigt, ohne zwischen verschiedenen Graden der Vokalveränderung zu unterscheiden.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Fluchtpunkt* (2x), *Luft*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Abschluss, Ankunft, benutzt, Blutdruck, brummt, durch, funkt, gerutscht, geschubst, Hund, kaputt, Kluft, musst, null, schnurrt, Schuld, uns*

Vokalhebung

Areale Verbreitung Die gehobenen Varianten für kurzes *u* treten vor allem im Südwesten auf, insbesondere am Niederrhein (T: 5,2 bis 44,3 %) und im südlichen Westfalen (T: 0,9 bis 22,6 %) (Karte V8.1 A). Dies sind auch die Regionen, in denen die Hebung von kurzem *i* besonders häufig nachgewiesen werden konnte. In den übrigen Regionen übersteigt der Wert für gehobenes *u* selten die 5 %-Marke (nur in Rödinghausen/Ostwestfalen: 17,6 %, Hermannsburg/Nordostfalen: 5,6 % und Neustadt/Nordbrandenburg: 5,5 %); in zehn Orten ist keine Vokalhebung belegt.

Situative Verteilung Die situative Varianz bei der Hebung von kurzem *u* ist gering. Während in den informellen Tischgesprächen durchschnittlich zu 5,6 % gehobene Varianten auftreten, sind es in den Interviews nur 2,6 % und bei der Vorleseaussprache 0,5 %. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass in den Vorlesetexten nur zwei Belegwörter mit den Kontexten [-çt] und [-ft] (*Fluchtpunkt, Luft*) untersucht wurden. Eine Berechnung individueller Spannweiten ist auf der Grundlage der insgesamt geringen Auftretensfrequenzen wenig sinnvoll.

Phonetischer Kontext Aufgrund der geringen Belegfrequenzen in den meisten Subkategorien lassen sich keine zuverlässigen Aussagen über eine Abhängigkeit des Gebrauchs gehobener Varianten für kurzes *u* von der Qualität des Folgekontexts treffen.

Salienz, Situativität, Normativität und Mental Maps Die Hebung von kurzem *u* wurde in den Tests nicht abgeprüft.

Vokalsenkung

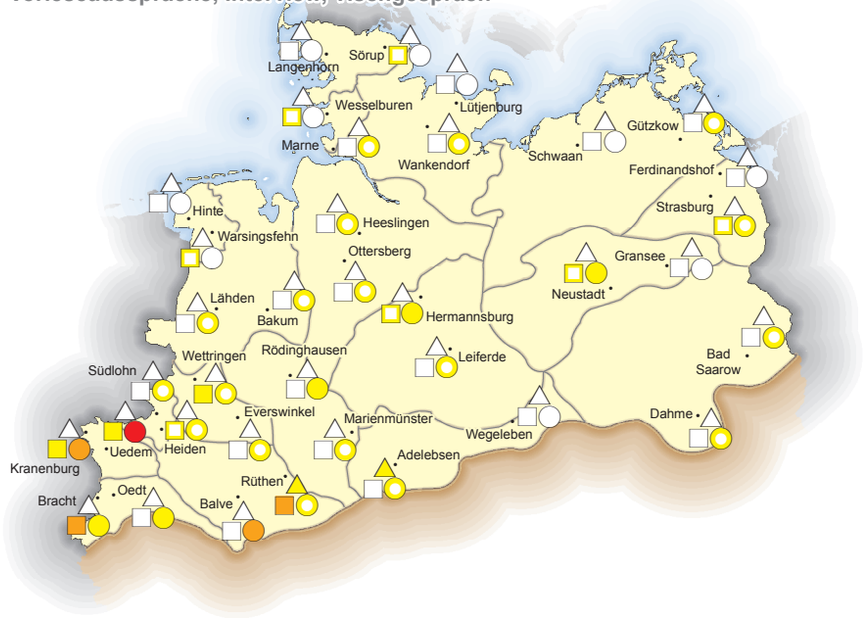
Areale Verbreitung Die Senkung von kurzem *u* ist vor allem im zentralen Norden und Nordwesten des Untersuchungsgebietes nachzuweisen (Karte V8.1 B). Werte von über 5 % werden im Tischgespräch und Interview vor allem in Dithmarschen, Holstein und Schleswig, in Nordhannover, Nordostfalen, Ostfriesland und Oldenburg erreicht. Darüber hinaus liegen Werte über 5 % nur im mittelpommerschen Strasburg (I: 7,4 %) und im südostfälischen Wegeleben (T: 5,5 %) vor. In den übrigen Regionen (Niederrhein, Westfalen, Emsland, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern) tritt die Vokalsenkung nicht oder nur in Ausnahmefällen auf (unter 5 %). In keinem Ort beträgt der Anteil der gesenkten Varianten mehr als 20 %. Ähnlich wie bei kurzem *i* tritt die Senkung somit auch bei kurzem *u* deutlich seltener auf als die Hebung.

Situative Verteilung Auch für die Senkung von kurzem *u* gilt, dass die geringen Auftretensfrequenzen keine ausgeprägte situative Variation zulassen. Der durchschnittliche Anteil gesenkter Varianten beträgt im Tischgespräch 1,6 %, im Interview 3,8 % und in der Vorlesesituation 0,2 %.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

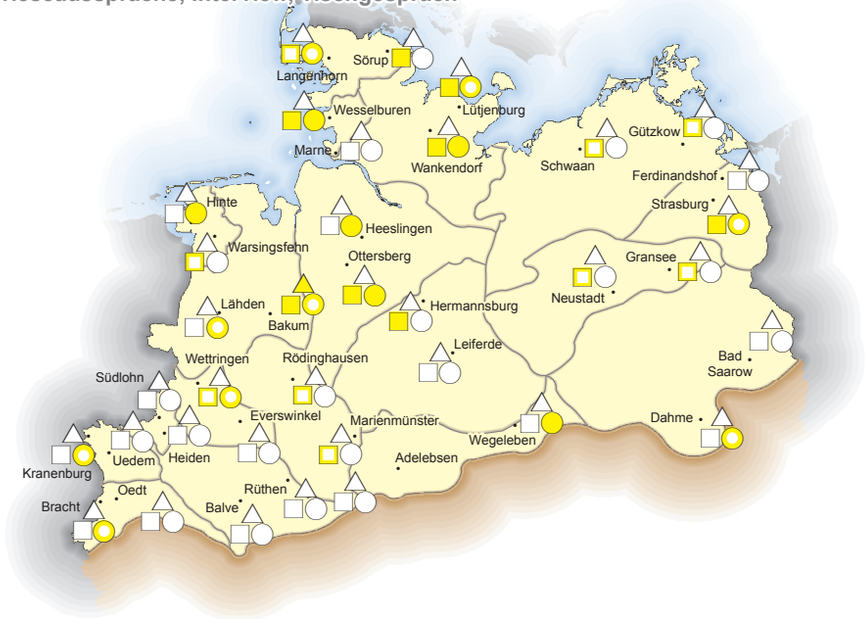
A. Hebung von kurzem *u*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



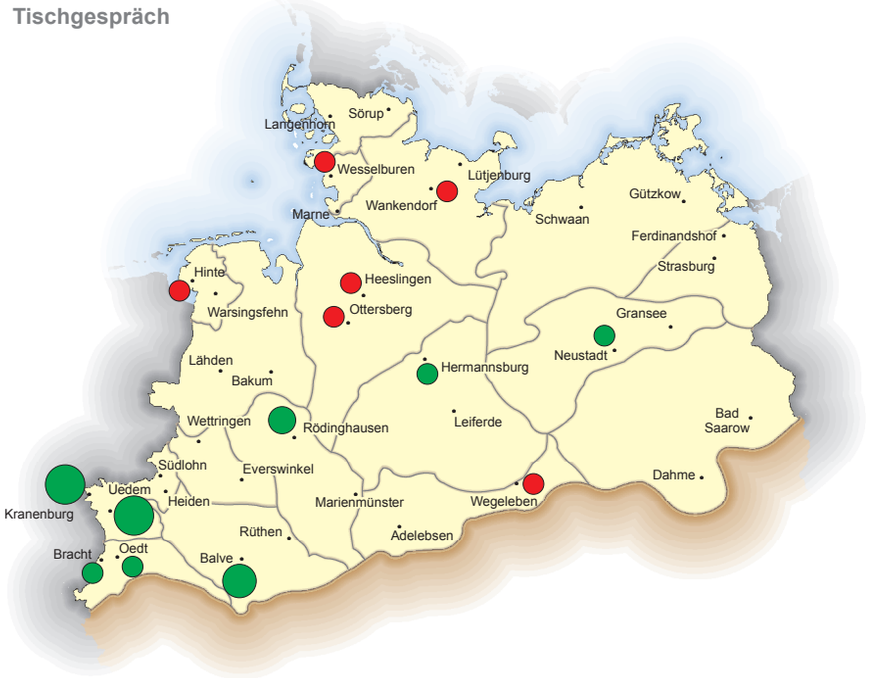
B. Senkung von kurzem *u*

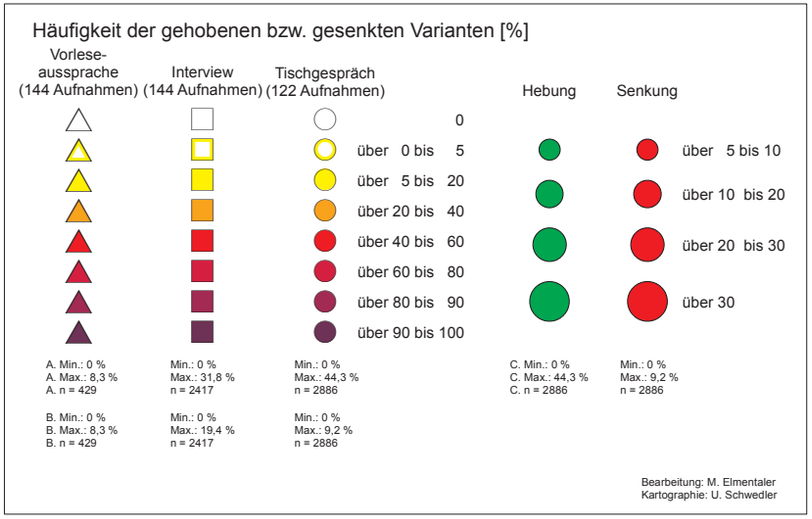
Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



C. Kombinationskarte Hebung und Senkung von kurzem *u*

Tischgespräch





https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Phonetischer Kontext Aufgrund der geringen Belegfrequenzen lassen sich keine weitergehenden Untersuchungen zum Einfluss des Folgekontexts auf die Wahl gesenkter Varianten treffen.

Salienz, Situativität, Normativität und Mental Maps Die Senkung von kurzem *u* wurde in den Tests nicht abgeprüft.

Abschließende Interpretation Die areale Verteilung gehobener und gesenkter Varianten für den Kurzvokal *u* ist mit der für kurzes *i* vergleichbar. Wie die Kombinationskarte zeigt (Karte V8.1 C), tritt die Vokalhebung (grüne Symbole) vor allem in den südwestlichen Regiolekten auf (Niederrhein, Westfalen), seltener auch im nördlichen Ostfalen (Hermannsburg) und Nordbrandenburg (Neustadt). Die Vokalsenkung ist schwächer ausgeprägt und erreicht im Tischgespräch an fünf Orten im zentralen Norden (Dithmarschen, Holstein, Nordhannover) und Nordwesten (Ostfriesland) Werte zwischen 10 und 20 %. Intersituative Differenzen und kontextbedingte Präferenzen ließen sich aufgrund der insgesamt geringen Belegzahlen nicht zuverlässig nachweisen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von auslautendem *-er* mit Vollvokal

Belegzahl: 15876
T: 5298 B. aus 36 Orten (Ø 147 B.), 122 Gpn.
I: 9455 B. aus 36 Orten (Ø 263 B.), 144 Gpn.
V: 1123 B. aus 36 Orten (Ø 31 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Martens/Martens (1988: 124f.), Lauf (1996), Trenschel (2000: 111), König (2004: 182f.). Nordniederdeutscher Raum: Lameli (2004: 229-231) [Neumünster], Kehrein (2012: 297) [Alt Duvenstedt]. Ostniederdeutscher Raum: Gernentz (1974: 231), Wurzel (1978: 131-148), Herrmann-Winter (1979: 141) [Greifswald], Rosenberg (1986: 113f.) [Berlin], Kehrein (2012: 311) [Stralsund].
B. Karten: -

Forschungsstand Die Endsilbe *-er* im Wort- und Morphemauslaut ist nach der bundesdeutschen Aussprachenorm als Tief-Schwa [ɐ] zu realisieren (vgl. Krech et al. 2009: 87). In den norddeutschen Regiolekten lassen sich unterschiedliche Abweichungen von dieser Standardaussprache feststellen, wobei sich vor allem zwei grundsätzliche Varianten differenzieren lassen: (a) eine vorverlagerte und gehobene Variante, die in etwa dem Vokal [ɛ] entspricht (['vɪntɛ] ‚Winter'), (b) eine offene Variante mit Vollvokal [a] (['vɪnta] ‚Winter'). Die Variante [a] gilt als typisch vor allem für das Berlinische (Rosenberg 1986: 113f.), tritt gelegentlich aber auch in nordniederdeutschen Regiolekten in Erscheinung (für Neumünster: Lameli 2004: 230). Aufgrund der relativ geringen phonetischen Distanz des zentralen Vokals [a] zum ebenfalls zentralen Tief-Schwa [ɐ] ist – insbesondere bei höherem Sprechtempo – eine saubere Differenzierung der Nonstandard- von der Standardvariante in der Praxis kaum möglich, so dass nach einigen Probeauswertungen auf eine Auswertung dieser Variante verzichtet wurde. Zuverlässiger lässt sich die Aussprachevariante [ɛ] bzw. [ɛː] erfassen, die aufgrund ihrer palatalen Qualität stärker zur Standardvariante kontrastiert. Diese Variante gilt als typisch für den nordniederdeutschen und insbesondere mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum (Lauf 1996: 201, 229; Trenschel 2000: 111; Kehrein 2012: 297, 311). Allerdings ist sie z.B. in den von Lameli (2004: 230) ausgewerteten Aufnahmen aus Neumünster bereits in den 1950er Jahren eine Minderheitsvariante (3,1 %).

Variablendefinition Wie Lameli (2004: 153) feststellt, handelt es sich bei der standarddivergenten Realisierung von auslautendem *-er* nicht um eine morphologische, sondern ausschließlich um eine „phonetisch-phonologische[] Erscheinung", die sowohl im Pluralmorphem (*Kinder*) als auch im Wortstamm (*aber, Hunger*) auftreten kann. Gesucht wurde daher nach dem Vorkommen der Graphemkombination <er> im absoluten Wortauslaut. Wegen der hohen Belegzahlen konnte auf eine zusätzliche Auswertung des Morphemauslauts verzichtet werden. Ausgeschlossen wurden die Lexeme *der, aber* und *oder*, weil hier die häufig reduzierte Aussprache die Analyse erschwert. Auch Belege von *-er* nach *h* blieben unberücksichtigt, um Lexeme mit *-er* im Hauptakzent wie in *her, nachher, hinterher* usw. auszuschließen. Das gleiche gilt für Belege mit finalem *-ier* oder *-eer* wie in *Bier* oder *Speer*, da sich die in der Forschung gelegentlich genannten, tendenziell zweisilbigen Realisierungen (['biːɛ], ['ʃpeːɛ]) im Korpus nicht mehr nachweisen ließen. Belege für <er> vor <a>, <e> und <ä> im Folgewort (*dieser Affe, jeder Esel, wieder Ärger*) wurden ebenfalls ausgeschlossen.

Nach funktionalen und formalen Kriterien wurden fünf Subvariablen gebildet: 1. *-er* als Pluralmorphem (*die Kinder*), 2. *-er* als Flexionsmorphem bei Adjektiven einschließlich Komparativformen (*ein großer Mann, kleiner*

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

als), 3. *-er* als Wortbildungsmorphem bei Substantiven (*der Fischer*), 4. *-er* als Wortbildungsmorphem zur Adjektivierung von Namen (*Lübecker Marzipan*), 5. Belege mit *-erer* (*kleinerer, Förderer*), 6. restliche Lexeme (*unser, jeder, teuer, runter*). Die Lexeme *dieser, einer, immer, sicher, über, wieder* wurden jeweils einzeln erfasst.

Analysiert wird ausschließlich die Realisierung von *-er* als [ɛ] bzw. [ɛː], die als spezifisch norddeutsches Phänomen gilt, wobei hinsichtlich der Vokalquantität nicht unterschieden wird.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Kinder* (2x)*; automatisierter, fester, illegaler, verbeamteter; Auslöser, Datenschutzbeauftragter, Lehrer, CDU-Politiker, SPD-Schulpolitiker, Register, Schulleiter* (3x)*, Wanderer* (3x)*; Hamburger; aller* (2x)*, dieser* (2x)*, einer* (2x)*, über* (2x)*, wieder*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Kinder; leckerer, pieseliger; Bäcker, Mehrwertsteuer; Frankfurter; anderer, unserer; heiser, super; dieser, einer, immer, sicher, über, wieder*

Areale Verbreitung Im SiN-Korpus kommt die Variante [ɛ] bzw. [ɛː] für *-er* in erster Linie im Nordosten und Norden des Untersuchungsgebietes vor. Die höchsten Werte für die Tischgespräche finden sich in den Regionen Mecklenburg-Vorpommern (27,6 %), Schleswig (11,3 %), Holstein (3,9 %) und Dithmarschen (2,2 %). Die Interviews weisen in der Regel ähnliche Werte auf. In allen anderen Regionen ist die Variante entweder gar nicht nachweisbar oder nur in Streubelegen von unter 1 %. Damit lässt das Merkmal in Übereinstimmung mit der bisherigen Forschung ein klares Nord-Süd-Gefälle erkennen, mit einem Schwerpunkt im Nordosten. Es handelt sich also um einen regionalen Marker, der allerdings auch innerhalb der Schwerpunktregionen ortsspezifisch starke Frequenzunterschiede aufweisen kann. Während etwa für die Tischgespräche im holsteinischen Wankendorf ein Wert von 8,0 % gemessen wurde, wird die Variante von den Lütjenburger Sprecherinnen nicht gebraucht. Ähnliche Unterschiede ließen sich im Vergleich der beiden dithmarsischen Orte Wesselburen (6,0 %) und Marne (0 %) oder im Schleswiger Gebiet zwischen Sörup (16,7 %) und Langenhorn (4,2 %) feststellen.

Individuelle Variation und Spannweite Die genauere Betrachtung zeigt, dass diese Unterschiede teilweise auf individuelle Präferenzen zurückgehen (vgl. Abb. 9.1 zur Spannweite). In Wankendorf/Holstein ist die individuelle Differenzierung am geringsten; hier liegen die Werte der drei im Tischgespräch erfassten Sprecherinnen bei 6,3 %, 6,8 % bzw. 12,5 %. Größer sind die Unterschiede in Marne/Dithmarschen, wo die beiden berücksichtigten Sprecherinnen 2,0 bzw. 10,2 % aufweisen, und in Schleswig: In Langenhorn weist nur eine von zwei Sprecherinnen das Merkmal auf (5,0 %), in Sörup zwei von drei, dabei mit unterschiedlich hohen Werten (11,1 % bzw. 23,2 %).

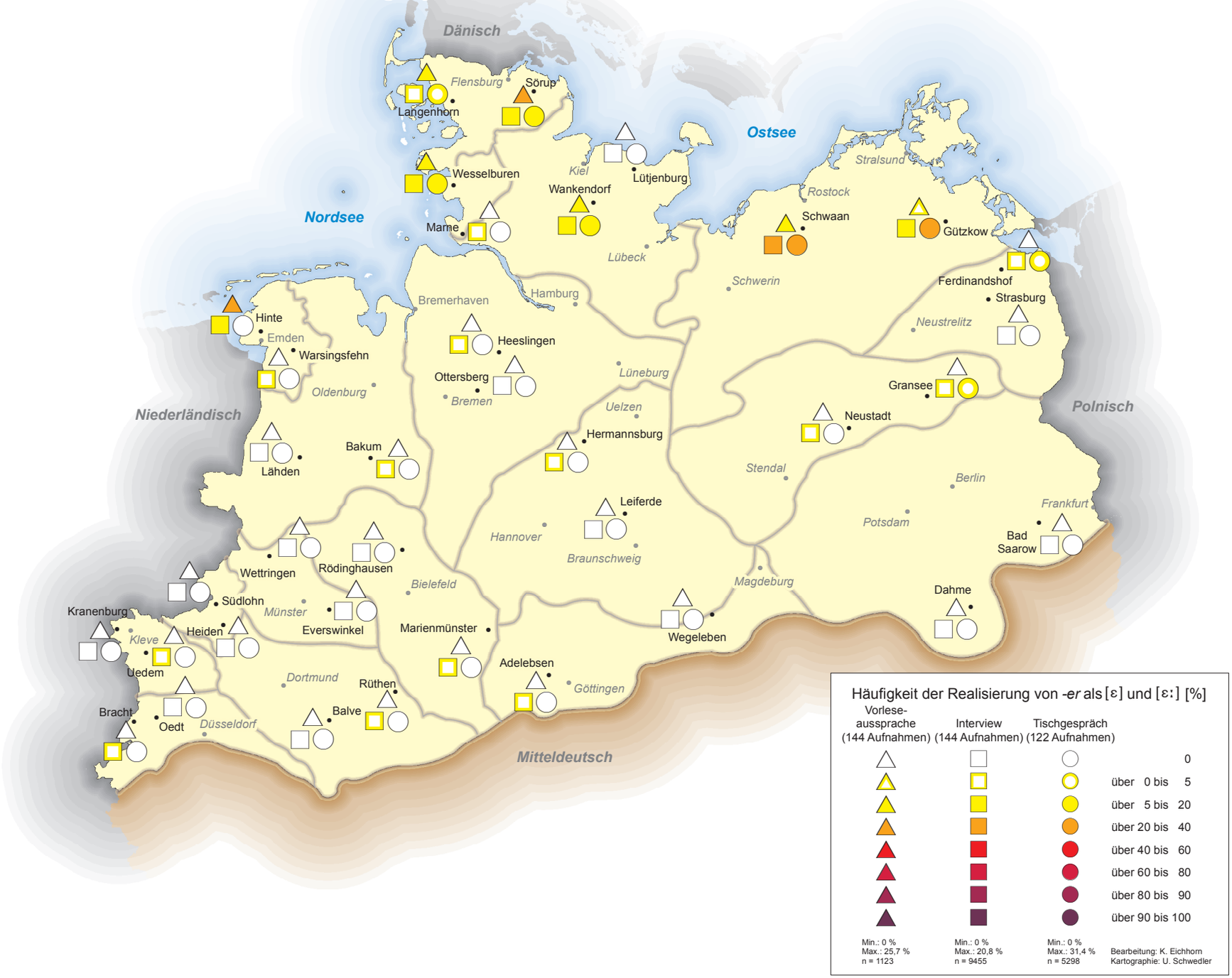
Situative Verteilung In den beiden Orten in Mecklenburg-Vorpommern lässt sich eine tendenzielle situative Abstufung zwischen den drei Situationen Tischgespräch (Schwaan: 31,4 % – Gützkow: 24,0 %), Interview (20,8 % – 16,1 %) und Vorlesetext (17,2 % – 4,3 %) erkennen. In den anderen Regionen lässt sich aufgrund der insgesamt geringen Auftretenshäufigkeiten keine situative Verteilung nachweisen. Überraschenderweise wird die Variante [ɛ] in zwei Orten im Vorlesetext am häufigsten gebraucht (Hinte/Ostfriesland: 22,4 %, Sörup/Schleswig: 25,4 %) und vergleichsweise seltener in Tischgespräch und Interview. Dies ist in erster Linie auf das Verhalten von je einer Sprecherin pro Ort zurückzuführen (51,7 % bzw. 89,7 %), die sich in der Vorlesesituation offen-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von auslautendem *-er* mit Vollvokal

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

V9



Karte V9.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bar um eine besonders explizite Aussprache bemühen und die Endsilbe daher stärker akzentuieren als beim freien Sprechen, wo sie in der Regel die Standardvariante wählen. Dies könnte auch der Kontext sein, in dem die Aussprachevariante mit Vollvokal ursprünglich entstanden war.

Wie am Spannweitendiagramm (Abb. V9.1) zu sehen, ist die individuelle Variation in den meisten Fällen wie in Wesselburen gering ausgeprägt. Über zwei Extremfälle geben die Karten zu Hinte und Sörup Auskunft.

Lexematischer Kontext Bei der Analyse konnte nicht festgestellt werden, dass die Realisierung von *-er* als [ɛ] bzw. [ɛː] in bestimmten Kontexten häufiger auftritt als in anderen. In den Orten mit höheren Belegfrequenzen ist die standarddivergente Realisierung in allen überprüften Kontexten belegt. Die Werte liegen in den Interviews und Tischgesprächen zwischen 1,1 und 4,3 %. Das Lexem *dieser* sowie die Adjektivierung von Namen weisen im Tischgespräch keine Abweichung vom Standard auf, allerdings im Interview (2,3 bzw. 1,8 %). Der einzige Kontext, in dem ausschließlich Standardrealisierungen auftreten, bezieht sich auf das Lexem *sicher*, das allerdings nur gering belegt ist (T: 46 B. – I: 21 B. –V: 0 B.), sodass sich daraus keine eindeutigen Schlüsse ziehen lassen. Der höchste Wert ist im Tischgespräch für den Kontext <-erer> zu verzeichnen (T: 4,3 % – I: 2,7 %), im Interview für *wieder* (T: 1,6 % – I: 3,9 %). Die geringen prozentualen Unterschiede lassen insgesamt nicht auf eine kontextbedingte Variation schließen.

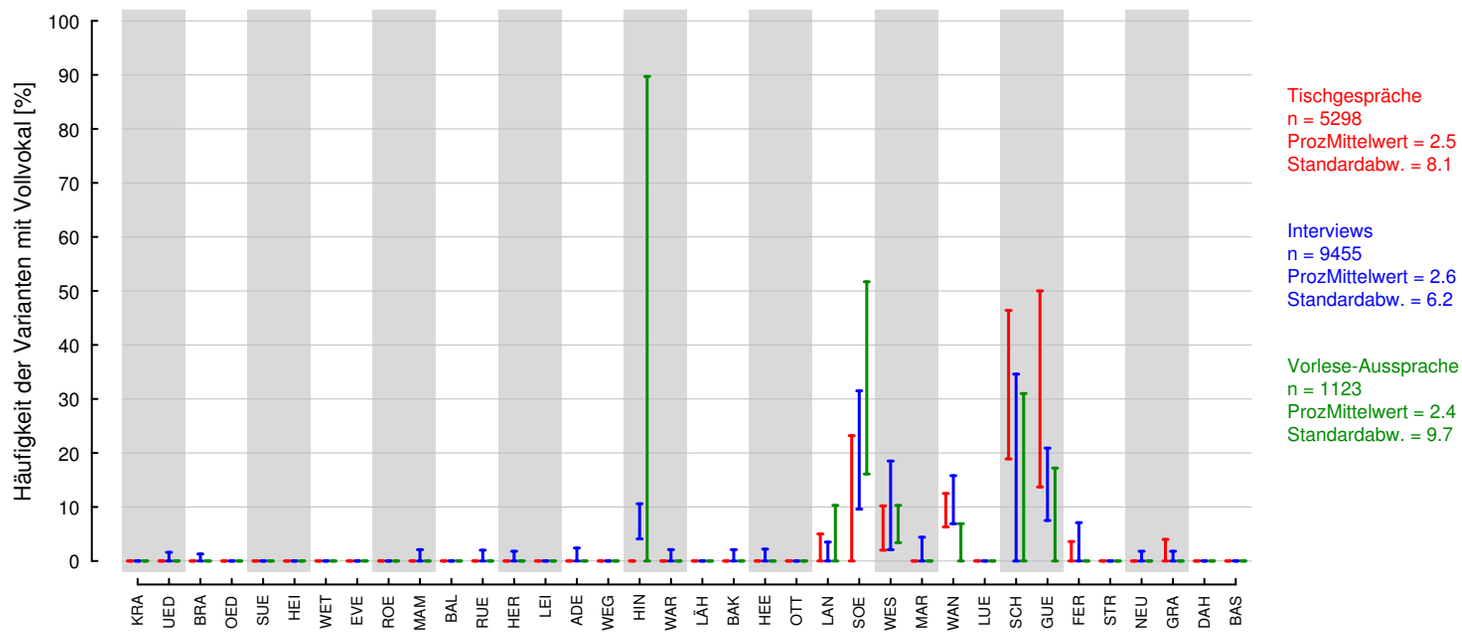
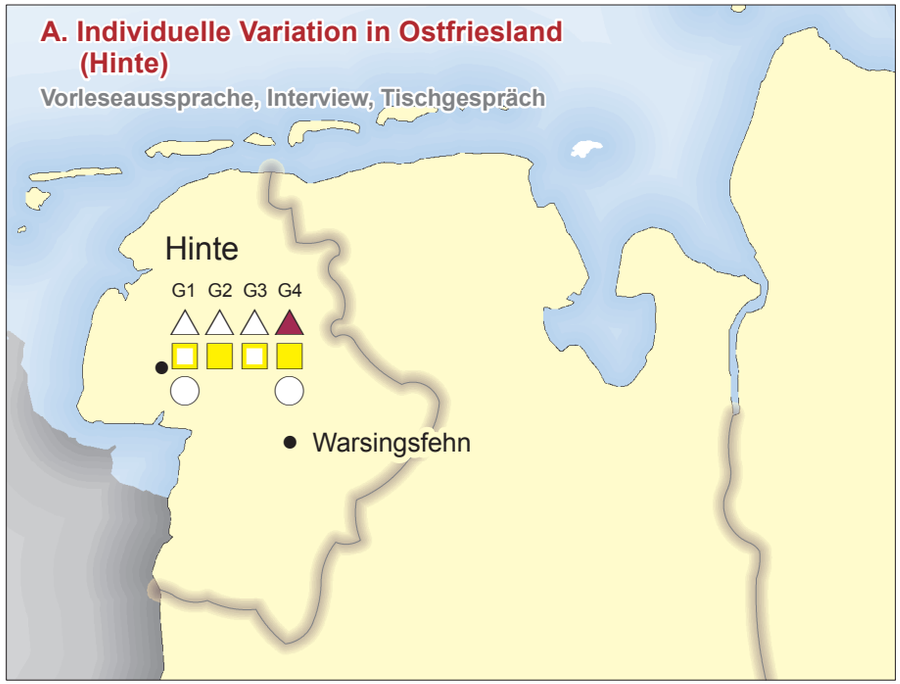
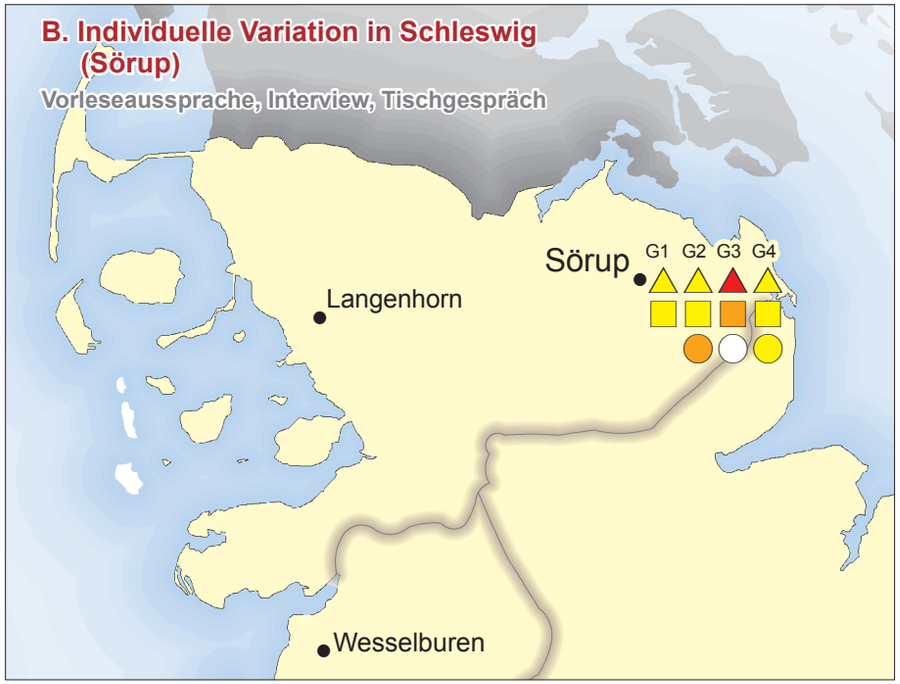


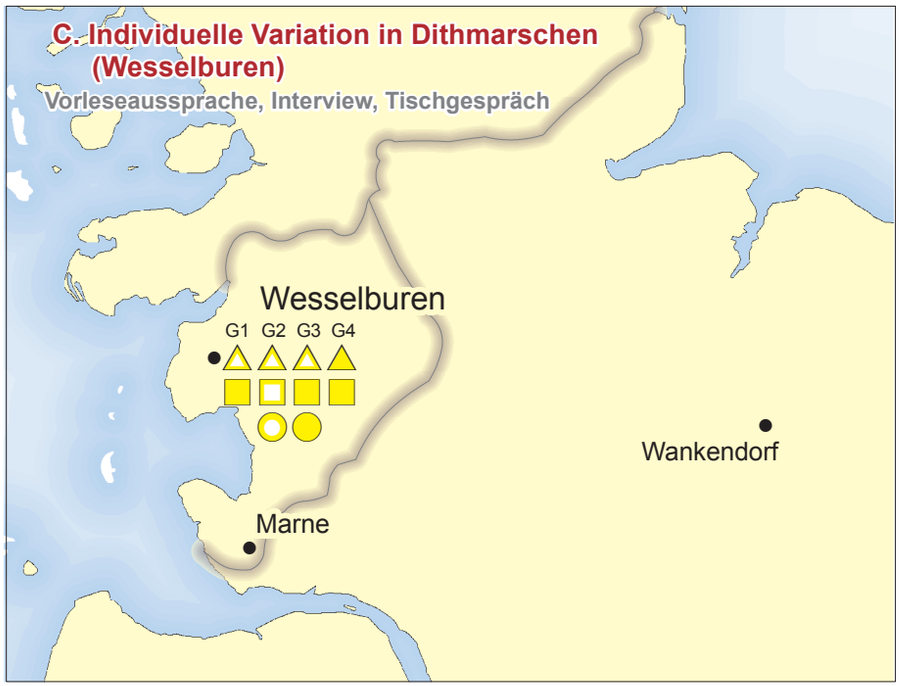
Abb. V9.1. Ortsbezogene Spannweiten bei der Realisierung von auslautendem *-er* mit Vollvokal

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von auslautendem *-er* mit Vollvokal: individuelle Variation







Häufigkeit der Realisierung von *-er* als [ɛ] und [ɛː] [%]

Vorlese-aussprache (24 Aufnahmen)	Interview (24 Aufnahmen)	Tischgespräch (17 Aufnahmen)	
			0
			über 0 bis 5
			über 5 bis 20
			über 20 bis 40
			über 40 bis 60
			über 60 bis 80
			über 80 bis 90
			über 90 bis 100
A. Min.: 0 % A. Max.: 89,7 % A. n = 116	Min.: 4,1 % Max.: 10,6 % n = 225	Min.: 0 % Max.: 0,9 % n = 37	
B. Min.: 16,1 % B. Max.: 51,7 % B. n = 118	Min.: 9,6 % Max.: 31,5 % n = 251	Min.: 0 % Max.: 23,2 % n = 96	
C. Min.: 3,4 % C. Max.: 10,3 % C. n = 116	Min.: 2,1 % Max.: 18,5 % n = 235	Min.: 2,0 % Max.: 10,2 % n = 100	Bearbeitung: K. Eichhorn Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Einfluss der Basisdialekte Kehrein (2012: 311) weist für das vorpommersche Stralsund darauf hin, dass bereits im lokalen Wenkerbogen die Graphie <ä> auf eine Realisierung von *-er* als [ɛ] schließen lasse. Dies und entsprechende Hinweise in der Grammatik von Nerger (1869: 121, 142) deuten darauf hin, dass die Form „bereits im alten Dialekt vorhanden gewesen ist" (Kehrein 2012: 311). Ähnlich ist wohl die Schreibung <e> in Belegen wie *ümme* ‚immer', *awe* ‚aber', *Braure* ‚Bruder', *Mudde/Mutte* ‚Mutter' zu interpretieren, die sich ebenfalls vor allem in mecklenburgischen und vorpommerschen Wenkerbögen finden lässt, teilweise aber auch in solchen aus Holstein (z.B. WB 48856 Schönböken: *anneß* ‚anders', *awe* ‚aber', *Blä-re* ‚Blätter', *Eie* ‚Eier', *Murre* ‚Mutter', *Päpe* ‚Pfeffer', *ümme* ‚immer', *üwe* ‚über'). Von seiner Genese her ist die Realisierung der Endsilbe mit Vollvokal allerdings wohl eher als schriftinduzierte Aussprache zu deuten, so dass die dialektalen Belege auf Interferenzeinflüsse der norddeutschen Regiolekte zurückgehen könnten.

Salienz, Situativität und Normativität In den Salienztests wurde die Variante [a] für *-er* in dem Satz „Mein *Bruda* ist verheiratet" bei 24 Gewährspersonen aus den Regionen Mittelpommern, Süd- und Nordbrandenburg (in denen diese Aussprache verbreitet ist) abgeprüft. Von ihnen haben nur vier das Merkmal erkannt. Im Situativitätstest wurden drei der Gewährspersonen, die das Merkmal identifiziert hatten, danach gefragt, in welchen Situationen sie die Form verwenden würden. Zwei gaben an, die Form nur in der Familie zu gebrauchen; die dritte schloss die Verwendung für sich selbst aus. Im Normativitätstest gaben alle drei Sprecherinnen an, das Merkmal nicht zu korrigieren.

Die Variante [ɛ] wurde in den Tests nicht überprüft.

Abschließende Interpretation Die Erkenntnisse der Forschung konnten bestätigt und ergänzt werden. Die Realisierung von *-er* als [ɛ] hat sich als typisch nord- und nordostdeutsches Merkmal erwiesen, das in geringer bis mittlerer Häufigkeit verbreitet ist und keine ausgeprägte Situationsbindung, aber eine starke individuelle Variation aufweist. In weiten Teilen Norddeutschlands ist diese Aussprache nicht oder nur selten belegt. Dies gilt auch für die nördlichen Regionen Nordhannover und Ostfriesland, wo [ɛ] allerdings z.T. besonders in der Vorleseaussprache auftritt und als Versuch einer möglichst schriftnahen Aussprache gedeutet werden kann. Dies verweist auf die mutmaßliche Genese dieses Merkmals als hyperkorrekte Form, die sich bei der Umsetzung des geschriebenen Hochdeutsch in Norddeutschland (und anderen Regionen) herausgebildet haben mag.

KE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schwa statt Vollvokal in der Endsilbe von *Kaffee*

Belegzahl: 303
T: 265 B. aus 34 Orten (Ø 8 B.), 78 Gpn.
I: 38 B. aus 18 Orten (Ø 2 B.), 23 Gpn.
V: keine Belege

Literatur A. Studien: Überregional: Kretschmer (1918: 4). Nordniederdeutscher Raum: Auer (1998: 181) [Hamburg].
B. Karten: ADA (2003ff.: Karte *Kaffee* (Betonung)), WDU (Bd. 2: 33 und Karte 110).

Forschungsstand Die phonetische Realisierung des Lexems *Kaffee* ist in der Forschung bislang fast ausschließlich hinsichtlich der Verteilung des Wortakzents untersucht worden. Kretschmer (1918: 4) sowie der WDU und der ADA konstatieren zwei Betonungsvarianten für *Kaffee*: die eingedeutschte Betonung auf der ersten Silbe [ˈkafe] und die Betonung auf der zweiten Silbe [kaˈfeː] entsprechend der Betonung des entlehnten französischen Wortes *café*. In Norddeutschland wird *Káffee* schon im 18. Jahrhundert auf der ersten Silbe betont (Richter 1780: 50), in Bayern und Österreich blieb die französische Betonung auf der Endsilbe (*Kaffée*) bewahrt (Kretschmer 1918: 4). Die Karten, die zur Betonung von *Kaffee* vorliegen (WDU, ADA), bestätigen die Nord-Süd-Verteilung bei der Betonung von *Kaffee*. Im Norden tritt der Wortakzent auf der Endsilbe nur sehr vereinzelt auf, während er im Mittel- und Oberdeutschen häufig vorkommt und in Österreich und Bayern die dominante Variante darstellt. Der ADA dokumentiert, dass sich die Betonung auf der zweiten Silbe seit den 1970er Jahren etwas nach Norden ausgebreitet hat. Die Autoren mutmaßen, dass diese Entwicklung mit der von der Werbung jüngst bevorzugten, fremden und damit „feiner" klingenden Form zu tun hat. Dennoch ist in Norddeutschland auch heute noch die Variante mit Erstsilbenbetonung dominant.

Auf die phonetische Realisierung des auslautenden Vokals ist die Forschung bisher nur am Rande eingegangen. Eichhoff (1978) erwähnt zwar im „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen", dass in dem Gebiet, in dem die Betonung der ersten Silbe vorherrscht, *Kaffee* „dann zumeist mit abgeschwächtem End-*e*" (WDU Bd. 2: 33), also als [ˈkafə] realisiert werde, kartiert aber nur die Opposition von Varianten mit Erst- und Zweitsilbenbetonung (Karte 110). Auer (1998: 181) verweist darauf, dass die Auslautverhärtung mit Schwa in der Hamburger Umgangssprache mit einer Anhebung des Tonvokals korreliere: [ˈkạfə].

Variablendefinition Bei der Variablenanalyse wurden drei Varianten unterschieden: 1) *Káffee* [ˈkafe] mit Erstsilbenbetonung und Vollvokal im Auslaut, 2) *Kaffée* [kaˈfeː] mit Zweitsilbenbetonung und Vollvokal im Auslaut, 3) *Káffe* [ˈkafə] mit Erstsilbenbetonung und auslautendem Schwa. Nach dem Duden-Aussprachewörterbuch (2005: 448) gelten die ersten beiden Varianten als standardsprachlich, während die dritte Variante als Nonstandard einzuordnen ist. Das Korpus wurde sowohl nach isolierten Belegen von *Kaffee* als auch nach Belegen in Komposita durchsucht. Dabei wurde zwischen Komposita mit *Kaffee* im Bestimmungswort und somit Hauptakzentträger (*Kaffeetasse, Kaffeebohnen, Kaffeehaus*) und Komposita mit *Kaffee* im Grundwort und somit Nebenakzentträger (*Milchkaffee, Nachmittagskaffee*) unterschieden.

Areale Verbreitung Die Belegzahlen sind insgesamt gering (T: 265 B., I: 38 B.), wobei jeweils nur ein Teil der Gewährspersonen das Wort überhaupt verwendet (T: 78 von 122 Gewährspersonen, I: 23 von 144). Die standarddivergente Realisierung mit auslautendem Schwa

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

['kafə] kommt im Tischgespräch in 56 von 265 Belegen (21,1 %) und im Interview in 10 von 38 Belegen (26,3 %) vor (Karte V10.1). Die höchsten Anteile lassen sich im Norden (Dithmarschen und Holstein), im Osten (Mecklenburg-Vorpommern, Mittelpommern, Nord- und Südbrandenburg) und in Nordostfalen feststellen. Dagegen tritt die Schwa-Realisierung im Westen des norddeutschen Raumes kaum auf; so gibt es keine standarddivergenten Realisierungen am südlichen Niederrhein, im Münsterland, in Süd- und Ostwestfalen, in Südostfalen sowie in Ostfriesland. Im gesamten Untersuchungsgebiet dominieren die Standardrealisierungen mit Erstsilbenbetonung und Vollvokal in der Endsilbe ['kafe], durchschnittlich zu 78,9 % im Tischgespräch und zu 73,7 % im Interview. Die Zweitsilbenbetonung [ka'fe:] ist dagegen vergleichsweise selten belegt (T: 1,9 %, I: 10,5 %). Belege dieser Variante finden sich im nördlichen (Dithmarschen, Oldenburg, Emsland) und westlichen (Münsterland, Südwestfalen, Nordostfalen) Teil des Untersuchungsgebiets, nicht aber im ostdeutschen Raum.

Einfluss der Basisdialekte Das Niederdeutsche dürfte einen Einfluss auf die Erstsilbenbetonung mit auslautendem Schwa gehabt haben, denn diese Variante ist neben *Kaffee* ['kafe] und *Koffie* ['kɔfi] im Basisdialekt im Gebrauch (Thies 2004: 99). Die Realisierung von *Kaffee* mit finalem Schwa-Laut ist in den meisten niederdeutschen Dialektwörterbüchern vermerkt (Brandenburg-Berlinisches Wb., Schleswig-Holsteinisches Wb., Hamburgisches Wb., Mecklenburgisches Wb. u.a.).

Situative Verteilung Ein situationsabhängiger Gebrauch der Variante mit auslautendem Schwa-Laut ist nicht nachweisbar. Der Anteil dieser Variante beträgt im Tischgespräch 21,1 %, im Interview 26,3 %. Unter den Standardvarianten tritt die insgesamt seltenere Variante mit Zweitsilbenbetonung im Interview (10,5 %) deutlich häufiger auf als im Tischgespräch (1,9 %), allerdings bei geringer Belegbasis (I: 4 von 38 B., T: 5 von 265 B.). Möglicherweise wird dieser Aussprache, die der des französischen *café* entspricht, ein höheres Prestige zugeschrieben, so dass sie manchen Gewährspersonen für die eher formelle Kommunikation mit einem fremden Gast geeigneter erscheint.

Salienz, Situativität und Normativität Das Merkmal wurde bei allen 144 Gewährspersonen mit dem Testsatz Nr. 22 „Bekomme ich noch eine Tasse *Kaffe*?“ abgeprüft. Hierbei erwies es sich insgesamt als stark salient. Insgesamt erkannten 111 von 142 getesteten Frauen (78,2 %) die Aussprache ['kafə] als abweichend, während 31 (21,8 %) die Form nicht beanstandeten. In arealer Hinsicht zeichnet sich als Tendenz ab, dass die Realisierung mit auslautendem Schwa in den Gebieten unerkannt bleibt, in denen sie auch verwendet wird. Von den 31 Befragten, die das Merkmal nicht als abweichend wahrnahmen, stammen fast alle aus Schleswig-Holstein (Schleswig: 7, Holstein: 7, Dithmarschen: 2), Mittelpommern (6), Mecklenburg-Vorpommern (2), Nordbrandenburg (2) und Südbrandenburg (4). In diesen sieben Regionen nahmen nur 24 von 54 Befragten (44,4 %) die Abweichung wahr. In den elf übrigen Regionen im Westen und Süden des Untersuchungsgebietes hingegen wurde das Merkmal von 87 der insgesamt 88 befragten Gewährspersonen (98,9 %) als abweichend erkannt; nur eine einzige Sprecherin aus dem nördlichen Ostfalen bemerkte es nicht.

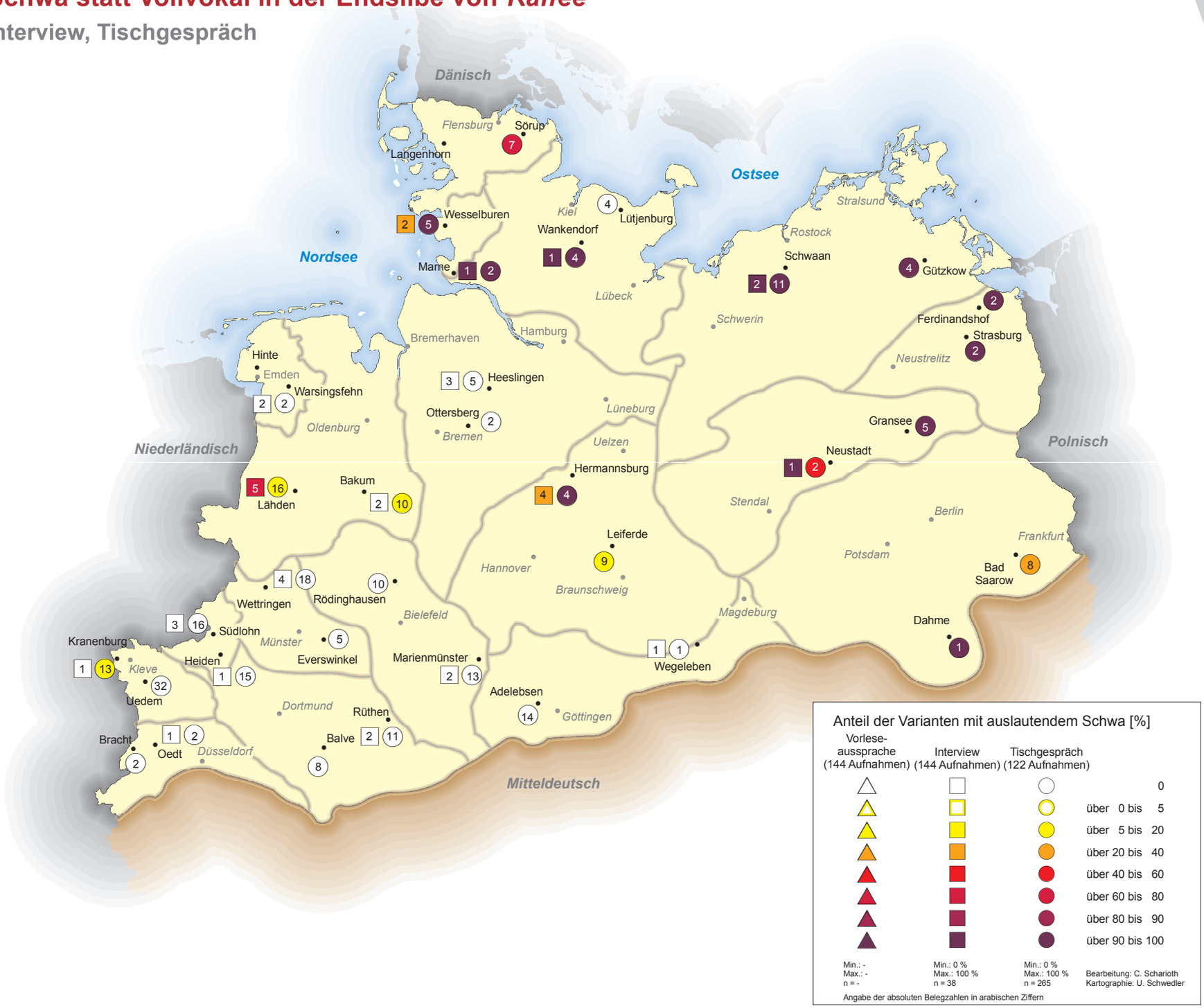
Am Situativitätstest nahmen 111 Gewährspersonen teil, von denen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Schwa statt Vollvokal in der Endsilbe von *Kaffee*

Interview, Tischgespräch

V10



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

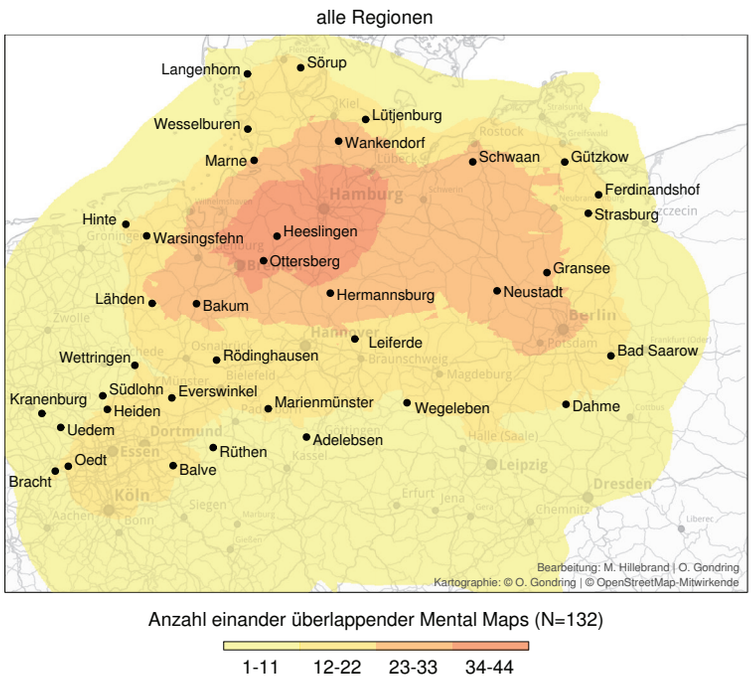
knapp die Hälfte (54 = 48,6 %) angaben, die Variante mit Auslaut-Schwa niemals zu verwenden und 27 Personen nur eine Verwendung im familiären Kontext (24,3 %) für angemessen hielten. Nur eine Minderheit von 30 Befragten gaben an, die Variante auch im Reisebüro (14 = 12,6 %) oder vor Gericht (16 = 14,4 %) zu gebrauchen. Wie zu erwarten, sind allerdings auch hierbei signifikante areale Unterschiede festzustellen. In den sieben oben genannten Regionen im Norden und Osten des Untersuchungsraumes, in denen das Merkmal eine geringe Salienz besitzt, wird es von denen, die es bemerkten, überwiegend für akzeptabel gehalten. Hier gaben 83,3 % der 24 Befragten an, die Variante mit auslautendem Schwa vor Gericht (11 Personen = 45,8 %) oder zumindest im Reisebüro (9 = 37,5 %) zu gebrauchen. Drei Befragte aus Brandenburg hielten sie nur im familiären Kontext für akzeptabel (12,5 %) und nur eine einzige Gewährsperson aus Südbrandenburg (4,2 %) gab an, diese Aussprache niemals zu verwenden. Demgegenüber bietet sich in den anderen elf Regionen des Westens und Südens ein ganz anderes Bild. Hier gaben von den 87 Befragten nur zehn (11,5 %) an, die Schwa-Variante vor Gericht oder im Reisebüro zu verwenden (jeweils fünf Personen), 24 hielten sie im familiären Kontext für akzeptabel (27,6 %) und eine Mehrheit von 53 Befragten gaben an, sie niemals zu gebrauchen (60,9 %).

Eine tendenziell ähnliche Verteilung ergibt sich für den Normativitätstest. Hier gaben in den sieben Gebieten mit geringer Salienz der Schwa-Variante nur fünf von 23 Befragten an (21,7 %), ihr Kind hinsichtlich dieser Aussprache zu korrigieren, während sich in den übrigen elf Regionen 49 von 87 Befragten (56,3 %) für eine Korrektur aussprachen.

Mental Maps Zur angenommenen Verbreitung der Variante [ˈkafə] liegen Mental Maps von 131 Gewährspersonen vor. Wie Karte V10.2 zeigt, wird die Variante im gesamten norddeutschen Raum, insbesondere aber im Gebiet um Hamburg und im Nordosten verortet.

Abschließende Interpretation Während die standardsprachliche Zweitsilbenbetonung mit Langvokal im Auslaut [kaˈfeː] in Norddeutschland als eher formell gilt, ist die Erstsilbenbetonung mit Vollvokal im

Kaffe



Karte V10.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Auslaut [ˈkafe] im gesamten Erhebungsgebiet neutral und unmarkiert. Die standarddivergente Variante mit Erstsilbenbetonung und auslautendem Schwa [ˈkafə] kommt hingegen ausschließlich im Norden und Nordosten des Erhebungsgebiets vor. Dieser regional frequente Gebrauch der Variante [ˈkafə] korreliert, wie die Perzeptionstests ergeben haben, mit einer schwachen Salienz, einer hohen Akzeptabilität auch in formelleren Situationen und einer geringen Ausrichtung an der standardsprachlichen Aussprachenorm.

CS

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Konsonantische Variablen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Autorinnen und Autoren der Kommentare zum Konsonantismus

HR (Hannah Reuter): K14
KE (Kristin Eichhorn): K1, K8
KHE (Klaas-Hinrich Ehlers): K2, K3, K9, K10, K12
LA (Liv Andresen): K13
ME (Michael Elmentaler): K7, K15, K16
PR (Peter Rosenberg): K5, K6
RL (Robert Langhanke): K11
VW (Viola Wilcken): K4, K17

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erhalt von unverschobenem *p* in der Affrikate *pf*

Belegzahl: 1564
T: 447 B. aus 36 Orten (Ø 12 B.), 122 Gpn.
I: 266 B. aus 36 Orten (Ø 7 B.), 144 Gpn.
V: 851 B. aus 36 Orten (Ø 24 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Ostniederdeutscher Raum: Gernentz (1974: 235), Schönfeld (1989: 92) [Berlin], Schönfeld (2001: 66) [Berlin]. Westmitteldeutscher Raum: Mattheier (1980) [Erp], Lausberg (1993: 72-75) [Erp], Kreymann (1994: 84, 87-90) [Erp], Cornelissen (2002: 290) [Rheinland], Lenz (2003: 144-148) [Wittlich], Cornelissen (2004: 182f.) [Rheinland], Möller (2012: 86f.) [Bonn].
B. Karten: WSU (56, 188, Karte 12: *pfeifen*; 57f., 190, Karte 14: *dengeln, kloppen, horen*).

Forschungsstand Infolge der im Niederdeutschen ausgebliebenen zweiten Lautverschiebung sind lexemspezifisch auch in den hochdeutschen Sprachlagen Formen mit unverschobenem *p* oder *t* zu finden. In der Forschung werden vor allem Lexeme genannt, die in der hochdeutschen Standardsprache kein Pendant haben bzw. deren verschobene Form eine abweichende Bedeutung aufweist. Gernentz (1974: 235) etwa erwähnt das Phänomen für die mecklenburgischen Regiolekte mit Bezug auf das Lexem *ansitten* ‚leiden an, zu tun haben mit'. Cornelissen (2002: 290f.) nennt für die rheinischen Regiolekte die Lexeme *Köpper* ‚Kopfsprung' und *kloppen* ‚prügeln'. Laut WSU (57, 190, Karte 14) ist *kloppen* im nordostdeutschen Raum auch mit der Bedeutung ‚die Sense mit dem Hammer schärfen' gebräuchlich. Huesmann (1998: 200) weist aufgrund von Umfrageergebnissen für die Verwendung von *Köpper* ‚Kopfsprung' ein deutliches Nord-Süd-Gefälle im gesamtdeutschen Raum nach. Zu einer arealen Verteilung der unverschobenen Formen innerhalb des norddeutschen Raumes gibt es keine Studien.

Hinsichtlich der Auftretenskontexte wird in der Literatur darauf hingewiesen, dass unverschobenes [p] vor allem im In- und Auslaut auftritt, weniger häufig dagegen im Anlaut (vgl. Schönfeld 1989: 92 für Berlin, Lenz 2003: 146 für Wittlich). Hier dominiert vielmehr die Frikativrealisierung [f], die sich kontaktlinguistisch als Ausweichen auf einen aus dem Niederdeutschen bekannten, der hochdeutschen Affrikate [pf] phonetisch verwandten Laut erklären lässt (vgl. Kommentar zu K8).

In Hinblick auf situative Verteilungsmuster gibt es bislang keine Untersuchungen zu den norddeutschen Regiolekten. Für den westmitteldeutschen Raum (Wittlich) stellt Lenz (2003: 146f.) fest, dass stddt. *pf* im informellen Freundesgespräch dominant als unverschobener Plosiv realisiert wird (Anlaut/postnasal: 68,8 %, Inlaut/Auslaut: 72,8 %), während in der formelleren Interviewsituation nur die Realisierung als Frikativ oder Affrikate vorkommt. Auch in den von Kreymann (1994: 84; Tab. 7) ausgewerteten Aufnahmen des Erp-Korpus ist die unverschobene Plosiv-Realisierung nur im informellen Gespräch belegt (zwischen 25,0 und 100 %), während im Interview ausschließlich der Frikativ auftritt.

Variablendefinition Ausgewertet wurden sämtliche Vorkommen der Graphemfolge <pf>, die stddt. *pf*, nd. *p* entsprechen. Dabei wurden die Kontexte Anlaut, Inlaut und Auslaut getrennt erfasst. In der Anlautkategorie wurden Fälle von Wortanlaut (*Pfund*) sowie von Morphemanlaut nach Präfix (*Verpflichtung*) oder in Zweitgliedern von Komposita (*Altenpfleger*) zusammengefasst. Unter Auslaut wurden Fälle von Wortauslaut (*Topf*) sowie Morphemauslaut vor Suffix (*gestopft*) oder in Erstgliedern von Komposita (*Kopfkissen*) subsumiert. Alle anderen Fälle fallen definitorisch unter die Inlautkategorie (*hüpfen,*

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Karpfen). Separat untersucht wurden Wörter mit der Graphemfolge <mpf> (*Kampf, Dampf*). Wörter, bei denen stddt. *pf* sekundär durch Assimilation von [nt] und [f] entstanden ist, wurden ausgeklammert (*Empfang, empfindlich*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Pfad, Pflicht, Meldepflicht* (2x), *Schulpflicht; Kampf*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Altenpfleger, Backpflaume, gepfeffert, Pfannkuchen, Pfähle, Pfarrer, Pferde, Verpflichtung; Appelsaft, Apfelsine, Hoppen, Kohlköppe, kloppen, Schlüpper, Schnuppen, tapfer; Doppelkopf, flachgekloppt, Hüpfburg, Impfpass, Kopp, reingestoppt, Topp, Zupfkuchen; Dampf, geschrumpft, glimpflich, schimpfen, Strümpfe, stumpf*

Areale Verbreitung Karte K1.1 zeigt eine klare areale Verteilung. Als [p] wird stddt. *pf* vor allem im Osten des Untersuchungsgebietes und in Nordhannover realisiert. In Mecklenburg-Vorpommern, Mittelpommern, Nordbrandenburg und Nordhannover bewegen sich die Werte im Tischgespräch um durchschnittlich etwa 20 %, allerdings mit großen Differenzen (zwischen 11,1 % in Strasburg/Mittelpommern und 85,7 % in Gransee/Nordbrandenburg). Im Südwesten des Untersuchungsgebietes wird der Plosiv deutlich seltener verwendet. Hier liegt die Häufigkeit in den Tischgesprächen meist unter 10 %, max. 33,3 % (Oedt/Südniederrhein). Im gesamten Norden (Schleswig-Holstein) und Nordwesten (Ostfriesland, Emsland, Oldenburg) tritt die Plosivrealisierung kaum auf; in vier von acht Orten ist sie gar nicht belegt, in Wankendorf/Holstein nur in einem von 12 Fällen (8,3 %).

Situative Verteilung Im situativen Vergleich lässt sich feststellen, dass es eine leichte Präferenz der unverschobenen Form in informellerem Kontext gibt. In den Interviews sind die Plosive zu 6,2 % erhalten, in den Tischgesprächen zu 9,6 %. Das Fehlen von unverschobenem [p] in den Vorlesetexten belegt zudem, dass es sich um ein bei kontrolliertem Sprechen vermeidbares Merkmal handelt. Dies bestätigt in der Tendenz die Beobachtungen, die auch Lenz (2003: 146) für die Wittlicher Region getroffen hat. Allerdings sind die prozentualen Unterschiede im SiN-Korpus deutlich geringer als bei Lenz, die im Freundesgespräch zu etwa 70 % die unverschobene Form feststellt, während sie in ihrem Korpus im Interview gar nicht vorkommt.

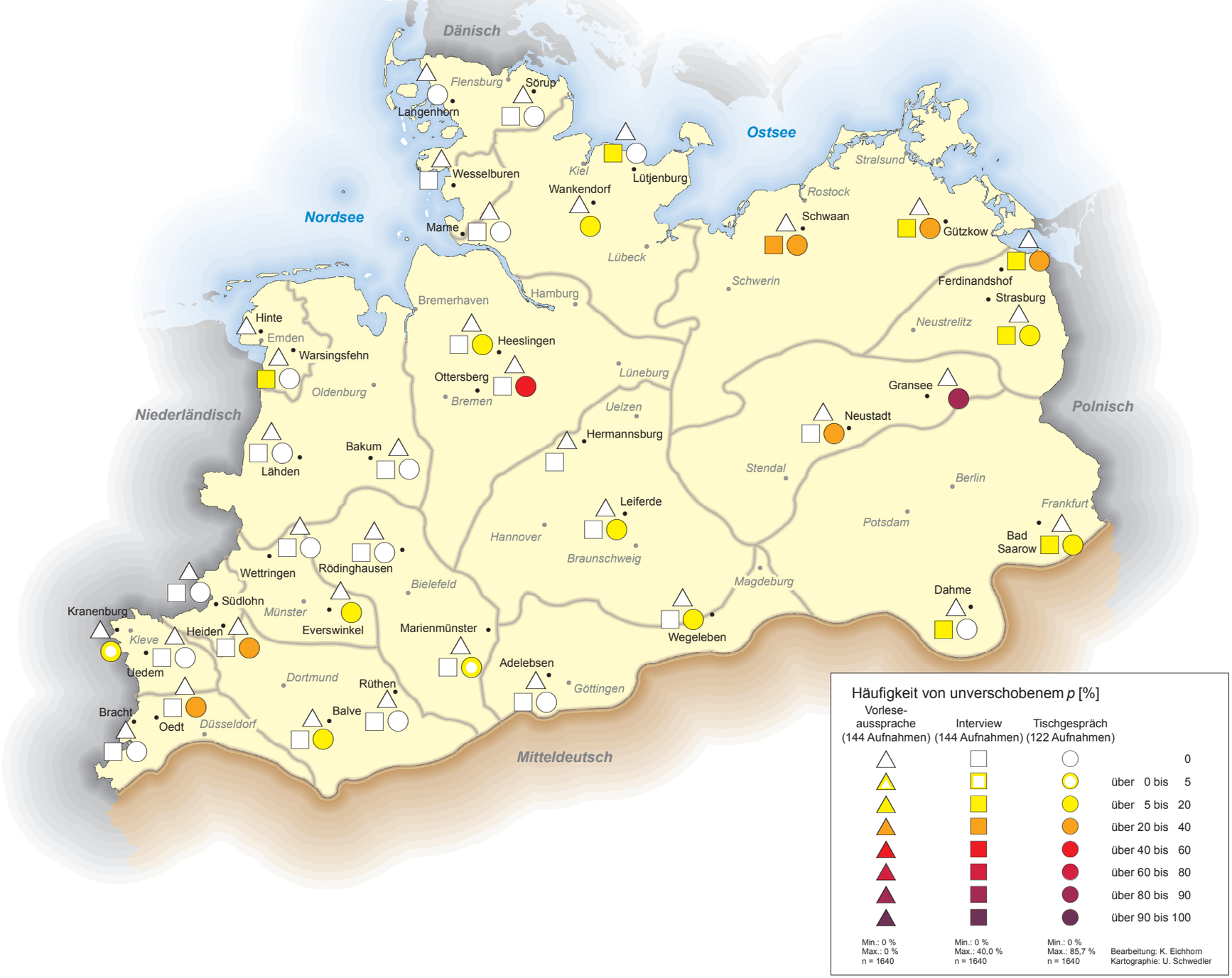
Einfluss der Basisdialekte Der Erhalt der unverschobenen Konsonanten *p, t, k* ist ein stabiles Merkmal aller niederdeutschen Dialekte. Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass die Variante [p] in den Regiolekten der meisten dialektstärkeren Regionen (Schleswig, Holstein, Dithmarschen, Ostfriesland, Emsland/Oldenburg, Westmünsterland) nur selten auftritt, während sie in dialektschwachen Regionen wie Mittelpommern oder Nordbrandenburg relativ hohe Frequenzen aufweist. Hierin ist eine deutliche Parallele zur Verbreitung des unverschobenen *t* in *das, was, es* zu erkennen, das ebenfalls in den Regiolekten der dialektschwächeren Regionen (Niederrhein, Ruhrgebiet, Brandenburg) besonders frequent belegt ist, während es in den dialektstarken Gebieten vermieden wird, sowie auch zum Gebrauch des unverschobenen *k* in *ich*, das nur im berlinisch-brandenburgischen Regiolekt verwendet wird. Offenbar sind die unverschobenen Konsonanten in den dialektstarken Regionen noch als zentrale Kennmerkmale der niederdeutschen Basisdialekte konnotiert, die es im gesprochenen Hochdeutsch zu vermeiden gelte, während sie sich in den dialektschwächeren Regionen, in denen der Gebrauch des Niederdeutschen bereits früher zurückgegangen ist, als Merkmale der hochdeutsch basierten Regiolekte etablieren konnten, die heute nicht mehr notwendigerweise eine Assoziation mit dem Basisdialekt evozieren.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erhalt von unverschobenem *p* in der Affrikate *pf*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K1



Karte K1.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kontextanalysen Im Anlaut wird *pf* kaum als [p] realisiert (Karte K1.2 A). Lediglich in zwei von insgesamt 196 Belegen (Gützkow/Mecklenburg-Vorpommern: *pfui* > *pui*; Wegeleben/Ostfalen: *Perdewagen*) treten in den Tischgesprächen noch Plosive auf, was einem Anteil von lediglich 1 % entspricht. In den Interviews gibt es keine Belege für die unverschobene Variante im Anlaut. Dies bestätigt die Beobachtungen von Schönfeld (1989: 92) und Lenz (2003: 146). Im Inlaut kommt unverschobenes [p] im gesamten Untersuchungsgebiet mit Ausnahme der nordwestlichen Regionen Schleswig, Holstein, Ostfriesland und Emsland-Oldenburg vor (Karte K1.2 B). Dabei liegen die Werte bei durchschnittlich 8,6 % in den Tischgesprächen (8 von 93 B.) und 18,2 % in den Interviews (2 von 11 B.). Die höchsten Werte finden sich im Osten des Untersuchungsgebietes und in Nordhannover sowie im Südwesten. In den Tischgesprächen beschränken sich die standarddivergenten Varianten auf die Lexeme *Appel/Äppel* (3 B.), *Köppe* (1 B.), *kloppen* (2 B.), *Zippel* (2 B.), während Wörter wie *Hopfen* oder *Tropfen* ausschließlich standardgemäß realisiert werden. Auch in den Interviews tritt das Lexem *Köpfe* mit Plosivrealisierung auf (9 von 11 B.), wobei allerdings acht Belege auf das Kompositum *Fischköppe* entfallen (neben einmal *Sturköppe*). Hier ist von einem in der unverschobenen Form konventionalisierten Kompositum auszugehen, das Bewohner der norddeutschen Küstenregionen bezeichnet und auch von Personen verwendet wird, die das Wort *Kopf* sonst durchgängig mit Affrikate realisieren. Der hohe Plosivanteil in den Interviews erklärt sich somit in erster Linie durch die Thematisierung von norddeutscher Sprache. In einem Fall ist zudem für Südbrandenburg die Realisierung von *Schlüpfer* als *Schlüpper* nachgewiesen.

In Auslautposition ist der Anteil an unverschobenem [p] mit 30,0 % in den Tischgesprächen (30 von 100 B.) bzw. 30,5 % in den Interviews (18 von 56 B.) am höchsten (Karte K1.2 C), wobei die Plosivvariante vor allem im Osten, im Südwesten und in Nordhannover vorkommt. Dabei werden allein die Lexeme *Kopp/Sturkopp/Hinterkopp* (T: 14 B.), *Topp* (I: 7 B.) und *Zopp* (T: 1 B.) sowie verschiedene Flexionsformen von *kloppen* ‚klopfen' (T: 6 B., *du kloppst, gekloppt*) und *stoppen* ‚stopfen' (T: 2 B., *er stoppt, stopp*) mit Plosiv realisiert, während z.B. Komposita wie *Zupfkuchen* und *Hüpfburg* nur mit der Standardvariante belegt sind. Die allein in Gützkow/Mecklenburg-Vorpommern verwendete Form *Zopp* tritt ausschließlich in der idiomatischen Wendung *wenn du ihnen auf den Zopp gehst* auf.

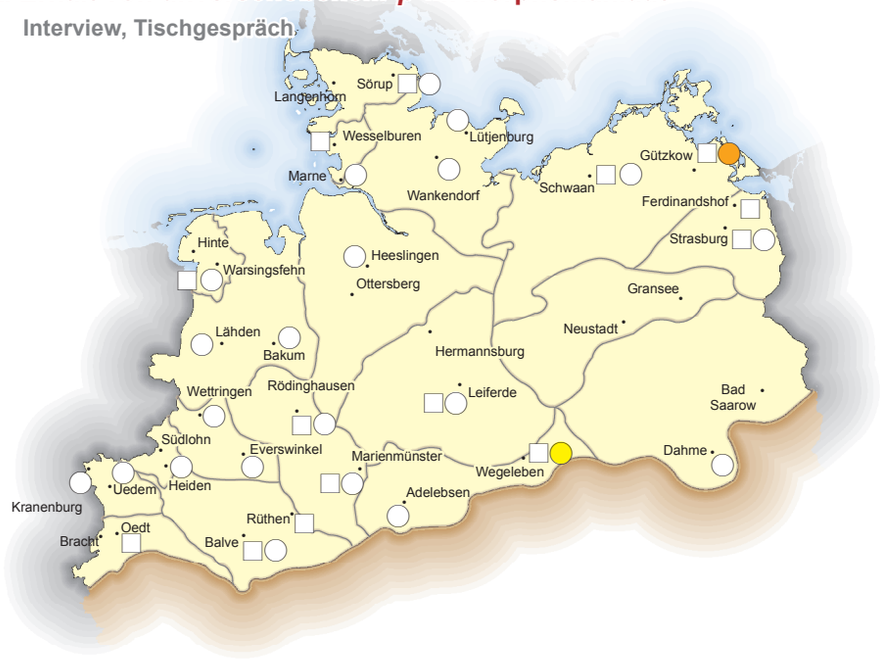
Postnasal nach [m] tritt unverschobenes [p] zu 10,2 % in den Tischgesprächen (5 von 49 B.) auf (Belege: *Kramp* ‚Krampf', *Strümpe, schimpen, Kamp* ‚Kampf'), während es in den Interviews nicht belegt ist.

Salienz, Situativität und Normativität In den Salienztests wurde anhand des Satzes Nr. 18 „In diesem Jahr gab es nur wenige *Äppel*" die Auffälligkeit der Plosivvariante in allen 18 Untersuchungsregionen überprüft. Hierbei erwies sich das Merkmal durchweg als hochsalient, nur in drei von 144 Fällen (2,1 %) wurde die Abweichung nicht erkannt (von drei Probandinnen aus Ostfalen und Südwestfalen). Im Situativitätstest gaben 70 von 144 Befragten (48,6 %) an, das Merkmal nur in der Familie zu verwenden, 69 meinten, es gar nicht zu verwenden (47,9 %). Für einen Gebrauch von *Äppel* in halbformeller Situation (Reisebüro) sprachen sich zwei Frauen aus (1,4 %), für einen Gebrauch vor Gericht keine einzige. Dies spricht dafür, dass das Merkmal

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

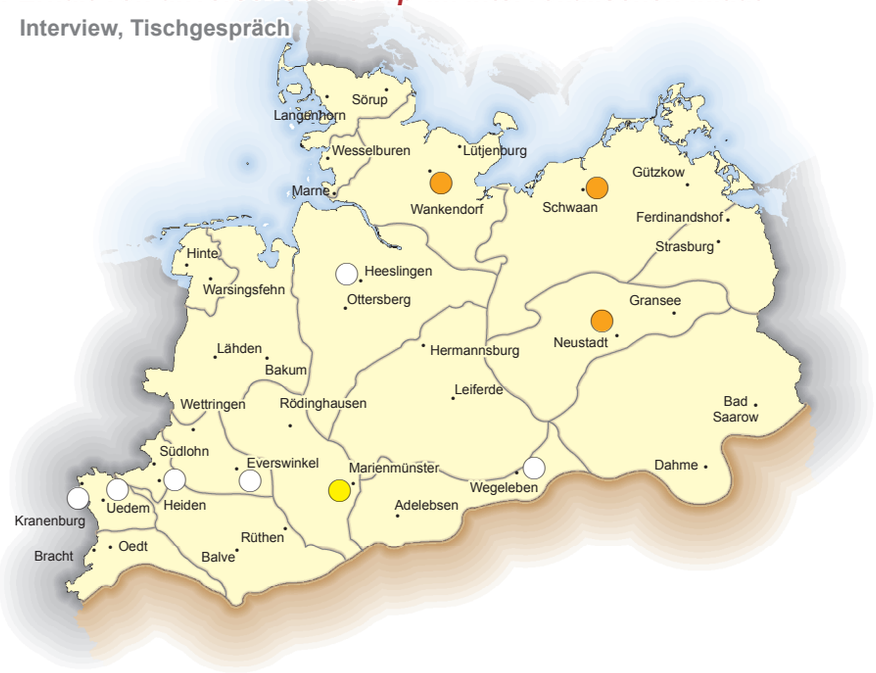
A. Erhalt von unverschobenem *p* im Morphemanlaut

Interview, Tischgespräch



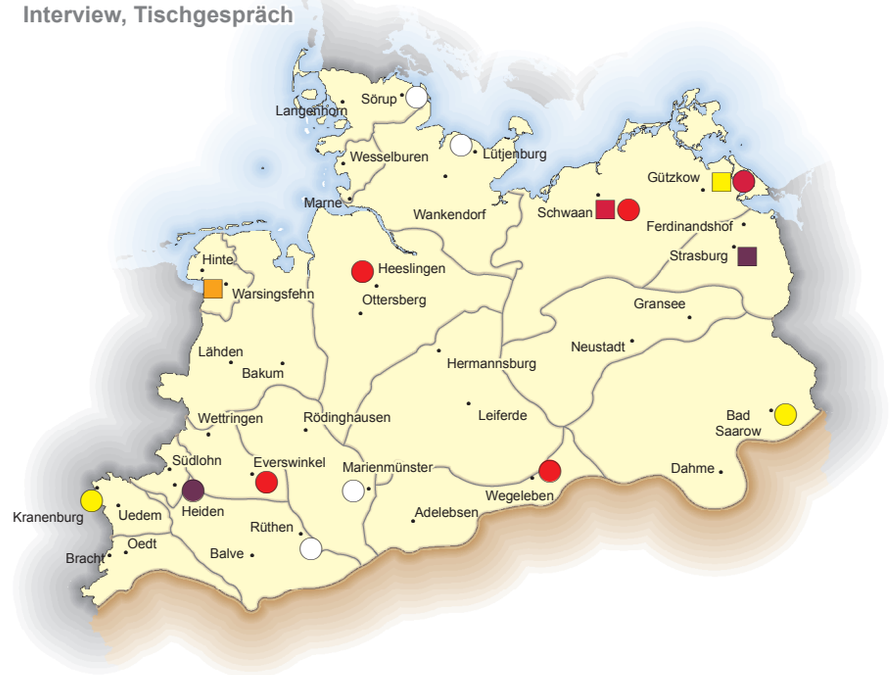
B. Erhalt von unverschobenem *p* im intervokalischen Inlaut

Interview, Tischgespräch



C. Erhalt von unverschobenem *p* im Morphemauslaut

Interview, Tischgespräch



Häufigkeit von unverschobenem *p* [%]

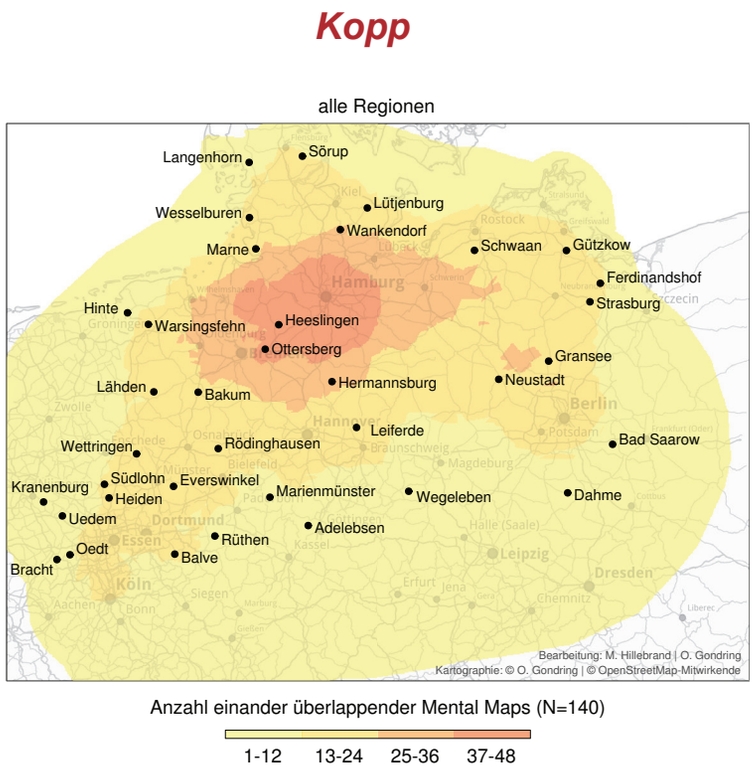
Vorlesaussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: - A. Max.: - A. n = -	Min.: 0 % Max.: 0 % n = 320	Min.: 0 % Max.: 25,0 % n = 320	
B. Min.: - B. Max.: - B. n = -	Min.: - Max.: - n = -	Min.: 0 % Max.: 37,5 % n = 104	
C. Min.: - C. Max.: - C. n = -	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 156	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 156	Bearbeitung: K. Eichhorn Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

als sehr standarddivergent wahrgenommen wird. Im Normativitätstest gaben 123 von 141 Gewährspersonen (87,2 %) an, die unverschobene Variante *Äppel* bei ihrem Kind zu korrigieren, wenn es eine Vereinsrede halten sollte. Nur 15 Probandinnen gaben an, die Form nicht zu korrigieren (10,6 %), wobei es sich hierbei nicht immer um Frauen handelte, die die Variante selbst verwenden.

Neben *Äppel* wurde auch das Lexem *Kopp*, stellvertretend für *pf* im Auslaut, für die gesamte Untersuchungsregion im Salienztest überprüft (Testsatz Nr. 27: „Ich habe mir den *Kopp* gestoßen"). Insgesamt wurde das Merkmal von 122 Befragten erkannt (84,7 %), von 20 nicht (15,3 %). Auch in dieser Stellung ist der unverschobene Plosiv somit als salient einzustufen. Die etwas geringere Salienz von *Kopp* gegenüber *Äppel* korreliert mit einem höheren Anteil der Nonstandardvariante in der Praxis der Sprecherinnen. Wie der Situativitätstest zeigt, ist jedoch die Akzeptanz von unverschobenem [p] auch bei *Kopp* weitgehend auf informelle Kontexte beschränkt. So gaben 82 von 144 Befragten an, das Merkmal nur in der Familie zu verwenden (56,9 %), 42 würden es gar nicht verwenden (29,2 %). Für einen Gebrauch von *Kopp* im Reisebüro sprachen sich zwei Frauen aus (1,4 %), für einen Gebrauch vor Gericht nur eine (0,7 %). Im Normativitätstest gaben 126 von 142 Frauen (86,3 %) an, die Form *Kopp* bei ihrem Kind zu korrigieren, während 16 Probandinnen auf eine Korrektur verzichten würden (22,7 %).

Mental Maps Mental Maps liegen nur für die unverschobene Form *Kopp* vor. Generell wird das Merkmal insgesamt fast im gesamten Untersuchungsgebiet für möglich gehalten. Deutlich erkennbar ist allerdings, dass die Gewährspersonen den unverschobenen Plosiv vor allem im Großraum Hamburg vermuten, wo es die größte Überlappung der Karten (ca. 50 %) gibt (Karte K1.3); von diesem Zentrum ausgehend nimmt die Überlappung zum Rand des Untersuchungsgebietes hin ab. Von den Brandenburger Gewährsfrauen wird das Merkmal meist nur mit dem Großraum Berlin assoziiert. Darüber hinaus ist auffällig, dass fast alle Gewährspersonen – unabhängig davon, wo das Merkmal sonst verortet wurde – ihre eigene Region oder nah



Karte K1.3

angrenzende Gebiete als Gegenden benennen, in denen die unverschobene Form gebraucht wird. Dies steht in einem gewissen Kontrast zu den Selbstaussagen bezüglich der Verwendung von *Kopp* und zu den Sprachgebrauchsdaten aus den Interviews und Tischgesprächen. Am deutlichsten zeigt sich dies in Schleswig, wo alle sieben befragten Frauen (für eine Gewährsperson konnten keine Daten erhoben werden) den eigenen Ort mit in die Karte einzeichnen, obwohl das Merkmal dort in den Tischgesprächen gar nicht vorkommt; bei den Lexemen *Topf* (4 B.) und *flachgeklopft* (1 B.) tritt ausschließlich die Standardvariante auf (das Lexem *Kopf* ist in dieser Region nicht belegt). Dies lässt vermuten, dass das unverschobene *p* von den Sprecherinnen als ein rein basisdialektales Merkmal eingeordnet wird, das in der hochdeutschen Alltagssprache vermieden wird.

Abschließende Interpretation

Die unverschobenen Formen treten primär in den Regionen auf, in denen das Niederdeutsche kaum noch präsent ist, vor allem im Osten des Untersuchungsgebietes und am Niederrhein, während sie in den dialektstarken Regionen oftmals schwächer belegt sind. Somit zeigt sich in der Tendenz eine umgekehrt proportionale Korrelation zwischen dem Auftreten von unverschobenem *p* und der regionalen Dialektstärke. Dies kontrastiert zu der offenkundigen Wahrnehmung des Merkmals als niederdeutsch, die die Analyse der Mental Maps zeigt.

Die unverschobene Form tritt bevorzugt in informelleren Situationen auf, was mit den Aussagen der Gewährspersonen zur Verwendung des Merkmals und mit den Ergebnissen der Salienztests zusammenpasst. Das Merkmal ist hochsalient und kann somit potenziell kontrolliert werden. Dass die Gewährspersonen in bestimmten Regionen unverschobene Formen im freien Gespräch dennoch verwenden, spricht für deren Etablierung als regiolektale Marker.

Der Gebrauch der unverschobenen Varianten ist stark kontextabhängig. Während sie im Anlaut kaum vorkommen, sind sie im Auslaut noch recht häufig anzutreffen, etwas seltener im Inlaut und postnasal. Innerhalb dieser Kontexte tritt unverschobenes *p* lexemgebunden vor allem in den Wörtern *Apfel, Kopf* und *klopfen* auf. Einen Sonderfall bildet das Lexem *Fischköppe*, das überregional verbreitet ist und in der Bedeutung ‚Küstenbewohner' nur mit unverschobenem Plosiv vorkommt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erhalt von unverschobenem *t* im Auslaut

Belegzahl: 22997
T: 8319 B. aus 36 Orten (Ø 231 B.), 122 Gpn.
I: 13268 B. aus 36 Orten (Ø 369 B.), 144 Gpn.
V: 1410 B. aus 36 Orten (Ø 39 B.), 144 Gpn.
(*es* und Flexionsmorphem *-es* in den Vorlesetexten ohne Belege)

Literatur A. Studien: Überregional: Elspaß (2007: 206), Lauf (1996: 216), Mihm (2000: 2113-2117). Westniederdeutscher Raum: Salewski (1998: 28f., 68, 121) [Dortmund, Duisburg], Elmentaler (2005: 401-403) [Niederrhein], Elmentaler (2008: 82f.) [Ruhrgebiet]. Ostniederdeutscher Raum: Herrmann-Winter (1979: 145-163) [Greifswald], Schlobinski (1987: 138-162) [Berlin], Schönfeld (1989) [Rostock, Magdeburg, Berlin], Schönfeld (1994: 518f.) [Berlin], Schönfeld (2001: 66-68) [Berlin]. Westmitteldeutscher Raum: Lausberg (1993: 105-115) [Erp], Lenz (2003: 133-144) [Wittlich], Macha (1994: 170-175) [Raum Siegburg], Möller (2008) [Raum Bonn], Möller (2013: 87f.) [Raum Bonn].
B. Karten: ADA (Karten 17a,b: *das/was*, Karte 17c: *neues*, Karte 25a: *Demonstrativpronomen das*).

Forschungsstand In mehreren norddeutschen Regiolekten ist mit *dat, wat, et* eine Gruppe von Kurzwörtern in Gebrauch, die mit erhaltenem niederdeutschen *t* im Auslaut „wie erratische Blöcke unverschoben stehengeblieben sind und sich der ‚Verhochdeutschung' der Mundart entzogen haben" (Macha 1994: 171). Während für den gesamten niederdeutschen und teilweise für den mitteldeutschen Raum damit zu rechnen ist, dass die unverschobenen *t*-Wörter in der Dialektkompetenz von Sprecherinnen und Sprechern der Basisdialekte fest und besonders abbauresistent verankert sind (Lenz 2003: 135f.), ist die Gebrauchsfrequenz dieser Reliktwörter in den standardnäheren Sprechlagen großen regionalen Unterschieden unterworfen. In der Fachliteratur wird ihre areale Verbreitung in den Regiolekten uneinheitlich bestimmt. Während Lauf (1996: 206, 216) unverschobenes *t* ausschließlich als Kennzeichen des berlinisch-brandenburgischen Regiolekts ansieht und es z.B. in Mecklenburg-Vorpommern für „praktisch unbekannt" hält, werten andere Autoren das Merkmal außerdem als gemeinsames Charakteristikum des nord- und südniederrheinischen Regiolekts (Elmentaler 2005: 401, Macha 1991: 171) und konstatieren darüber hinaus seine, allerdings geringere, Verbreitung in den ostfälischen und mecklenburgischen Umgangssprachen (Mihm 2000, Schönfeld 1989). Die auf indirekte Internetbefragungen gestützten Karten des ADA zur Aussprache von *das* und *was* „bestätigen die landläufige Assoziation von *dat-dit/wat* mit Rheinland, Ruhrgebiet und Berliner Raum" (ADA Frage 17a, b), zeigen dabei aber eine besonders starke Belegdichte für Kurzwörter mit unverschobenem *t* im äußersten Westen des norddeutschen Raums. Vereinzelte Streubelege für das Merkmal finden sich nach den Karten des ADA in ganz Norddeutschland mit auffallender Aussparung des niedersächsischen und westfälischen Zentralgebiets. Die ADA-Karte 17c zur Aussprache von *neues* zeigt, dass in einigen Regionen die im Niederdeutschen meist endungslosen Adjektive im Neutrum mit dem ‚pseudoniederdeutschen' Flexionsmorphem *-et* gebraucht werden. Die standarddivergente Aussprache *neuet* ist nach der ADA-Karte 17c ausschließlich auf zwei Gebiete begrenzt: im Westen Rheinland, Ruhrgebiet und Münsterland, im Osten Berlin, Brandenburg und sehr vereinzelte Belege im ostfälischen und mittelpommerschen Dialektgebiet. Vor allem im Osten ist die Belegdichte für standarddivergentes *neuet* demnach deutlich geringer als die für *dat* und *wat*.

Die gegenwärtige regionale Verbreitung des Merkmals mit seinen beiden arealen Schwerpunkten an Rhein/Ruhr und Berlin wird von den meisten Autoren als Ergebnis großräumiger

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ausstrahlung stadtsprachlicher Leitformen interpretiert. Elspaß (2007: 206) legt für den Westen zudem eine Kontaktwirkung mit dem „written and spoken standard" der westlichen Nachbarsprachen nahe. Während *det/dit, wat, et* bereits über zwei Jahrhunderte zu den konstanten Merkmalen der berlinischen Umgangssprache gehörten, wird ihre flächendeckende Ausbreitung in Brandenburg erst auf das beginnende 20. Jahrhundert (Mihm 2000: 2114) und ihre Übernahme in die ostfälischen und mecklenburgischen Umgangssprachen erst auf die letzten Jahrzehnte datiert (Mihm 2000: 2117, Schönfeld 1989: 82, Herrmann-Winter 1979: 152).

Die Forschungsliteratur ist sich darin einig, dass das Merkmal in den standardnahen norddeutschen Regiolekten ausschließlich an sehr wenige hochfrequente Lexeme gebunden ist (neben *dat, wat, et* nennt Macha auch *at* ‚als', Lenz führt zusätzlich *int* ‚ins', *ant* ‚ans', *ēnt* ‚eins', *bit* ‚bis', *alt* ‚als' an). Dabei liegt die Frequenz des *es* mit unverschobenem *t* sowohl in Machas Handwerkerkorpus aus dem Kreis Siegburg, als auch in Schlobinskis Berliner Korpus ebenso wie in den Erhebungsergebnissen von Lenz im Raum Wittlich z.T. deutlich unter der Gebrauchshäufigkeit der beiden hochfrequenten Lexeme *dat* und *wat* (Macha 1991: 173, Schlobinski 1987: 139, Lenz 2003: 140, dagegen Lausberg 1993: 111f.). *Dat* und *wat* sind demnach stärker abbauresistent als *et*. Die Annahme vieler Autoren, dass das Auftreten des Merkmals an die Unbetontheit der betreffenden Wörter gebunden sei (z.B. Möller 2008: 210, Schönfeld 1989: 123), wird von Machas Untersuchung der Sprache rheinischer Handwerksmeister nicht verifiziert, in der das Nebeneinander standardgemäßer und dialektaler Varianten „keinem aus syntaktischen Betonungsverhältnissen ableitbaren Muster" folgt (Macha 1991: 174). Machas Studie legt auch nahe, dass die phonetische Realisierung der syntaktisch plurifunktionalen Kurzwörter „keiner grammatisch-kategorialen Steuerung" unterliegt (ebd.: 175). Lenz bestätigt anhand ihrer Erhebung im Raum Wittlich, dass die stichprobenartige „Suche nach linguistischen Steuerungsfaktoren wenig auf[decke]", allerdings trete die Subjunktion *dass* seltener in unverschobener Form auf als das Lexem *das* (Lenz 2003: 140f., vgl. Lausberg 1993: 113). Auch Möller (2013: 88) stellt fest, dass unverschobenes *t* in der Subjunktion „im Vergleich fast verschwindend gering belegt ist".

Die Verwendung der standardfernen Reliktwörter *dat/det, wat* und *et* fußt nicht auf niederdeutscher Dialektkompetenz, diese werden vielmehr „auch von den städtischen Hochdeutschsprechern ohne Dialektkenntnis situationsspezifisch eingesetzt" (Mihm 2000: 2117). Die unverschobenen Kurzwörter gehören nach Schönfeld dementsprechend zu den „Varianten mit Signalwirkung", die von zugezogenen ortsfremden Kindern, Jugendlichen und gegebenenfalls Erwachsenen in Berlin zuerst in den eigenen Sprachgebrauch übernommen werden (Schönfeld 1994: 518f.). Im Rheinland werden sie in ähnlicher Weise zur konversationellen Akkommodation hochdeutscher Sprecher „im Gespräch mit ripuarischen Dialektsprechern aufgegriffen" (Macha 1994: 173). Die areale Ausbreitung des Merkmals scheint demnach nicht primär über ältere dialektkompetente Personen, sondern häufig über Jugendliche vermittelt zu werden (Schönfeld 1989: 82).

Im westlichen Ruhrgebiet, wo das Merkmal traditionell zu den Charakteristika des Regiolekts gehörte, gehen die Auftretenshäufigkeiten von der ältesten zur jüngsten Generation im Schnitt zurück, „jedoch mit starken individuellen Unterschieden"

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(Elmentaler 2008: 82, vgl. Lenz 2003:143, Lausberg 1993: 108). Die mit abnehmendem Alter zunehmende individuelle Varianz im Gebrauch von *dat, wat* und *et* deutet darauf hin, dass die unverschobenen Varianten heute nicht mehr als selbstverständliche Merkmale des Regiolekts gelten können, „sondern dass ihnen offenbar eine hohe Salienz und ein starker regionaler Signalwert zukommt" (ebd.: 83). Die Frequenz des Merkmals ist bei einigen Gewährspersonen entsprechend „signifikant häufiger im informellen Gesprächskontext" als in formelleren Situationen (ebd.). Die höhere Frequenz des Merkmals „bei größerer emotionaler Beteiligung" (Lauf 1996: 205) wird auch von anderen Autoren festgestellt. Dennoch bleiben auch für Interviewsprache und selbst für die intendierte Standardaussprache die Gebrauchshäufigkeiten für die Nonstandardformen mit unverschobenem *t* in verschiedenen empirischen Erhebungen aus dem mitteldeutschen Raum, aus Berlin und dem östlichen Mecklenburg bemerkenswert hoch (Macha 1991: 174, Lenz 2003: Schlobinski 1987: 137, Herrmann-Winter 1979: 152). Lenz sieht in der beachtlichen Normtoleranz gegenüber *wat, dat, et* in formelleren Sprechlagen eine Folge des Dialektabbaus, durch welchen ehemals dialektale Merkmale zu bewusst einsetzbaren Regionalmarkern umgewertet worden seien und nicht länger „per se als dialektremanente ‚Fehler' erscheinen" (Lenz 2003: 143f.).

Variablendefinition Der Erhalt von unverschobenem *t* bzw. die Bildung einer ‚pseudoniederdeutschen' Flexionsendung *-et* wurde in der Korpusanalyse am orthographischen Transkript einzellexematisch an den Kurzwörtern *das, dass, was* und *es* sowie dem Endmorphem *-es* vor Vokal und allen Dauerlauten außer *s* untersucht. Aus phonetischen Gründen wurden die Kontexte vor <s, z, p, t, k, b, d, g> im Anlaut des Folgewortes aus der Betrachtung ausgeschlossen, da die erwartbaren Verschmelzungen von auslautendem *s/t* mit den folgenden Anlautkonsonanten die eindeutige Identifizierung der Konsonantenverhältnisse erschwert hätte. Belegfälle, bei denen transkribiertes *das* und *es* in der phonetischen Realisierung durch die jeweilige Gewährsperson mit dem vorangehenden Wort enklitisch verbunden wurden (*machst du's, machstes, machses*), wurden gesondert erhoben und ebenfalls auf die Realisation des Merkmals untersucht (*machstes* vs. *machstet*).

Um die Abhängigkeit der phonetischen Realisierung der Kurzwörter von ihrer syntaktischen Funktion überprüfen zu können, wurden in der Auswertung *das* als Artikel (*das Leben*), satzgliedwertiges *das* (*Das gefällt mir*), Relativpronomen *das* (*In dem Haus, das Sie da sehen, ...*) und Subjunktion *dass* (*Ich hoffe, dass …*) unterschieden. Bei *was* wurden (neben-) satzeinleitende (*Ich weiß nicht, was die da macht*), satzgliedwertige Funktion (*Ich habe da was für dich*) und der Gebrauch von *was* als Rückversicherungspartikel (*Das war gut, was?*) gesondert erhoben.

Das als Relativpronomen kam im gesamten Korpus nur 14mal vor und wurde deshalb ebenso wie *was* in der Funktion der Rückversicherungspartikel mit nur sieben Belegen im Gesamtkorpus aus der Auswertung ausgeschlossen.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten Satzgliedwertiges *das* (2x), *es* (2x), *das* als Artikel (4x), Subjunktion *dass* (2x)

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *das, dass, was, es; alles, vieles, anderes, reines, eigenes, zweites, gutes*

Areale Verbreitung Die höchsten Auftretenshäufigkeiten von unverschobenem *t* in den Kurzwörtern *das, was* und *es* und im Morphem *-es* wurden in den Regionen Nördlicher Niederrhein und Nordbrandenburg

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

verzeichnet (Karte K2.1). In den Tischgesprächen wurden in Nordbrandenburg 83 % der Belege (n=501) und am nördlichen Niederrhein 78,1 % der Belege (n=603) standarddivergent mit *t* realisiert. Von diesen beiden Kernregionen aus gesehen nimmt die Frequenz des Merkmals in den jeweils angrenzenden Dialektgebieten in nördlicher und südlicher Richtung ab. Im Westen erreichen die Frequenzwerte für unverschobenes *t* bei den Tischgesprächen am Südniederrhein 71,0 % (n=396), im Münsterland 46,6 % (n=519) und im Westmünsterland immerhin noch 37,3 % (n=400). Im Osten sind die Nonstandardbelege angrenzend an die nordbrandenburgische Kernregion besonders häufig in Mittelpommern (76,1 %, n=519), aber auch in Südbrandenburg (51,2 %, n=502) und noch in Mecklenburg-Vorpommern (35,3 %, n=561) sehr frequent. Dabei zeichnet sich hinsichtlich der standarddivergenten Aussprache von *das, was, es* in der Großregion Mecklenburg-Vorpommern ein deutliches Ost-West-Gefälle ab. Die Nonstandardformen werden im vorpommerschen Erhebungsort Gützkow ähnlich häufig verwendet wie in der mittelpommerschen Nachbarregion, im Westen Mecklenburgs nimmt die standarddivergente Realisierung stark ab. Die ungleiche areale Verteilung der Nonstandardrealisierungen in Südbrandenburg dürfte auf Asymmetrien der sozialen Parameter im Sample zurückzuführen sein. Zwischen den beiden Großregionen starker Gebrauchshäufigkeit, die im Osten fast den gesamten ostniederdeutschen Raum und im Westen das Rhein- und Münsterland umfassen, liegen Regionen, in denen das Merkmal nur sehr selten vorkommt. Nur in Dithmarschen (20 B.), Ostfriesland (17 B.) und Oldenburg (21 B.), also in einem nordwestlichen Küstenstreifen, fanden sich überhaupt 17 und mehr Belege für unverschobenes *t* pro Region in Interviews und Tischgesprächen zusammen. In den zentralen und südlichen Regionen Norddeutschlands liegen die absoluten Zahlen für unverschobenes *t* dagegen nur zwischen zwei bis maximal zehn Belegen pro Dialektregion. Bemerkenswert ist, dass sich auch für die Region Schleswig in unserem Korpus nur drei Einzelbelege für die standarddivergente Realisierung der Variante fanden. In der arealen Verteilung der Nonstandardrealisierungen des Merkmals zeichnen sich in Norddeutschland also vier Verbreitungsregionen unterschiedlichen Charakters ab. Zwischen den beiden Regionen hoher Frequenz von *dat, wat* und *et* liegt ein westlicher Küstenstreifen (ohne Schleswig) mit Streubelegen lockerer Dichte für unverschobenes *t* und ein zentraler bzw. südlicher Raum, in dem das Merkmal kaum je auftritt.

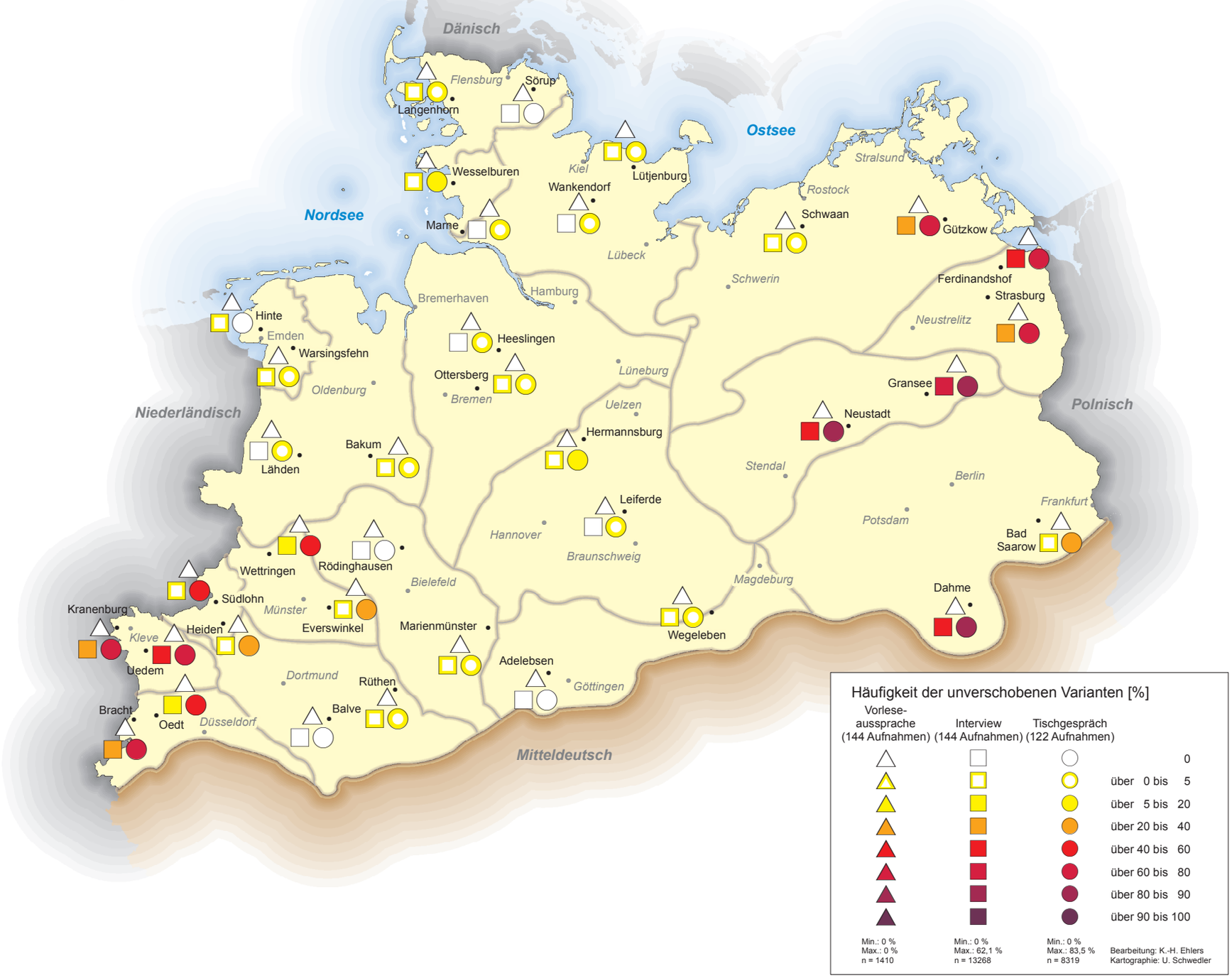
Die beschriebene großräumige Gliederung der Verteilung des Merkmals bestätigt sich, wenn man die Befunde nach Erhebungsorten und den Einzellexemen in ihren unterschiedlichen syntaktischen Funktionen differenziert, wie dies auf den beigegebenen Karten zu *das, was* und *es/-es* geschieht. Auf den Karten für die drei syntaktischen Funktionen für *das(s)* (Artikel, Satzglied, Subjunktion) bildet sich ebenso wie auf den beiden Karten für *was* (satzeinleitend und Indefinitpronomen) deutlich ab, dass die Nonstandardrealisierungen schwerpunktmäßig auf die beiden genannten Verbreitungsregionen im Westen und im Osten des norddeutschen Raumes verteilt sind (Karten K2.2 A bis K2.3 B). Anders als die *das*- und die *was*-Karten des ADA nahelegen, fallen die Gebrauchsfrequenzen für die beiden unverschobenen Kurzwörter im ostniederdeutschen Raum mindestens ebenso hoch aus wie im Rhein- und Münsterland. In den zentralen Regionen Norddeutschlands treten die Kurzwörter in unverschobener Form

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Unverschobenes *t* in den Lexemen *das, dass, was, es* und im Morphem *-es* im Auslaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K2



Karte K2.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dagegen gar nicht oder nur in lockerer Streuung auf. So fanden sich in den Regionen Nordhannover, Südostfalen und Südwestfalen keinerlei unverschoben realisierte Belege für *was* als Indefinitpronomen oder in satzeinleitender Funktion. In Schleswig, Holstein, Nordostfalen und Ostwestfalen ließ sich standarddivergentes *wat* nur jeweils in einem der Erhebungsorte beobachten. In den nordwestlichen Küstenregionen fallen für satzeinleitendes und pronominales *wat* dichtere Streuungen in den Erhebungsorten und Gesprächssituationen mit teilweise beachtlichen Frequenzen (emsländisch-oldenburgisches Gebiet) auf. Ähnlich stellen sich die arealen Verhältnisse bei den Nonstandardrealisierungen von *das(s)* dar.

Auch beim Pronomen *es* zeigen die Ergebnisse zwei deutlich profilierte Verbreitungsgebiete der Nonstandardform *et*: im äußersten Westen und im äußersten Osten des norddeutschen Sprachraums (Karte K2.4 B). Spitzenwerte für die unverschobene Realisierung des Pronomens liegen ähnlich wie bei *dat* und *wat* in Nordbrandenburg einerseits und am nördlichen Niederrhein andererseits. Auch in den nördlich und südlich angrenzenden Dialektregionen dieser beiden Kerngebiete des Nonstandardgebrauchs wird unverschobenes *et* in Tischgesprächen und Interviews noch mit hohen Frequenzen verwendet. Das Kartenbild für pronominales *et* entspricht also in der arealen Verteilung insgesamt ungefähr denen der Kurzwörter *dat* und *wat*. Die Gebrauchsfrequenzen des unverschobenen Pronomens erreichen aber meist nicht die Spitzenwerte für standarddivergentes *das* und *was* an den entsprechenden Erhebungsorten. Hier bestätigt sich die von Schlobinski, Macha und Lenz konstatierte geringere Abbauresistenz des unverschobenen Pronomens gegenüber *dat* und *wat*.

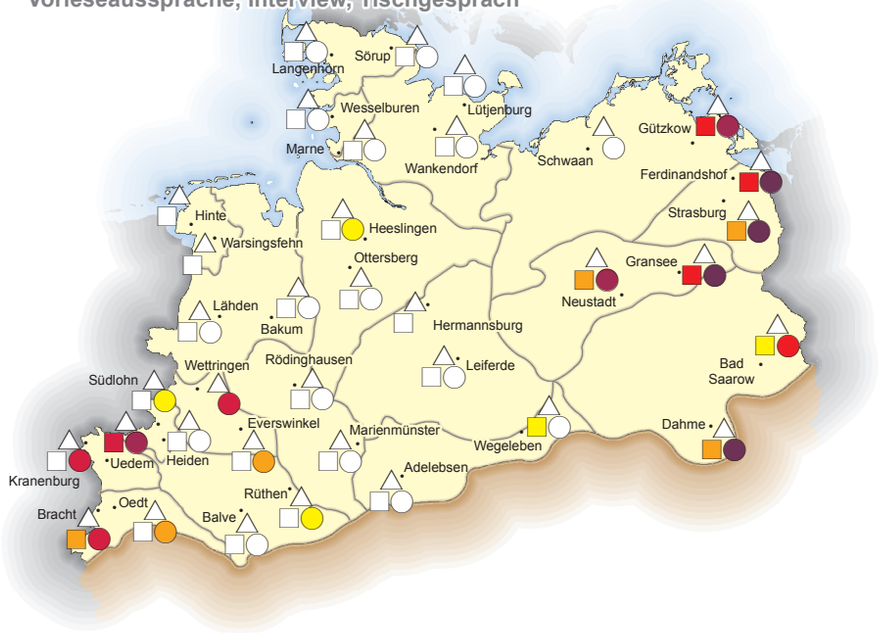
Für das Flexionsmorphem *-et* erbringt unsere Stichprobe von insgesamt 1910 Belegen in Interviews und Tischgesprächen dagegen ein anderes Bild (Karte K2.4 A). Hier liegt der areale Schwerpunkt der Nonstandardrealisierung einseitig im Osten des Sprachgebiets. Im Westen finden sich demgegenüber nur in Wettringen/Münsterland nennenswerte Prozentwerte für Nonstandardrealisierungen des Morphems im Tischgespräch. Die ADA-Karte 17c zur Verbreitung des ‚unverschoben' flektierten Wortes *neuet* legt dagegen sogar eine größere Belegdichte des Merkmals für den westlichen Sprachraum nahe, die sich hier von Münster bis in das Saarland hinunter erstreckt. Dass die Belege für *neuet* im brandenburgischen und mittelpommerschen Raum der ADA-Karte zufolge nur sehr weit gestreut sind, dürfte dabei wohl auch auf die insgesamt viel geringere Belegdichte der indirekten Erhebung von Möller und Elspaß im Nordosten Deutschlands zurückzuführen sein. Gegen die Befunde des ADA kann unserer Erhebung zufolge die standarddivergente Verwendung des Flexionsmorphems *-et* als ein situativ variierendes Kennzeichen speziell des nordostdeutschen Regiolekts bestimmt werden. Das Merkmal ist hier nicht an Einzellexeme gebunden, sondern betrifft die Flexionsendungen von Adjektiven und Indefinitpronomen in systematischer Weise.

Situative Verteilung und Spannweite Die Variable weist starke situative Varianz auf. Dies zeigt sich daran, dass die Belegkontexte der Variablen in den standardorientierten Vorlesetexten von keiner Gewährsperson im ganzen Erhebungsgebiet jemals mit unverschobenem *t* realisiert wurden. In den untersuchten Tischgesprächen dagegen sprachen in einigen Regionen eine ganze Reihe von Gewährspersonen die gesuchten Belegwörter bzw. Morpheme in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

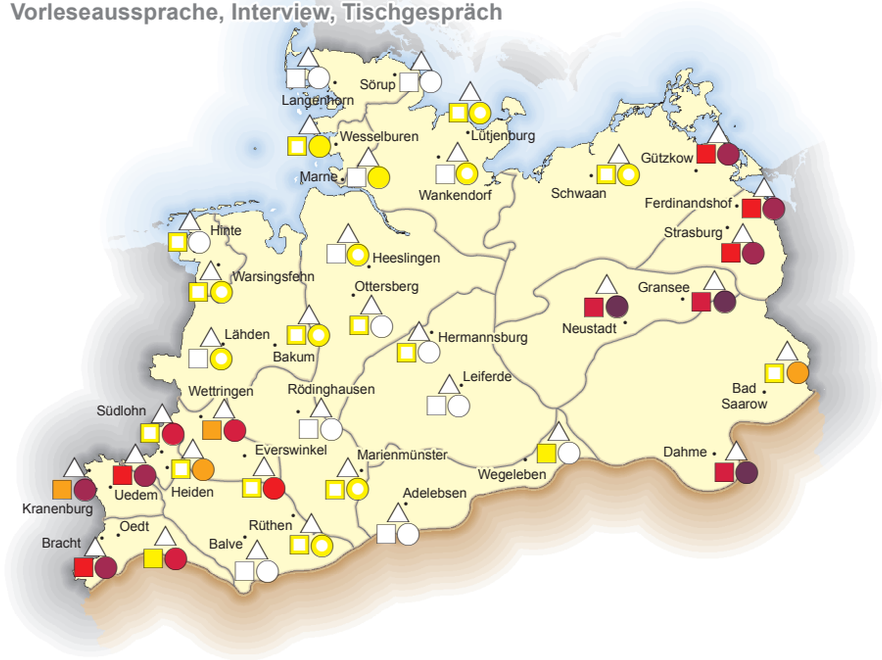
A. Artikel *das*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



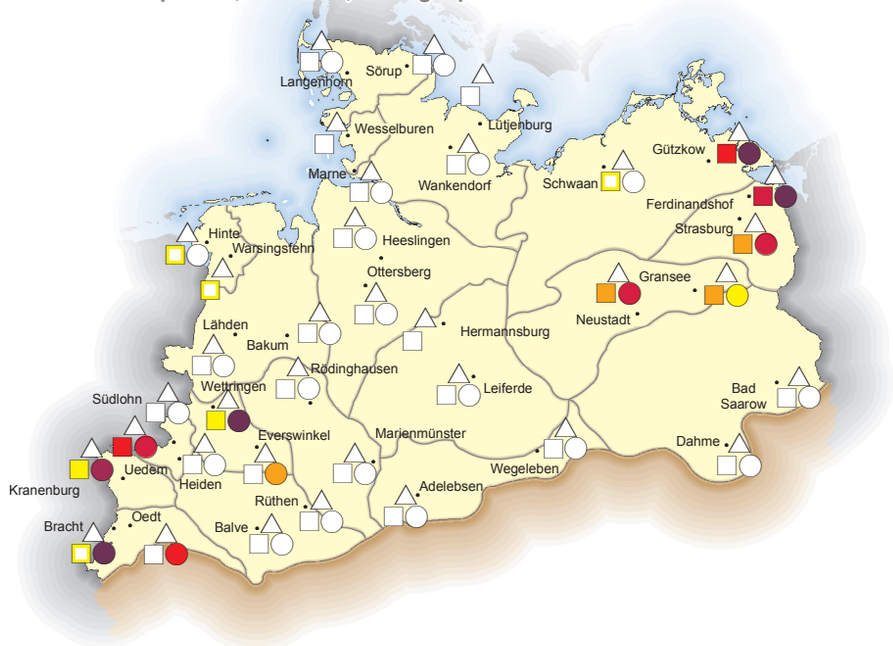
B. *das* als Satzglied

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



C. Subjunktion *dass*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Häufigkeit der unverschobenen Varianten [%]

Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: 0 % A. Max.: 0 % A. n = 561	Min.: 0 % Max.: 75,0 % n = 327	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 322	
B. Min.: 0 % B. Max.: 0 % B. n = 282	Min.: 0 % Max.: 77,4 % n = 6610	Min.: 0 % Max.: 98,9 % n = 4562	
C. Min.: 0 % C. Max.: 0 % C. n = 284	Min.: 0 % Max.: 66,8 % n = 1419	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 329	Bearbeitung: K.-H. Ehlers Kartographie: U. Schwedler

Karte K2.2 A-C

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

85 % bis über 90 % aller Vorkommensfälle mit unverschobenem *t* aus. Die Frequenzdifferenzen zwischen den verschiedenen Gesprächssituationen sind örtlich also sehr groß. Die hochsignifikante Korrelation der Nonstandardrealisierung mit dem Formalitätsgrad der Äußerungssituation gilt gleichermaßen für die Lexeme *das* und *was* wie – auf etwas niedrigerem Frequenzniveau – für *es* und das Flexionsmorphem *-es*. Offensichtlich ist das Merkmal gut kontrollierbar und für die Gewährspersonen mit formellen Gesprächssituationen durchgängig unvereinbar. Bemerkenswert ist dabei die in einigen Regionen hohe Frequenz der unverschobenen Formen in den Interviewsituationen. Hier bestätigen unsere Ergebnisse ähnlich hohe Gebrauchshäufigkeiten in den regionalen Voruntersuchungen von Herrmann-Winter (1979: 152), Macha (1994: 174), Lausberg (1993: 110, 113) und Lenz (2003: 135). Offensichtlich besteht gegenüber den standarddifferenten Kurzwörtern *dat, wat, et* regional eine beachtliche Normtoleranz, die freilich nicht bis in die standardorientierte Vorleseaussprache reicht.

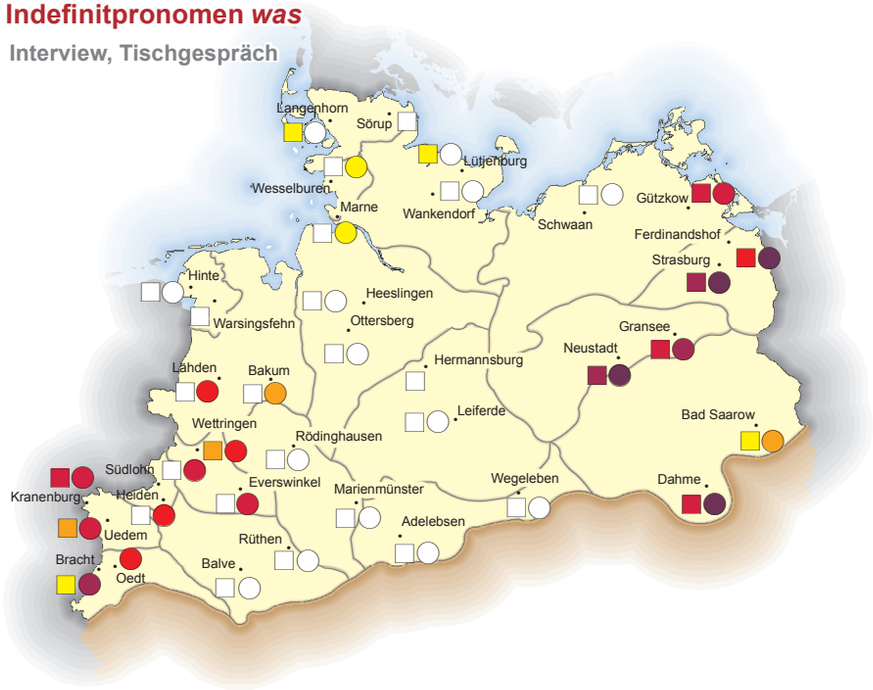
Selbst in den Erhebungsorten, in denen die standardabweichenden Lexeme sehr häufig gebraucht werden, sind die Unterschiede im Sprachgebrauch zwischen den einzelnen ortsansässigen Gewährspersonen zum Teil bemerkenswert groß. Die Spannweiten der interindividuellen Varianz sind gleichwohl nicht zufällig verteilt. In den informellen Tischgesprächen sind die Spannweiten gerade in den Schwerpunktregionen standardabweichenden Sprachgebrauchs auf hohem Frequenzniveau vergleichsweise gering (nördlicher und südlicher Niederrhein, Brandenburg; der Ort Bad Saarow ist dabei wegen der Überrepräsentanz hochgebildeter Gewährsfrauen eine Ausnahme). Interindividuelle Spannweiten von über 45 Prozentpunkten finden sich in den Tischgesprächen dagegen vor allem in den Übergangsregionen Münsterland, Westmünsterland und Vorpommern, in denen *dat, wat, et* insgesamt seltener gebraucht wird. In den Erhebungsorten dieser Gebiete orientieren sich selbst in den Tischgesprächen offensichtlich bereits einzelne Gewährspersonen eher am standardnäheren Sprachgebrauch der zentraleren norddeutschen Regionen. Die zunehmende Standardorientierung des Sprachgebrauchs einzelner Gewährspersonen bringt sich erwartungsgemäß in den halbformellen Interviewgesprächen noch stärker zur Geltung. Hier liegen die interindividuellen Spannweiten in insgesamt elf Orten bei 45 Prozentpunkten und zum Teil erheblich höher, und diese hohen Spannweiten treten dabei auch in den Schwerpunktregionen an Rhein/Ruhr und in Brandenburg auf. Der Sprachgebrauch von Individuen aus demselben Erhebungsort wird also vor allem in Übergangsgebieten regionalsprachlicher Gliederung und in der situativen Übergangszone zwischen informellen und formellen Gesprächskontexten besonders heterogen.

Einfluss der Basisdialekte In den norddeutschen Basisdialekten sind die unverschobenen Plosive *p, t, k* trotz des aktuellen Dialektwandels „auch heute noch als stabile und unverzichtbare Kennzeichen“ (Elmentaler 2009: 352) des Niederdeutschen anzusehen. Dessen ungeachtet ist der regional frequente Gebrauch der standarddivergenten Lexeme in standardnahen Sprechlagen nicht (mehr) an Dialektkompetenz gebunden. Die beiden Schwerpunktregionen größter Gebrauchsfrequenz sind allgemein durch einen starken Rückgang der niederdeutschen Basisdialekte gekennzeichnet. Dementsprechend haben beispielsweise von den 24 Gewährspersonen aus Mittelpommern, Nordbrandenburg

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

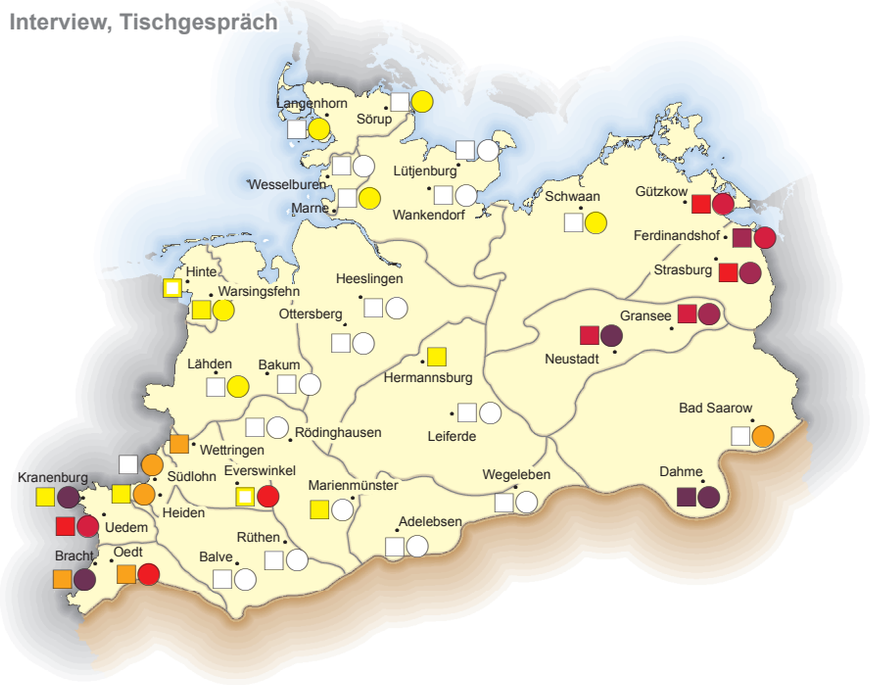
A. Indefinitpronomen *was*

Interview, Tischgespräch



B. *was* in (neben)satzeinleitender Funktion

Interview, Tischgespräch



Häufigkeit der unverschobenen Varianten [%]

Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: 0 % A. Max.: 0 % A. n = 0	Min.: 0 % Max.: 83,3 % n = 331	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 346	
B. Min.: 0 % B. Max.: 0 % B. n = 0	Min.: 0 % Max.: 90,5 % n = 642	Min.: 0 % Max.: 100 % n = 242	Bearbeitung: K.-H. Ehlers Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

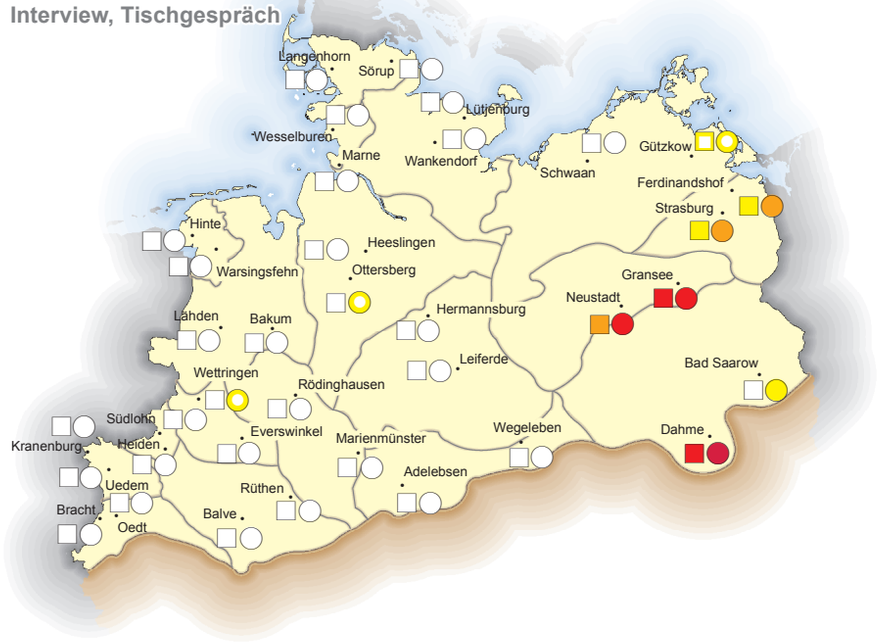
und Südbrandenburg, also aus der östlichen Schwerpunktregion des Merkmals, 17 keine Niederdeutschkenntnisse und nur eine verfügt über hohe aktive Niederdeutschkompetenz. Andererseits treten in den vergleichsweise dialektfesteren nordwestlichen Küstenregionen die unverschobenen Varianten in Interview und Tischgespräch allenfalls in lockeren Streubelegen auf, die durchaus nicht nur bei niederdeutschkompetenten Sprecherinnen zu verzeichnen sind. Zumindest in den beiden Regionen höchster Gebrauchsfrequenz in standardnahen Sprechlagen ist das Merkmal nicht auf spontanen Transfer aus dem Niederdeutschen zurückzuführen, sondern als eigenständiges Kennzeichen des jeweiligen Regiolekts anzusehen. In den nordwestlichen Küstenregionen könnte die punktuelle Verwendung des Merkmals immerhin als Informalität signalisierender Rückgriff auf saliente Formen des Basisdialekts interpretiert werden, der hier auch Personen ohne eigene Dialektkompetenz noch präsent sein dürfte. Die zentralen Regionen Ostwestfalen, Nordostfalen und Südostfalen, in denen die unverschobenen Kurzwörter am seltensten auftreten, sind dagegen durch starken Rückgang des Basisdialekts gekennzeichnet. Hier haben unsere Gewährspersonen entsprechend nur geringe Niederdeutschkompetenz (von 24 Gewährspersonen verfügen 14 über keine Dialektkompetenz, nur vier haben hohe Kompetenz im Niederdeutschen), das Merkmal hat in diesen Regionen auch keine regiolektale Geltung.

Vokalhebung bei *das/dat* Die Karte zu *das* aus dem „Deutschen Sprachatlas“ führt im ausgehenden 19. Jahrhundert für den Brandenburger Raum *det* als dialektale Leitform an. Eine kurze Übersicht zu den schriftbasierten Belegen für das bis ins Mittelniederdeutsche zurückreichende Alter der Vokalschwächung in dieser Region bringt Schlobinski (1987: 158f.). Er merkt aber an, dass in seinem Berliner Untersuchungskorpus „die Variante [dɛt] nur von einer über 70jährigen Arbeiterin“ gebraucht werde und sich stattdessen die stark sozio-regional stratifizierten Formen [dɪt] und [dɨs] herausgebildet hätten. Einen deutlichen „Wandel von *e (det)* bei der älteren Generation über ein häufiges Nebeneinander von *det* und *dit* bei der mittleren Generation und schließlich zum alleinigen *dit* bei den Jüngeren“ konstatiert für das Berlinische auch Schönfeld (2001: 67, vgl. auch Rosenberg 1986: 136). Die ADA-Karte (Frage 25a) fasst für das Demonstrativpronomen die Formen *det/dit* zusammen und verzeichnet Belege auch für das weitere brandenburgische Umland von Berlin. Um die Vokalschwächung bzw. Vokalhebung regional genauer zu einzugrenzen, wurden bei der Auswertung unserer Belege für *das* zwei Stufen der Vokalhebung unterschieden (*det* [dɛt] und *dit* [dɪt, dɨt]), die auch für die Varianten mit verschobenem *t* > *s* zugrunde gelegt wurden (*des* [dɛs] und *dis* [dɪs, dɨs]). Die Erhebungsergebnisse zeigen, dass in Nordbrandenburg und in Südbrandenburg für das Lexem *das* in Interviews wie Tischgesprächen heute Formen mit der Vokalhebung [a > ɪ, ɨ] die mit großem Abstand frequentesten Nonstandardrealisierungen sind. Demgegenüber spielen die nur mäßig gehobenen Realisierungen *des* und *det* heute kaum eine Rolle. Die beigegebene Ausschnittkarte für die Realisierung von satzgliedwertigem *das* im Tischgespräch zeigt diesen Befund beispielhaft in regionaler Differenzierung und in Abgrenzung zu den benachbarten Dialektregionen (Karte K2.7). An drei Erhebungsorten in Nord- und Südbrandenburg wird satzgliedwertiges *das* zu 86 % bis 90 % der Belege als *dit* realisiert. Die anderen unverschobenen Varianten *dat* und *det*

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

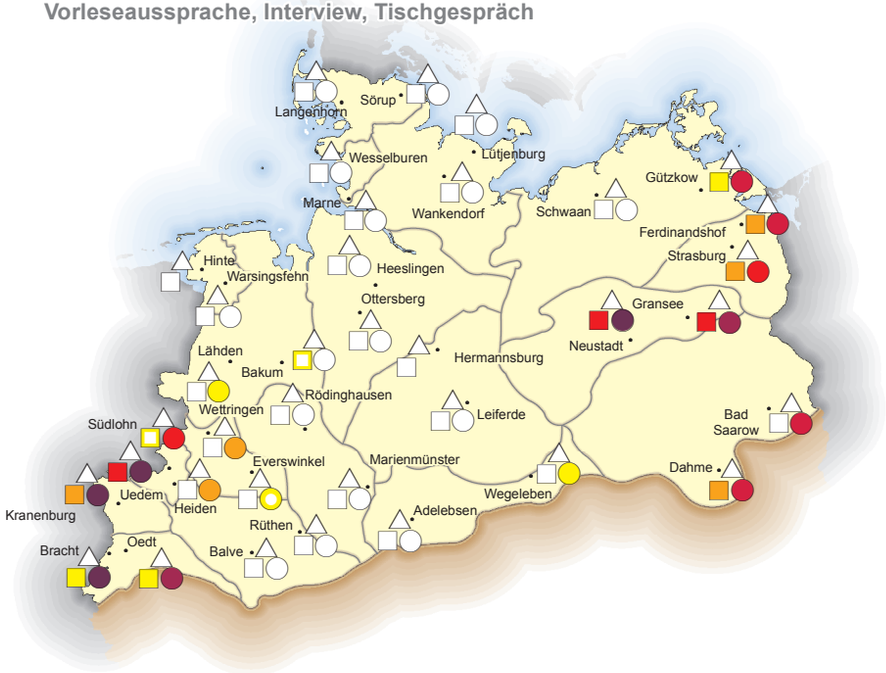
A. Morphem *-es* im Auslaut

Interview, Tischgespräch



B. Pronomen *es*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Häufigkeit der unverschobenen Varianten [%]

Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: 0 % A. Max.: 0 % A. n = 0	Min.: 0 % Max.: 41,3 % n = 1110	Min.: 0 % Max.: 61,0 % n = 800	
B. Min.: 0 % B. Max.: 0 % B. n = 282	Min.: 0 % Max.: 55,6 % n = 1377	Min.: 0 % Max.: 94,0 % n = 493	Bearbeitung: K.-H. Ehlers Kartographie: U. Schwedler

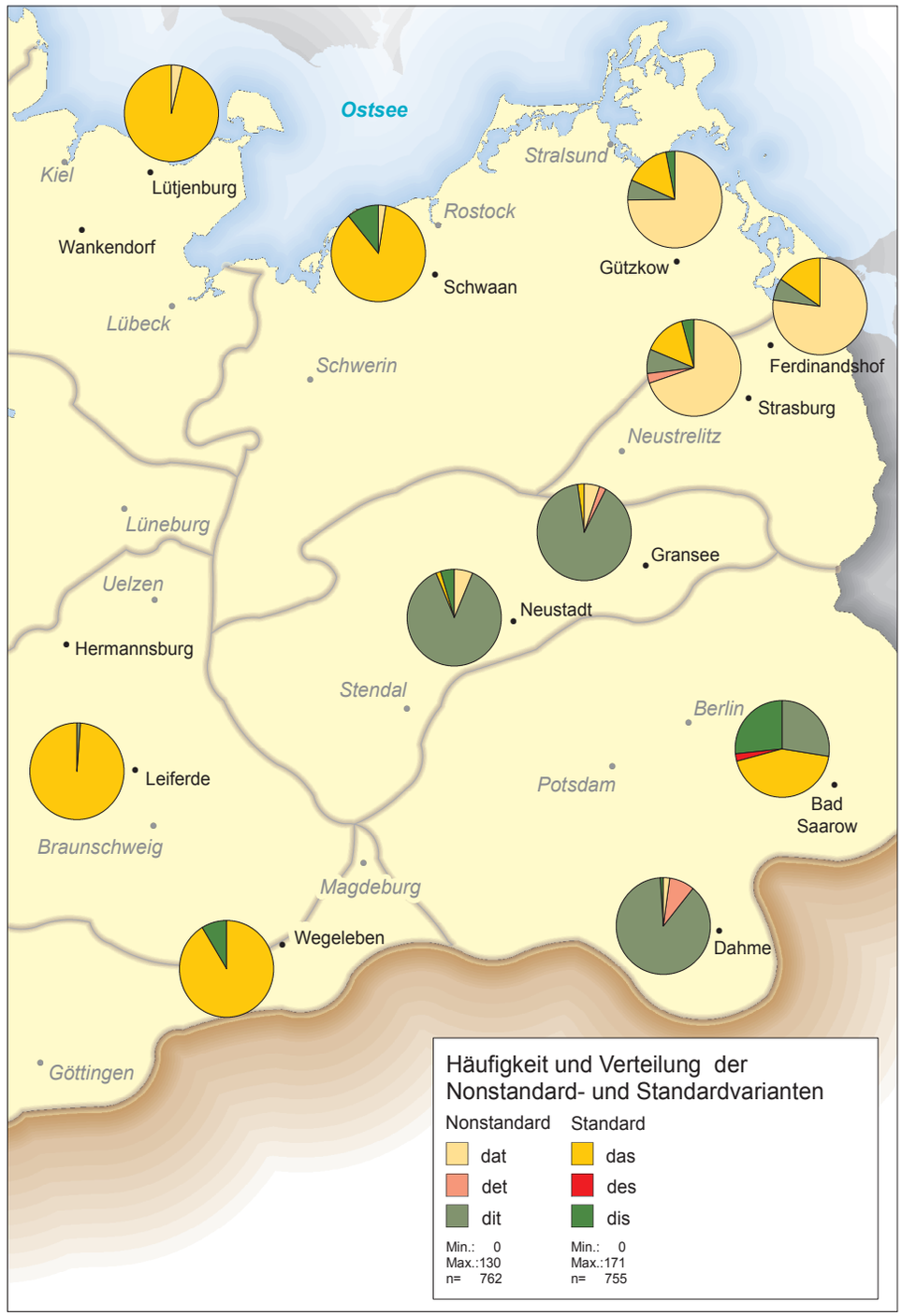
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

erreichen demgegenüber nur sehr geringe Häufigkeiten. Aus diesem geschlossenen Kartenbild fällt zum Teil der Ort Bad Saarow heraus, in dem wahrscheinlich wegen einer Besonderheit im Sample (überdurchschnittlich hoher Bildungsgrad der Gewährsfrauen) die Realisierungen des *das* zu standardnäherer Ausprägung tendieren. Hier erreicht der Anteil von *dit* im Tischgespräch nur 27,3 % der Belege. Bemerkenswerterweise tritt hier aber neben *dit* auch unverschobenes *dis* als standardnähere Variante mit einer Häufigkeit von 26,4 % auf. Dieser Umstand belegt, dass die Merkmale unverschobenes *t* und Vokalhebung [a > ɪ, ɨ] in Brandenburg nicht fest miteinander korreliert sind, sondern unabhängige Merkmale standarddivergenten Sprechens bilden, durch deren Kombination Stufungen von Standarddivergenz zu erzielen sind. Schlobinski (1987: 160) ordnet den Gebrauch von *dis* in Berlin „Angehörigen aus der Mittel- und Oberschicht“ zu, Rosenberg (1986: 136) sieht dagegen im Gebrauch von *dis* das Bemühen, sich auf dialektaler Basis „‚fein‘ auszudrücken“.

Karte K2.5

das Vokalhebung

Tischgespräch - *dat/das, det/des, dit/dis*



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

An den mittelpommerschen und ostmecklenburgischen Erhebungsorten sind die Zahlenverhältnisse für die Aussprache von *das* den brandenburgischen Frequenzwerten nahezu entgegengesetzt (Karte K2.8). In Mittelpommern und Ostmecklenburg ist die mit großem Abstand frequenteste standarddivergente Realisierung *dat*, die hier Anteile von knapp 70 % bis über 76 % aller Belege in den Tischgesprächen erreicht. In Mittelpommern belaufen sich die Frequenzen von *dit* dagegen nur noch auf etwa 7-8 % der Belege, für *det* liegen die Werte auch hier wesentlich niedriger (maximal 3,2 %). In Mecklenburg sind die Varianten *det* und *dit* gar nicht dokumentiert.

Allerdings finden sich hier wie in anderen Regionen Norddeutschlands vereinzelte Streubelege für *dis*. Die nordostdeutsche Schwerpunktregion für das Merkmal unverschobenes *t* ist also hinsichtlich der Qualität des Vokals in Belegen für *das* sehr deutlich in zwei Teilregionen gegliedert: In Nord- und Südbrandenburg ist die Leitform für standarddivergente Realisierung *dit*, in Mittelpommern und im östlichen Mecklenburg ist die Leitform *dat*. Hier zeichnen sich in den Regiolekten von heute die sprachräumlichen Gliederungen der Basisdialekte ab, wie sie für das 19. Jahrhundert etwa der „Deutsche Sprachatlas" dokumentiert. Allenfalls lassen die vergleichsweise hohen Prozentwerte für *dit* in Mittelpommern (7-8 %) auf bestehende Kontakteinflüsse aus dem berlinisch-brandenburgischen Raum schließen. Die Vokalqualität für *das*, die für die brandenburgischen Basisdialekte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts freilich meist auf der Basis schriftsprachlicher Dokumente als *det* angegeben wurde, ist heute im Regiolekt weit überwiegend bis zu *dit* [dɪt, dit] gehoben.

Ersetzung von es durch *das*

Fleischer (2011: 88) konstatiert in einer dialektsyntaktischen Untersuchung der historischen Wenkersatz-Übersetzungen, „dass das Personalpronomen *es* in einem Teil des nördlichen Niederdeutschen bevorzugt durch *das* ersetzt wird". Die areale Verbreitung dieser Ersetzung im intendierten Ortsdialekt erstreckte sich mit großer Belegdichte in einem küstennahen Streifen von Dithmarschen über Holstein und Mecklenburg-Vorpommern bis nach Pommern und Preußen (vgl. ebd.: 99, Karte 7). Eine Entsprechung dieser basisdialektalen Erscheinung lässt sich heute noch in den hochdeutschen Sprechlagen nachweisen. Bei einem Vergleich der Teilkorpora der drei nördlichen Regionen Dithmarschen, Holstein und Mecklenburg-Vorpommern mit denen der drei südlichen Regionen Ostwestfalen, Südostfalen und Südbrandenburg zeigt sich, dass das Frequenzverhältnis von satzgliedwertigem *es* und *das* in den Tischgesprächen der Nordregionen deutlich zugunsten von *das* verschoben ist. Der prozentuale Anteil für *es* liegt im Gesamtvorkommen von pronominalem *das* und *es*, wenn dieses auf die Fälle begrenzt wird, in denen beide Pronomen im schriftsprachlichen Standard substituierbar sind, in den hochdeutschen Tischgesprächen der nördlichen Regionen etwa halb so hoch wie in den südlichen Regionen (z.B. Südbrandenburg: 18,8 % *es*, Mecklenburg-Vorpommern: 8,5 % *es*).

Morphosyntaktischer Kontext

Ein möglicher Zusammenhang von phonetischer Realisierung und syntaktischer Funktion wurde für die Kurzwörter *das*/*dass* und *was* untersucht. Die Befunde sind hier nach Einzellexemen zu differenzieren. Für das Lexem *was* weist die Variable syntaktische Funktion keinen signifikanten Zusammenhang mit der lautlichen Realisierung aus: *Was* in satzeinleitender Funktion verhält sich in der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

untersuchten Stichprobe (n=2152) nicht systematisch anders als das Indefinitpronomen *was*. Dies entspricht den von früheren Forschungsmeinungen abweichenden Befunden der Untersuchungen von Macha (1994) und Lenz (2003).

Anders liegen die Verhältnisse bei der phonetischen Realisierung von *das/dass* in unterschiedlichen syntaktischen Funktionen. Hier erlauben die Belegzahlen einen Vergleich der Vorkommen von *das* als Artikel, *das* als Satzglied und *dass* als Subjunktion. Die Nonstandardrealisierung wird in der umfangreichen Stichprobe von 13552 Belegen für *das* präferiert, wenn das Kurzwort als satzgliedwertige Einheit fungiert. Für *das* als Artikel und *dass* als Subjunktion tendieren die Gewährspersonen dagegen insgesamt eher zu einer Standardrealisierung. Der Zusammenhang von syntaktischer Funktion und lautlicher Realisierung von *das/dass* ist hochsignifikant. Hier ist davon auszugehen, dass die unterschiedlichen kategoriellen Funktionen mit differierenden syntaktischen Betonungsverhältnissen verbunden sind, die im Falle von *das/dass* die Varianz in der Realisierung mitbedingen dürften. Gegenüber früheren Annahmen der Forschungsliteratur ist hierbei bemerkenswert, dass gerade das intonatorisch stärker herausgehobene Satzglied *das* eher als die schwach betonten Artikel und Subjunktionen zu einer standardivergenten Realisierung tendiert. Es bleibt festzuhalten, dass die unterschiedlichen syntaktischen Funktionen des Kurzwortes *das/dass* zwar mit verschieden hohen Frequenzen der Nonstandardrealisierung korrelieren, die arealen Verteilungen der Nonstandardrealisierung aller drei syntaktischen Funktionen von *das/dass* aber grundsätzlich übereinstimmen.

Salienz, Situativität und Normativität Das unverschobene *t* ist in sieben Teilregionen des Erhebungsgebietes auf seine Salienz getestet worden, wobei am südlichen und nördlichen Niederrhein die Form *dat* mit dem Satz Nr. 19 „Im Hotel schmeckte uns *dat* Essen besser als gedacht“ getestet wurde, im Münsterland, Westmünsterland und Nordostfalen ebenfalls *dat* mit dem Testsatz 32 „Ich sehe *dat* aber nicht so“ und in Nord- und Südbrandenburg die Form *dit* in Satz 29 „*Dit* ist mein Lieblingsbuch“. 94,5 % von 55 Gewährsfrauen haben die unverschobene Form dabei als standardabweichend wahrgenommen. Das Merkmal kann also auch in Regionen, in denen es im Gebrauch mit hoher Frequenz auftritt, als hochgradig salient angesehen werden. Im Situativitätstest gaben die Gewährsfrauen zu 67,3 % an, das Stimuluswort nur im Familienkreis zu verwenden, weitere 26,9 % bekundeten, *dat* in keiner Situation zu verwenden. Überhaupt nur zwei Gewährsfrauen würden demnach das standarddivergente Stimuluswort auch vor Gericht verwenden, eine weitere Person würde es in der halbformellen Gesprächssituation im Reisebüro gebrauchen. Die Selbsteinschätzung der Gewährspersonen weicht damit stark von ihrem tatsächlichen Sprachverhalten ab. Zum einen zeigt die Sprachgebrauchsanalyse, dass zumindest am Niederrhein und in Brandenburg *dat* bzw. *dit* mit hohen Frequenzen auch in der halbformellen Interviewsituation verwendet wurde. Zum anderen verwenden auch Personen, die im Situativitätstest angaben, das Stimuluswort in keiner Situation zu gebrauchen, *dat* im familiären Tischgespräch häufig selbst in 80 % bis 100 % der untersuchten Kontexte. Diese Diskrepanz deutet auf eine normative Stigmatisierung des Stimuluswortes hin, die sich im Normativitätstest bestätigte. 82,4 % der 51 Gewährsfrauen, die in diesem Test verwertbare Aussagen machten, gaben an, ihr Kind zu korrigieren, wenn es in einer

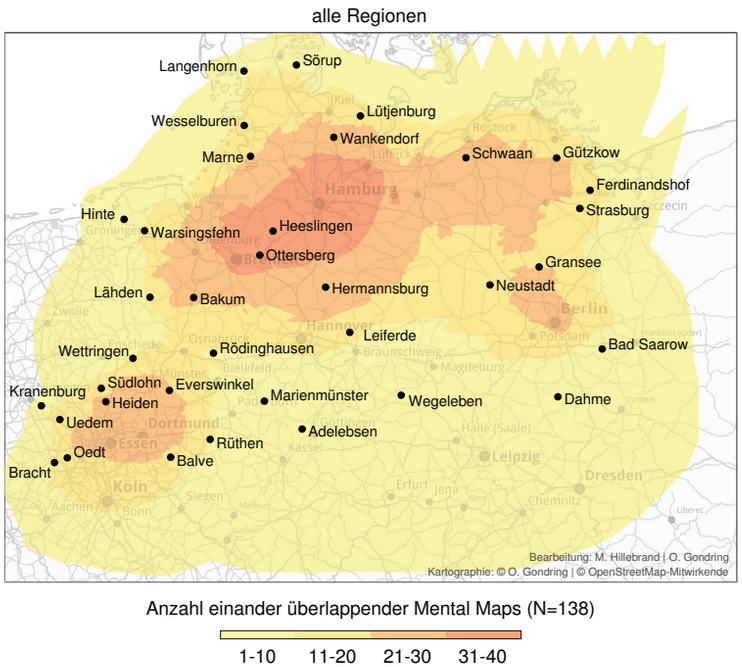
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

geprobten Rede für den Sportverein *das* mit unverschobenem *t* realisieren würde. Die normative Stigmatisierung des hochsalienten und damit gut kontrollierbaren Merkmals zeigt sich auch daran, dass *dat* im gesamten Erhebungsgebiet nicht in der Vorleseaussprache realisiert wurde.

Mental Maps Im Arealitätstest wurden die 144 Gewährspersonen gebeten, das in einem akustisch präsentierten Stimulussatz („Ich sehe *dat* aber nicht so“) unverschoben realisierte *dat* auf einer Gesamtkarte Norddeutschlands oder auf Karten norddeutscher Teilregionen zu lokalisieren, indem sie die Verbreitungsregion(en) mit einem Stift einkreisten. Die in der Auswertung generierten Mental Maps aller Gewährspersonen ergeben zusammengefasst ein Kartenbild mit drei regionalen Schwerpunktregionen, in denen die individuellen Regionalzuweisungen sich am dichtesten überschneiden (Karte K2.6). Eine deutlich profilierte Überschneidungsregion liegt dabei im Westen im Rhein- und Ruhrgebiet, ein diffuseres Verdichtungsgebiet erstreckt sich im Osten von Brandenburg nach Mecklenburg-Vorpommern. Diese beiden Arealzuweisungen für das Merkmal scheinen zunächst darauf hinzudeuten, dass in der Bevölkerung insgesamt ein recht deutliches Bewusstsein von der tatsächlichen Verbreitung der Nonstandardform *dat* besteht. Allerdings weisen die Mental Maps von Gewährspersonen unterschiedlicher regionaler Herkunft beträchtliche Unterschiede auf. So wird von den Befragten aus dem Gebiet der ehemaligen DDR das Merkmal niemals in den Regionen des Rheinlands und Ruhrgebiets verortet. Umgekehrt sparen die meisten Gewährsfrauen aus Westdeutschland die Regionen der ehemaligen DDR auf ihren Kartenbildern aus und weisen das Merkmal hier allenfalls der engeren Region Berlin zu. Die beiden Überschneidungszonen in Rheinland/Ruhrgebiet und in Brandenburg beruhen also im Wesentlichen auf Selbstzuweisungen von in den Regionen ansässigen Befragten.

Bemerkenswert bleibt die dichte Überschneidungszone der Mental Maps in einer um Hamburg zentrierten zentralen nördlichen Großregion, denn in diesem Gebiet hat-

dat



Karte K2.6

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ten die Produktionsdaten für *dat* in hochdeutschen Gesprächskontexten ja nur wenige Streubelege ergeben. Die besonders starke Überlagerung der Mental Maps in diesem Gebiet geht unter anderem darauf zurück, dass sowohl Gewährsfrauen aus entfernteren westlichen als auch solche aus östlichen Erhebungsregionen den Großraum Hamburg häufig als einzigen exterritorialen Verbreitungsraum von standarddivergentem *dat* außerhalb ihrer eigenen Heimatregion angaben. Auch die Befragten aus den dialektstarken Regionen Dithmarschen, Schleswig und Holstein schlossen den Großraum Hamburg meist in ihre areale Zuweisung des Merkmals ein. Das große, dabei weitgehend kontrafaktische Einvernehmen der Gewährsfrauen in der arealen Zuweisung des regiolektalen *dat* auf die Großregion um Hamburg ist nicht einfach zu interpretieren. Hier könnte eine Assoziation eines als emblematisch norddeutsch empfundenen Merkmals mit der prototypisch norddeutschen Metropole eine Rolle spielen. Möglicherweise ist das Merkmal von den Befragten aber auch nicht mit standardnaher Sprechlage, sondern unmittelbar mit dem Niederdeutschen in Verbindung gebracht worden, das in dieser zentralen nördlichen Kernregion bis heute stark verbreitet ist.

In Süd- und in Nordbrandenburg ist zusätzlich zu *dat* auch das Stimuluswort *dit* unter perzeptiven Gesichtspunkten untersucht worden. Alle 16 Gewährspersonen aus dieser Region haben den Stimulus als salient wahrgenommen, 81,3 % dieser Gewährsfrauen gaben an, *dit* in der Familie zu verwenden, nur jeweils eine Person konnte sich vorstellen, das Wort auch vor Gericht oder im Reisebüro zu gebrauchen. 87,5 % der Brandenburger Gewährspersonen würden ihr Kind korrigieren, wenn es bei einer geprobten Rede *dit* verwendete. Ähnlich wie *dat* ist also auch *dit* hochsalient und dabei unter normativen Gesichtspunkten negativ bewertet. Im Arealitätstest wird das Stimuluswort von den Gewährsfrauen mit deutlicher Mehrheit in die zwischen den vier brandenburgischen Erhebungsorten liegende nähere Umgebung Berlins verlegt. Es wird offensichtlich als genuin berlinisches Merkmal wahrgenommen.

Abschließende Interpretation

Die aus dem Niederdeutschen überkommenen Reliktwörter *dat, wat* und *et* sind gerade in den beiden Schwerpunktregionen, in denen sie in den standardnahen Sprachlagen hochfrequent verwendet werden (Rheinland/Ruhrgebiet, Brandenburg), nicht (mehr) an eine aktuelle hochdeutsch-niederdeutsche Kontaktsituation gebunden, sondern fungieren hier als eigenständige Merkmale der Regiolekte. Allenfalls in der nordwestlichen Küstenregion könnte das sehr sporadische Auftreten der Kurzwörter mit unverschobenem *t* auf einen spontanen Transfer aus dem Niederdeutschen in hochdeutsche Gesprächskontexte zurückgeführt werden. Das Pronomen *et* und das ‚pseudoniederdeutsche' Flexionsmorphem -*et* werden deutlich seltener als *dat* und *wat* regiolektal gebraucht und erweisen sich damit als weniger abbauresistent als die letztgenannten Lexeme. Das Flexionsmorphem -*et* ist darüber hinaus auch areal auf die östliche Schwerpunktregion des Merkmals begrenzt. Im Brandenburger Raum kookkurriert das unverschobene *t* in *dat* in der Regel mit einer Hebung des Vokals zu *dit*, die Vokalhebung tritt aber gelegentlich auch ohne Bindung an unverschobenes *t* auf (*dis*). Anders als bei *was* variiert die Frequenz des unverschobenen *t* in *das* mit der jeweiligen syntaktischen Funktion des Kurzwortes. In der Funktion als Satzglied tritt *dat* häufiger auf als in den auch intonatorisch weniger herausgehobenen Funkti-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

onen als Artikel oder Subjunktion (*dass*). Insgesamt ist die Realisierung von *das, was, es* mit unverschobenem *t* ein hochsalientes, gut kontrollierbares und normativ stigmatisiertes Merkmal der Regiolekte an Niederrhein und Ruhr und in Brandenburg. Dessen ungeachtet wird es in diesen Regionen selbst in halbformellen Gesprächssituationen von vielen Gewährsleuten mit außerordentlich hohen Frequenzen gebraucht.

KHE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erhalt von unverschobenem *k* im Lexem *ich*

Belegzahl: 17567
T: 6390 B. aus 36 Orten (Ø 178 B.), 122 Gpn.
I: 11177 B. aus 36 Orten (Ø 310 B.), 144 Gpn.
V: nicht belegt

Literatur A. Studien: Überregional: LAUF (1996), MIHM (2000). Ostniederdeutscher Raum: LASCH (1928) [Berlin], SCHÖNFELD (1974) [Altmark], SCHLOBINSKI (1987) [Berlin], SCHÖNFELD 1989 [Raum Magdeburg, Berlin, Rostock], ROSENBERG (1986) [Berlin], SCHÖNFELD (1994), SCHÖNFELD (2001) [Berlin].
B. Karten: WDU (Bd. 4: Karte 62), ADA (Frage 25c).

Forschungsstand Mit SCHÖNFELD (2001: 67) wertet die Forschungsliteratur die Verwendung des Lexems *ich* mit unverschobenem velarem Plosiv [ɪk] übereinstimmend als „ein obligatorisches Merkmal und ein Indikator des Berlinischen". Das niederdeutsche Merkmal ist beim Sprachwechsel zum Hochdeutschen erhalten geblieben bzw. seit dem 18. Jahrhundert zu einem hochfrequenten Element der standardnahen Stadtsprache Berlins aufgestiegen (LASCH 1928: 121, ROSENBERG 1986: 103). Über die Stadtgrenzen hinaus ist das relikthaft unverschobene *k* in *ik* für den brandenburgischen Regiolekt charakteristisch (LAUF 1996: 216). Die auf Erhebungen der 1970er bis frühen 1990er Jahre zurückgehende Wortkarte für *ich* des WDU (Bd. 4, Karte 62) verzeichnet die Variante *ik* ausschließlich im Brandenburger Umfeld Berlins. Die areale Verbreitung des Merkmals wird vielfach auf die Ausstrahlung des Berlinischen zurückgeführt, die sich über ganz Brandenburg erstrecke und nach Ansicht mancher Autoren bis in die „ostfälische Umgangssprache" reiche (MIHM 2000: 2113-2115). In den 1960er Jahren ist das unverschobene *ik* auch in der mundartnahen Umgangssprache in Dörfern der Altmark und in der Stadtsprache Magdeburgs nachgewiesen (SCHÖNFELD 1974: 76, SCHÖNFELD 1989: 81). In der nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Umgangssprache ist das Merkmal im gleichen Zeitraum dagegen „praktisch unbekannt" (LAUF 1996: 205) und wird auch in empirischen Untersuchungen zur mecklenburgischen Regionalsprache nicht erwähnt (HERRMANN-WINTER 1979, DAHL 1974). Eine weitere areale Verbreitung des regionalsprachlichen *ik* zeigt neuerdings die entsprechende Karte des ADA (Frage 25c). Sie verzeichnet neben einem geschlossenen Vorkommen im Berlin-Brandenburger Raum und im Osten Ostfalens, das schon in den genannten Untersuchungen anhand von Daten der 1960er bis frühen 1990er Jahre nachgewiesen wurde, außerdem eine Gruppe von Belegen für das Merkmal in Mittelpommern bis hinauf nach Vorpommern sowie Einzelbelege in Schleswig-Holstein und Ostfriesland.

Der unverschobene velare Plosiv *k* tritt in den standardnahen Regionalsprachen Norddeutschlands ausschließlich in wenigen Einzellexemen und Morphemen auf. Neben dem hochfrequenten *ik* im weiteren Berlin-Brandenburger Umfeld weist der ADA (Karte 25d) in der westlichen Küstenregion vereinzelte Belege für alltagssprachliches *ok* bzw. *uk* ‚auch' nach. Die relikthaft unverschobene Realisation des Diminutivmorphems *-ken* (*-chen*) ist für einige Lexeme in der Umgangssprache des Ruhrgebiets charakteristisch (*bissken* ‚bisschen', *Stücksken* ‚Stückchen' etc.) (MIHM 2000: 2114), im Berlinisch-Brandenburgischen dagegen bereits „nicht mehr produktiv" und veraltet (ROSENBERG 1986: 143, SCHÖNFELD 2001: 71).

Die Gebrauchsfrequenz von relikthaftem *ik* ist in standardnahen Sprachlagen sozial stratifiziert. Sprecher aus Westberliner wie aus Ost-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

berliner Arbeiterbezirken verwenden das Merkmal signifikant häufiger als Sprecher aus dem bürgerlichen Bezirk Zehlendorf (Schlobinski 1987: 137f.). Die Feststellung, dass *ik* „von Sprechern aus allen Generationen“ ohne erkennbaren Einfluss des Alters auf die Gebrauchsfrequenz verwendet wird, spricht für eine diachronische Stabilität des Merkmals in der Berliner Stadtsprache (Schönfeld 2001: 67, Schlobinski 1987: 137). Situativ nimmt die Frequenz des Merkmals „beim schnellen Sprechen oder emotionaler Beteiligung“ zu (Lauf 1996: 216). Schönfeld (2001: 68, 82) weist entsprechend auf „eine starke intraindividuelle Variation“ des Merkmals hin. Das unverschobene *k* in *ik* zählt Schönfeld (1994: 518) im Berlinischen zu den „Varianten mit Signalwirkung“, die von zugezogenen Kindern und Jugendlichen „immer zuerst“ übernommen werden.

Variablendefinition Untersucht wurde die Frequenz von unverschobenem Plosiv *k* in Belegen für das Lexem *ich*. Da *ich* in den Vorlesetexten nicht auftrat, war die Untersuchung auf die Gesprächssituationen Interview und Tischgespräch beschränkt.

Areale Verbreitung Unverschobenes *k* im Lexem *ich* tritt erwartungsgemäß mit den höchsten Frequenzen in den Regionen Nordbrandenburg und Südbrandenburg auf. Die Verwendungshäufigkeit erreicht hier im Tischgespräch teilweise über 85 % der Belege für das Lexem *ich*, im nordbrandenburgischen Gransee verwenden die Gewährspersonen sogar im Interview die Variante *ik* zu 80,6 % (Karte K3.1). Die vergleichsweise niedrigen Frequenzwerte für den Ort Bad Saarow dürften auf eine Unausgewogenheit im Sample (überdurchschnittlich hoher Bildungsgrad der Gewährsfrauen) zurückzuführen sein. Für den Osten Ostfalens ist entgegen der Forschungsliteratur kein Vorkommen von *ik* nachweisbar. Dagegen belegt die Untersuchung die starke Verbreitung des Merkmals auch in Mittelpommern und in Vorpommern. In Mittelpommern werden im Tischgespräch örtlich mitunter Gebrauchsfrequenzen von über 73 % aller *ich*-Lexeme erreicht. Auch in Vorpommern liegen die Frequenzwerte für *ik* im Tischgespräch immer noch über 37 %, während im westlichen Mecklenburg nur ganz vereinzelte Nachweise für *ik* verzeichnet werden. Wie beim Gebrauch der relikthaften Lexeme *dat, wat* und *et* zeichnet sich auch bei der Verwendung von *ik* ein deutlicher Unterschied zwischen der Regionalsprache Vorpommerns und Mecklenburgs ab. Da die hohen Gebrauchsfrequenzen des *ik* in Mittelpommern und in Vorpommern von der älteren Forschungsliteratur nicht bestätigt werden, könnte es sich hier um das Ergebnis rezenter Entwicklungen handeln.

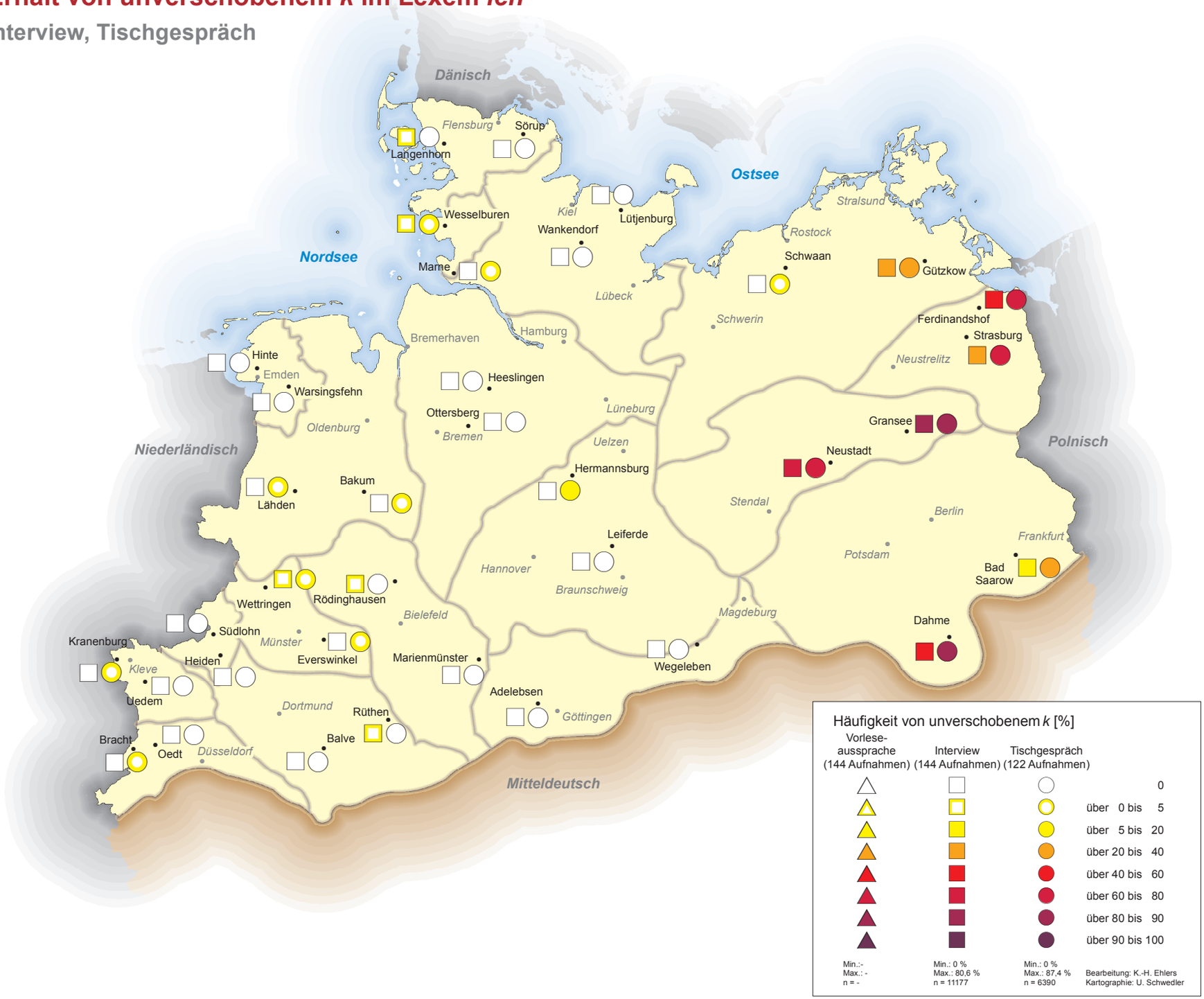
Neben dem starken Gebrauch des *ik* in den Regionalsprachen Brandenburgs, Mittelpommerns und Vorpommerns tritt das Merkmal in den übrigen norddeutschen Regionen in den standardnahen Sprechlagen allenfalls in vereinzelten Streubelegen auf und ist in vielen Regionen gar nicht nachzuweisen. Die Frequenzwerte für *ik* erreichen hier mit einer Ausnahme (Hermannsburg/Nordostfalen), die durch sehr geringe Belegzahlen verzerrt sein dürfte, an keinem Ort mehr als 4 % der Belege, und sie liegen in der Regel noch deutlich darunter (zwischen 0,5 % und 1,2 %). Im gesamten westniederdeutschen Raum einschließlich Westmecklenburgs hat das unverschobene *k* im Lexem *ich* demnach keine regionalsprachliche Geltung. Die vereinzelten Streubelege für *ik* dürften hier auf spontanen Transfer aus dem Niederdeutschen zurückgehen. Ein derartiger Transfer kann etwa thematisch bedingt sein wie im folgenden Interviewausschnitt:

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Erhalt von unverschobenem *k* im Lexem *ich*

Interview, Tischgespräch

K3



Karte K3.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

„…*aber wenn der Plattdeutsch redet, denke ik, ist das auch durchaus*…“ (Langenhorn/Schleswig).

Situative Verteilung In den Regionen, in denen unverschobenes *ik* regionalsprachliche Geltung hat, liegen die Gebrauchsfrequenzen für das Merkmal im Tischgespräch stets (und dabei meist deutlich) höher als im Interview. In Nordbrandenburg liegen die Frequenzen von *ik* im Tischgespräch und im Interview allerdings bemerkenswert nahe beieinander (Gransee: I: 80,6 % – T: 86,7 %; Neustadt: I: 68,6 % – T: 69,5 %; vgl. dagegen Dahme/Südbrandenburg: I: 55,6 % – T: 87,4 %; Ferdinandshof/Mittelpommern: I: 55,6 % – T: 73,9 %). In den Regionen, in denen *ik* nur in vereinzelten Streubelegen zu verzeichnen ist, erreichen die Gebrauchsfrequenzen nur in den Tischgesprächen über 1 % der *ich*-Belege und liegen im Interview stets darunter. Das Auftreten von unverschobenem *k* im Lexem *ich* ist also im Allgemeinen deutlich von der Formalität der Gesprächssituation bedingt. Nur in Nordbrandenburg werden die insgesamt sehr hohen Gebrauchsfrequenzen von der Formalität der Situation kaum beeinflusst, hier bleibt auch im halbformellen Interview *ik* die Realisierungsnorm von *ich*.

Einfluss der Basisdialekte In den ostniederdeutschen Regionen, in denen *ik* in standardnahen Sprachlagen mit hohen Frequenzen auftritt, ist eine gute Kompetenz im Niederdeutschen im Allgemeinen nur selten anzutreffen. Von den zehn Gewährspersonen aus dieser Region, die in über 80 % der Belege im hochdeutschen Tischgespräch *ich* als *ik* realisierten, hatten acht keine Kompetenz und zwei eine nur mittlere Kompetenz im Niederdeutschen. Ein Einfluss des niederdeutschen *ik* auf das regionalsprachliche *ik* ist für die Gegenwart im ostniederdeutschen Raum daher auszuschließen. In einer sehr dialektstarken Region wie Ostfriesland, wo von acht Gewährsleuten sechs über eine hohe und zwei über eine mittlere Kompetenz im Niederdeutschen verfügen, tritt *ik* in standardnahen Sprachlagen nie auf, auch hier beeinflusst also das niederdeutsche *ik* die Realisierung des Lexems *ich* in standardnahen Sprachlagen nicht. Die vereinzelten Streubelege für unverschobenes *ik* in hochdeutschen Interviews und Tischgesprächen stammen ohne erkennbare Regelhaftigkeit von Probandinnen ganz unterschiedlicher Dialektkompetenz. Diese Streubelege könnten auf spontanen Transfer einer singulären typisch niederdeutschen Form in hochdeutsche Sprachlagen zurückgehen, die auch Personen ohne eigene Niederdeutschkompetenz bekannt ist. Die Verwendung von unverschobenem *k* im Lexem *ich* in standardnahen Sprachlagen ist in Norddeutschland nirgends an niederdeutsche Dialektkompetenz geknüpft.

Abschließende Interpretation Unverschobenes *k* im Lexem *ich* ist in Brandenburg, Mittelpommern und Vorpommern ein regionalsprachliches Merkmal dialektunabhängiger Geltung. Das Merkmal tritt generell mit zunehmender Häufigkeit in Gesprächssituationen abnehmender Formalität auf. Für eine Reihe von Gewährspersonen ist *ik* aber die alltagssprachliche Realisierungsnorm des Lexems *ich*, an der auch im formelleren Interview festgehalten wird.

KHE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Lenisierung von inlautendem *p, t, k*

Belegzahl: 12868
T: 5196 B. aus 36 Orten (Ø 144 B.), 122 Gpn.
I: 5404 B. aus 36 Orten (Ø 150 B.), 144 Gpn.
V: 2268 B. aus 36 Orten (Ø 63 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Ezawa (1972), Lauf (1996: 204). Westniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 384) [Hamburg], Martens/Martens (1988: 129f.) [Hamburg], Auer (1998: 191-195) [Hamburg], Kehrein (2012: 296) [Alt Duvenstedt]. Ostniederdeutscher Raum: Herrmann-Winter (1974: 156) [Mecklenburg-Vorpommern], Rosenberg (1986: 131) [Berlin], Schönfeld (1989: 94) [Berlin-Brandenburg], Kehrein (2012: 310) [Stralsund].
B. Karten: AAS (Bd. 1, 99-108: Karten P.10, P.11, T.11, T.13, K.6; Bd. 2, 261f., 275, 277, 289), Ezawa (1972: Karte 5).

Forschungsstand Gemäß der im DUDEN-Aussprachewörterbuch (2005) festgelegten deutschen Standardlautung ist die Artikulation der Verschlusslaute *p*, *t* und *k* „voll stimmlos" und stark (Fortes-Realisierung). Im Gegensatz zu den stimmhaften Lenis-Plosiven *b*, *d*, *g* können *p*, *t*, *k* behaucht auftreten, wobei die Aspiration „am Wortanfang und am Wortende vor einer Pause" stärker ausfällt als in inlautenden Kontexten (ebd.: 55-57). Eine schwächere und eher stimmhafte Realisierung von *p*, *t*, *k* im Inlaut postulieren einige variationslinguistische Studien für verschiedene norddeutsche Regiolekte. Lauf (1996: 204) nimmt eine generelle Tendenz zur Stimmhaftigkeit im gesamten nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum an. Für die Vorleseaussprache zeigen die AAS-Karten für den norddeutschen Raum (ohne das Gebiet der ehemaligen DDR) ein leichtes Übergewicht der lenisierten Varianten im östlichen Untersuchungsgebiet auf einer Linie Flensburg-Hameln (Bd. 1: 104, Bd. 2: 261, 262, 275, 277, 289). Scheel (1963: 384) sowie Martens/Martens (1988: 129) und Auer (1988: 191) beobachten die Lenis-Aussprache in Hamburg. Für die 1960er-Jahre konstatiert Scheel (1963: 384) eine sehr geringe Salienz der lenisierten Varianten. Diese seien sowohl im Missingsch als auch in der norddeutschen Umgangssprache üblich, „ohne daß sich die Sprecher dessen bewußt sind". Kehrein (2012: 296, 310) kann eine generelle „Lenisierung stimmloser Plosive und Frikative" in Alt Duvenstedt (im Grenzbereich der SiN-Untersuchungsregionen Schleswig und Holstein) und eine Lenisierung von inlautendem *t* in Lexemen wie *Leute* oder *Mittag* in Stralsund (Mecklenburg-Vorpommern) nachweisen. Bereits Herrmann-Winter (1974: 155f.) erwähnt die Lenisierung von *p*, *t*, *k* als Merkmal der Umgangssprache „in den Nordbezirken der DDR", wobei sie eine stärkere Tendenz in Vorpommern als in Mittelpommern feststellt.

Für das Berlinisch-Brandenburgische konstatieren Rosenberg (1986: 131) und Schönfeld (1989: 94) eine lexemspezifische Lenisierung von intervokalischem *t* in *Mudda* ‚Mutter' und *Vadda* ‚Vater', wobei es sich sprachhistorisch eigentlich um den Erhalt des basisdialektalen [d] handelt (nd. *Moder*, *Vader*). Diese lexemgebundenen *d*-Realisierungen sind auch im Ruhrdeutschen belegt (Mihm 1997: 21). Eine darüber hinausgehende, systematische Lenisierung der Plosive wie im Norden des Untersuchungsgebietes lässt sich für die Regiolekte Brandenburgs oder des Südwestens jedoch nicht nachweisen.

Auch die eigentliche Lenisierung wird bisweilen auf die phonetisch-phonologischen Verhältnisse im Niederdeutschen zurückgeführt (Scheel 1963: 384, Martens/Martens 1988: 129, Kehrein 2012: 296). Kehrein stellt allerdings fest, dass sie in Alt Duvenstedt bei einem Sprecher, „der im Dialekt primärsozialisiert wurde", vergleichsweise selten auftritt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Er misst daher dem Standardspracherwerb in der Schule eine Schlüsselrolle bei:

> Möglicherweise hat [...] das Lernen der Schrift eine wesentliche Rolle gespielt (systematisch gelernte Phonem-Graphem-Zuordnung), sodass er [der Sprecher] in den standardorientierten Sprachlagen Lenis und Fortis besser differenzieren kann als die Sprecher, die im standardnahen Regiolekt sozialisiert wurden und sich daher die standardsprachlichen Formen nicht über die Schreibung erschließen mussten. (Kehrein 2012: 296)

Die Annahme, dass eine Orientierung an der Schrift die Standardvariante grundsätzlich fördert, wird durch die Ergebnisse Auers (1998: 191) gestützt, der in seiner Studie zur „Hamburger Phonologie" nachweist, dass die Anteile des lenisierten *t* situativ variieren: „Beim Vorlesen liegen die Werte meist deutlich unter den spontansprachlichen."

Auer (1998) vergleicht darüber hinaus die konkrete Realisierung des inlautenden *t* in Abhängigkeit von den sozialen Milieus (nach Schulze 1992), denen die untersuchten Sprecher angehören. Dabei zeigt er, dass das Alter der jeweiligen Gewährspersonen lediglich eine untergeordnete Rolle spielt (Auer 1998: 191). Als relevant erweist sich zunächst der Faktor „Bildung". Hohe Lenisierungswerte werden insbesondere im „Harmoniemilieu" (ältere Personen mit geringer Bildung), im „Integrationsmilieu" (ältere Personen mit mittlerer Bildung) und im „Unterhaltungsmilieu" (jüngere Personen mit geringer Bildung) nachgewiesen, während die Werte im „Niveaumilieu" (ältere, gebildete Personen) und „Selbstverwirklichungsmilieu" (jüngere Personen mit mittlerer oder höherer Bildung) deutlich niedriger liegen (ebd.: 192). Eine noch wichtigere Rolle als der Faktor „Bildung" spielt der Faktor „Geschlecht", der im Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungsmilieu überprüft wurde. In beiden Milieus sind sowohl für die Vorleseaussprache als auch für spontansprachliche Realisierungen höhere Lenisierungswerte bei den untersuchten Männern festzustellen (Auer 1998: 194). Auer (1998: 195) klassifiziert die Lenisierung des *t* daher als „klare Männerform", die „sogar typisch für jüngere männliche Sprecher" sei. Da im SiN-Projekt ausschließlich Frauen als Gewährspersonen berücksichtigt wurden, sind als Vergleichswerte insbesondere Auers Ergebnisse bezüglich der weiblichen Probanden von Interesse. Während für die Frauen im Selbstverwirklichungsmilieu Lenisierungswerte von ca. 2 % (Vorlesen) bzw. ca. 5 % (spontanes Sprechen) ermittelt wurden, liegen diese im Unterhaltungsmilieu mit ca. 22 % bzw. ca. 32 % deutlich höher (Auer 1998: 194).

Den Einfluss des phonetischen Kontexts auf die konkrete Realisierung der inlautenden Tenues untersuchen König im AAS und Auer (1998). Beide kommen zu dem Ergebnis, dass die Anteile lenisierter Varianten nach Kurzvokalen (z.B. *Pappe*) höher liegen als nach Langvokalen oder Diphthongen (z.B. *Kneipe*) (vgl. auch Scheel 1963: 384). Auer (1998: 192) ermittelt für *t* durchschnittliche Lenisierungswerte von 40 % (nach Langvokal oder Diphthong) bzw. 50 % (nach Kurzvokal). König sieht diesen Unterschied in den „phonologischen Verhältnissen" der deutschen Standardsprache begründet:

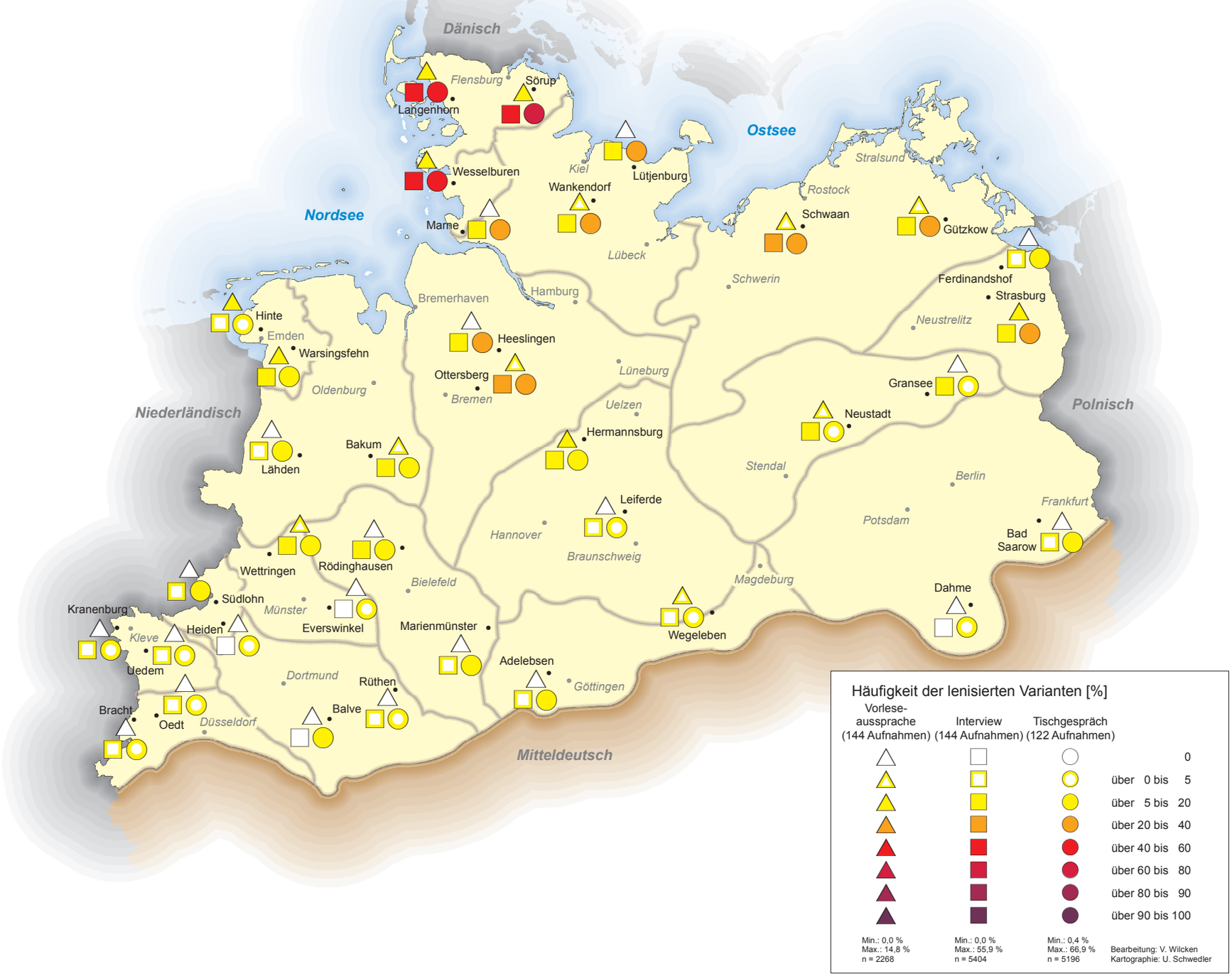
> Nach K[urz]V[okal] ist die Opposition Lenis-Fortis so gut wie unbelastet; es gibt nur wenige Wörter mit Lenis vom Typ *Ebbe* und *Edda*. Nach L[ang]V[okal] ist dieser Gegensatz sehr viel besser besetzt: Paare wie *raube*/*Raupe*, *scheiden*/*scheiten* werden nur durch den Unterschied im Explosivlaut auseinandergehalten. Nach KV verletzt eine unbehauchte Lenis-Aussprache keine systematischen Verhältnisse, nach LV wohl. (AAS, Bd. 1: 103)

Die Studie Auers (1998: 192) zeigt

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Realisierung von *p, t, k* im Inlaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Karte K4.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

darüber hinaus, dass sich die Tenues *t* und *k* hinsichtlich ihrer Lenisierungstendenzen grundsätzlich gleich verhalten.

Variablendefinition Untersucht wurde die schwächere bzw. stimmhaftere Realisierung der in der Standardaussprache gespannten und stimmlosen Plosive *p*, *t*, *k*, deren lenisierte Varianten zu *b*, *d*, *g* tendieren. Als relevanter Kontext wurde die inlautende Position der entsprechenden Verschlusslaute definiert. Zu diesem Zweck wurden sämtliche Belege mit *p*, *t*, *k* in intervokalischer Stellung annotiert (z.B. *Suppe*, *Mitte*, *Rücken*), wobei auch der Kontext nach vokalisiertem *r* berücksichtigt wurde (z.B. *Körper*, *Karte*, *parken*). Als weitere Bedingung wurde formuliert, dass der Hauptakzent des jeweiligen Wortes unmittelbar vor dem zu annotierenden Plosiv liegen muss. Fälle, in denen zwischen dem Hauptakzent und dem betreffenden Verschlusslaut nebentonige Silben liegen (z. B. ˈ*Schwierigkeiten*, *A*ˈ*merika*), bzw. Fälle, in denen der Hauptakzent hinter dem Plosiv liegt (z. B. *Kar*ˈ*toffel*, *ka*ˈ*putt*), wurden ausgeschlossen. Abweichend von diesem Prinzip wurden allerdings sämtliche Lexeme mit dem Bestandteil *-mutter-* oder *-vater-* einbezogen, unabhängig von den jeweiligen Akzentverhältnissen (z. B. ˈ*Schwiegermutter*).

Ausgeschlossen wurden darüber hinaus Fälle, in denen *p*, *t*, *k* im Morphemanlaut bei Komposita stehen (z. B. *Freitag*) bzw. – insbesondere bei Fremdwörtern – im Silbenauslaut (z. B. *Kotelett* [ˈkɔtlɛt], *Raclette* [ʁakˈlɛt]). Ebenfalls nicht berücksichtigt wurden Personen- und Ortsnamen.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *automatisierter, Beratungsstelle, gebeten, geboten, gute, hatte, hätten* (3x), *Leiter, später, stritten; Stärkere* (3x)

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Doppelkopf, Grippe, Kneipe, Papa, schnuppern, Treppe; Auto, bitte, breiter, fertig, Gewitter, Kilometer, Kräuterlikör, Mathe, Minuten, Mittag, Mutter, Rettungssanitäter, Schlittenhunde, Vater, Viertel, Zeitung; Bäcker, gekleckert, Rücken*

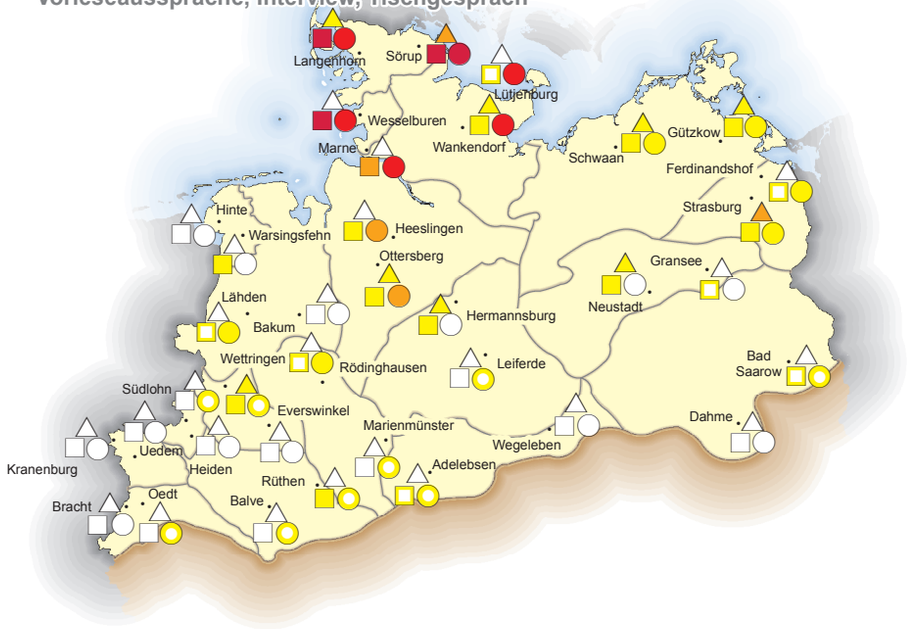
Areale Verbreitung Die Karte K4.1 zeigt eine deutliche Nord-Süd-Verteilung des Merkmals, wie es angesichts des Forschungsstandes zu erwarten war. Die höchsten Anteile lenisierter Realisierungen finden sich im äußersten Norden des Untersuchungsgebietes. In der Region Schleswig treten im Tischgespräch durchschnittlich 64,5 % der untersuchten Tenues in lenisierter Variante auf. Dagegen beträgt der durchschnittliche Wert bei den Tischgesprächen über das gesamte Untersuchungsgebiet hinweg nur 12,3 %. Annähernd hohe Werte wie in Schleswig sind darüber hinaus im angrenzenden nördlichen Dithmarschen nachzuweisen. Die Tischgespräche in den Untersuchungsorten Wesselburen und Marne weisen eine Lenisierungsquote von 47,9 % bzw. 36,1 % auf. Dass die Tendenz zur Lenisierung stimmloser Plosive in den Regionen Schleswig und Dithmarschen durch die Verhältnisse im Basisdialekt gestützt wird bzw. wurde, legen entsprechende Angaben in den Dialektgrammatiken nahe (Bock 1933: 47-49, 163f.; Kohbrok 1901: 66f.; Jørgensen 1934: 63-66). Ferner erweist sich die Lenisierung auch in den nördlichen Untersuchungsregionen Holstein (Durchschnitt im Tischgespräch: 24,6 %), Nordhannover (24,9 %) und Mecklenburg-Vorpommern (27,5 %) als gängiges Merkmal der jeweiligen Regiolekte. Für die Region Mittelpommern wurde ein Durchschnittswert von 16,8 % ermittelt. Der von Herrmann-Winter (1974: 155f.) konstatierte Unterschied zwischen Vorpommern und Mittelpommern bezüglich der Tenues-Realisierung lässt sich somit auch im rezenten Regiolekt nachweisen.

In den südlicheren Regionen liegen die durchschnittlichen Anteile der

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

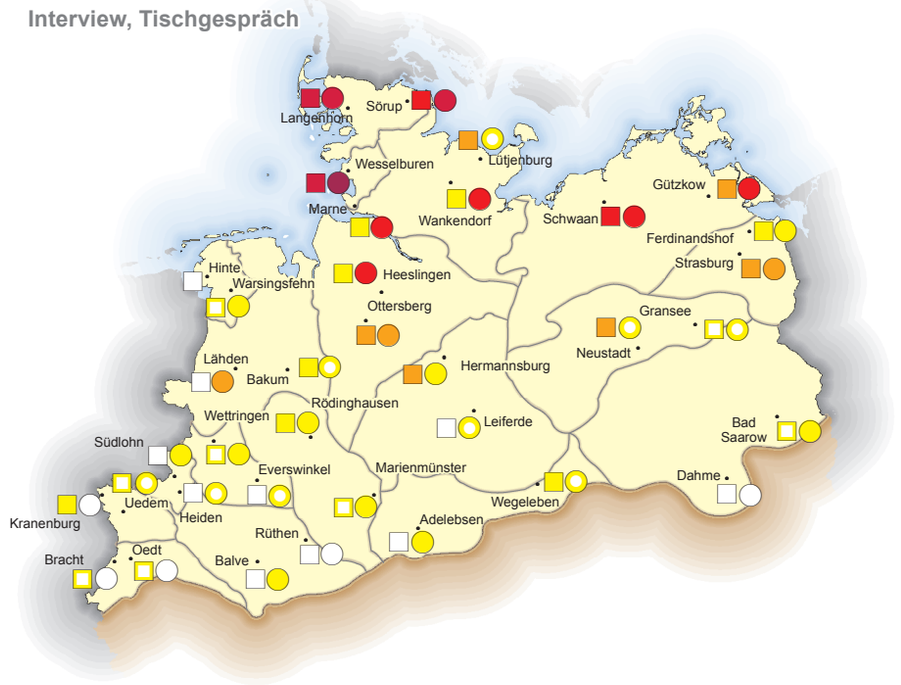
A. Realisierung von *t* im Inlaut nach Langvokal oder Diphthong

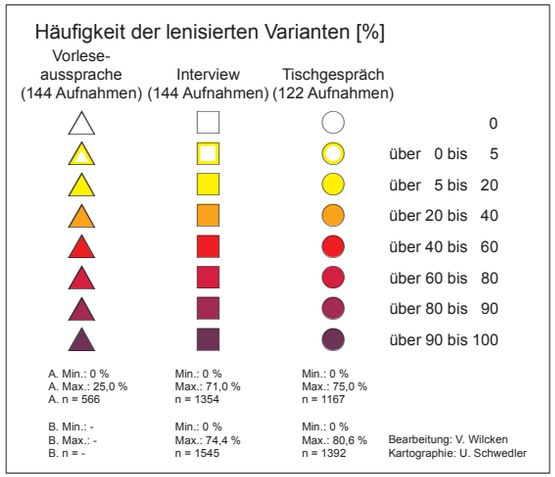
Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



B. Realisierung von *t* im Inlaut nach Kurzvokal

Interview, Tischgespräch





https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lenisierten Varianten sämtlich unter 10 % in den Tischgesprächen, häufig unter 5 %. In den Aufnahmesituationen Vorlesen und Interview sind die Werte durchgängig niedriger.

Situative Verteilung Die Ergebnisse der Variablenanalyse zeigen eine deutliche situative Varianz. Mit durchschnittlich 12,3 % bzw. 11,3 % lenisierten Tenues in den Tischgesprächen bzw. Interviews liegen die beiden spontansprachlichen Gesprächssituationen dicht beieinander. Ein erheblicher Unterschied zeigt sich allerdings im Vergleich mit der Vorleseaussprache, in der durchschnittlich lediglich 2,8 % der untersuchten Plosive lenisiert werden. Dieser klare Befund, der sich in sämtlichen Untersuchungsregionen abzeichnet, deutet auf eine weitgehende Kontrollierbarkeit des Merkmals hin, wie sie bereits von Auer (1998: 191) herausgearbeitet wurde. Als relevanter Faktor für die standardgemäße Realisierung erweist sich die Orientierung an der Schrift, in der die betreffenden Plosive deutlich differenziert dargestellt werden.

Individuelle Variation Die Lenisierung inlautender Tenues erweist sich als regiolektales Merkmal, das innerhalb der einzelnen Orte bzw. Regionen recht gleichmäßig verteilt auftritt. Eine auffällige individuelle Varianz lässt sich lediglich in den Dithmarscher Untersuchungsorten feststellen, in denen die Lenisierungswerte in den Tischgesprächen zwischen 16,0 % und 69,0 % (GP1 und GP3 aus Marne) bzw. zwischen 20 % und 64,5 % (GP2 und GP3 aus Wesselburen) schwanken.

Zusammenhänge zwischen der sprachlichen Primärsozialisation und der konkreten Realisierung der Plosive, wie sie von Kehrein (2012: 296) beschrieben werden, lassen sich anhand der vorliegenden Daten nicht bestätigen. Zwar befinden sich mit GP4 aus Marne/Dithmarschen und GP1 aus Lütjenburg/Holstein zwei niederdeutsch sozialisierte Gewährspersonen im Korpus, die ausgesprochen niedrige Lenisierungswerte in den Interviews (2,7 % bzw. 3,9 %) aufweisen. Allerdings wird der höchste Lenisierungswert überhaupt (83,3 % im Interview) ebenfalls von einer Niederdeutschsprecherin (GP3 aus Langenhorn/Schleswig) erreicht.

Phonetischer Kontext Die Belege der Tischgespräche wurden daraufhin überprüft, ob sich *p*, *t* und *k* bezüglich ihrer Lenisierungstendenzen ähnlich verhalten oder ob sich Unterschiede zwischen den einzelnen Tenues ergeben. Dabei konnten – bezogen auf den gesamten Untersuchungsraum – keine wesentlichen Differenzen zwischen den Konsonanten festgestellt werden, was die Befunde Auers (1998: 192) grundsätzlich bestätigt. Die Ergebnisse streuen mit Lenisierungswerten von 14,1 % (*p*), 14,8 % (*t*) und 11,1 % (*k*) nur gering um den Durchschnittswert von 12,3 %. Wenn in einer Region die Tendenz zur Lenisierung besteht, betrifft dies in der Regel alle drei Tenues, wie auch Karte K4.5 verdeutlicht.

Für den am häufigsten belegten Kontext „intervokalisches *t*“ wurde untersucht, inwieweit die Realisierung von der Beschaffenheit des vorausgehenden Vokals abhängt. Dabei wurde die Stellung nach Langvokal bzw. Diphthong (z. B. *später*, *Leute*) der Position nach Kurzvokal (z.B. *bitte*) gegenübergestellt (Karte K4.2 A-B). Belege für *t* nach (vokalisiertem) *r* wurden in diesem Zusammenhang nicht betrachtet. Auch der Kontext vor dem Infinitivsuffix *-en* wurde aus Gründen der besseren Vergleichbar-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

keit ausgeschlossen. Wie Karte K4.2 B zeigt, besteht eine erhöhte Tendenz zur Lenisierung, wenn die Tenuis auf einen Kurzvokal folgt. In den nördlichen Untersuchungsregionen Schleswig, Holstein, Dithmarschen, Nordhannover und Mecklenburg-Vorpommern fällt dies besonders ins Gewicht. In den Tischgesprächen dieser Regionen werden 51,2 % aller inlautenden *t* nach Kurzvokal lenisiert, dagegen nur 37,9 % nach Langvokal oder Diphthong. Auch hierin werden die Ergebnisse von Auer (1998) und König (AAS) bestätigt.

Salienz, Situativität und Normativität Die Salienz lenisierter Realisierungen von *p*, *t*, *k* wurde für alle drei Tenues (jeweils nach Kurzvokal) im gesamten Untersuchungsgebiet getestet. Dabei sollten die folgenden Salienzsätze von den Gewährspersonen beurteilt werden: „Gestern war das *Wedder* noch schlechter“ (Satz 1), „Ich habe den *Wegger* auf halb sieben gestellt“ (Satz 7) und „Die *Pabbe* ist ganz durchgeweicht“ (Satz 12). Die Lenisierung nach Kurzvokal erweist sich dabei über Gesamtnorddeutschland hinweg als salientes Merkmal. Die Realisierung *Wedder* wird von 83,7 % der Befragten als Abweichung von der Standardsprache wahrgenommen, *Wegger* von 71,8 % und *Pabbe* von 67,6 %. Anders als es die objektsprachlichen Daten vermuten lassen, ist im Norden des Untersuchungsgebiets keine geringere Salienz festzustellen als im Süden, wo das Merkmal seltener bzw. (fast) gar nicht realisiert wird. Der durchschnittliche Salienzwert von 85,1 % (Gesamtwert für alle drei Stimuli) für die fünf nördlichen Regionen Schleswig, Holstein, Dithmarschen, Nordhannover und Mecklenburg-Vorpommern liegt sogar über dem gesamtnorddeutschen Mittel von 74,4 %. Regionale Unterschiede ergeben sich hingegen in der Bewertung des Merkmals. So äußern die Gewährpersonen aus den südlicheren Untersuchungsregionen stärkere Vorbehalte gegenüber den lenisierten Varianten. Fast alle Befragten in diesen Regionen würden die Formen *Pabbe*, *Wedder* und *Wegger* korrigieren, wenn ihre Kinder diese realisierten. Auch die Gewährspersonen in den nördlichen Regionen tendieren insgesamt zur Korrektur der lenisierten Aussprache, doch ist die Akzeptanz gegenüber dem Merkmal in den Regionen Schleswig, Holstein, Dithmarschen, Nordhannover und Mecklenburg-Vorpommern größer (Abb. K4.1).

Dieselben regionalen Unterschiede in der Bewertung zeigen sich auch im Situativitätstest. Die lenisierte

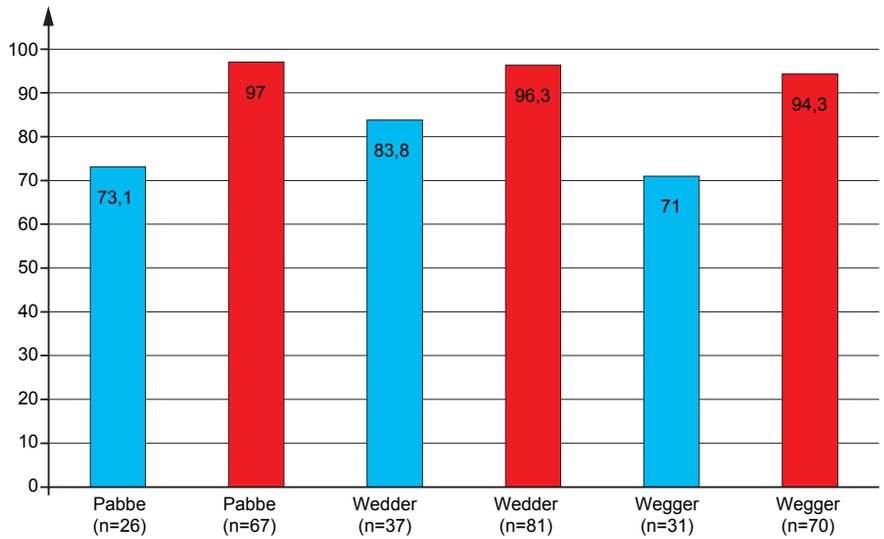


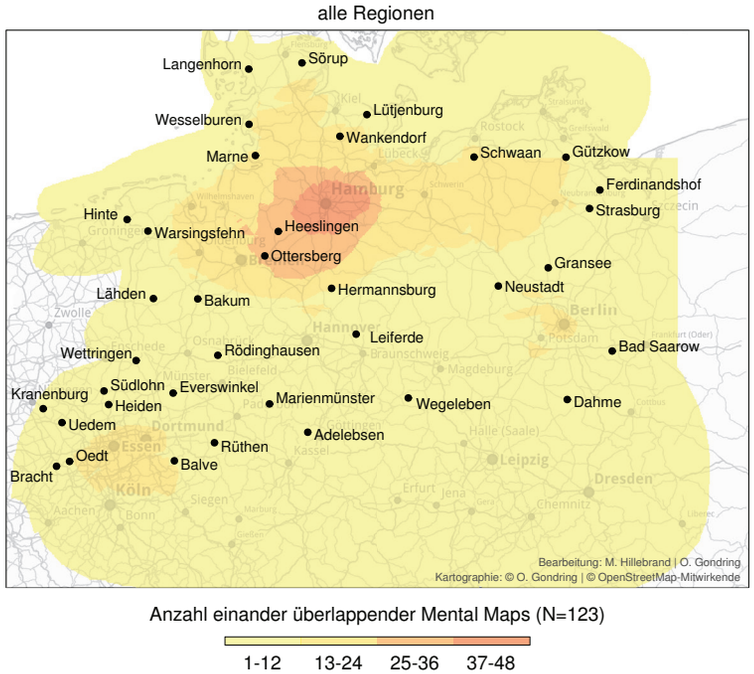
Abb. K4.1. Anteil der Gewährspersonen, die ihre Kinder korrigieren würden, wenn diese die oben genannten Formen mit lenisiertem Plosiv realisieren würden, in den Regionen Schleswig, Holstein, Dithmarschen, Nordhannover und Mecklenburg-Vorpommern (blau) sowie in den übrigen Untersuchungsregionen (rot)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

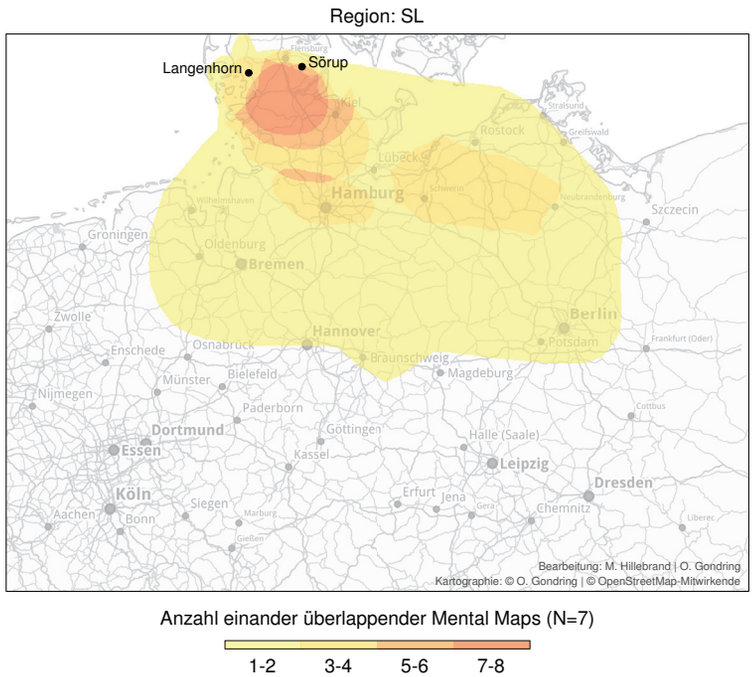
Aussprache, wie sie den Gewährspersonen in den Salienzwörtern vorgespielt wurde, würden nach eigener Aussage lediglich drei von ihnen auch in offiziellen Kontexten (z.B. vor Gericht) selbst verwenden. Diese drei Gewährspersonen stammen aus den Regionen Schleswig und Dithmarschen.

Mental Maps Der Stimulus *Pabbe* wurde im Rahmen des Arealitätstests überregional abgefragt. Ein Großteil der Gewährspersonen verortet das Merkmal im nordniederdeutschen oder im nördlichen ostniederdeutschen Raum. Eine besonders konzentrierte Überlappung der Mental Maps ist für Hamburg und die Dialektregion Nordhannover zu konstatieren (Karte K4.3). Die Einschätzungen der Gewährspersonen decken sich im Allgemeinen mit den objektsprachlichen Befunden, abgesehen von der Tatsache, dass sich die hohen Lenisierungswerte in der Region Schleswig in den Kartierungen nicht niederschlagen. Die Schleswiger Probandinnen indes verorten das Merkmal durchaus in ihrer Dialektregion (Karte K4.4).

Pabbe: Gesamtverteilung



Pabbe: Region SL



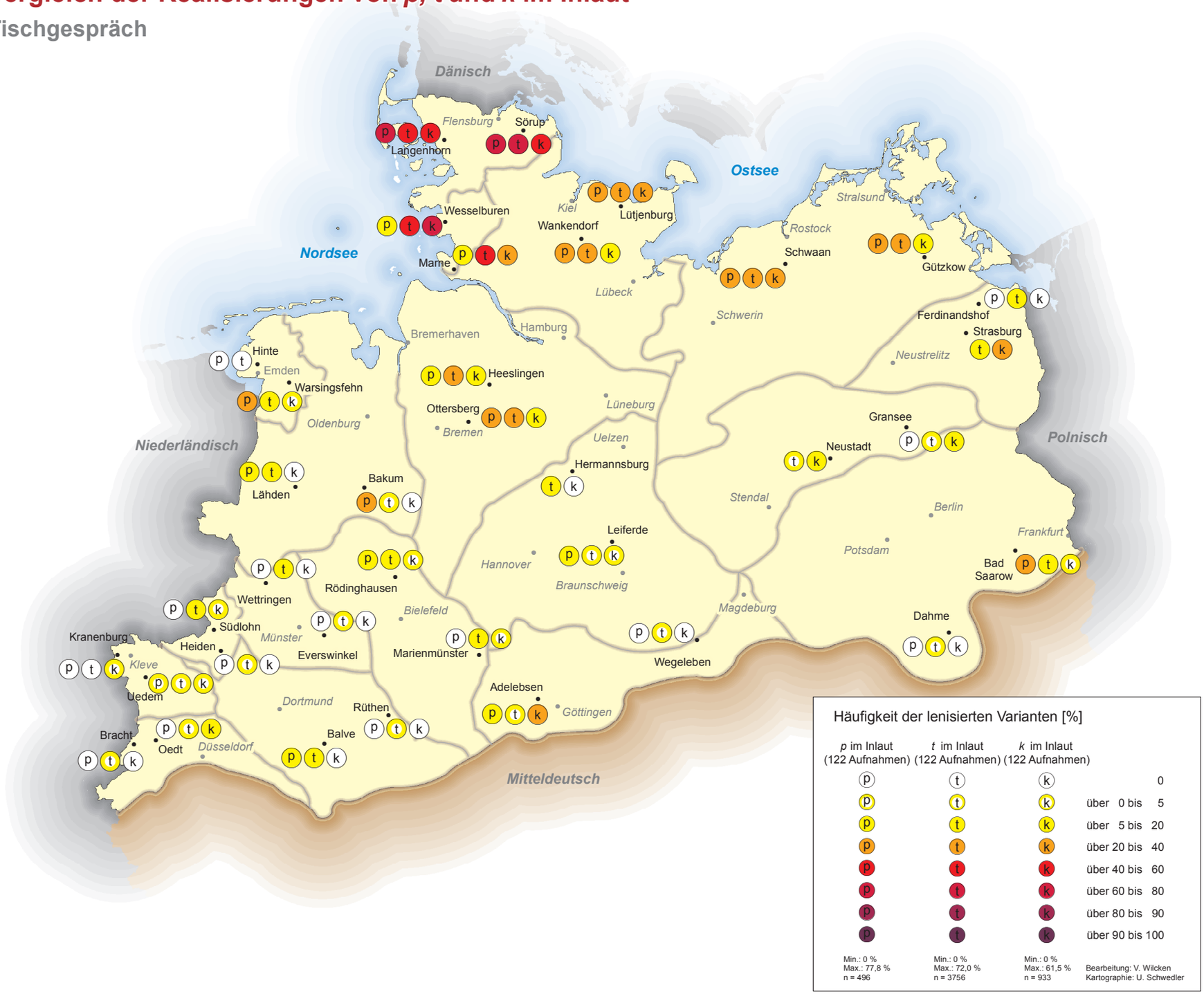
Karte K4.3 und K4.4

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vergleich der Realisierungen von *p, t* und *k* im Inlaut

Tischgespräch

K4



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abschließende Interpretation

Bei der Lenisierung der Plosive *p*, *t*, *k* handelt es sich um ein regiolektales Merkmal, das als typisch für den nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Raum gelten kann, während es im Süden des Untersuchungsgebietes lediglich sporadisch belegt ist. Besonders häufig treten die lenisierten Varianten in Schleswig und im nördlichen Dithmarschen auf. Die standarddivergente Realisierung lässt sich fast ausschließlich in den beiden spontansprachlichen Situationen Interview und Tischgespräch nachweisen, in der Vorleseaussprache lässt sich die Aussprache der Tenues offenbar bewusster steuern. Die Lenisierung betrifft die drei Tenues gleichermaßen, wobei eine Abhängigkeit der Realisierung vom linken phonetischen Kontext konstatiert werden kann. Folgen *p*, *t*, *k* einem Kurzvokal, besteht eine höhere Lenisierungswahrscheinlichkeit als nach Langvokal oder Diphthong. Eine hohe Merkmalssalienz liegt im gesamten norddeutschen Raum vor, hinsichtlich der Akzeptanz des Merkmals zeigen sich allerdings regionale Unterschiede. So scheint die Lenisierung im Norden des Untersuchungsgebiets akzeptierter zu sein als im Süden.

VW

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vorbemerkung zu den *g*-Variablen (K5-K6)

Die Spirantisierung des *g*, genauer die Realisierung des im Standarddeutschen stimmhaften Plosivs *g* als Spirans, ist eine komplexe, von der innersprachlichen Distribution abhängige Erscheinung, über deren Status im Niederdeutschen in der Forschung keine Einigkeit herrscht. Sie ist areal unterschiedlich verteilt und in ihrer Verwendung ebenso wie in der Sprecherwahrnehmung und im Sprecherurteil stark vom situativen Kontext abhängig. Während die Realisierung als Spirans im Auslaut im gesamten Untersuchungsgebiet verbreitet ist, ist sie im Anlaut und im intervokalischen Inlaut nur im Kontaktgebiet zum Ripuarischen am südlichen Niederrhein und im berlinisch-brandenburgischen Raum und dessen angrenzenden Regionen Mittelpommern und Südostfalen von hoher Frequenz.

Realisierungsvarianten der Variablen sind – neben dem stimmhaften Plosiv [g] – [j] im Anlaut, [j] und [ɣ] intervokalisch, [ç] (regional auch koronalisiert zu [ɕ] oder [ʃ]) und [x] im Auslaut (im Westfälischen und z.T. im Südostfälischen auch anlautend, vgl. Schirmunski 1962: 306f., Lauf 1996: 207f., Stolte 1931: 69, Grimme 1922: 48). Kurz: Anlaut und intervokalische Distribution führen zur stimmhaften Spirantisierung, Auslaut zur stimmlosen (Auslautverhärtung). Im Anlaut und nach vorangehendem Palatalvokal steht die palatale Spirans, nach vorangehendem Velarvokal velare Spirans.

Interessanterweise ist die Spiransrealisierung im Anlaut keineswegs in den niederdeutschen Kernregionen verbreitet, sondern gerade in Regionen, die das Niederdeutsche weitgehend aufgegeben haben, wie etwa im Berlin-Brandenburger Raum. Dies allerdings ist keine neue Erscheinung. Der „Kleine deutsche Sprachatlas“ zeigt in einer Kombinationskarte zur Antaxe von *g* mit vokalischem Folgekontext (*Gänse, Garten, geh, gestern, gut*; KDSA, Bd. 1.1: Karte 85) die Schwerpunktregionen der anlautenden *g*-Spirantisierung, die sich im Nordosten, d.h. im Berliner Raum bis ins Mittelpommersche und östliche Vorpommersche (sowie im nördlichen Ostmitteldeutschen), und im Südwesten des Untersuchungsraums, d.h. am südlichen Niederrhein (sowie im Ripuarischen und im nördlichen Moselfränkischen), befinden und eine gewisse Häufung auch im Südostfälischen (*ch*-) (KDSA, Bd. 1.1: Karten 80-84) und in Nordfriesland (*jistern*) aufweisen (KDSA, Bd. 1.1: Karte 83). Für konsonantischen Folgekontext finden sich die gleichen regionalen Schwerpunkte, die „Verbreitung“ ist jedoch auf die Spirantisierungszentren beschränkt, d.h. es fehlt im Nordosten z.B. die „Ausstrahlung“ ins Mittel- und Vorpommersche (KDSA, Bd. 1.1: Karte 95/96: *glaube/gleich*; Karte 97/98: *groß/größer*).

Zur Genese des Merkmals Im Nordosten geht es bei der Beurteilung dieses Befundes um die Frage der treibenden Kräfte hinter dieser Uneinheitlichkeit in der Verbreitung der Spirantisierung. Teils steht auch die Frage dahinter: Ist die *g*-Spirantisierung überhaupt niederdeutsch oder handelt es sich um eine „Vermitteldeutschung“, etwa im Zuge der Ausbreitung des Berlinischen, vermittelt über das Brandenburgische, das seit jeher als ein „weites Einfallstor mitteldeutscher Sprache“ (Foerste 1966: 1886, vgl. Schirmunski 1962: 613, Schönfeld 1990: 94) gilt? Gernentz (1974: 232) spricht von einer „eigentlich Berliner Variante“, die sich jedoch nach Norden ausbreite. Foerste wiederum betrachtet die Spirantisierung genau umgekehrt als

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ein Relikt in Teilen des ostniederdeutschen Raumes (sowie im Westfälischen):

> Das *g* wurde im Mnd. […] noch spirantisch gesprochen. Im Westfälischen, Ostpreußischen und Teilen des Brandenburgischen ist *g* wie im Mnd. als Reibelaut erhalten […]. Im übrigen wurde anlautendes *g*- im Nordnd., Meckl.-Vorpomm., Teilen der Altmark und Prignitz zum Verschlusslaut. (Foerste 1966: 1806, vgl. Nerger 1869: 150-151, Braak 1956: 27f.).

Schirmunski (1962: 327) betrachtet die Spirantisierung „in allen Stellungen", also auch initial, als germanisch und insofern niederdeutsch:

> Spirantisches *g* im Wortanlaut ist eine im wesentlichen niederdeutsche Erscheinung, von den mitteldeutschen Dialekten kennen sie nur die in nächster Nachbarschaft des Niederdeutschen gesprochenen: im Westen das Ripuarische, im Osten der nordöstliche Teil des Thüringischen und der Nordstreifen des Obersächsischen. (Schirmunski 1962: 306, Hervorhebung PR).

Es handele sich also um keine Ausbreitung eines Merkmals mitteldeutschen Ursprungs, wie Lasch (1911-12/1979: 479) dies annimmt, sondern umgekehrt um ein niederdeutsches Merkmal, das sich im angrenzenden Mitteldeutschen verbreitet hatte und bei der Expansion des Obersächsisch-Thüringischen und des Ripuarischen in die Nachbarregionen als Gemeinsamkeit erhalten habe.

Diederichs (1882: 8f.) verzeichnete im gesamten Süden und im Osten des niederdeutschen Raums noch anlautende Spirans (im Kreis Ückermünde, Vorpommern, und in Magdeburg und am Niederrhein stimmhaft in der Form [j], im West- und Ostfälischen und in den angrenzenden Gebieten sowie in Ostfriesland stimmlos in der Form [ç]). Die heutige Verbreitung spiegelt diesen arealen Befund wider, ist jedoch deutlich eingeschränkt.

Der Auslaut zeigt weite Verbreitung des Frikativs im gesamten nieder- und mitteldeutschen Raum bis ins Oberdeutsche (bis südlich von Karlsruhe) hinein, insbesondere in der „Rheingegend" (Diederichs 1882: 9) und im Ostfränkischen (bis südlich von Nürnberg).

Der Inlaut nimmt eine Mittelstellung ein: Der Frikativ tritt neben dem Plosiv partiell im niederdeutschen Osten, am Niederrhein, im Ostfälischen, im Hessischen, im Moselfränkischen und im Ostfränkischen auf.

Für den In- und Anlaut stellt Schirmunski fest:

> Die deutlichste Abweichung […] bildet die spirantische Aussprache des *g* im Inlaut und besonders im Auslaut in Nord- und teilweise auch in Mitteldeutschland. (Schirmunski 1962: 623, Hervorhebung PR)
> Ein Teil des Niederdeutschen hat intervokalisches explosives *g*- […]. Die Entwicklung des Verschlußlautes läßt sich im wesentlichen beobachten im Niedersächsischen (Oldenburg, Bremen, Gebiet von Hamburg, Holstein) und im nördlichen Teil des Ostfälischen (Hannover), bei den Siedlungsmundarten – im Mecklenburgischen. (Schirmunski 1962: 308)

Ähnlich stellt Viëtor (1885: 17f.) zum „gesprochenen Deutsch" fest:

> Von den Konsonanten macht *g* im In- und Auslaut für die Rechtsprechung die größten Schwierigkeiten. Auch anlautendes *g* wird in den Umgangssprachen nicht gleichmäßig behandelt, sondern außer als [ɡ] auch als [j] oder [g] (oder die entsprechenden stimmlosen Laute [ç] und [x]) gesprochen, jedoch überwiegt das [ɡ] in sorgfältiger Aussprache […]. Im In- und Auslaut hingegen hat die Reibelautaussprache noch das weitaus größere Gebiet: [j] und [g] im Inlaut, [ç] und [x] im Auslaut.

Die Realisierungsformen sind vielfältig, im Brandenburgischen tritt Ausfall hinzu.

PR

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Spirantisierung von *g* im Wort- und Morphemanlaut

Belegzahl: 37360

Wortanlaut: 31464
T: 12690 B. aus 36 Orten (Ø 352 B.), 122 Gpn.
I: 16285 B. aus 36 Orten (Ø 452 B.), 144 Gpn.
V: 2489 B. aus 36 Orten (Ø 69 B.), 144 Gpn.

Morphemanlaut: 5896
T: 1965 B. aus 36 Orten (Ø 55 B.), 122 Gpn.
I: 2378 B. aus 36 Orten (Ø 66 B.), 144 Gpn.
V: 1553 B. aus 36 Orten (Ø 43 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Diederichs (1882: 8f.), Viëtor (1885: 17f.), Viëtor (1888: 105), Schirmunski (1962: 306f., 615), Spangenberg/Wiese (1974: 304), Lauf (1996: 204f., 207, 213, 215), Protze (1997: 172f.), Eichhoff (2000: 37), Mihm (2000: 2113-2117), Lameli (2004: 168-171) [Neumünster], Elmentaler/Gessinger/Wirrer (2008: 117-137), Elmentaler (2012: 33-44), Kehrein (2012: 300, 311). Westniederdeutscher Raum: Lasch (1914/1974), Braak (1956: 27f.) [Schleswig-Holstein], Esser (1983: 233) [Niederrhein], Cornelissen (1999: 102) [Niederrhein], Schröder (2004: 50f., 65), Elmentaler (2010: 401-404) [Niederrhein]. Ostniederdeutscher Raum: Heyse (1826: 18, 70) [Magdeburg], Nerger (1869: 56-61, 150f.) [Mecklenburg], Lohoff (1911: 7) [Stargard], Lasch (1911-12/1979: 475-480) [Berlin], Warnkross (1912: 66) [Wolgast, Vorpommern], Lasch (1928: 113, 255f.) [Berlin], Pirk (1928: 15f.) [Ostpommern], Mischke (1936: 39f.) [Ostpommern], Teuchert (1964: 63-66, 135-137, 141) [Mittelbrandenburg, Berliner Umland], Dahl (1974: 358) [Raum Rostock], Gernentz (1974: 230-232) [Norden der DDR], Herrmann-Winter (1974: 158) [Kreise Greifswald, Grimmen, Rostock], Schönfeld (1974: 64f., 76) [Altmark], Herrmann-Winter (1979: 146, 153-163) [Raum Greifswald], Rösler (1980: 68) [Nordosten der DDR), Donath et al. (1981: 337) [Mittel-, Nordmärkisch], Wiese (1981: 130) [Mittelbrandenburg], Führer (1982: 76) [Berlin], BBW (1985: Sp. 252-254, 279-284, 308f., 449-453), Rosenberg (1986: 124-127, 296, 306-309) [Berlin], Schmidt (1986: 118, 127f., 142, 158-160, 162) [Berlin], Schlobinski (1987: 61-63, 98-117) [Berlin], Schönfeld (1989: 78, 81, 91f., 101-104, 125f.) [Berlin und Norden der DDR], Schönfeld (1990: 97-105, 109, 118f.), Schönfeld (2001: 68f.), Herrmann-Winter (2013: 107) [Rügen und vorpommersche Küste]. Westmitteldeutscher Raum: Frings/Linke (1958: 2) [Ripuarisch], Klein/Mattheier/Mickartz (1978: 73) [Ripuarisch], Mattheier (1980: 128-132) [Ripuarisch], Mattheier (1981: 16-42) [Ripuarisch], Jünger-Geier (1989: 104) [Kelzenberg], Macha (1991: 129, 158-165) [Raum Siegburg], Lausberg (1993: 44f., 116-134) [Erftstadt-Erp], Kreymann (1994: 103-108) [Erftstadt-Erp], Salewski (1998: 30-32, 51-57, 120-122) [Ruhrgebiet], Cornelissen (2002: 307) [Ripuarisch], Becker (2003: 71) [Ruhrgebiet], Lenz (2003: 148f.) [Wittlich], Henseler (2006: 16-22, 29f., 36) [Siegburg], Möller (2013: 91-95, 149-159) [Raum Bonn], Ganswindt (2010: 32f.) [Ripuarisch].
B. Karten: WDU (Bd. 2: Karte 115: *gehabt*; Bd. 4: Karte 73: *gefallen*, Karte 74: *gekauft*), Protze (1997: 273, Karte 97).

Forschungsstand Die Verwendung des Frikativs statt anlautendem stddt. *g* ist in den hochdeutsch basierten Sprachlagen ein Regionalmerkmal im ans Ripuarische angrenzenden Gebiet des südlichen Niederrheins und im nordostdeutschen Raum um Berlin, jedoch mit Vorkommen auch im Mittelpommerschen und zum Teil bis ins Vorpommersche, sowie im Südostfälischen.

Nordostdeutscher Raum Im Nordosten des Untersuchungsgebietes haben Merkmale des berlinisch-brandenburgischen Regiolekts weite regionale Geltung. Hierzu gehört die Realisierung des anlautenden *g* als Spirans. Insbesondere in den Städten des nordostdeutschen Raums werde spirantisches *g* auch über die Region Brandenburg hinaus verwendet. Hierbei stehe anlautend [j], intervokalisch nach vorderen Vokalen [j], nach hinteren [ɣ], im Wort- und Morphemauslaut [ç] und [x] (Schönfeld 1989 zur „Berlin-Brandenburger Umgangssprache“: 91f.; zu Berlin vgl. Rosenberg 1986: 124-127, 298, Schlobinski 1987: 61, 105). In den Städten im Norden der ehemaligen DDR findet sich nach Schönfeld (1989: 124f.) die Spirantisierung bei *ge-* in standardfernen Erzählungen nahezu „vollständig“, in standardnahen immer noch „häufig“, seltener und vor allem bei älteren Sprechern im Anlaut vor Konsonant. An- und inlautend vor Vokal wird nach Schönfeld in Berlin und Brandenburg, im

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Raum Magdeburg und auf dem Lande in der näheren Umgebung Berlins (Dedelow bei Prenzlau) spirantisiert (*Jeejend*). Im Mecklenburger Regiolekt zeige sich Spirantisierung dagegen nur vereinzelt im Präfix *je-*, vor allem im Südteil. Spirantisierung vor Konsonant (*jroß*) verwende „nur die ältere Generation" (Schönfeld 1989: 91). Schönfeld (1989: 66) kommt zu dem Ergebnis: „Die städtische Umgangssprache wurde zur regionalen Umgangssprache", indem sich „die städtische Umgangssprache zuerst in die benachbarten Dörfer und die mittleren und kleineren Städte aus[breitete], und zwar anfangs in den an der Großstadt orientierten Bevölkerungsgruppen".

Schönfeld (1980: 113-119) berichtet von drei soziolinguistischen Typen von Dialekt-Regiolekt-Konstellationen. An der Küste werde der niederdeutsche Dialekt häufig verwendet und geschätzt, in den Übergangsgebieten (Altmark, Havelland, Prignitz, Uckermark) von Älteren und in lokalen und informellen Domänen, um Berlin und im Süden sei er aufgegeben oder besitze nur geringes Ansehen. Eine verbreitete Einstellung sei die Ablehnung des Dialektgebrauchs mit den Kindern (Schönfeld 1980: 116). Der Regiolekt („Umgangssprache") hingegen werde weitgehend verwendet und geschätzt, vor allem von Männern, Nichtdialektsprechern oder Jüngeren (Schönfeld 1980: 117), mehr noch der mecklenburgische als der berlinische Regiolekt, am wenigsten der magdeburgische (Schönfeld 1980: 118).

Wenn auch das Niederdeutsche als „Volkssprache" eine besondere Wertschätzung erfuhr, folgte die Schule in der DDR doch überall den gleichen Vorgaben der Erziehung zur deutschen „Literatursprache". Hatte es im Lehrplan für Grund- und Oberschulen 1946 noch geheißen: „Die Mundart ist in die Sprachlehre einzubeziehen", galt dies ab 1952 – ähnlich wie in der Bundesrepublik – nur noch für die historische Sprachbetrachtung: „Die Mundarten werden nur in der Sprachgeschichte berührt". Dialekte und Regiolekte galten in einer Empfehlung von 1955 als Problemquellen: „Der Lehrer stärkt den Willen der Schüler, ihre Muttersprache in Rede und Schrift immer sicherer zu beherrschen und Nachlässigkeiten abzulegen, die aus der Umgangssprache und der Mundart herrühren." In den späten 1970er Jahren erweitert sich – wiederum ähnlich wie in der Bundesrepublik – die Berücksichtigung regionaler Sprache in der Bildungspolitik wieder (Osnowski 1998: 273f., vgl. Brendel 2008: 37-46, Herrmann-Winter 1998).

Berlin-Brandenburg Lauf (1996: 214f.) nennt für den brandenburgischen Regiolekt zuvorderst die *g*-Spirantisierung, deren „Verteilung […] im Prinzip dem [entspricht], was aus der Berliner Stadtsprache bekannt ist. Anders als dort ist die Verwendung des Frikativs für /g/ allerdings in mancher Hinsicht eingeschränkt. So wird /g/ im Silbenanlaut vor Hinterzungenvokal im Material nur von einigen Sprechern regelmäßig durch [j] ersetzt. Bei anderen bleibt der Plosiv in dieser Position erhalten. […] Völlig unbeeinflußt von solchen Bemühungen bleibt [j] statt [g] im Anlaut vor Vorderzungenvokalen, vor allem in der Vorsilbe <ge->" (Lauf 1996: 215). Im WDU (Bd. 2: Karte 115) wird die „Aussprache des anlautenden *g* als [j]" dargestellt („Wie spricht man an ihrem Ort gewöhnlich das Wort *gehabt* und andere Wörter, die mit *g* anfangen?"). Die Spirantisierung ist im Nordosten weit verbreitet im Berliner Umland, vereinzelt bis nach Mittelpommern und Vorpommern (sowie im nördlichen Ostmitteldeutschen). Im vierten Band des WDU wird die anlautende Spirans im Präfix *ge-* in *gefallen* (*Es hat mir nicht _fallen*, Karte 73) und *gekauft* (*Er hat sich eine Wiese _kauft*, Karte 74) abgebildet. Die Karten belegen die Spirantisierung im Nordosten vor

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

allem in Berlin und im Berliner Umland, partiell im Ostmitteldeutschen. Beide Karten zeigen im Nordosten eine ähnliche regionale Verteilung, allerdings ist die Verbreitung insgesamt auf diesen Karten von 2000 geringer als auf der des ersten Bandes von 1978, und der Frikativ in *gekauft* ist auf ein engeres Gebiet um Berlin und das südliche Brandenburg beschränkt als in *gefallen*.

Mecklenburg-Vorpommern

Mecklenburg-Vorpommern ist ursprünglich kein Gebiet, in dem die *g*-Spirantisierung beheimatet ist. Herrmann-Winter (1979: 152 und schon 1974: 158) beschreibt eine Süd-Nord-Staffelung mit geringerer, allerdings wachsender Frequenz des anlautenden Frikativs im Norden des nordostdeutschen Raums (bei Greifswald). Die spirantische Aussprache von anlautendem *g* sei hier mit ca. 75 % erstaunlich hoch. Es herrsche „eine offenbar bei allen Sprechern latent vorhandene Tendenz im Sprachgebrauch des Alltags“ zur spirantischen Aussprache des *g*, wobei sich bezüglich der sozialen Verteilung eine gewisse Präferenz der städtischen Gruppen (außer der „Intelligenz“ und den „Funktionären“) zeige (Herrmann-Winter 1979: 154).

Die Übernahme des standarddeutschen Morphems *ge-* im Partizip II, das im Niederdeutschen präfixlos war, spielt eine herausragende Rolle: *je-* ist ein Hauptträger der anlautenden Spirans. Diese Übernahme schreitet voran. Sie ist aber durchaus keine neue Erscheinung. Rösler (1981: 68) zeichnet das Eindringen des Hochdeutschen im Nordosten der DDR in Schriften verschiedener Textsorten aus den Jahren 1550-1700 (aus dem Archiv Schwerin) nach. Sie findet kaum „rein“ niederdeutsche oder hochdeutsche Texte. Besonders Gerichtsprotokolle zeigen beim Partizip II Alternationen (*kommen/gekommen*, *geben/gegeben*, *kochet/gekochet*, *worden/geworden*, *claget/geclaget*). Ähnliches stellt auch Dahl (1974: 358) für die Sprachschicht „Niederdeutsch mit hochdeutscher (vor allem umgangssprachlicher) Beimischung (Sprachschicht M^u)“ fest, allerdings nur für den attributiven Gebrauch: „Das hochdeutsche Präfix *ge-* des Partizips Prät., sofern dies adjektivisch steht, wird in Sprachschicht M^u übernommen“ (Dahl 1974: 358; ähnlich Gernentz 1974: 225f.). In der Sprachschicht U^m („Hochdeutsch mit niederdeutscher Beimischung (mundartnahe Umgangssprache))“ notiert Dahl (1974: 356) *ge-* auch für den Perfektgebrauch.

Gernentz stellt für die Regiolekte im Norden der damaligen DDR fest, dass „anlautendes *g* zunehmend als *j* realisiert wird: *jekomn* ‘gekommen‘, *Jegent* ‘Gegend‘. Hierbei handelt es sich um eine berlinische Besonderheit, die sich jedoch von seinem Ursprungsgebiet aus deutlich nach Norden ausbreitet“ (Gernentz 1974: 232). Dies deute auf die „Ausbildung von großräumigen Umgangssprachen“ hin (Gernentz 1974: 242f.). Auch Mihm (2000: 2116) führt die *g*-Spirantisierung auf „neueren berlinischen Einfluß“ zurück. Kehrein (2012: 311) führt die Spirantisierung im Präfix *ge-* als „Merkmal des südlichen Mecklenburgisch-Vorpommerschen“ an und vermutet ebenfalls Berliner Einfluss. Dieser Einfluss mache sich gerade in den hochdeutsch basierten Sprachlagen geltend, weniger in den intendiert niederdeutschen. Schönfeld stellt (in Anlehnung an das Sprachschichtenmodell von Dahl) für die „Umgangssprache“ und die „mundartnahe Umgangssprache“ im Unterschied zum niederdeutschen Dialekt Berliner Einfluss fest. Während im Dialekt sehr unterschiedliche Realisierungsformen des *g-* herrschten, erscheine „in der umgangssprache in der regel *jə-* bis in die hochsprachenahe schicht“

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(Schönfeld 1974: 65, vgl. Schönfeld 1989: 89-91, 103f.). Dies gelte aber nur für das südliche Mecklenburg-Vorpommern und besonders das südöstliche Vorpommern, nicht jedoch in den westlichen Gebieten Vorpommerns und in Mecklenburg.

Übergangsgebiete im Nordosten Nach Dost (1981: 121) bildet die Landesgrenze zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg (zwischen Röbel und Wittstock) eine „bedeutende Sprachgrenze" im doppelten Sinne, nämlich zwischen mecklenburgischen und nordmärkischen (ostprignitzischen) Mundarten und zwischen zwei „umgangssprachlichen Haupttypen, der norddeutschen und der berlinischen Umgangssprache". In der brandenburgischen Ostprignitz verlaufen „Tempo und Intensität des Ablösungsprozesses" der Mundart bedeutend schneller: „Die Umgangssprache im Wittstocker Raum ist nicht nur im Spannungsfeld zwischen Mundart und Hochsprache entstanden, sie hat auch Elemente der regionalen Umgangssprache Berlins aufgenommen" (Dost 1981: 122). Eines dieser Elemente sei die Spirantisierung des (intervokalischen) *g*. Im Unterschied dazu erweist sich plosives *g* im angrenzenden Mecklenburgischen als weitgehend stabil. Wiese (1981: 130) zeigt mit Verweis auf das „Brandenburg-Berlinische Wörterbuch" (BBW), dass die Verdrängung der Mundarten durch den berlinisch-brandenburgischen Regiolekt auch historisch bereits im Mittelmärkischen „in einem langwierigen Prozeß" verlaufen sei, und verweist auf „Mischparadigmen", z.B. beim Partizip II *jejehn* (BBW 1985: Sp. 279-284, Karte *gehen*).

Das Vordringen der Spirantisierung im südöstlichen Vorpommern lässt – großräumig betrachtet – zusätzlich zur Nord-Süd-Gliederung eine Ost-West-Gliederung erkennen (vgl. Schönfeld 1990: 99). Auch Scharioth (2015) weist auf eine deutliche Differenz zwischen Mecklenburg-Vorpommern sowie Holstein und Mittelpommern hin, die sich u.a. in der *g*-Spirantisierung und den darauf bezogenen Sprechereinstellungen geltend mache. Der Vergleich der SiN-Daten aus Mecklenburg-Vorpommern und Holstein mit denen aus Mittelpommern (bei 27 Sprecherinnen) zeigt die höchsten Spirantisierungswerte im absoluten Anlaut für Mittelpommern (im Tischgespräch: 19,1 %, im Interview: 14 %), während die Werte für Mecklenburg-Vorpommern und Holstein jeweils unter 1 % liegen (nur im vorpommerschen Gützkow sind sie etwas höher). Im Vorlesetest tritt es nirgendwo auf. Der hochdeutsch basierte Sprachgebrauch sei im mittelpommerschen Osten standarddivergenter, wenngleich das Merkmal von den Gewährsfrauen aus Mittelpommern als salient und normabweichend eingeschätzt und auf Berliner Einfluss zurückgeführt werde. Gegenüber einer „traditionellen Identifikation" mit Westmecklenburg (und Holstein) finde sich in Mittelpommern eine „heterogene Identifikation", d.h. „Wertschätzung, aber unsicherer Umgang mit dem Niederdeutschen" bei gleichzeitiger Irrelevanz des Niederdeutschen für die Kommunikation und die Konstitution der Region. Diese basiere, soweit sie sprachlich konstituiert sei, auf partiell regiolektalen Merkmalen.

Im Mittelpommerschen stößt die Expansion der Berliner „Umgangssprache" auf bereits in die Besiedlungsperiode zurückreichende, übereinstimmende Voraussetzungen. Der „mittelpommersche Keil" – ein Übergangsgebiet zum Brandenburgischen – ist von Süden über den Berliner Raum an der Oder entlang seit dem 12. Jahrhundert durch niederfränkische Siedler erschlossen worden, während der nordwestliche Küstenraum längs der Küste aus dem nie-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

derdeutschen Altsiedelland besiedelt wurde (vgl. Niebaum 1986: 30). Diese historische Siedlungsstruktur wurde durch eine von Berlin ausgehende Zentrum-Peripherie-Expansion verstärkt, wobei der Berliner Einfluss vorrangig über die Städte verlief und durch sie beschleunigt wurde:

> In Mecklenburg entwickelte sich schon seit dem 16. Jh. die der Schriftsprache sehr angenäherte Umgangssprache, neben der seit Beginn des 18. Jh. ein stärker hochdeutsch durchsetztes Niederdeutsch, eine regionale Varietät des Hochdeutschen, das sogenannte Missingsch […] gesprochen wurde, in dem ein von sozialem Prestigedenken gesteuertes Bemühen zum Hochdeutschsprechen bei bestimmten städtischen und dörflichen Bevölkerungsgruppen zum Ausdruck kam. (Protze 1997: 9)

In den südlichen und östlichen Landesteilen gerät dieser Regiolekt zunehmend unter den Einfluss der „sprachlichen Strahlkraft Berlins" (ebd.). Dies gilt allerdings nicht für alle Städte des (ehemals) niederdeutschen Nordostens gleichermaßen, sondern gestaffelt in Abhängigkeit von der Orientierung an externen Sprachvorbildern (vgl. Elmentaler 2010: 404). Rostock hat sich spät an Berlin zu orientieren begonnen, ostbrandenburgische Städte wie Frankfurt/Oder und Fürstenwalde sind 100 Jahre früher als Berlin zur neuhochdeutschen Schriftsprache übergegangen (vgl. Schmidt 1986: 127).

Der südliche Niederrhein und angrenzende Regionen Der ans Ripuarische angrenzende südliche Niederrhein bildet einen zweiten regionalen Schwerpunkt der *g*-Spirantisierung. Möller (2013: 91) bezeichnet *j* statt *g* im Anlaut als ein Kennzeichen des Ripuarischen, das sich nach Norden und Süden verbreitet habe (vgl. DiWA Karte 187: *Gänse*). Macha sieht darin ein gemeinsames Merkmal des Ripuarischen und der niederdeutschen Dialekte: „Wie in anderen Fällen geht das Ripuarische im Unterschied zum Moselfränkischen einig mit niederdeutschen Mundarten: Reibelaute erscheinen im Anlaut sowie in In- und Auslaut" (Macha 1991: 158). Für das Ripuarische liegen sehr differenzierte Ergebnisse zur Spirantisierung des anlautenden *g* vor. Macha (1991: 161) verzeichnet in der Interview-Varietät „rheinischer Handwerker" im Anlaut vor Vokal 39,7 % Spirantisierungen (die vor Sonorant gar nicht auftreten). Dies entspricht im Wesentlichen Mattheiers (1981: 16-42) Ergebnissen für den intendierten Standardgebrauch in Erftstadt-Erp (mit 76,5 % Spirantisierungen vor Vokal, allerdings mit 46,8 % vor Konsonant). Beide stellen im Anlaut die niedrigsten Spirantisierungswerte im Vergleich mit In- und Auslaut fest: „Die Position im Anlaut begünstigt die standardnormgerechte Artikulation [g]" (Macha 1991: 163). Henseler (2006: 17) sieht die initiale Spirantisierung als charakteristisch für den weiteren Kölner Raum, und zwar nicht nur für standardfernste Lagen, sondern auch für eine zwischen Standard und Dialekt liegende „Umgangssprache". In Siegburg wird die Spirans im Gespräch vor Vokal (mit 79 %) etwas mehr als vor Sonorkonsonant verwendet, im Interview sind die Unterschiede gravierender. Im Gespräch werde *j* in der Vorsilbe *ge-* nahezu ausschließlich benutzt (vgl. Henseler 2006: 29-36).

Lausberg (1993: 122) erkennt im Frikativ für anlautendes *g* ein „typisch ripuarisches Dialektmerkmal". In Erp ist die Spirantisierung mit 99,6 % vor Vokal und 91,5 % vor Sonorkonsonant im Gespräch hochfrequent, sinkt allerdings im Interview auf 65,5 % bzw. 45,7 %. Der Spiransanteil liege im Mittel mit 63,3 % im Anlaut niedriger als im Inlaut (79,8 %) und im Auslaut (87,3 %).

Kreymann (1994: 103) betrachtet die *g*-Spirantisierung als ein großräumiges „rheinisches" Merkmal, das nicht

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auf die engere ripuarische Region begrenzt sei. Während die anlautende Spirantisierung in Erp im freien Gespräch einen Anteil von ca. 90 % erreiche (sogar 41,5 % vor Sonorkonsonant), sinke die Frequenz im Interview auf ca. ein Drittel, davon vor Vokal auf knapp 40 %, vor *r* und *l* auf 0 % (vgl. Kreymann 1994: 106).

Jünger-Geier (1989: 104) stellt für das Ripuarische in Kelzenberg die anlautende Spirantisierung vor Vokalen und Liquiden in hoher Frequenz fest. Männer realisieren die Spirans (mit 97,5 %) häufiger als Frauen (mit 53 %), insbesondere im Gespräch mit den Kindern sind die Unterschiede erheblich (Männer: 94,4 % – Frauen: 24,1 %). Ältere verwenden den Frikativ häufiger als Jüngere, vor allem mit dem Partner (Ältere: 88,5 % – Jüngere: 41 %). Mit den eigenen Kindern wird die Spirantisierung von Jüngeren gänzlich vermieden (Ältere: 38,2 % – Jüngere: 0 %).

Möller (2013: 91-95, 149-159) betont für die „rheinische Alltagssprache" die hohe Gebräuchlichkeit der spirantischen Varianten sowie zugleich deren positionsbedingte Differenzierung: Die Werte im An- und Inlaut liegen deutlich niedriger als im Auslaut. Vor (betontem) Vokal betrage der Frikativanteil im Mittel 50,3 %, während die Position vor Liquid einen sehr niedrigen Anteil des Frikativs (17 %) bewirke. Auffällig sei nach Möller (2013: 153) die „Sonderrolle" des Präfixes *ge-* (mit 61,4 %). Cornelissen (2002: 307) beobachtet im Altersgruppenvergleich eine „progressive Entdialektalisierung des Regiolektes", die in der abnehmenden Spirantisierung „*jejlaubt – jeglaubt – geglaubt*" bestehe.

Auch Schröder (2013: 51) kommt zu einem ähnlichen Ergebnis anhand der Daten von 12 Sprechern zweier Altersgruppen (älteren und mittleren Alters) des REDE-Korpus im Ripuarischen und Thüringischen: „Die *g*-Spirantisierung scheint im Ripuarischen ihren Status als dialektales Merkmal weitgehend verloren zu haben" (Schröder 2013: 51). Es wird allerdings bei den älteren „bivarietären" Sprechern, die noch im Dialekt aufgewachsen sind, anders verwendet als bei den „monovaritären" Sprechern der mittleren Altersgruppe (vgl. Schmidt/Herrgen 2011: 48f.). Während Bivarietäre es im informellen Freundesgespräch und im semiformellen Interview mit ähnlicher Frequenz gebrauchten (38 % und 27 % im Anlaut), nutzten die „Monovarietären" das Merkmal, um „sich innerhalb dieser einen Varietät nach oben bzw. unten im Sprechlagenspektrum zu bewegen, indem siebestimmte Varianten situationsspezifisch einsetzen bzw. sie vermeiden. Die *g*-Spirantisierung gehört offenbar diesen Merkmalen an" (Schröder 2013: 49).

Initiales [j] für [g] ist am stabilsten in dem Präfix *je-*, was in verschiedenen Regionen festgestellt wird (vgl. Dahl 1974: 358, Gernentz 1974: 225f., Henseler 2006: 36, Herrmann-Winter 1974: 158, Kehrein 2012: 311, Lauf 1996: 215, Lausberg 1993: 116, Schönfeld 1989: 124f.; WDU 1978: Karte 115, 2000: Karten 73-74; vgl. auch Lenz 2003: 149 für Wittlich/Eifel, und Salewski 1998: 121f. für Duisburg und Dortmund).

Im Vergleich der WDU-Karten 1978 und 2000 (Bd. 2: Karte 115, Bd. 4: Karten 73-74) zeigt sich ein starker Rückgang der Spirantisierung. Das Kartenbild zeigt 2000 erheblich weniger Einträge, und diese auch nur für *gefallen*; für *gekauft* findet sich nur noch ein Eintrag am Niederrhein (Grevenbroich) und zwei im Westmitteldeutschen (Prüm: *jekooft*, Cochem: *jekaaft*/*ikaaft*).

Während Lausberg (1993: 120f.) das Vorkommen der anlautenden Spirantisierung (*jeheiratet, chebaut*) auch für das Ruhrgebiet annimmt (nach Scholten 1988: 60), tritt diese nach Salewski (1998: 51-55) in den Regio-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

lekten des Ruhrgebiets (Duisburg, Dortmund) (mit 3-7 %) nur noch selten auf. Becker (2003: 71) stimmt mit diesem Befund überein. Viëtor (1888: 105) sah in Mülheim/Ruhr noch den stimmhaften „gutturalen Reibelaut“ als verbreitet an. Karte 115 im zweiten Band des WDU verzeichnet das Voranschreiten des Plosivs statt des Frikativs auch in den Ruhrgebiets-Regiolekten. Für Duisburg findet sich *gehabt* (bei den Jüngeren) und *jehabt* (bei den Älteren), in Düsseldorf und in Wuppertal zeigt sich eine generelle Dominanz von *gehabt* vor *jehabt*.

Die *g*-Spirantisierung ist von der innersprachlichen Distribution abhängig, der Regiolekt stimmt diesbezüglich mit dem ripuarischen Dialekt überein. Schirmunski (1962: 306) hielt zwar die anlautende *g*-Spirantisierung im Ripuarischen für unabhängig vom Folgekontext, nahezu alle neueren Studien kommen aber zu dem Ergebnis, dass eine „Liquidumgebung“ (Mattheier 1980: 128) die Spirantisierung vermindert (mit deutlicher Variabilität zwischen „Alltagssprache“ und „öffentlicher Varietät“). Davon sind auch die dem ripuarischen Einfluss unterliegenden Nachbarregionen betroffen.

Zur geringen Spirantisierungsfrequenz bei *g* vor Liquid verweist Hinskens (1992: 150) darauf, dass das Cluster *j* + Liquid im Anfangsrand einer Silbe gegen die Sonoritätshierarchie verstoße und damit hochgradig markiert sei. Dies gilt allerdings nur, wenn man [j] als Gleitlaut interpretiert, nicht als Frikativ (vgl. Butt/Eisenberg 1990). Nach Sievers (1881) – und später nach der Markiertheits- bzw. Optimalitätstheorie (Vennemann 1982, 1988; vgl. Meinschäfer 1998: 45) – verlangt die Sonoritätshierarchie eine von den Silbenrändern zum Silbenkern ansteigende Sonorität. Gleitlaute besitzen aber eine höhere Sonorität als Liquide; daher stelle die Folge *j-* vor *l, r* eine Verletzung der Sonoritätshierarchie dar und sei als markierte Form dem Abbau ausgesetzt. Macha (1991: 165) argumentiert mit der Salienz der Anlautposition und der Wahrnehmung als „typisches Mundartmerkmal“. Es werde in Spottversen thematisiert („*Jut jebratene Jans*“) und sei Gegenstand von schulischen Korrekturbemühungen gewesen (Viëtor 1894: 169 beschreibt, dass „das dialektische anlautende *j* […] für *g* in der Schule und sonst beständig korrigiert wird“).

Zur Expansion ripuarischer Merkmale argumentiert Elmentaler (2010:395), dass die „Umgangssprachenentstehung durch interregionalen Sprachkontakt“ bedingt sei, d.h. nicht durch Interferenz, sondern durch „Bevorzugung dieser Varianten seitens der Sprecher“ (Elmentaler 2010: 403). Am Niederrhein seien „die beiden Regiolekte nach dem Kriterium ihrer Standardnähe bzw. -ferne ganz anders einzuordnen [...] als die alten Basisdialekte. Auf basisdialektaler Ebene ist das Südniederrheinische in vielerlei Hinsicht dem Hochdeutschen näher als das Nordniederrheinische […]. Genau umgekehrt ist das Verhältnis jedoch bei den Regiolekten“ (Elmentaler 2010: 401). Warum Formen wie *janz* oder *Rejen* nur am südlichen Niederrhein erhalten blieben, während die Dialektsprecher am nördlichen Niederrhein hier die Standardlautung verwenden, ließe sich durch „unterschiedliche Sprachvorbilder“ erklären, indem „Vertreter des gehobenen Bürgertums von Städten […] auffällige Merkmale aus der als vornehm erachteten Kölner Stadtsprache in ihre eigene Sprechweise übernahmen“ (Elmentaler 2010: 404). Demgegenüber habe am Nordniederrhein eine Orientierung an externen Sprachvorbildern erst mit der Durchsetzung der frühen neuhochdeutschen Schreibsprache eingesetzt, die dort später überdies von der norddeutsch-preußischen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Sprachnorm geprägt wurde. Der südniederrheinische Regiolekt sei so als „ripuarische Entlehnungssprache“ anzusehen (Elmentaler 2010: 404).

Variablendefinition Die Analyse erfasst sämtliche Vorkommen von *g* im absoluten Anlaut (Wortanlaut) und im Morphemanlaut, in denen eine Spirantisierung erwartbar ist, d.h. *g* vor Vokalen (inkl. Schwa) und vor den Konsonanten *l, n, r*. Hinsichtlich des Folgekontextes wurden die verschiedenen Kurz- und Langvokale sowie Diphthonge und die Folgekonsonanten *l, n, r* gesondert erfasst. *ge-* im Partizip II wurde vom Wortbildungsmorphem *ge-* unterschieden. Als besonders häufige Lexeme wurden im Wortanlaut *gut, ganz, gar, genau,* im Morphemanlaut *ungut* gesondert betrachtet. Daneben wurden Orts- und Personennamen erfasst. Für den Morphemanlaut wurden alle Belege nach den Präfixen *ab-, an-, auf-, aus-, be-, bei-, da-, dar-, durch-, ein-, empor-, ent-, er-, fort-, ge-, her-, hin-, hinter-, los-, miss-, mit-, nach-, nieder-, über-, um-, un, unter-, ver-, vor-, weg-, weiter-, wieder-, zer-, zu-* berücksichtigt.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *gab, gebeten, geboten, gehen, gehüllt, gelten, genehmigt, Gesetz, Gesundheitsämtern, gewährt, gibt, gilt, ging, gleichzeitig, grausamen, Gründe, Grüne, gute; angekündigt, angemeldet, angerufen, angestrebt, aufgenommen, aufgeregt, dagegen, eingerichtete, Vorgehen, Zugriff* (2x)

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *gefragt, gibt, gut, ganz, gar, genau; aufgewachsen, ungefähr, hingekriegt, vergessen, Großvater, Gegend, Glas, Geschwistern, Vergangenheit, Ergebnisse, Vergleich*

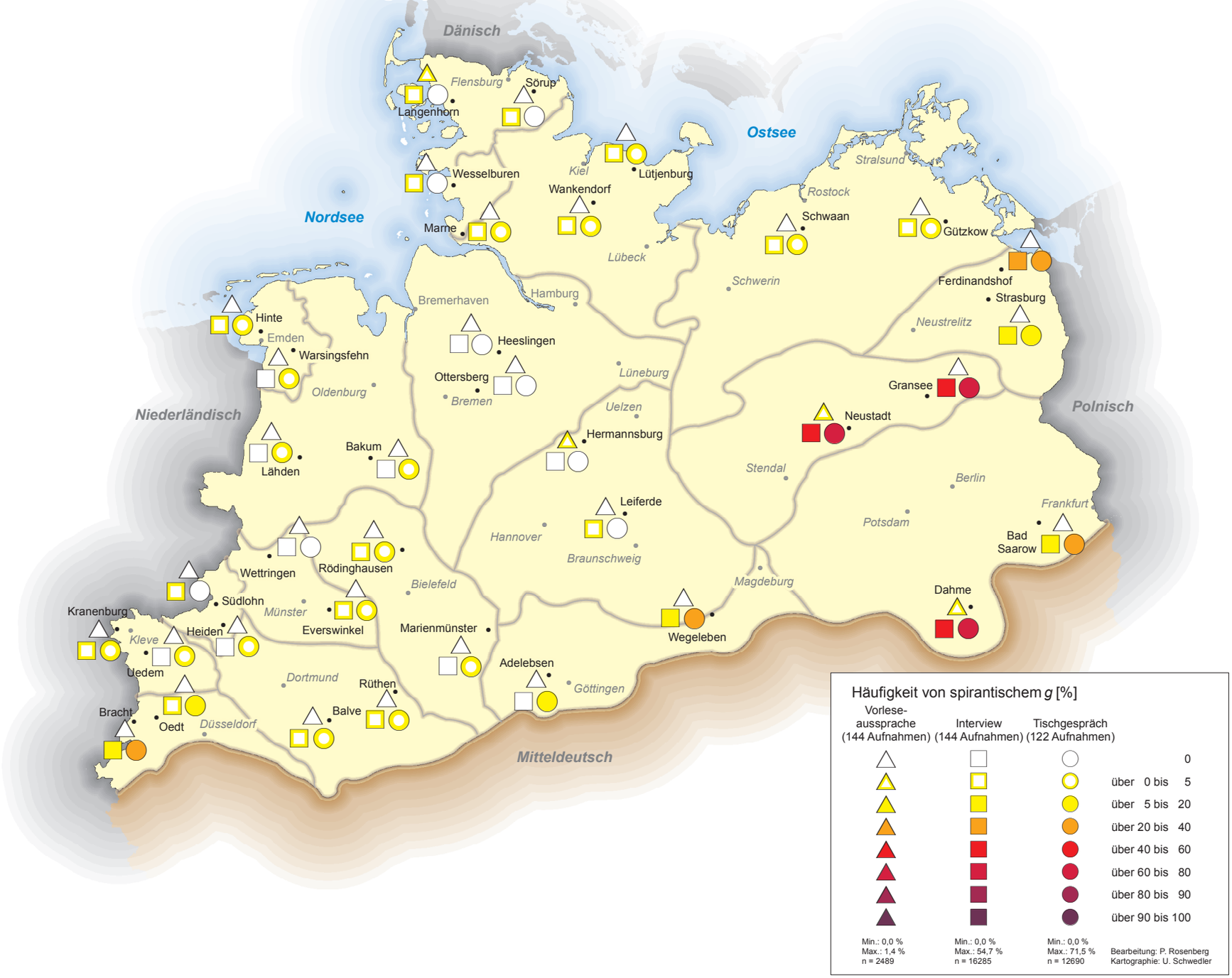
Areale Verbreitung Die Spirantisierung von *g* im Wort- und Morphemanlaut – mit 31.464 Belegen für den Wortanlaut und 5.896 für den Morphemanlaut eine hochfrequente Variable – ist vor allem in Brandenburg sowie mit geringerem Anteil auch in Mittelpommern, am südlichen Niederrhein sowie in Südostfalen verbreitet. Im Nordhannoverschen und Münsterländischen (Wettringen) kommt sie nicht vor, in allen anderen Regionen marginal (< 2 %). Die Spirantisierung erreicht in Nordbrandenburg und im südbrandenburgischen Dahme im Interview einen Anteil von jeweils über 50 % im Wort- und Morphemanlaut. In Mittelpommern (Ferdinandshof) beträgt der Anteil im Wortanlaut ca. 20 %, in Südostfalen (Wegeleben) ca. 10 %, am Südniederrhein (Bracht) ca. 5 %. Im Tischgespräch steigen die Spirantisierungswerte im Wortanlaut in Nordbrandenburg und in Dahme (Südbrandenburg) auf ca. zwei Drittel, in Bad Saarow (Südbrandenburg, Wegeleben (Südostfalen), Bracht (Südniederrhein) auf ca. ein Drittel, in Ferdinandshof (Mittelpommern) auf ein Viertel aller Belege. Im Morphemanlaut tritt die Spirantisierung noch häufiger auf. In Dahme (Südbrandenburg) beträgt ihr Anteil schon im Interview ca. zwei Drittel, in Bad Saarow (Südbrandenburg), Wegeleben (Südostfalen) fast 20 %, um in den Tischgesprächen in Dahme (Südbrandenburg) fast 90 % zu erreichen, in Nordbrandenburg ca. drei Viertel, in Ferdinandshof (Mittelpommern) fast 60 %, in Bad Saarow (Südbrandenburg), Strasburg (Mittelpommern), Wegeleben (Südostfalen), Bracht (Südniederrhein) gut 40 %. Gewisse Anteile (mit 10-12 %) hat sie auch in den anderen Orten am südlichen Niederrhein (Oedt) und in Südostfalen (Adelebsen).

Die spirantische Aussprache des anlautenden *g* ist also in den Regionen mit Spirantisierung schon im Interview vorhanden und insbesondere im Tischgespräch im Brandenburgischen und einem Teil des Mittelpommerschen die Hauptvariante, in Südostfalen und am südlichen Niederrhein partiell hochfrequent. In der Vorleseaussprache tritt sie im Grunde nicht auf. In den anderen Regionen ist die Spirantisierung praktisch abwesend.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Realisierung von *g* im Wortanlaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Situative Verteilung In allen Regionen mit Spirantisierung differiert der situative Gebrauch des Frikativs erheblich. In der Vorleseaussprache tritt er nicht oder nur marginal auf, wird also offenbar in der gelesenen Schriftsprache vermieden. In den Tischgesprächen ist im Wortanlaut eine areale Dreiteilung feststellbar. In Nordbrandenburg und im südbrandenburgischen Dahme erreicht die Spirans hohe Werte (Gransee: 64 %, Neustadt: 71 %, Dahme: 72 %), mittlere Werte (> 30 %) in Wegeleben (Südostfalen), Bracht (Südniederrhein), Bad Saarow (Südbrandenburg), Ferdinandshof (Mittelpommern), geringe Werte (> 5 %) in den übrigen Orten Mittelpommerns, des südlichen Niederrheins und Südostfalens. Im Interview beträgt ihr Anteil nur in Nordbrandenburg und in Dahme (Südbrandenburg) über 50 % (in Mittelpommern 20 %). Die Variationsspanne zwischen Vorleseaussprache und mehr oder weniger informellem Gesprächsstil (Interview und Tischgespräch) ist also in der Zone höchster Spirantisierung in Nordbrandenburg und in Dahme (Südbrandenburg) besonders weit. In den anderen Spirantisierungsgebieten ist diese Spanne stärker ausgeprägt zwischen Vorleseaussprache und Interview auf der einen Seite und Tischgespräch auf der anderen, die Spirantisierung ist also beschränkt auf den nicht-öffentlichen Sprachgebrauch. Im Morphemanlaut ist die Spirantisierung im Tischgespräch sogar die Hauptvariante in vier Orten Brandenburgs und Mittelpommerns, in einem Ort nahezu obligatorisch.

Individuelle Variation Relevanz besitzt die individuelle Variabilität des Merkmals nur für die Orte mit Spirantisierung in Nordbrandenburg, Südbrandenburg, Mittelpommern, in Südostfalen und am südlichen Niederrhein (Abb. K5.1).

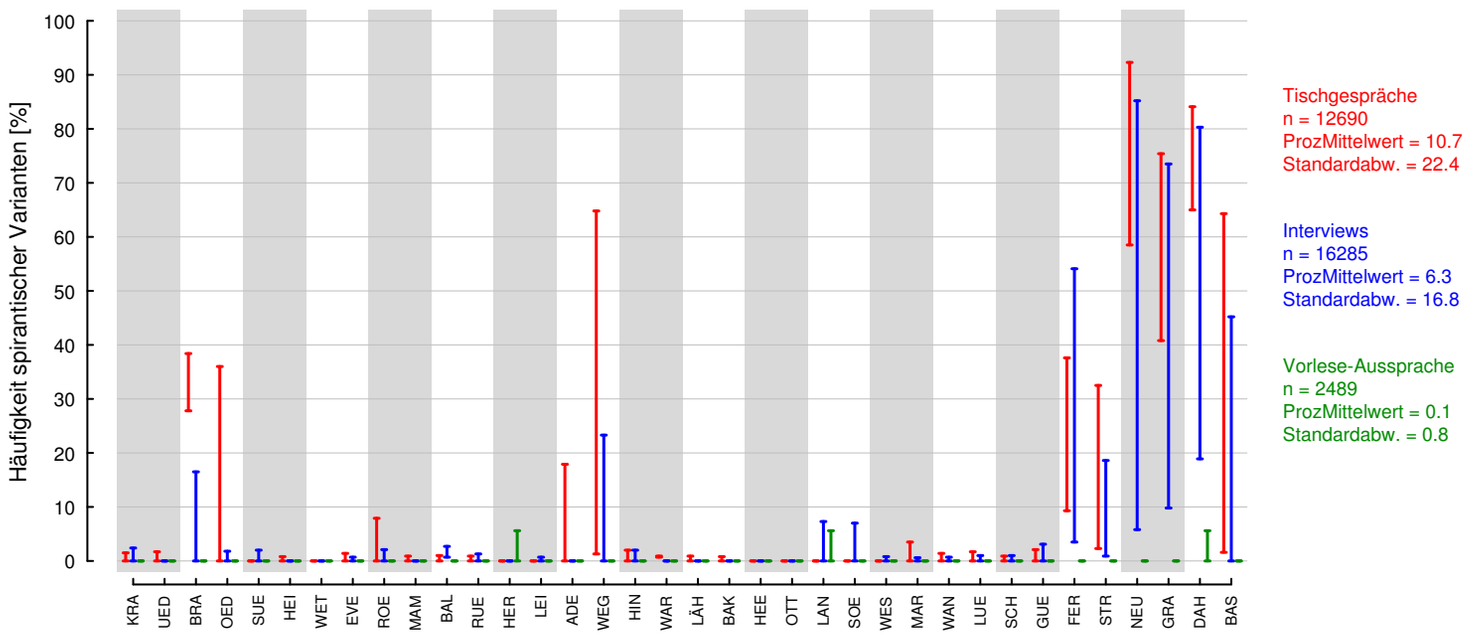
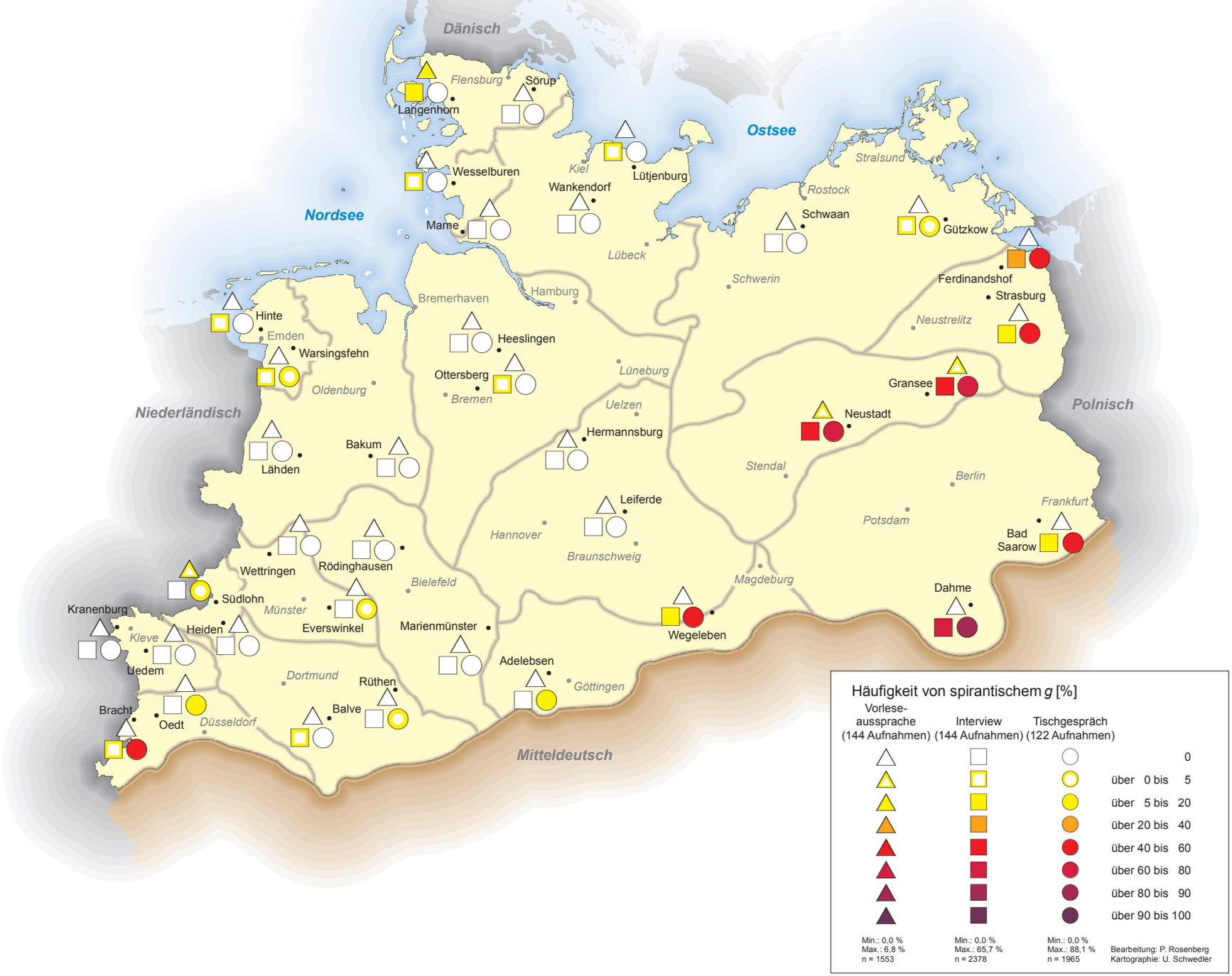


Abb. K5.1. Individuelle Spannweiten beim Gebrauch von spirantischen Varianten für *g*- im Wortanlaut

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von *g* im Morphemanlaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Karte K5.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Auffallend ist, dass die individuelle Variation im Interview sehr viel ausgeprägter ist als im Tischgespräch: Im zentralen Spirantisierungsgebiet der drei brandenburgischen Orte Gransee, Neustadt, Dahme (und auch – auf niedrigerem Niveau – in Mittelpommern, Bracht und Adelebsen) beträgt die Spannweite individueller Abweichung im Tischgespräch am jeweiligen Ort nicht mehr als 20 bis 35 Prozentpunkte. Im Interview dagegen erreicht die Spanne 50-80 % (und in Bad Saarow und Wegeleben auch im Tischgespräch). Hier stellt das Merkmal offenbar einen sozialstilistischen Indikator dar, der stark divergierender individueller Akkommodation unterliegt.

Für den Morphemanlaut trifft dies in ähnlicher Weise zu. Hier gehen die Werte noch stärker auseinander, was möglicherweise auf eine bei manchen Regiolektsprechern geringere Steuerbarkeit gegenüber dem absoluten Anlaut hindeutet.

Die Gewährspersonen legen allerdings im Wortanlaut ein sehr unterschiedliches Maß situativer Variation an den Tag. Dieses scheint wiederum partiell areal strukturiert zu sein. Von den Gewährspersonen aus Spirantisierungsregionen zeigen diejenigen aus Nordbrandenburg die

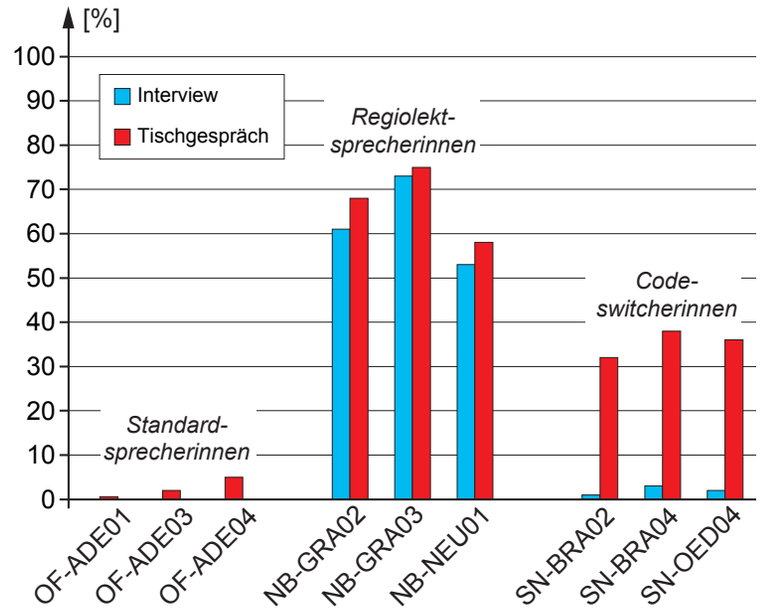


Abb. K5.2. Typen der Variation der *g*-Spirantisierung in Interview und Tischgespräch (Spirantisierungsanteile im Wortanlaut in %)

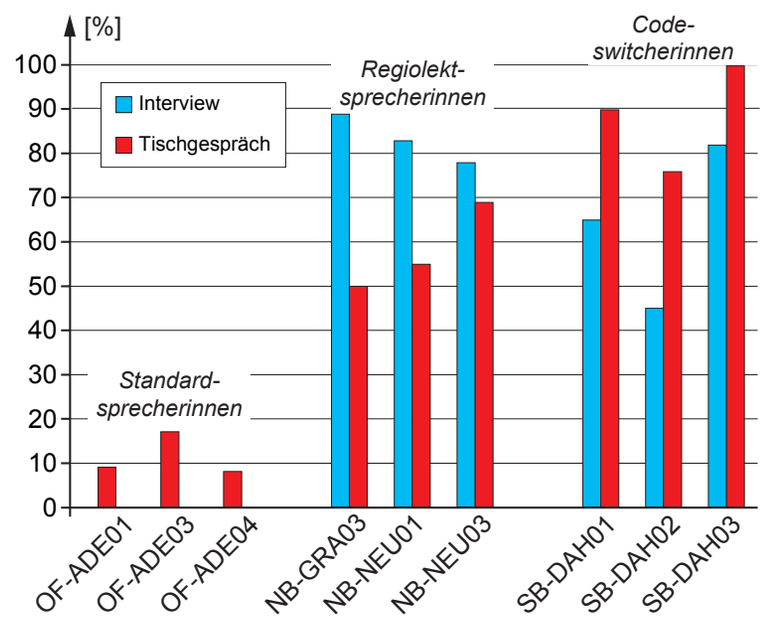


Abb. K5.3. Typen der Variation der *g*-Spirantisierung in Interview und Tischgespräch (Spirantisierungsanteile im Morphemanlaut in %)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

geringste Variation in ihren Spirantisierungsanteilen im Tischgespräch gegenüber dem Interview. Vier von acht Sprecherinnen weisen ungefähr gleich hohe Anteile in Tischgespräch wie Interview auf. Sie entsprechen dem Typ Regiolektsprecherin (Abb. K5.2). Umgekehrt zeigen drei von acht Gewährspersonen am südlichen Niederrhein extreme Anteilssteigerungen im Tischgespräch (auf das 15- bis 34fache des Spirantisierungsanteils des Interviews). Sie gehören dem Typus der Codeswitcherinnen an. Drei von vier Sprecherinnen aus Adelebsen (Südostfalen) spirantisieren gar nicht im Interview, wohl aber im Tischgespräch, sie entsprechen angesichts des auch im Tischgespräch geringen Spirantisierungsanteils (Ortsdurchschnitt 5,4 %) demTypus der Standardsprecherinnen.

Die Komplexität der Spirantisierungserscheinung zeigt sich, wenn die individuelle situative Variation für den Morphemanlaut betrachtet wird (Abb. K5.3). In Südostfalen wird nur im Tischgespräch – mit recht geringer Frequenz (8-17 %) – spirantisiert. In Dahme ist der Anteil an Spirantisierungen im Tischgespräch kaum höher als im Interview (bei Anteilen von 76 bis 100 %). In Nordbrandenburg liegt der Anteil im Interview sogar höher als im Tischgespräch. Hier scheint die Repräsentation regionaler Zugehörigkeit gegenüber Fremden die Verwendung regiolektaler Merkmale zu fördern.

Dialektkompetenz spielt – wie dies für die Verwendung regiolektaler Merkmale plausibel erscheint – keine Rolle. Sprecherinnen ohne Niederdeutschkompetenz führen die Spirantisierung mit deutlichem Vorsprung an (12 % im Interview und 17 % im Tischgespräch gegenüber 3 bzw. 2 % im Interview und 8 bzw. 1 % im Tischgespräch bei den Kompetenteren).

Morphematische Variation Die höheren Spirantisierungswerte beim Präfix *ge-* lassen die Frage aufkommen, ob es sich dabei um eine standarddeutsche morphologische Entlehnung in den Regiolekten (und sogar in den niederdeutschen Basisdialekten) handelt, da das Niederdeutsche das Partizip II zumeist ohne Präfix bildet. Tatsächlich deuten nahezu alle Studien dies an. Der Vergleich des *ge-* im Partizip II und in anderen Konstruktionen gibt hier Aufschluss. Die Spirantisierung im Präfix des Partizip II *je-* ist von höherer Frequenz als die in anderen Wortbildungsmustern (*Geschwister, genau*). Im Interview machen die spirantischen Realisierungen im Partizip II einen Anteil unter allen Sprecherinnen von 12,5 % aus. Das ist gut doppelt so viel wie vor sonstigem Schwa mit 5,6 %. Im Tischgespräch liegen die Werte erwartbar höher. Hier haben *ge*-Spirantisierungen im Partizip II einen Anteil von 19 %, in anderen Wortbildungsmustern von 12 %. Die 6.241 Belege für *ge-* im Partizip II stellen das Gros der Gesamtzahl der 16.285 Belege zur wortanlautenden *g*-Spirantisierung im Interview, das sind 38 %. Der Anteil an den spirantischen Realisierungen beträgt sogar mit 781 standarddivergenten Belegen an 1064 Belegen 73 %.

Regionale Unterschiede sind auch hier bedeutsam. In manchen Regionen ist *ge-* nahezu das einzige Vorkommen der Spirantisierung im Wortanlaut. Im Interview wie im Tischgespräch gilt dies für Mittelpommern und Südostfalen. Im Mecklenburg-Vorpommerschen, am nördlichen Niederrhein und im Schleswigschen tritt sie fast nicht auf, weder im Interview noch im Tischgespräch. In Brandenburg dagegen ist *je-* im Partizip II (mit 81 % im Interview und 92 % im Tischgespräch in Nordbrandenburg und 61 % bzw. 74 % in Südbrandenburg) die klare Hauptvariante, aber auch in anderen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wortbildungsmustern hochfrequent (mit 47 % im Interview und 77 % im Tischgespräch in Nordbrandenburg und 32 bzw. 68 % in Südbrandenburg).

Im Morphemanlaut sind die Spirantisierungsanteile von *ge-* ähnlich. Im Interview betragen sie 12 % beim Partizip II, vor sonstigem Schwa 10 %, im Tischgespräch 18 % im Partizip II, vor sonstigem Schwa (bei niedrigerer Frequenz) sogar 31 %. Regional erreichen die Werte in Nordbrandenburg für das Partizip-II-Präfix 75 % im Interview und 90 % im Tischgespräch, in Südbrandenburg finden sich ähnliche Werte (in Dahme mit 96 % im Tischgespräch).

Die Regionalkarten K5.3 und K5.4 für *ge-* im Partizip II im Wort- und Morphemanlaut lassen die Schwerpunktregionen im Nordosten und Südwesten deutlich hervortreten. In Brandenburg ist die anlautende Spirantisierung in diesem Kontext im Gespräch von höchster Frequenz und weist insbesondere im Tischgespräch nahezu obligatorischen Charakter auf; am südlichen Niederrhein und in Südostfalen sind örtlich hohe Spirantisierungswerte belegt. Die *ge-*Spirantisierung im Partizip II hat also als morphologische Entlehnung aus dem Standarddeutschen eine weite Verbreitung, sie findet darüber hinaus im folgenden unbetonten Zentralvokal (Schwa) sowie im Akzentsilbenanschluss einen phonetisch und prosodisch günstigen Kontext.

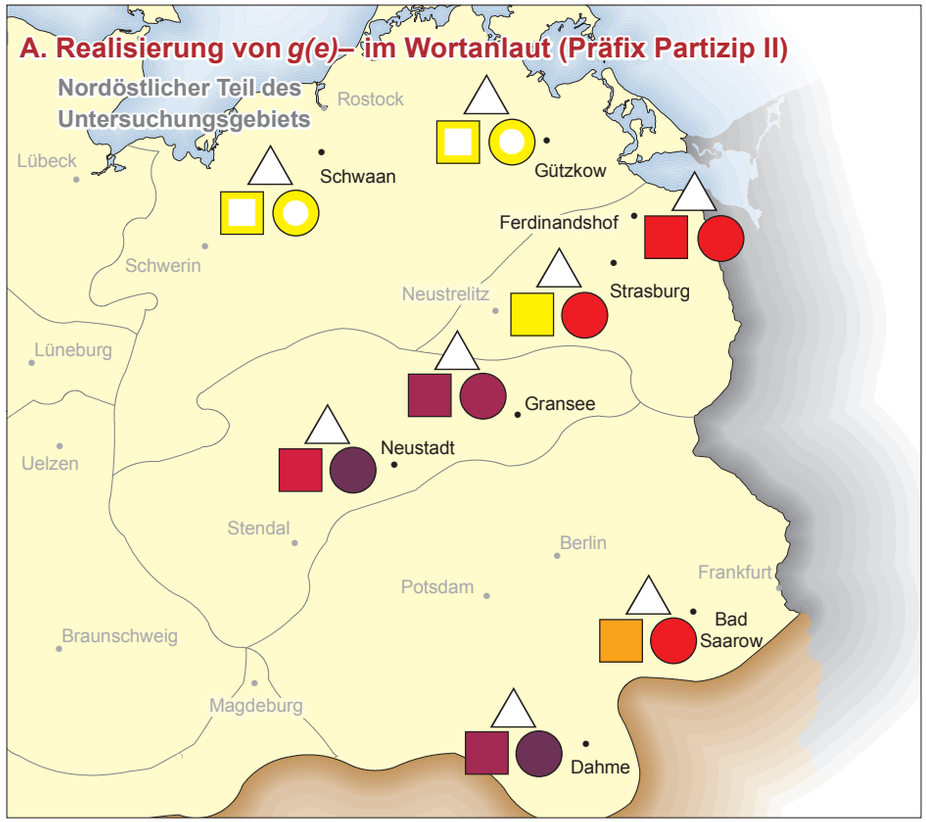
Phonetische Variation Die palatale Spirans wird durch den palatalen Folgekontext begünstigt. Im Wortanlaut zeigt sich dies vor allem für den folgenden Schwa (Abb. K5.4). Die Spirantisierung erreicht hier im Tischgespräch einen Anteil von 19,4 % vor Schwa im Präfix des Part. II sowie von 11,8 % vor sonstigem Schwa (im Interview von 12,5 % bzw. 5,6 %). Der übrige Folgekontext macht sich nur in geringen Schwankungen der Spirantisierung geltend. Die vordere Reihe [iː, ɪ, eː, e, ɛː, ɛ] sowie [a] begünstigen die Spirantisierung, besitzen Relevanz allerdings nur im Tischgespräch (im Interview auch [aː]) mit Werten zwischen 6 und 12 %.

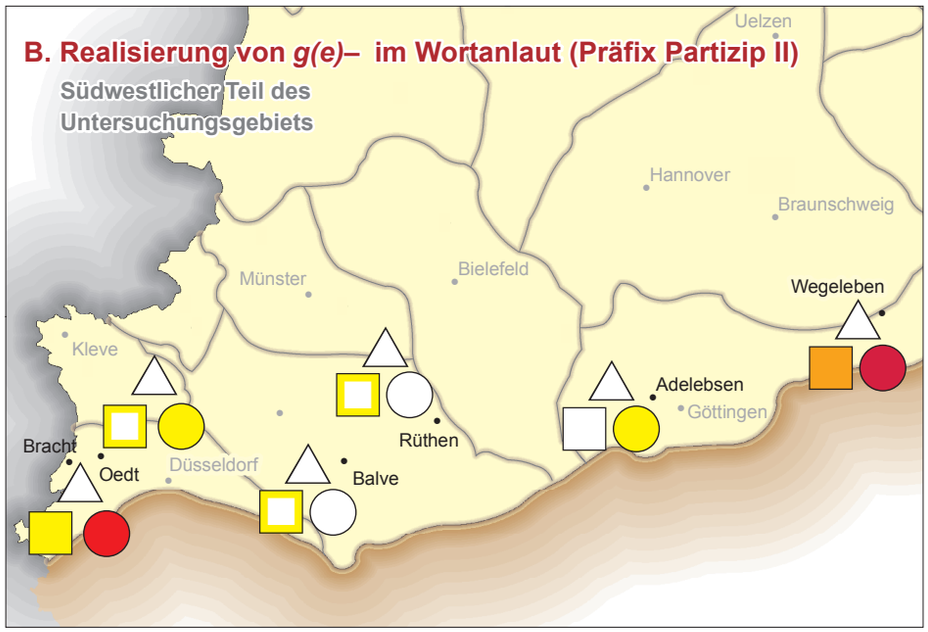
Der Morphemanlaut zeigt eine ähnliche Verteilung. Hier macht die Spirantisierung vor Schwa im Präfix des Part. II 17,8 % und vor sonstigem Schwa gar 31 % aus. Auch hier begünstigen vordere Vokale ([ɪ], [eː]) und [a] bzw. [aː] die Spirantisierung mit Werten zwischen 8 und 11 %. Vor *i* und *a* (im Tischgespräch) liegen die Spirantisierungsfrequenzen im Wortanlaut beim Kurzvokal (mit 12,4 % bzw. 6,5 %) höher als beim Langvokal (mit 9,5 % bzw. 1,7 %). Vokale der hinteren Reihe lösen nur marginale Spirantisierung aus (ähnlich Lauf 1996: 215 für Brandenburg; Möller 2013: 94 sieht jedoch für das Ripuarische keinen bedeutenden Unterschied zwischen Vorder- und Hinterzungenvokalen im Folgekontext).

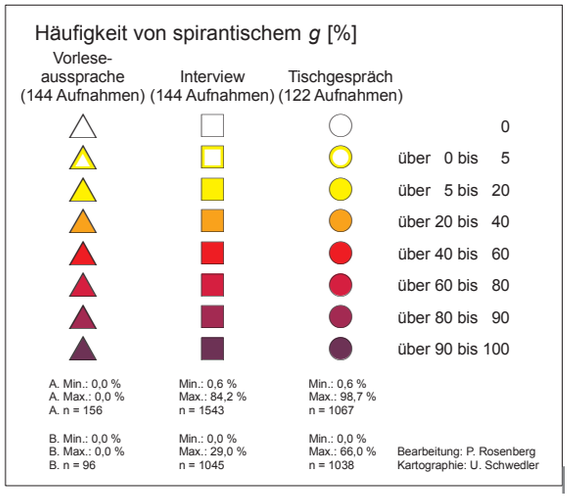
Folgekonsonanten sind in der Regel mit standarddeutschem *g*-Anlaut verbunden. Die wenigen Spirantisierungen (16 im Wortanlaut: je 0,4 % der Belege in Tischgesprächen und Interviews), die vor Konsonanten verzeichnet werden, betreffen ganz überwiegend *g-* vor *l*: *jleich* und *jlaube* (nur je ein einziger Beleg *jroß* und *Jroßeltern*). Schönfeld (1989: 124f.) sieht die Verwendung der Spirans vor Konsonant im Nordosten nur bei der älteren Generation, Jüngere bewerteten sie negativ. In den obigen Ergebnissen findet sich kein Nachweis dafür, wenn auch drei der vier Gewährspersonen, die überhaupt eine Spirantisierung mit Folgekonsonanten zeigen, zur Gruppe der heute über 60-Jährigen zählen.

Lexembindung Lexembindung spielt bei der *g*-Spirantisierung im Anlaut eine gewisse Rolle (Abb. K5.5).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND







Karte K5.3 A und B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Werte in den hochfrequenten Lexemen *gut* (n=898), *ganz* (n=1407), *gar* (n=954), *genau* (n=910) liegen zwar etwa im Gesamtdurchschnitt aller Lautkontexte (Tischgespräche: Spirantisierungsdurchschnitt aller Folgekontexte 11 %; hochfrequente Lexeme: 9,7 %). Bezogen auf andere Wörter mit gleichen lautlichen Kontexten erreichen die hochfrequenten Lexeme jedoch partiell höhere Spirantisierungswerte: *gut* weist mit 8,5 % die einzigen Spirantisierungen unter allen Wörtern mit Folgekontext [uː] auf (alle anderen Wörter mit gleichem Folgekontext: 0 %). *ganz* (8,7 %) und *gar* (11,4 %) zeigen etwas höhere Spirantisierungswerte als andere Wörter mit Folgekontext [a] (6,5 %) bzw. [aː] (1,7 %). *genau* entspricht mit 10,3 % Spirantisierungen etwa dem Anteil anderer Wörter mit Folgekontext Schwa (ohne Partizip II) mit 11,8 %.

Salienz, Situativität und Normativität Die Spirantisierung von *g* wurde im Salienztest anhand der Sätze Nr. 10 „Weißt du, wer die Tür *aufemacht* hat?“ für Mittelpommern und Nr. 19 „Meine Nachbarn sind *janz* nett“ für Nord- und Südbrandenburg und Mittelpommern, Nr. 32 „Gestern sind wir den ganzen Weg zu Fuß nach Hause *jelaufen*“ für Süd-

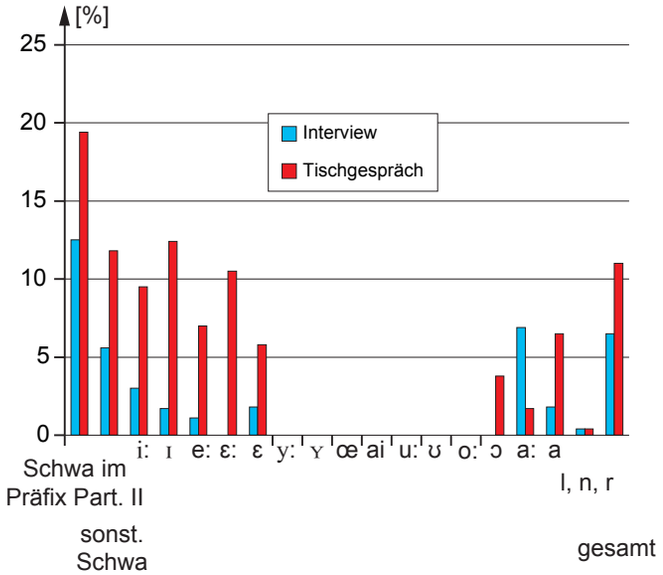


Abb. K5.4. *g*-Spirantisierung nach Folgekontext (Wortanlaut) in Interview und Tischgespräch (in %, Vorkommen ≥ 5 Belege)

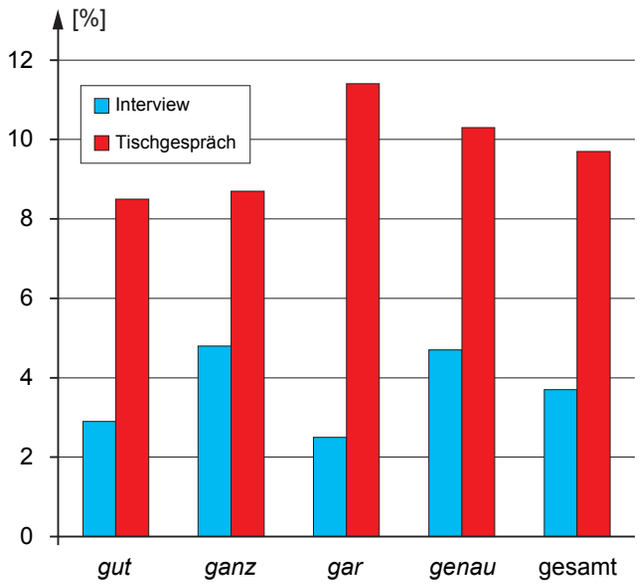
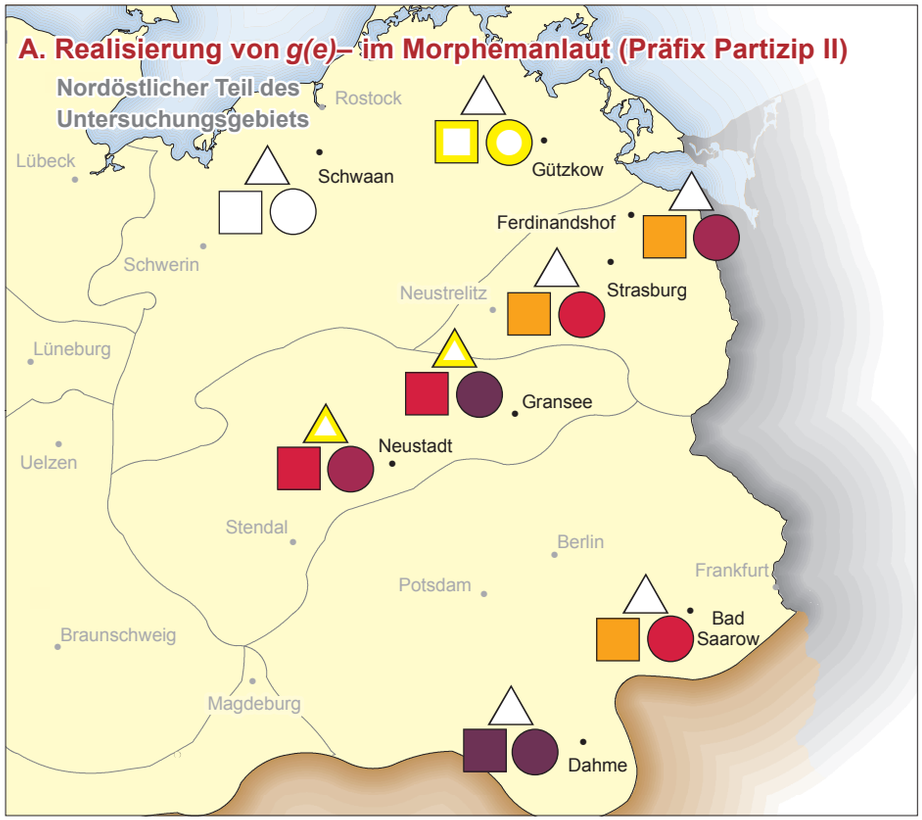
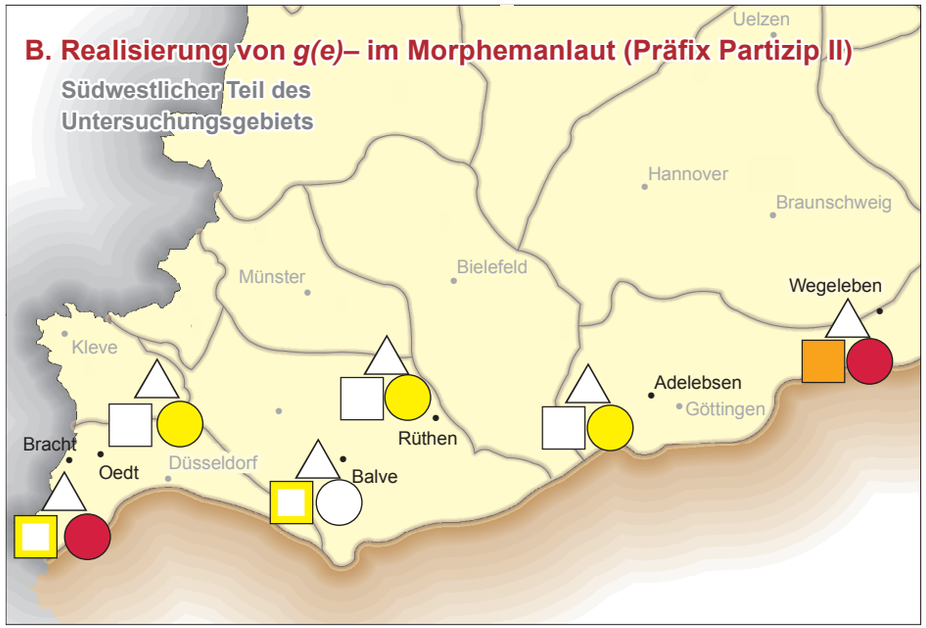
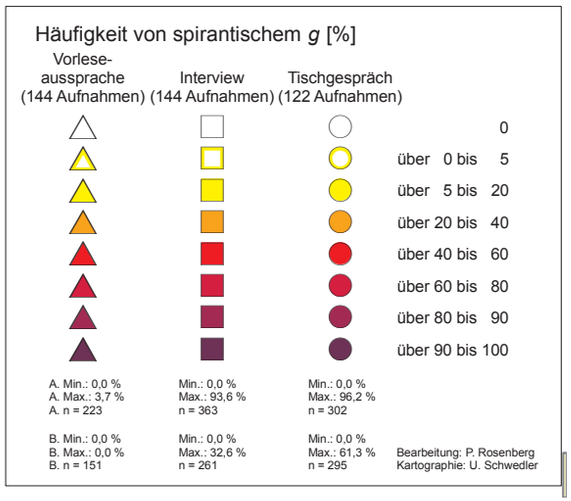


Abb. K5.5. *g*-Spirantisierung nach Lexemen (Wortanlaut) in Interview und Tischgespräch (in %)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND







Karte K5.4 A und B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

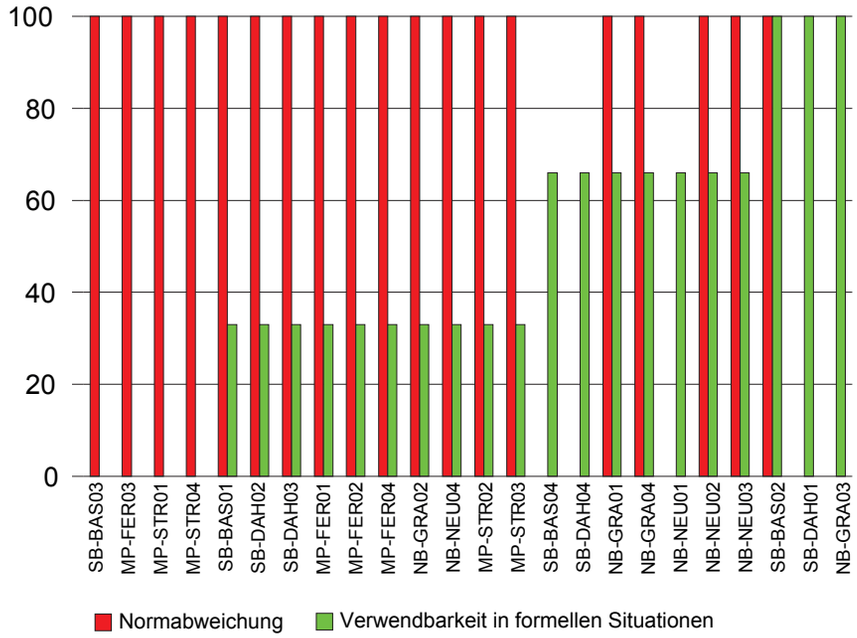


Abb. K5.6. *janz* – Normativität und Situativität in Brandenburg und Mittelpommern (bei durchgängig 100 % Salienz), gruppiert: Situative Verwendbarkeit: keinerlei Verwendung (0), nur in informellen Situationen (33 = Familie), auch in semiformellen Situationen (67 = Familie, Reisebüro), in allen Situationen (100)

westfalen sowie Nr. 24 „Wo habt ihr denn letzten Monat Urlaub *jemacht*?" für den (südlichen und nördlichen) Niederrhein überprüft, also für die Regionen, in denen das Merkmal frequent verwendet wird. Darüber hinaus wurden Formen mit anlautendem [ç] anhand der Sätze Nr. 21 „Zu Weihnachten *chibt* es bei uns immer Kartoffelsalat" und Nr. 4 „Ute hat drei Semester in *Chöttingen* studiert" in Südostfalen getestet.

janz und *aufjemacht* werden von allen Gewährspersonen in Mittelpommern bzw. in Brandenburg und Mittelpommern als salient eingestuft. Im Normativitätstest beurteilt sie die große Mehrzahl als Normabweichungen.

janz wird in Mittelpommern als salient wahrgenommen und durchgängig als normabweichend eingeschätzt und nach den Angaben der Befragten nur in informellen Situationen (Familie) oder gar nicht verwendet. In Brandenburg sehen ebenfalls alle Gewährspersonen das Merkmal als salient an und nahezu alle (bis auf drei Personen) halten es für eine korrekturbedürftige Normabweichung. Dennoch ist es für manche selbst in semiformellen Situationen verwendbar Reisebüro), für manche sogar in allen (inkl. vor Gericht). Die Gruppierung in Abb. K5.6 zeigt eine Sammlung der Brandenburgerinnen (bes. aus Nordbrandenburg) am Pol der universellen Verwendbarkeit: Bei den Gewährspersonen in Brandenburg mit der breitesten Verwendbarkeit wird die anlautende *g*-Spirans konsequenterweise auch nicht für normabweichend gehalten.

Die *g*-Spirantisierung in *jemacht* wurde am Niederrhein getestet. Auch dieses Merkmal ist durchgängig salient und wird bis auf zwei Ausnahmen von allen als normabweichend einge-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

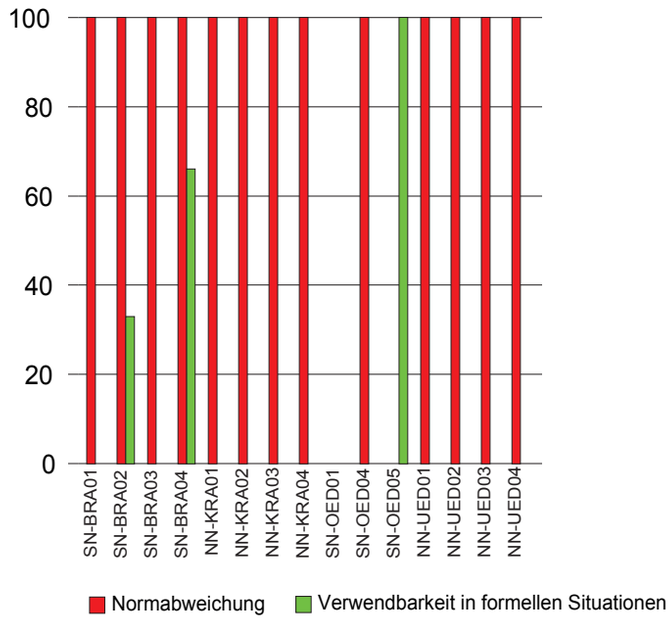


Abb. K5.7. *jemacht* – Normativität und Situativität am Niederrhein (bei durchgängig 100 % Salienz). Situative Verwendbarkeit: keinerlei Verwendung (0), nur in informellen Situationen (33 = Familie), auch in semiformellen Situationen (67 = Familie, Reisebüro), in allen Situationen (100)

schätzt (Abb. K5.7). Die Antworten zur situativen Verwendbarkeit unterscheiden sich jedoch erheblich von denen aus Brandenburg. Es sind nur drei Gewährspersonen, die das Merkmal überhaupt für verwendbar halten (alle am südlichen Niederrhein). Die Werte für die Salienz und für die Einschätzung der Normabweichung weisen also offenbar in dem einen Fall (einige in Brandenburg) auf eine Regionalnorm hin, im anderen Fall (fast alle Personen am Niederrhein) auf eine Stigmatisierung

Das Merkmal in *jelaufen* wurde in Südwestfalen überprüft. Die Ergebnisse sind ähnlich wie am Niederrhein; keine einzige Gewährsperson hält das Merkmal für verwendbar.

Die Stimuli *chibt* und *Chöttingen* stehen für typische (stimmlose) Anlautspirantisierungen in Südostfalen. Alle Befragten aus dieser Region sehen *chibt* als salient an, *Chöttingen* alle bis auf zwei. Alle betrachten diese *g*-Spirantisierungen als Normabweichung, nur zwei würden sie überhaupt (in der Familie) jemals gebrauchen.

In Übereinstimmung mit den obigen Ergebnissen folgern Elmentaler/Gessinger/Wirrer (2008: 128f.) aus einer SiN-Pilotstudie am Beispiel *janz* in Brandenburg, dass „saliente Formen eher als Normabweichung beurteilt“ werden. Die Einschätzung der situativen Verwendbarkeit scheint davon nicht direkt berührt, wenn zehn von 16 Gewährspersonen *janz* in semiformellen oder sogar in allen, also auch formellen, Situationen verwenden würden. Der tatsächliche eigene Sprachgebrauch stimmt nach Brunner (2011) auffällig mit diesen Verwendbarkeitsangaben überein: „Gewährspersonen, die hohe Situativitätswerte für *janz* oder *jemacht* angaben, spirantisierten tatsächlich öfter als Gewährspersonen,

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

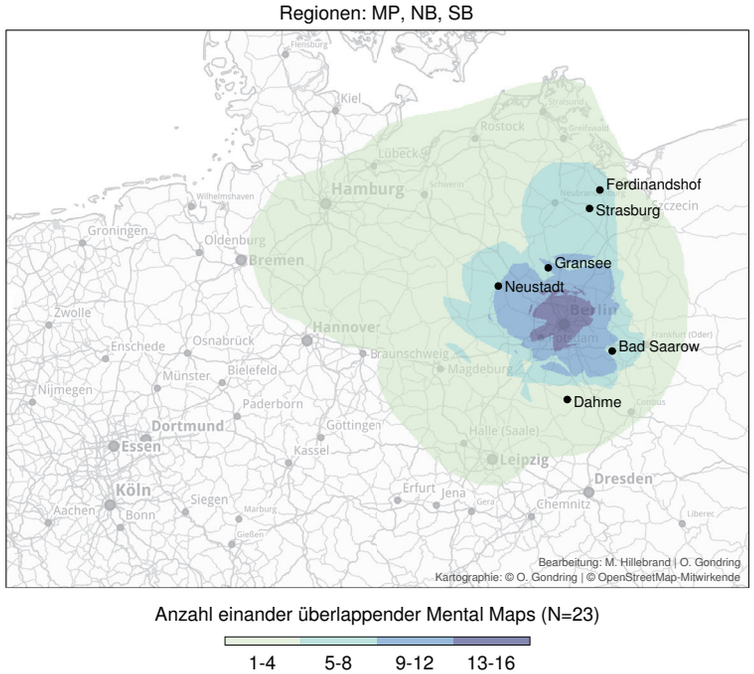
die niedrigere Situativitätswerte angaben“ (Brunner 2011: 11).

Die Angaben zur situativen Verwendung von *jemacht* am Niederrhein ergeben, dass fast 66 % der Befragten das Merkmal „nie“ verwenden würden, in Brandenburg sind dies für *janz* nur 10 %. Die arealen Sprachgebrauchsdaten stimmen damit weitgehend überein.

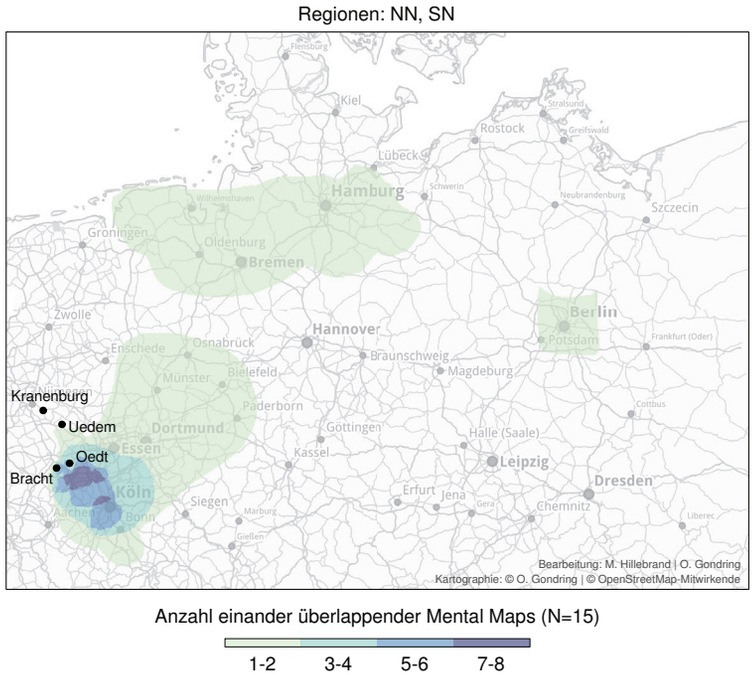
Statistisch hat „die initiale Spirantisierung […] einen signifikanten Einfluss auf die Variable Situativität von *janz/jemacht* (p=.005)“, im Unterschied zur finalen Spirantisierung (Brunner 2011: 10). Es scheint eine Art Implikationsskala zu existieren, nach der der Gebrauch der initialen Spirans die Einstellung zur initialen Spirans und diese die Einstellung zur finalen Spirantisierung beeinflusst. Dies könnte daran liegen, dass das Merkmal der initialen Spirantisierung als regional begrenztes Merkmal wahrgenommen wird (vgl. Lenz 2010) und positionsbedingt salienter ist.

Mental Maps In den Mental Maps zeigt sich eine „klare Ost/West-Trennung“ (Hillebrandt 2011: 1), d.h. man verortet Merkmale im Westen oder im Osten, selten mit größerer Reichweite. Hamburg (und bisweilen Bremen und die Küstenregion) wird

janz



jemacht



Karte K5.5 und K5.6

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

für nahezu alles als „prototypisch“ gesehen. Die Variante *janz* wurde in Nord- und Südbrandenburg und in Mittelpommern auf ihre areale Verortung getestet. Das Kartenbild macht die Orientierung auf das Spirantisierungszentrum Berlin augenfällig. Die Variante *janz* wird im ganzen Nordosten verortet mit Kern um Berlin, aber mit Ausstrahlung bis ins Mittelpommersche (Karte K5.5). Die Variante gilt als ein genuin Berliner Merkmal.

Der Berlin-Bezug wird auch in der Raumstruktur deutlich:

> Auch in den Mental Maps zur Spirantisierung zeigt sich wieder die Nord/Süd-Trennung des Brandenburger Raumes […]. Wenn die GPs außer ihrer Heimatregion auch den Berliner Raum als Verbreitungsgebiet einzeichnen, gehen sie dabei nicht über Berlin hinaus und schließen so jeweils den Norden bzw. Süden Brandenburgs aus. (Hillebrandt 2011: 7)

Die Wortform *aufjemacht* (hier nicht dargestellt) wird, dem mittelpommerschen Gebiet, in dem es getestet wurde, entsprechend, in Mittelpommern bis Berlin, aber auch bis Rostock angesiedelt.

Eine ähnliche Zentrum-Peripherie-Struktur zeigt sich am südlichen Niederrhein. Die Variante *jemacht*, die am südlichen und nördlichen Niederrhein getestet wurde, konzentriert sich auf den engeren südniederrheinischen Raum mit einem Zentrum im ripuarischen Köln (Karte K5.6).

Abschließende Interpretation

Die initiale Spirantisierung des *g* hat zwei regiolektale Schwerpunkte im Nordosten und am südlichen Niederrhein. Alte niederdeutsche Spirans hat sich hier beim Vordringen des Hochdeutschen von Berlin und Köln aus als Gemeinsamkeit mit den Varietäten dieser sprachlichen Zentren erhalten und ist zu einem Hauptmerkmal der Regiolekte geworden. Das Auftreten der *g*-Spirantisierung konzentriert sich vor allem auf die Regiolekte im Nordosten des Untersuchungsgebiets (Brandenburg, Mittelpommern); benachbarte Regionen im Südostfälischen sowie die Region am Niederrhein weisen geringere Vorkommen auf.

In den vom SiN-Projekt erhobenen Wenkersätzen finden sich anlautende *g*-Spirantisierungen am südlichen Niederrhein (durchgängig für *Gänse, ganz, Garten, geh, gehst, Geschichte, gestern, gute*), in Mittelpommern und Nordbrandenburg gelegentlich. Am südlichen Niederrhein ist also das regiolektale Merkmal noch durch das Niederdeutsche gestützt (vgl. Bd. 2 des „Norddeutschen Sprachatlasses“), im Berlinisch-Brandenburgischen nur historisch. Es handelt sich hier um ein Merkmal hochdeutsch basierter regiolektaler Sprachlagen, das gerade von Personen ohne Niederdeutschkompetenz am stärksten präferiert wird.

Bis auf die Verwendung der Spirans im Präfix *je-* des Partizips II ist ein Rückgang der Spirantisierung festzustellen. Das spirantisierte Präfix ist hingegen in Brandenburg im mündlichen Gebrauch ein Merkmal von nahezu obligatorischer Geltung. Es ist das regiolektale Merkmal, das die höchsten Frequenzen und die größte Ausstrahlung in die Nachbarregionen aufweist (Mittelpommern, Südostfalen). Die anlautende Spirans ist eines der Merkmale, an denen sich in Mittelpommern und dem östlichen Vorpommern der Berliner Einfluss geltend macht. Dies verstärkt die sich seit langer Zeit herausbildende sprachliche Ost-West-Teilung Mecklenburg-Vorpommerns. In anderen Regionen tritt das Merkmal nicht oder nur marginal auf. Das Präfix ist eine morphologische Entlehnung aus dem Standarddeutschen und wird im Regiolekt mit spirantischem Anlaut verwendet, was seine Abwesenheit in niederdeutschen Kernregionen begründet.

In Hinblick auf lautliche Umgebungen ist zu bemerken, dass die Spiransrealisierung durch Schwa und vordere Vokale im Folgekontext

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sowie durch Akzentsilbenanschluss begünstigt wird. Die Spirantisierung vor Konsonanten (*jrün, Jlück, Jnade*), ist nahezu verschwunden.

Die Spirantisierung ist in der Vorleseaussprache kaum nachweisbar, lässt sich also sicher kontrollieren. Unterschiede zwischen den Sprecherindividuen sind erheblich. In Brandenburg wird die Spirans als Regiolektmerkmal auch in semiformellen Situationen (Interview) mit großer Variationsbreite zur individuellen Akkommodation eingesetzt. Am südlichen Niederrhein und partiell in Südostfalen markiert ihr Einsatz im Codeswitching vor allem den nichtöffentlichen Sprachgebrauch.

Die *g*-Spirantisierung konzentriert sich offenbar zunehmend auf bestimmte Gesprächskontexte und wird in anderen abgebaut. In den beiden Spirantisierungsregionen Brandenburg und südlicher Niederrhein handelt es sich jedoch um ein im Sprecherbewusstsein als Regionalkennzeichen verankertes Merkmal mit unterschiedlicher Sprecherbewertung.

PR

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Spirantisierung von *g* im Wort- und Morphemauslaut

Belegzahl: 8474

Wortauslaut: 4169
T: 1969 B. aus 36 Orten (Ø 55 B.), 122 Gpn.
I: 1485 B. aus 36 Orten (Ø 41 B.), 144 Gpn.
V: 715 B. aus 36 Orten (Ø 20 B.), 144 Gpn.

Morphemauslaut: 4305
T: 1913 B. aus 36 Orten (Ø 53 B.), 122 Gpn.
I: 1591 B. aus 36 Orten (Ø 44 B.), 144 Gpn.
V: 801 B. aus 36 Orten (Ø 22 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Diederichs (1882: 9), Viëtor (1885/1941: 17f.), Viëtor (1887: 114-116), Viëtor (1888: 105f.) [Ostfriesland, Mülheim/Ruhr, Remscheid, Hannover], Schirmunski (1962: 315f., 623), Spangenberg/Wiese (1974: 304), Martens/Martens (1988: 127-129, 135), Rosenberg (1993: 18), Ammon (1995: 337), Lauf (1996: 197, 199, 208, 215), Mihm (2000: 2113, 2116), Berend (2005: 151, 158f.), Niebaum/Macha (2006: 207), Spiekermann (2008: 73f.), Eichinger (2009: 14f., 30), Elmentaler/Gessinger/Wirrer (2010: 117-137), Brunner (2011), Kleiner et al. (2011), Elmentaler (2012: 33-44), Kehrein (2012: 310), Scharioth (2015: 104-115) [Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Mittelpommern]. Westniederdeutscher Raum: Scheel (1963) [Hamburg], Stellmacher (1981: 62f.) [Nordniederdeutsch], Auer (1998: 180, 188f., 195) [Hamburg], Lameli (2004: 168-171) [Neumünster], Elmentaler (2008: 76-80) [Niederrhein, Ruhrgebiet], Elmentaler (2010: 401-404) [Niederrhein], Hettler (2014) [Hamburg/Bremen], Lorenz (2014) [Ostwestfalen]. Ostniederdeutscher Raum: Heyse (1826: 18, 70) [Magdeburg], Lasch (1911-12/1979: 480) [Berlin], Lasch (1928: 255) [Berlin], Teuchert (1964: 69, 142) [Mittelmark], Dahl (1974: 346) [Raum Rostock], Gernentz (1974: 231) [Norden der DDR], Schönfeld (1974: 65) [Altmark], Spangenberg/Wiese (1974: 304) [Potsdam, Berlin, Jena], Herrmann-Winter (1979: 146, 172) [Raum Greifswald], Rosenberg (1986: 124-127, 221, 223, 296, 306-309) [Berlin], Schmidt (1986: 118, 128) [Berlin], Schönfeld (1989: 91f., 118f.) [Berlin, Norden der DDR], Schönfeld (1990: 118, 120) [Berlin-Brandenburg], Eichinger (1991: 229, 234f.) [Berlin], Berlin-Brandenburgisches Wörterbuch (2001: Sp. 373: *Tag*), Schönfeld (2001: 70, 85-90) [Berlin], Peters (2008: 498f.) [Berlin]. Westmitteldeutscher Raum: Klein/Mattheier/Mickartz (1978: 73) [Ripuarisch], Mattheier (1979: 220) [Ripuarisch], Mattheier (1980: 128-132) [Ripuarisch], Mihm (1985) [Ruhrgebiet], Thies (1985: 140) [Ruhrgebiet], Scholten (1988: 60-63) [Duisburg], Macha (1991: 158-163) [Raum Siegburg], Lausberg (1993: 116-134) [Erftstadt-Erp], Salewski (1998: 34f., 51-55, 98-106) [Duisburg, Dortmund], Macha (2000: 301) [Niederrhein], Cornelissen (2002: 275, 301f., 307, 311 und Karte 11) [Ripuarisch], Becker (2003: 71-74) [Ruhrgebiet], Lenz (2003: 148-163, 188) [Wittlich], Lameli (2004: 168-173) [Mainz], Henseler (2006: 35) [Siegburg], Möller (2008: 89-92, 114) [Raum Bonn], Schröder (2013) [Ripuarisch].
B. Karten: AADG (*-ig* im Auslaut [Wortnebenton] in: *König, billig, richtig,* Zahlen *20, 33, 88, 1951, 783271, Notwendigkeit, Süßigkeiten, wichtigste, winzigster, achtundzwanzigster, fünfzigster, gekündigt, unentschuldigt, beleidigt, bescheinigte*), AAS (Karten G.2: absoluter Auslaut: *Tag, Zwerg*; G.3: Silbenende vor konsonantisch anlautender Silbe: *täglich, Äuglein, Säugling*; G.4: Silbenauslaut vor *T*: *biegt, Vogt*; Qu.5: *A*-Laute [Kürze und CH]: *Sonntag, Strafantrag*), ADA (*Tag* und *Zeug* [15a, 15b], *weg* [22d], *kriegst* [18]), Berend (2005: 159, Abb. 5: Gebrauchsvarianten *-gt/-cht* [nach König 1989, mit Ergänzungen]), Cornelissen (2002: 301, Karte 11), WDU (Bd. 1 [1977]: Karte 47: Gruß *Tag/Tach*).

Forschungsstand Die Verwendung des Frikativs statt des auslautenden stddt. *g* ist in den hochdeutsch basierten Sprachlagen ein über das ganze Untersuchungsgebiet verbreitetes Merkmal. Dies gilt für den Wortauslaut ebenso wie für den Morphemauslaut. Realisierungsvarianten der Variablen *g* im Wort- und Morphemauslaut sind – neben dem durch Auslautverhärtung stimmlosen Plosiv [k] – [ç] (regional auch koronalisiert zu [ɕ] oder [ʃ]) und [x]. Die Spirantisierung im Auslaut zeigt damit hinsichtlich des Artikulationsorts die gleiche Distribution wie im Inlaut: Nach vorangehendem Palatalvokal sowie nach Liquid steht die palatale Spirans, nach vorangehendem Velarvokal die velare Spirans. Im Inlaut steht der stimmhafte Frikativ [j, ɣ], im Auslaut durch Auslautverhärtung der stimmlose Frikativ [ç, x].

Schirmunski (1962: 623) sieht in der *g*-Spirantisierung gegenüber der standarddeutschen Norm die „deutlichste Abweichung besonders im Auslaut in Nord- und teilweise auch in Mitteldeutschland“. Im Nordosten gilt die auslautende Spirans als

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

verbreitete Erscheinung, die – im Unterschied zur Anlautspirans – jedoch keine regionale Signifikanz und wenig implikativen Wert besitzt (vgl. Dahl 1974, Schönfeld 1989: 91f.). Die Auslautspirantisierung ist also weit verbreitet und erreicht überall hohe Anteile. Die höchsten Anteile treten aber in den dialektstarken Regionen und insbesondere im Westen des Untersuchungsgebiets auf. Die Darstellung in Diederichs (1882) lässt die überregionale Verbreitung des Frikativs im Auslaut im gesamten nieder- und mitteldeutschen Raum bis ins Oberdeutsche (bis ins Badische südlich von Karlsruhe und ins Ostfränkische bis südlich von Nürnberg) hinein erkennen, insbesondere aber in der „Rheingegend" (Diederichs 1882: 9).

Schirmunski (1962: 315f.) verweist auf die „äußerst heftige Polemik über die richtige Aussprache des *g*", in der Viëtor und andere für die „mitteldeutsche Norm (explosives *g*- im Wortanlaut, Reibelaut im In- und Auslaut) als wünschenswerten Kompromiß zwischen den niederdeutschen und den oberdeutschen Aussprachegepflogenheiten" eingetreten seien (vgl. Viëtor 1887: 114). Viëtor (1885/1941: 17) hatte festgestellt: „Im In- und Auslaut […] hat die Reibelautaussprache noch das weitaus größere Gebiet". Ein Vergleich der Auslautrealisierung in Ostfriesland, Mülheim/Ruhr, Remscheid und Hannover ergab Spirantisierung für alle vier Orte (sechs Gewährspersonen) (Viëtor 1888: 106).

Mihm (2000: 2113) erwähnt „die Spirantisierung des *g* im freien und gedeckten Auslaut [max, fli:çt] 'mag', 'fliegt'" als eines der Merkmale, die in allen norddeutschen Regiolekten auftreten. Auch Lauf (1996) versteht die auslautende *g*-Spirantisierung als eines der „'gemeinniederdeutsche[n]' Charakteristika der Regionalsprachformen" (Lauf 1996: 197). Berend (2005: 158f.) bezeichnet auf der Basis der Erhebungen von Werner König und weiterer Materialien die Auslautspirans als Merkmal eines norddeutschen „Gebrauchsstandards", ja „als norddeutsches Schibboleth, also als typisches Kennzeichen mit hohem regionalen Symptomwert" (Berend 2005: 159). Die Spirantisierung bewege sich zwischen minimal 30 % (Flensburg) bzw. 40 % (Braunschweig) und 100 % (Hamburg, Bremen, Münster, Bielefeld, Niederrhein). Sie trete aber auch bis ins Moselfränkische, Nordhessische und Ostfränkische auf (vgl. Berend 2005: 159, Abb. 5: Gebrauchsvarianten *-gt/-cht*).

Die AADG-Karten zu *-ig* im absoluten und gedeckten Auslaut im Wortnebenton zeigen als „grundsätzliches Muster übereinstimmend eine Nord-Süd-Teilung des deutschen Sprachraums mit Frikativen […] im Norden und Plosiven […] im Süden, wobei die Frikative im mitteldeutschen Raum häufig mehr oder weniger deutlich Richtung [ç] und [ʃ] […] vorverlagert sind" (Kommentar zu *König, billig, richtig*), teils alternierend mit Plosiv (Schleswig-Holstein, Niedersachsen). Spontansprachlich ist eine höhere Spirantisierungsfrequenz als in Lesetexten festzustellen, wo der „Buchstabeneffekt" den Plosiv stützt, besonders „im westlichen Norden (Schleswig-Holstein, Niedersachsen)" (bei *billig*). In Koronalisierungsregionen (z.B. im Ripuarischen) wird der Plosiv häufiger verwendet, womit möglicherweise der „'sch'-artige Reibelaut vermieden" werden solle (ähnlich auch Kleiner et al. 2011).

Die Karten des ADA belegen das Vorkommen frikativer *g*-Varianten in der subjektiven Einschätzung bundesweit befragter Gewährspersonen. In der Karte für die „Aussprache *weg* (Frage 22d)" wird der Frikativ „fast nur aus dem Norden" verzeichnet. Für die „Aussprache *Tag/Zeug* (Frage 15a+b)" ist der Plosiv „im

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ursprünglichen *Tach- (Zeuch-)* Gebiet schon weit verbreitet, vor allem im standardnäher sprechenden Norden". In Brandenburg und Mittelpommern konkurriert *Tak* mit *Tach* und *Zeuk* mit *Zeuch* (mit leicht höheren Plosivanteilen), bei *weg* findet sich Spirantisierung nur zu geringen Anteilen, ähnlich im Morphemauslaut für „(du) *kriegst* (1. Runde: Frage 18)", wo die Standardaussprache (*kriegst*) gegenüber Frikativ (*krichst*) und Ausfall (*krist*) dominiert. Im Westen (im Ripuarischen und am Niederrhein) ist *kris* häufig; bei *Zeuch* tritt Koronalisierung auf.

Die Realisierung der auslautenden *g*-Spirantisierung in der Vorleseaussprache der 1970er Jahre belegt der AAS von König (1989). Auslautspirantisierung von gewisser Frequenz tritt in den AAS-Karten (G2: *Tag, Zwerg,* G3: *täglich, Äuglein, Säugling*, G4: *biegt, Vogt*, Qu.5: S*onntag, Strafantrag*) überhaupt nur im Norden auf (in fünf von 18 Orten mit Maxima in Vechta und Braunschweig), im Nebenton und bei Kürzung des vorangehenden Vokals, im absoluten Auslaut häufiger als im (gedeckten) Silbenauslaut. Spirantisierung geht im AAS in sieben von 18 norddeutschen Orten mit Vokalkürzung einher. König (1989: 109f.) findet den Frikativ im absoluten Auslaut allerdings nur zu 4,2 % (in *Tag*) bzw. 1,2 % (in *Zwerg*). Trotz sprechsprachlich häufiger Auslautspirantisierung sei den Gewährspersonen im „formaleren Sprechstil" seines Korpus dieser „Aussprachefehler bewußt" und werde vermieden, indem sich „mittel- und norddeutsche Sprecher eng an das Schriftbild" hielten (König 1989: 109f.). In Minimalpaaren sinkt entsprechend auch die Frequenz gegenüber Wortlisten von 7,2 % auf 1,9 %.

Eichinger (2009: 14) bemerkt, dass der auslautende Frikativ (*Zuch*) zwar im Norden „trotz dezidiert norddeutschen Klangs als generelles Umgangsdeutsch wahrgenommen" werde, andererseits existiere aber selbst bei -*ig* „im norddeutschen Kerngebiet der Spirantisierung die südliche Verschlusslautvariante als eine ‚normale' Möglichkeit […], die hier regelgerechte Spirantisierung gerät also auch tendenziell unter Regionalisierungsverdacht, da sie eben auch in vielen anderen Fällen eintritt, in denen sie nicht als regelgerecht gelten kann". Hyperkorrektion nehmen auch Martens/Martens (1988: 128) an, wenn „das Bewusstsein, auslautendes ‚-*g*' fälschlich als Reibelaut zu sprechen, […] beim Hören eines finalen Reibelauts [-ç] oder [-x] dazu führen [kann], daß dieser Reibelaut nunmehr – gleichsam in umgekehrtem Vorgang – hyperkorrekt als Buchstabe ‚*g*' gedeutet wird". Auch schulische Korrekturbemühungen richten sich seit alters nicht nur auf die Anlautspirantisierung (vgl. Viëtor 1894: 169), sondern auch auf den Auslautfrikativ. Schon Heyse (1826: 18), Schuldirektor aus Magdeburg, schreibt in seinem „Lehrbuche der deutschen Sprache": „Das *g* wird bald mit *j* und *ch*, bald mit *k* durch eine schlechte Aussprache verwechselt". Zur Vermeidung der Auslautspirantisierung schlägt er als Übung vor:

> In den meisten Fällen kann eine richtige Aussprache dieser Buchstaben die Verwechslung derselben verhüten […] In der Mitte und am Ende einer Silbe kann die Verlängerung des Wortes entscheiden, ob ein *g* oder *ch* oder *k* stehen müsse; z.B. *Krieg, Riechflasche, er zeigt (zeiget), horcht (horchet).* (Heyse 1826: 70)

Spangenberg/Wiese (1974) beobachteten für die DDR-Zeit in einer Untersuchung in Mittelstufenklassen (5.-8. Klassen) in Berlin und Potsdam (sowie Jena), dass der Auslautfrikativ im Sprachverhalten wie in schriftlichen Deutscharbeiten weit verbreitet, aber gelegentlich Gegenstand von sprachlichen Korrekturbemühungen ist. Für die Potsdamer Schüler wird resümiert:

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

> Analog der hochsprachlichen Ausspracheregel wird im Auslaut und vor *t* der für *g* eingetretene Reibelaut palatal oder guttural gesprochen [...]. Während des Unterrichts konnte beobachtet werden, daß vor allem Mädchen sich in einigen Fällen um eine korrekte Aussprache bemühten. (Spangenberg/Wiese 1974: 304)

Rosenberg (1986: 306f.) findet unter den „auch in norddeutscher Umgangssprache häufig" auftretenden Fehlern in Schülerarbeiten zahlreiche verschriftlichte Auslautspirantisierungen, aber auch hyperkorrekte Formen wie *Teppig* 'Teppich', *bestrig er* 'bestrich er' (Rosenberg 1986: 309). Rosenberg (1993: 18) nennt die *g*-Spirantisierung als einen der überregionalen „Fehlerschwerpunkte" in schriftlichen Schülertexten (vgl. auch Niebaum/Macha 2006: 207). Klein/Mattheier/Mickartz (1978: 73) führen *liescht* 'liegt' unter den Fehlerrisiken des „Rheinischen" auf. Auch Stellmacher (1981: 62f.) hatte für das Niedersächsische die Spirantisierung im absoluten und gedeckten Auslaut als Problembereich der schulischen Rechtschreibung identifiziert, dem „alle schulische Aufmerksamkeit zuzuwenden" sei (Stellmacher 1981: 63).

Die Spirantisierung besitzt in einigen Lexemen erhebliche Abbauresistenz. Die Häufigkeit des Lexems *Tach* könnte die dort vorherrschende Spirantisierungstendenz stützen: Nach dem WDU (Bd. 1 [1977]: Karte 47) ist in ganz Nord- und Mitteldeutschland (bis in die Oberrheinebene) *Tach*/*Tag* für den „Gruß beim Betreten eines Geschäftes (am Nachmittag)" die Hauptform.

Nach einer Reihe übereinstimmender Befunde geht Spirantisierung häufig mit Vokalkürzung einher. Im AAS (Qu.5: *Sonntag, Strafantrag*) findet sich diese Verbindung in sieben von 18 norddeutschen Orten. In den Karten des ADA zeigt sich ebenfalls eine Korrelation zwischen der Spirantisierung und der Vokalkürzung (*Tach*, nicht *Taach*): „Der Gegensatz zwischen Langvokal/Diphthong und Kurzvokal schließlich entspricht von der Verteilung her dem zwischen -*g* und -*ch*". Auch Martens/Martens (1988: 127) weisen auf den Zusammenhang von Vokalkürzung und Spirantisierung hin. Eine „niederdeutsch bedingte Abweichung von der hochdeutschen Standard-Aussprache" sehen sie darin, dass „bei Wörtern wie *‚Tag', ‚Zug', Rad', ‚Bad', ‚Grab', ‚Gras', ‚Glas', ‚Jagd'* […] die norddeutsch-niederdeutsche Variante des Hochdeutschen (in den einsilbigen Formen) kurzen, ungespannten Vokal [hat]. […] In solchen Wörtern wie *‚Tag', ‚Zug'* wird auslautend ein Reibelaut gesprochen wie im Niederdeutschen" (Martens/Martens 1988: 135).

Eine dialektale Beteiligung an der Spirantisierung lässt sich nach dem DiWA (Karte 131, WS 9: *(ge)sagt*) im Westen des Untersuchungsgebiets räumlich in zwei Richtungen annehmen. Von West nach Ost (ins Westfälische) nehmen die Spirantisierungen ebenso zu wie von Nord nach Süd (bis zur *sät*/*sāt*-Grenze des *g*-Ausfalls). Der KDSA (Karte 103, WS 16 *genug*) zeigt die Auslautspirantisierung bei *genuch* generell im niederdeutschen Gebiet. Ein Nebeneinander von *genug* und *genuch* findet sich mit dominanter Spirantisierung besonders in Nordfriesland, Vorpommern und Mittelpommern, im Ostfälischen und teils am südlichen Niederrhein, mit dominantem Plosiv im überwiegenden Teil des westniederdeutschen Raums (im Ostfriesischen, Emsländischen/Oldenburgischen, Nordhannoverschen., Münsterländischen, Westfälischen). Eine generelle niederdeutsche Basis der regiolektalen Auslautspirantisierung sieht Lauf (1996: 208) mit Martens/Martens (1988: 129) darin, dass Plosive im Niederdeutschen „im allgemeinen eine sehr viel geringere Verschluß-Spannung und Explosions-Intensität als im Hochdeutschen" hätten, besonders nach kurzen ungespannten Vokalen. Die auslautende *g*-Spiranti-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

sierung beschreibt sie für nahezu alle dargestellten Regiolekte mit homorganer Distribution (velarer Frikativ nach Velarvokal und palataler Frikativ nach Palatalvokal bzw. Liquid), wovon nur der westfälische Regiolekt abweicht, der Velarfrikativ auch in letztgenannter Distribution hat ([møːxlɪç] 'möglich') (vgl. LAUF 1996: 208).

ELMENTALER (2012) legt eine Studie mit 426 Studenten in Schleswig-Holstein, Westfalen, Niedersachsen und Bremen vor (drei Viertel weiblich), in der 30 Sätze mit *g*-Spirantisierung im absoluten oder gedeckten Wort- oder Silbenauslaut und Satzendstellung einem „Rating" hinsichtlich der situativen Verwendbarkeit zu unterziehen waren („in allen Situationen", „nur in lockerer Redeweise", „niemals"). Die Akzeptanz des Auslautfrikativs ist überall hoch (ELMENTALER 2012: 33). Der (vorangehende) phonetische Kontext, die Region sowie das verwendete Lexem erweisen sich allerdings als ausschlaggebend für die Akzeptabilität. Die Spirans wird (fast) niemals nach Diphthong bzw. Langvokal (z.B. in *leugnen*) und nach Liquid (z.B. in *Erfolg*) für breit verwendbar eingeschätzt. In Schleswig-Holstein z.B. würde [ˈlɔ͡ʏçnən] 'leugnen' zu 85 %, [ɛɐˈfɔlç] 'Erfolg' bzw. [gəˈfɔlçt] 'gefolgt' zu 83 % bzw. 82 % niemals verwendet. Umgekehrt würde von einem Großteil der Befragten [gəˈzaxt] 'gesagt' (56 %), [gəˈkʁɪçt] 'gekriegt' (37 %), [liːçt] 'liegt' (39 %) in allen Situationen für verwendbar gehalten (vgl. ELMENTALER 2012: 40). Generell wird nach *r* oder *l* der Frikativ von 68 bis 80 % der Befragten abgelehnt, nach Langvokal nur von 44 bis 61 %, nach Kurzvokal ist es die Minderheit (mit 34 bis 48 %) (vgl. ebd: 40). Vokalkontext erhöht, Liquidkontext senkt die Akzeptabilität (vgl. ebd: 40). Dies entspricht auffallend den Ergebnissen zur Anlaut- und Inlautspirantisierung (vgl. ebd: 43). Vokalkürzung lässt die situative Verwendbarkeit des Frikativs steigen ([tsʊx], aber [tsuːk] 'Zug') (vgl. ebd: 34). In Niedersachsen und Bremen sei die Ablehnung des Frikativs stärker als in Westfalen und dort stärker als in Schleswig-Holstein, was mit der stärkeren Präsenz des Niederdeutschen und insofern einer generell höheren Akzeptanz von standarddivergenten Merkmalen zusammenhängen könnte (vgl. ebd: 42). Höhere situative Verwendbarkeit lässt sich für die Lexeme [gəza(ː)xt, gəkʁɪçt, liːçt] 'gesagt', 'gekriegt', 'liegt' feststellen (vgl. ELMENTALER 2012: 40).

Nordostdeutscher Raum DAHL (1974: 346) verzeichnet die *g*-Spirantisierung im Mecklenburgisch-Vorpommerschen (Rostocker Gebiet) für alle, auch die hochdeutschnahen Sprachschichten („Umgangssprache" und „mundartnahe Umgangssprache") (ähnlich GERNENTZ 1974: 231 für den „Norden der DDR"). HERRMANN-WINTER (1979) beschreibt im Raum Greifswald den Auslautfrikativ mit Velarisierung, besonders bei älteren „Sprechern vom Lande" (HERRMANN-WINTER 1979: 174): „auslautendes *-rg* und auch *-ch* wird nach *u* bei *r*-Ausfall, Öffnung und Ersatzdehnung des vorausgehenden Vokals palatal-velar als [x] realisiert: […] [bʊːx] 'Burg' […]. Auch nach *a* und *o* wird *-rg* unter Mundarteneinfluß zu [x], z.B. [zaːx] 'Sarg', [ˈɪŋəbɔːx] 'Ingeborg'" (ebd: 146). KEHREIN (2012: 310) zählt die Spirantisierung im Auslaut zu den „regionalsprachlichen Varianten" im Raum Stralsund. Nach SCHÖNFELD (1974: 65) ist das frikative *g* im Auslaut in der Altmark die übliche Variante, während der Plosiv nur „vereinzelt" und vor allem bei jüngeren Sprechern auftrete.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

In Brandenburg geht die Herausbildung des Regiolekts seit alters mit der Expansion der Berliner Stadtsprache in den märkischen Raum einher. Die Auslautspirantisierung stellt generell ein Merkmal des sprachlichen Ausgleichs dar, in dem die Berliner Stadtsprache und das Niederdeutsch des Umlandes eine Gemeinsamkeit fanden. Allerdings verbreitete sich das Berlinische selbst dort, wo Ausfall statt Frikativ zugrunde liegt. Nach TEUCHERT (1964: 69, Karte 15) hatte das Berlinische die Partizipform *(ge)sagt*, während die Mittelmark westlich, östlich und im unmittelbaren nördlichen und südlichen Umland *sät* hatte (weiter nördlich und südöstlich *seggt*). Es ist somit wenig wahrscheinlich, dass im Berliner Umland [za:xt] 'sagt' dialektbasiert ist. Es handelt sich in diesem Fall um eine Übernahmeform aus der Berliner Stadtsprache, die zum regiolektalen Merkmal wurde. Ähnlich lässt sich für den Auslaut in *jenuch* argumentieren, wo bis an die „West- und Nordgrenze der mittelmärkischen Mundart" die mitteldeutsche Form *nung* 'genug' vorherrschte (vgl. TEUCHERT 1964: 142).

Die Auslautspirantisierung war dabei eine besonders weit und über alle Sozialschichten verbreitete Erscheinung: „Sehr gut erhalten hat sich, auch in der Oberklasse, Spirant im Auslaut und vor *t* (*Montach, gesaacht*)" (LASCH 1928: 255). Auch SCHMIDT (1986: 118) weist anhand des Berliner Stadtbuchs auf die bereits im 15. Jahrhundert übliche Auslautspirantisierung hin, die sich auch späterhin erhalten habe. Die auslautende Spirantisierung war auch in der Mark allgemein verbreitet. Selbst Frankfurt/Oder, das hundert Jahre vor Berlin zum Hochdeutschen übergegangen war und ein hochdeutsches „Einflußzentrum" darstellte, schreibt 1425 in den Anfangszeilen seines ersten Stadtbuchs konsequent und ausschließlich *-ch* für *-g*: *byllich* 'billig', *eyntrechtychlich* 'einträchtiglich', *tach* 'Tag' (vgl. SCHMIDT 1986: 128).

LASCH (1911-12/1979) vermerkt, dass die Auslautspirantisierung eines der Merkmale sei, die im Berlinisch-Brandenburgischen nicht mit dem – seit dem 16. Jahrhundert dominierenden – Obersächsischen übereinstimmten, sondern Ausdruck des sprachlichen Ausgleichs sei:

> Diesen ausgleichenden Bestrebungen, die wohl von den höheren Kreisen ausgehend allmählich auch in die Volkssprache drangen, ist es jedenfalls mit zuzuschreiben, wenn im Berlinischen nicht alle die Dialekteigenheiten zu finden sind, die das Obersächsische im 16. Jahrhundert besaß, daß man also nicht […] *sayt* oder *soyt*, sondern […] *sagt* (*sächt*) hier kennt. (LASCH 1911-12/1979: 480)

Die soziopragmatische Funktion des Merkmals im Berlinisch-Brandenburgischen lässt sich auch an seiner literarischen Verwendung ablesen. EICHINGER (1991) weist auf den Einsatz der Auslautspirantisierung bei TUCHOLSKY hin, der sogar eine „Abhandlung über den Buchstaben G" verfasst habe und dieses Merkmal als Ausdruck „nördlicher Respektlosigkeit" funktionalisiere (EICHINGER 1991: 233).

SCHÖNFELD (1989: 92) sieht für die Auslautspirantisierung weitestgehende Übereinstimmung im Nordosten zwischen dem berlinisch-brandenburgischen, dem Magdeburger, dem Mecklenburger, dem obersächsischen und dem mittelpommerschen Regiolekt. In SCHÖNFELDS (1989: 118f.) Daten zum Berlinisch-Brandenburgischen fällt allerdings auf, dass der Auslautfrikativ in den Aufnahmen aus den 1960er Jahren mit einer durchschnittlichen Frequenz von 91,7 % gebraucht wird, während er in den Aufnahmen aus den 1980er Jahren nur noch zu 31,7 % auftritt. SCHÖNFELD (2001) untersucht die Verwendung des berlinisch-brandenburgischen Regiolekts in seiner Entwicklung seit den 1960er Jahren bis in die Zeit nach der deutschen Vereinigung in Berlin. Es zeigt sich ein Rückgang der Auslautspirantisie-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

rung von 1962 (89 % im absoluten und 100 % im gedeckten Auslaut) bis zu den 1990er Jahren (46-51 % im absoluten und 65-87 % im gedeckten Auslaut). Die verglichenen Sprechergruppen (je elf Ostberliner, Westberliner, Westberliner türkischer Abstammung, Schüler) unterscheiden sich hierin nur geringfügig. Der gedeckte Auslaut (76,3 %) weist in den jüngeren Daten höhere Spirantisierungswerte auf als der absolute Auslaut (47,8 %) (vgl. Schönfeld 2001: 85-90). Zusätzlich tritt häufig Koronalisierung auf (*rischtisch*), teils mit „Zwischenlaut" [ç], oder es wird Ausfall beobachtet (*sa ick* 'sag(e) ich', *krie ick* 'krieg(e) ich') (vgl. Schönfeld 2001: 70). Bei Jüngeren sinke die Spirantisierungsfrequenz zwar, jedoch sei die *g*-Spirantisierung andererseits auch vermehrt in standardsprachlichen Kontexten nachzuweisen (Schönfeld 2001: 70).

In einer jüngeren Studie findet Peters (2008: 498f.) die Auslautspirantisierung bei „standardfernen" älteren Berliner Sprechern zwischen 59 und 69 Jahren verbreitet, darunter allen Sprecher aus den Ostbezirken, die insgesamt einen Nonstandardanteil von 75 bis über 90 % im Interview aufweisen.

Nordwestdeutscher Raum und angrenzende Regionen Spiekermann (2008: 73) stellt fest, dass die im gesamten ehemals niederdeutschen Sprachgebiet typische *g*-Spirantisierung im Auslaut „insbesondere am Niederrhein verbreitet sei". Macha (2000: 301) zählt die Auslautspirantisierung (teils mit Koronalisierung) im nordrheinischen Raum zu den Merkmalen des „nicht-basisdialektalen ‚Rheinisch'". Elmentaler (2010: 402) weist auf die „direkte Interferenz" der Auslautspirantisierung aus dem Dialekt hin. Diese Gemeinsamkeit der niederrheinischen Regiolekte stehe allerdings einer Reihe von Unterschieden gegenüber, die nicht durch basisdialektale Herkunft, sondern durch „unterschiedliche Sprachvorbilder" zu erklären seien (Elmentaler 2010: 404).

Elmentaler (2008) untersucht die Frage der Stabilität oder der Standardkonvergenz in den Regiolekten am Niederrhein und im Ruhrgebiet am Beispiel der Auslautspirantisierung des *g*. Grundlage sind verschiedene Studien zu Städten des westlichen Ruhrgebiets (Duisburg, Oberhausen) und des unteren Niederrheins (Krefeld, Grefrath) aus den Jahren 2003-2005. Im Altersgruppenvergleich zeigt sich ein Abbau des Merkmals von 87 % bei den beiden ältesten Gruppen (*1907-1927, 1939-1949) auf 59 % bei der jüngsten Altersgruppe (*1977-1985). Hierbei bestätigt sich die Abhängigkeit vom phonetischen Kontext und der lexematischen Bindung im Sprachgebrauch. Die Daten belegen eine „unidirektionale Implikationsbeziehung: Vokalkürze impliziert spirantische *g*-Realisierung (aber nicht umgekehrt), plosivische *g*-Realisierung impliziert Langvokal oder Diphthong (aber nicht umgekehrt)" (Elmentaler 2008: 78). Der Rückgang der spirantischen Realisierung beschränkt sich weitgehend auf Langvokale und Diphthonge, zeigt jedoch „vollständige Stabilität der *g*-Spirantisierung nach Kurzvokalen" (Elmentaler 2008: 79). Daher führe der Abbau in Richtung einer „bidirektionalen Implikationsbeziehung":

> Wenn Vokalkürze vorliegt, dann auch spirantische Realisierung des auslautenden *g* (und umgekehrt), und wenn Vokallänge bzw. Diphthong vorliegt, dann auch plosivische Realisierung des auslautenden *g* und umgekehrt. (Elmentaler 2008: 78)

Allerdings lässt Lexembindung die Auslautspirantisierung auch in einigen Fällen von vorangehendem Langvokal stabil bleiben. So liegen die Anteile des Auslautfrikativs in der jüngsten Altersgruppe für *kriegt*/

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

kriegst bei 100 %, für *sagt/gesagt/sagt/sagst* bei 95 %, für *legt/legst* bei 75 %, für Formen von *-tag, frag-* und *lieg-* dagegen nur bei 56-59 %.

Für den Norden des Untersuchungsgebiets legt Auer (1998) eine Studie vor, die die soziokulturellen Verwendungskontexte der *g*-Spirantisierung in der Stadtsprache Hamburgs erhebt (vgl. zum „Hamburger Missingsch" auch Scheel 1963). Der Frikativ sei mit generell hohen Gebrauchsfrequenzen von 60-90 % „nur in geringem Maße von sozialen Faktoren gesteuert" (Auer 1998: 188f.). Alter und soziales Milieu (nach Schulze 1992) erweisen sich nur beim modernen, jungen „Selbstverwirklichungsmilieu" (sowie bei Kindern) als frequenzsenkende Kontexte, ebenso wenig Auswirkungen habe die Position des *g* (im absoluten oder gedeckten Auslaut) oder seine Verwendung in Eigennamen. Allerdings werde die Spirantisierung beim Vorlesen, anders als in der Spontansprache, „deutlich unterdrückt" (Auer 1998: 195).

Mit der Perzeption der *g*-Spirantisierung befasst sich eine Studie von Hettler (2014). Hettler führt einen Salienztest unter 40 Bremer und 40 Hamburger Sprechern durch und erhebt objektsprachliche Daten von 20 weiteren Personen. Die Variablen des Salienztests sind u.a. die Spirantisierung des *g* im gedeckten und absoluten Auslaut nach Vokal und nach (vokalisiertem) *r* in *-burg*. Hettler kommt zu Ergebnissen, die sich von denen anderer Studien unterscheiden (Elmentaler/Gessinger/Wirrer 2010, Mihm 1985b, Lorenz 2014). Während dort gezeigt wurde, dass vorangehender Langvokal eine höhere Salienz und eine geringere Akzeptanz des Frikativs auslöst, [gəza(:)xt] aber wenig auffällig ist, kommt Hettler zu dem Ergebnis, Auslautspirans nach Langvokal besitze eine mittlere Salienz von nur 34 %, [gəza(:)xt] 'gesagt' dagegen von 45 %. Als mögliche Ursachen der divergierenden Ergebnisse diskutiert sie die Methode der Erhebung (isolierte Variablen versus Mehrfachstimuli), die Herkunft der Befragten und den qualitativen Lautkontext des gewählten Stimulus. Im regionalen Vergleich zeigen die Bremer geringere Salienzwerte als die Hamburger Befragten.

Lorenz (2014) untersucht in Ostwestfalen Salienzurteile bei 101 Sprechern aus Bielefeld im Alter von 20-30 Jahren, darunter je ein Drittel Einheimische, Zugezogene aus dem nicht-westfälischen niederdeutschen Raum und Zugezogene aus dem mittel- und oberdeutschen Raum. Die *g*-Spirantisierung im Auslaut, durch die Stimuli [liːçt] 'liegt' und [ʁʏkveːç] 'Rückweg' abgefragt, galt für „fast alle Einheimischen und Zugezogenen […] als auffällig" mit Anteilen von 89 % (Einheimische) und 97 % (Zugezogene). Die regionale Herkunft spielt also eine geringe Rolle. Damit zeigt die Auslautspirantisierung etwa doppelt so hohe Salienzwerte wie andere Regiolektmerkmale ([flantsə, faːbə, voːʁt] 'Pflanze', 'Farbe', 'Wort'). Die Variante besitze in Ostwestfalen stärker als andere Merkmale „regionale Markiertheit" (Lorenz 2014).

Für das Ripuarische liegen eine Reihe von Untersuchungen vor. Cornelissen (2002) kommt in einer großangelegten Fragebogenerhebung zu den Regiolekten im rheinischen Teil Nordrhein-Westfalens (925 Fragebögen) zu dem Ergebnis, dass Kürze des vorangehenden Vokals in starkem Maße mit der Auslautspirantisierung korreliert (87 % für [tsʊx] gegenüber nur 8 % für [tsuːk] und 5 % für [tsuːx], vgl. Cornelissen 2002: 302). Hierbei steht im südlichen (ripuarischen) Rheinland die im Regiolekt präferierte kurzvokalische Realisierung häufig in einem Kontrast zum basisdialekten Langvokal (mit Ausfall des *g* im gedeckten Auslaut). Dies lässt nach Cornelissen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

(2002: 307) „dialektdivergente Entwicklungen und damit neue Raumbildungen auf der Ebene der regionalen Umgangssprache erkennen“.

Altersunterschiede spielen hier weniger eine Rolle im Antwortverhalten als etwa bei der Anlautspirantisierung. In zwei Kreisen allerdings wird von den jüngeren Gewährspersonen mit einer deutlich höheren Frequenz (39 %) *Zuuk* angegeben (Cornelissen 2002: 302). Diese Tendenz interpretiert Cornelissen (2002: 307) als „progressive Entdialektalisierung des Regiolekts“.

Lausberg (1993: 125) unterscheidet für Erftstadt-Erp (1970er Jahre) zwischen dem Ripuarischen [zɛːt] ‘sagt‘, [lɪt] ‘liegt‘ und der regiolektalen Form [zaxt], [liːʃt]. Im Auslaut werden höhere Frikativanteile (87,3 %) erreicht als im Inlaut (79,8 %) und Anlaut (63,3 %) (vgl. Lausberg (1993: 124). Diese Reihenfolge trifft, auf ingesamt geringerem Frequenzniveau, auch auf Machas Handwerkerkorpus (1980er Jahre) aus dem Raum Siegburg zu (Auslaut: 63,9 %, Inlaut: 47,3 %, Anlaut: 35,8 %, vgl. Macha 1991: 162). Die intersituativen Unterschiede sind insgesamt eher gering. Nur in der Stellung nach Liquid kann Lausberg (1993: 122) höhere Spirantisierungswerte im informellen Gespräch (98,5 % im freien, 100 % im gedeckten Auslaut) nachweisen als im Interview (86,5 % im freien, 72,0 % im gedeckten Auslaut). Die stärkere standardsprachliche Orientierung im Liquidkontext entspricht auch Mattheiers (1980: 132) Befunden. Darüber hinaus lassen die Werte für Erp eine starke individuelle Streuung erkennen. Lausberg interpretiert dies als Ausdruck zweier verschiedener Strategien: Standardorientierte Sprecher mieden die Spirantisierung aufgrund ihrer „dialektalen Markiertheit“, während der hochfrequente Gebrauch bei eher dialektorientierten Sprechern einer „sprechsprachlichen Akzeptanz“ als nicht-dialektales Merkmal der Alltagssprache folge (Lausberg 1993: 133). Auch Macha (1991: 159) deutet die spirantischen Formen als „dritte[n], zwischen Hochlautungsnorm und Dialektnorm gelegene[n] Typus“. Mattheiers (1980) Erp-Befunde für die Spirantisierung liegen im absoluten Auslaut nach Vokal ([vɛːʃ]) bei einem Plosivanteil von nur 7,3 % in der „Alltagssprache“ und 14,2 % in der „öffentlichen Varietät“. Im gedeckten Auslaut ([lɛːʃt]) sind sie ähnlich (4,9 % und 15,5 %) (vgl. Mattheier 1980: 131). In einer jüngeren Studie mit Korpusdaten aus den Jahren 2001/2002 (Raum Bonn) kann Möller (2008) für den Silbenauslaut nach wie vor eine weite Verbreitung der *g*-Spirantisierung „auch in standardnaher Sprache“ nachweisen (Möller 2008: 91). Der Anteil der frikativen Varianten beträgt insgesamt 75,7 %, nach velarem Vokal sogar 82,6 %, nach palatalem Vokal 66,3 % (Möller 2008: 114). Bei *Tag* beträgt der Spirantisierungsanteil 80,5 %, und bei *(ge)sagt* sogar 95,1 % (Möller 2008: 92).

Saskia Schröder (2013: 48) bemerkt in einer Teilstudie anhand der Daten des REDE-Projekts in Siegburg und Bergisch-Gladbach höhere Spirantisierungswerte bei den nicht mehr im Niederdeutschen aufgewachsenen, „monovarietären“ Sprechern als bei älteren, „bivarietären“ Sprecher. Hohe Werte erzielt jedoch bei allen Sprechern die Formel *ich sag mal*. Nach Konsonant ist die Spirantisierung in ihrem Korpus fast nicht mehr vorhanden. Im Interview liegt die Frequenz stets über der in den Freundesgesprächen. Im Ergebnis aller Untersuchungsorte sei „die /g/-Spirantisierung in der mittleren Sprechergeneration […] etablierter Teil einer regionalen Umgangssprache“ (Schröder 2013: 58).

Für das Ruhrdeutsche kommt Becker (2003) zu dem Ergebnis, dass die *g*-Spirantisierung im In- und Auslaut in ihrem standarddivergenten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

„Symbolwert […] für die Sprachgemeinschaft des Ruhrgebiets als marginal“ (Becker 2003: 74) einzuschätzen sei. Sie wirke „nicht varietätendifferenzierend“ (Becker 2003: 103), da sie für die Sprecher „kein Bestandteil des ‚Abstandskomplexes Ruhrgebietssprache‘ zur Hochsprache“ sei (Becker 2003: 73). Becker schließt daraus, dass „das Prestige/Stigma-Bewußtsein für die spirantisierte Form im Ruhrgebiet selbst sehr gering entwickelt“ sei (Becker 2003: 71, vgl. auch Mihm 1985b). Folglich habe der Frikativ in der „Alltagssprache“ hohe und in der „Standardsprache“ sogar höchste Frequenzanteile (vgl. Becker 2003: 72). Auch Scholten (1988) weist in einer Langzeitstudie mit Aufnahmen aus den 1970er Jahren von elf Duisburger Schülern (Klasse 1-9) einen frequenten Gebrauch auslautender Spirans bei gleichzeitig geringer Salienz nach. Weniger als 25 % der Befragten fiel der Auslautfrikativ auf (Scholten 1988: 61). Ähnliches hatte auch Thies (1985) für das Ruhrdeutsche in acht Orten des Ruhrgebiets festgestellt: Nur eine Gewährsperson aus Gelsenkirchen hatte dieses Merkmal als regionaltypisch betrachtet (Thies 1985: 140). Hinsichtlich der situativen Kontexte ergeben sich bei Scholten (1988) höhere Werte in informeller Erzählsituation (72-82 %) als in der formelleren Situation der Bildbeschreibung (40-54 %). Interessanterweise kann sie darüber hinaus eine Zunahme im Gebrauch der *g*-Spirantisierung um ca. 10-20 % Prozentpunkte von der 1. zur 9. Klasse feststellen (Scholten 1988: 63).

Salewski (1998: 34f.) untersucht das Vorkommen der *g*-Spirantisierung bei zwölf älteren Bergleuten aus Dortmund und Duisburg (Aufnahmen aus den 1980er Jahren). Der Auslautfrikativ erreicht überall um die 90 % ohne größere individuelle oder lokale Unterschiede. Die Auslautspirantisierung hat meist den geringsten Implikationswert aller 14 überprüften Merkmale (vgl. Salewski 1998: 97-106). Die Variable ist Teil eines „kontinuierlichen“ Code-Shifting-Verhaltens, weitgehend ohne disruptive, signalisierte Wechsel (vgl. Salewski 1998: 202-205). Eine fehlende Signalfunktion der auslautenden *g*-Spirantisierung in der Dialekt-Standard-Gegenüberstellung konstatiert auch Lenz (2003) für den moselfränkischen Raum (Wittlich):

> Die standarddifferenten Elemente der Variable *g* kennzeichnen dialekt- wie standardnahe Verdichtungsbereiche des Wittlicher Substandards nicht durch ein Entweder-Oder ihres Erscheinens, sondern vielmehr durch ein Mehr-oder-Weniger ihrer Verwendung. (Lenz 2003: 153f.)

Variablendefinition Die Analyse erfasst sämtliche Vorkommen von *g* im absoluten Auslaut (Wortauslaut) und im Morphemauslaut, in denen eine standarddivergente Spirantisierung erwartbar ist. Hinsichtlich des vorangehenden Kontextes wurden alle vor *g* auftretenden (Lang-)Vokale und Diphthonge sowie die Konsonanten *l, r* berücksichtigt. Auch die Apokopierung, durch die das Flexionsmorphem *-e* (Imperativ sowie 1.Pers.Sg.Präs.) am Wortende ausfällt und damit *g* in den absoluten Auslaut rückt, wird (gesondert) erfasst. Für den Morphemauslaut wurden alle Belege nach Vokalen sowie *l, r* und vor den Flexionsmorphemen *-t, -st* sowie vor den Derivationsmorphemen *-bar, -fältig, -haft, -heit, -keit, -lei, -ler, -lich, -ling, -lings, -maßen, -ner, -nis, -sam, -schaft, -tum, -weise, -zeug* untersucht. Daneben wurden auch Orts- und Personennamen berücksichtigt. Als besonders häufiges Lexem wurde im Wortauslaut *weg*, im Morphemauslaut *magst* gesondert betrachtet.

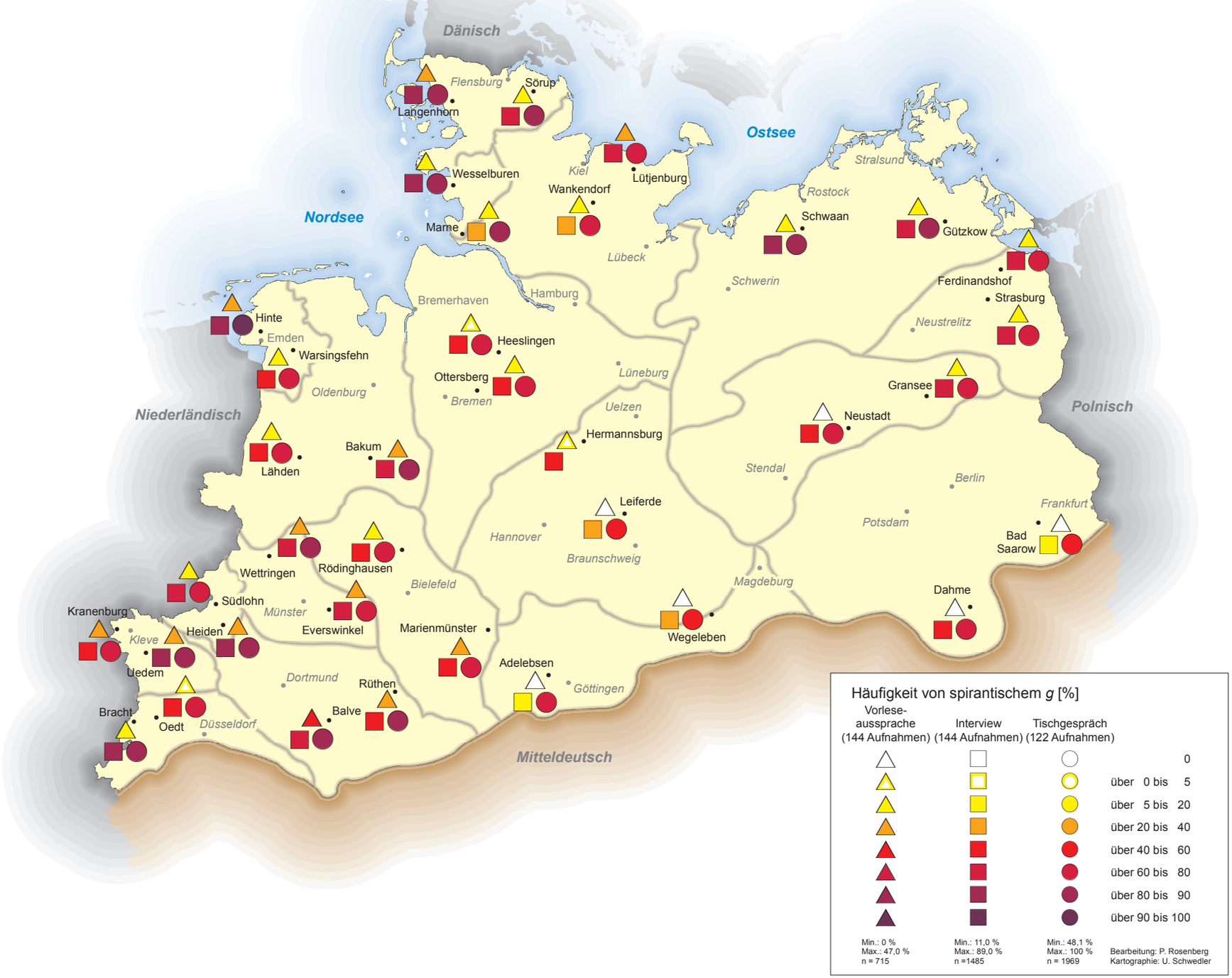
Nicht erfasst wurde *g* in *-ig* (z.B. *König, wenig, dreißig*), bei dem die frikative Aussprache der Standardnorm entspricht, sowie in *-ng* (z.B. *Beschäftigung, Angst*). Für den Morphemauslaut ausgeschlossen wurden Belege mit *g* vor den mit Vokal beginnenden Flexionsmorphemen *-e, -en* und den

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von *g* im Wortauslaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K6



Karte K6.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Derivationsmorphemen *-ung, -n, -en, -e, -er, -igkeit, - ig, -igt, -igst, -isch, -ern, -erisch* sowie vor den sogenannten „Halbsuffixen“ *-mäßig, -haltig, -reich, -voll* und im Auslaut (des Bestimmungsworts) in Komposita. Als Sonderfälle vermerkt wurden die Kürzung des vorangehenden Vokals, die Velarisierung des Frikativs nach Palatal- bzw. Liquidkontext ([bɛʁx] ‘Berg‘) sowie die verschiedenen Realisierungen des vorangehenden *r* wie Ersatzdehnung ([za:k] ‘Sarg‘), Realisierung als [x] ([zaxk] ‘Sarg‘), Vokalisierung ([beak] ‘Berg‘).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Hamburg, Weg, zog; aufgeregt, beantragt, sagt* (3x), *schlägt*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Alltag, Bezug, genug, Hamburg, Krieg, lag, mag, Mecklenburg, sag, Tag, Umzug, Weg, Zug; bewegst, gefragt, gesagt, kriegt, liegt, möglich, überlegt, verfolgt*

Areale Verbreitung Die areale Verbreitung der Auslautspirantisierung zeigt – bei durchgängig hoher Frequenz – deutliche regionale Unterschiede. Die Schwerpunktregionen der Auslautspirantisierung decken sich nur teilweise mit denen der Anlautspirantisierung. Die Auslautspirantisierung ist eher im Westen und Norden des Untersuchungsgebiets verbreitet, während der dialektschwache Nordosten (Brandenburg und Mittelpommern) weniger Anteil hat. Höchste Werte im Tischgespräch (> 75 %) weisen der gesamte Niederrhein auf, ganz Südwestfalen, das Westmünsterland und teilweise das nördlichste Münsterland (Wettringen) und Ostwestfalen (Rödinghausen), sowie ganz Schleswig, Dithmarschen, das Emsland/Oldenburg und teilweise Ostfriesland (Hinte) und Nordhannover (Heeslingen). Im Nordosten beschränkt sich die stärkste Verbreitung auf Mecklenburg-Vorpommern, wo sie durchgängig im Tischgespräch wie im Interview hochfrequent ist. Hohe Interviewwerte (> 75 %) erreichen zudem auch die angrenzenden Gebiete in Mittelpommern (Strasburg) und Nordbrandenburg (Gransee) sowie das sonstige Münsterland (Everswinkel). Sogar in der Vorleseaussprache ist die Auslautspirantisierung vorhanden, mit mehr als einem Drittel aller Vorkommen in vier von acht Orten in Westfalen und dem Münsterland (Balve, Marienmünster, Wettringen, Heiden) sowie in einem Ort am nördlichen Niederrhein (Uedem). Die niedrigsten Werte liegen

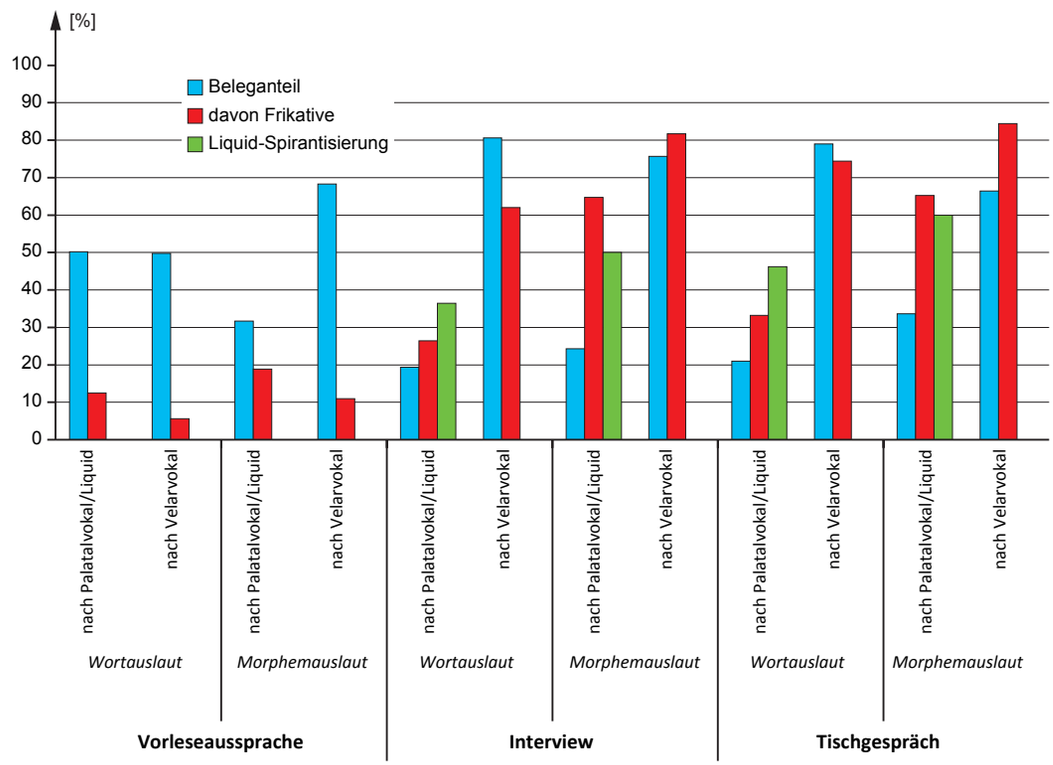


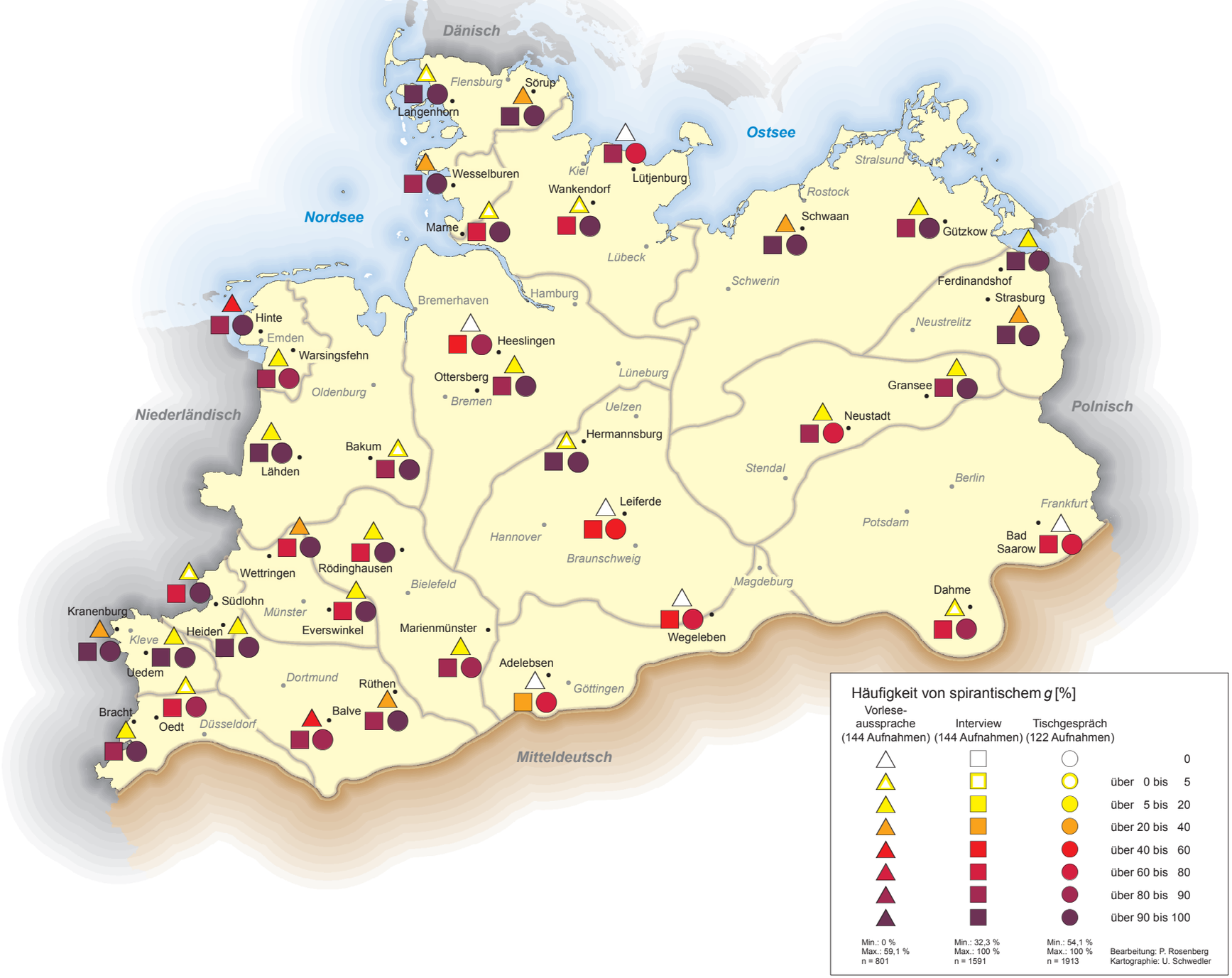
Abb. K6.1. *g*-Spirantisierung in Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch im Wort- und Morphemauslaut

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von *g* im Morphemauslaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K6



Karte K6.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

im Tischgespräch und Interview in beiden Positionen jeweils in Ostfalen.

Situative Verteilung Die Auslautspirantisierung ist ein hochfrequentes Merkmal der norddeutschen Regiolekte in allen Erhebungssituationen. Frikative zeigen sich im Tischgespräch, im Interview, aber auch in der Vorleseaussprache in großer Zahl. Dennoch kann die Auslautspirantisierung je nach situativem Kontext erheblich variieren (Abb. K6.1).

Im Tischgespräch beträgt der durchschnittliche Frikativanteil im Wort- und Morphemauslaut 79,9 %. In Ostfriesland (Hinte) werden dort 100 % erreicht, aber hochfrequent realisiert wird der Frikativ auch (mit über 80 %) in Dithmarschen, Mecklenburg-Vorpommern, partiell in Schleswig (Langenhorn), Oldenburg (Bakum), am Nordniederrhein (Uedem) und Südniederrhein (Bracht), im Münsterland (Wettringen), dem Westmünsterland (Heiden) und in Südwestfalen (Balve). Das Interview hat eine durchschnittliche Spirantisierungsfrequenz von 69,0 %. Besonders hohe Frikativanteile zeigen partiell der Südniederrhein (Bracht) mit 89 %, das Westmünsterland (Heiden) mit 84 %, der Nordniederrhein (Uedem) mit 88 %, aber auch Mecklenburg mit 80-82 %. Deutlich geringer sind die Spirantisierungswerte bei der Vorleseaussprache (durchschnittlich 14,9 %), was mit der Orientierung an der Graphie <g> zusammenhängen dürfte, die entsprechend der Norm als Plosiv gedeutet wird. Dennoch weisen einige Orte, insbesondere in Südwestfalen (Balve) mit 47 %, Schleswig (Langenhorn), Ostwestfalen (Marienmünster) mit je 40 %, aber auch am nördlichen Niederrhein mit 30-35 % relativ hohe Werte auf. Im Tischgespräch hat kein Ort weniger als 48 % standarddivergente Wortauslaut-Belege (und 54 % Morphemauslaut-Belege), im Interview kein Ort weniger als 11 % im Wortauslaut (32 % im Morphemauslaut). In der Vorleseaussprache kann es ganz vermieden werden, scheint also zumindest in manchen Regionen gut kontrollierbar – dies gilt für Südostfalen und partiell Nordostfalen (Leiferde), Südbrandenburg und partiell Nordbrandenburg (Neustadt). Andererseits gibt es aber auch hier eine beträchtliche Spannweite zwischen 0 und 47 %.

Individuelle Variation Die individuellen Spannweiten in der Auslautspirantisierung sind vor allem im Interview erheblich, geringer in den Tischgesprächen und in der Vorleseaussprache (Abb. K6.2). In nahezu sämtlichen Orten des Untersuchungsgebiets – mit Ausnahme von Ostfalen und Südbrandenburg – reichen die Maxima zumindest in einer Erhebungssituation im Wortauslaut bis 100 % Spirantisierung. Die Standardabweichungen betragen für das Interview 30 %, für die Tischgespräche etwa 20 %. 16 von 36 Orten haben Maxima von 100 % im Interview, sieben Orte im Tischgespräch.

Maxima der Spirantisierung von 90-100 % im Tischgespräch zeigen der Nordniederrhein, das Münsterland, das Südwestfälische, das Dithmarsische und Mecklenburgisch-Vorpommersche und je ein Ort am südlichen Niederrhein (Bracht), im Westmünsterländischen (Heiden), im Ostwestfälischen (Marienmünster), im Oldenburgischen (Bakum), im Ostfriesischen (Hinte), im Nordostfälischen (Hermannsburg) sowie im Schleswigischen (Sörup), im Holsteinischen (Wankendorf) und im Mittelpommerschen (Strasburg). Das Interview hat Maxima der Spirantisierung von 90-100 % in den gleichen Regionen. Die höchsten Maxima sind auch im Interview wiederum in den westlichen und nördlichen Regionen vertreten, hier aber auch in Nordbrandenburg und Mittelpommern, die im freien Tischgespräch

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

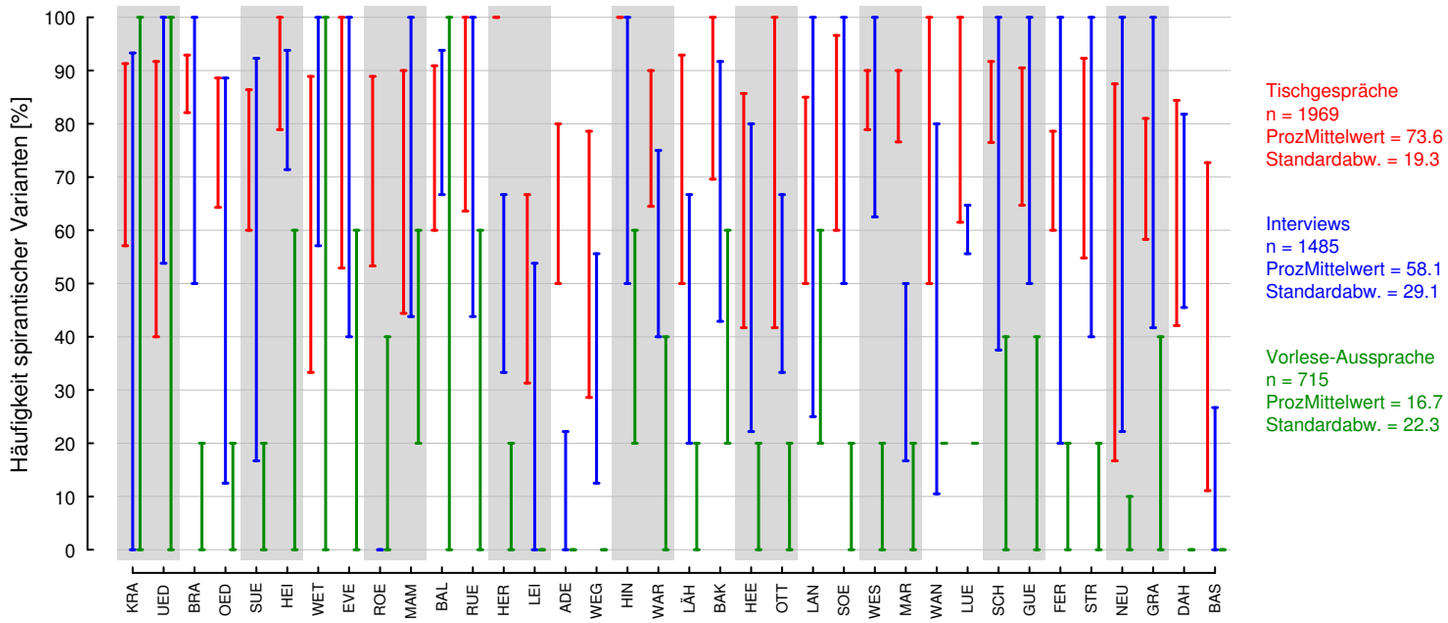


Abb. K6.2. Individuelle Variation der Wortauslaut-Spirantisierung nach Orten und Regionen

geringere Anteile aufwiesen. Die individuellen Unterschiede in der Vorleseaussprache lassen ein West-Ost-Gefälle erkennen. Nicht nur sind die Frequenzen im Westen höher, auch die Spannen zwischen den Gewährspersonen nehmen von West nach Ost ab. Im Westen zeigen von zwölf Orten vier Maxima bis 100 % in der Vorleseaussprache (alle im Südwesten: Kranenburg, Uedem, Wettringen, Balve) und weitere vier Maxima bis 60 %. Andere Probandinnen in den gleichen Orten weisen dagegen 0 % Frikativanteile auf. In 15 von 36 Erhebungsorten reichen die maximalen Frikativanteile in der Vorleseaussprache nicht über 20 % hinaus, vor allem in der östlichen Hälfte des Untersuchungsraums (mit 12 von 18 Orten). Vor allem im Westen wird also auch in der Vorleseaussprache die Auslautspirantisierung nicht von allen als standarddivergent erkannt oder zumindest nicht vermieden.

Im Morphemauslaut ist die Spannweite der Spirantisierungsfrequenzen zwischen den Gewährspersonen geringer und zeigt eine weniger deutliche Struktur: Die individuellen Frequenzunterschiede streuen über das gesamte Untersuchungsgebiet und über alle Erhebungssituationen in etwa gleicher Variationsbreite (von 20 bis 25 % Standardabweichung). Die Spirantisierungsfrequenzen lassen eine gewissen Zusammenhang mit dem Alter der Gewährspersonen erkennen. Im Wortauslaut zeigt die älteste Altersgruppe (1949-57) mit 57,1 % einen höheren Frikativanteil als die jüngeren mit 44,3 % (1958-63) bzw. 48,1 % (1964-71). Unterschiede liegen besonders in der Vorleseaussprache, bei der die älteste Altersgruppe mit 31,3 % im Wort- und 20,9 % im Morphemauslaut etwa doppelt so hohe Anteile aufweist wie die der jüngeren Personen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Morphematische Variation Wort- und Morphemauslaut divergieren in ihren Ergebnissen (Abb. K6.1). In den Tischgesprächen sind 73,6 % aller 1969 Belege im Wortauslaut bzw. 86,5 % der 1913 Belege im Morphemauslaut spirantisiert (hinzu kommen jeweils noch ca. 10 % *g*-Tilgungen), in den Interviews 58,1 % der 1485 Belege im Wortauslaut bzw. 79,2 % der 1591 Belege im Morphemauslaut (dazu 8,6 % bzw. 3,3 % Tilgungen). Der Morphemauslaut, dabei vor allem der „gedeckte" Auslaut vor *-t* (*sacht*), erweist sich somit in den spontansprachlichen Situationen als die Position mit der höheren Spirantisierungsfrequenz. Hieran dürften sowohl phonetische – insbesondere phonotaktische – Prozesse beteiligt sein als auch morphematische sowie pragmatische. Die Vermeidung der Doppelkonsonanz zweier stimmloser Plosive ([zaːkt] 'sagt') wird hier ebenso eine Rolle spielen wie die Lenisierung des Flexionsmorphems *-t* vor [ɐ] in [zaːxd̥ɐ] 'sagt er'/'sagt ihr' in Verbindung mit der Spirantisierung von *g*. Umgekehrt lässt die geringere Salienz des gedeckten Auslauts gegenüber der absoluten Auslautposition (z.B. in [taːk] 'Tag') eine geringere Markiertheit vermuten. Die Formelhaftigkeit von Diskursmarkern wie *sachda*,

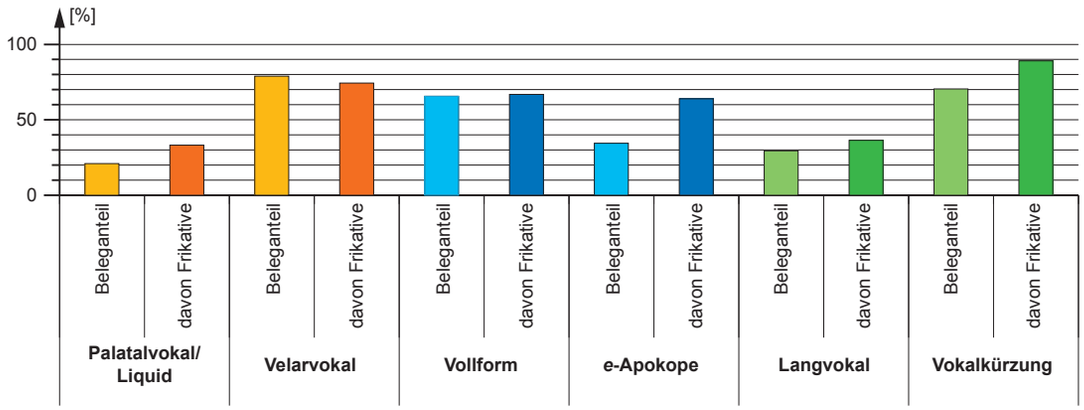


Abb. K6.3. *g*-Spirantisierung im Wortauslaut nach phonetischem Kontext, Apokopierung und Vokalkürzung

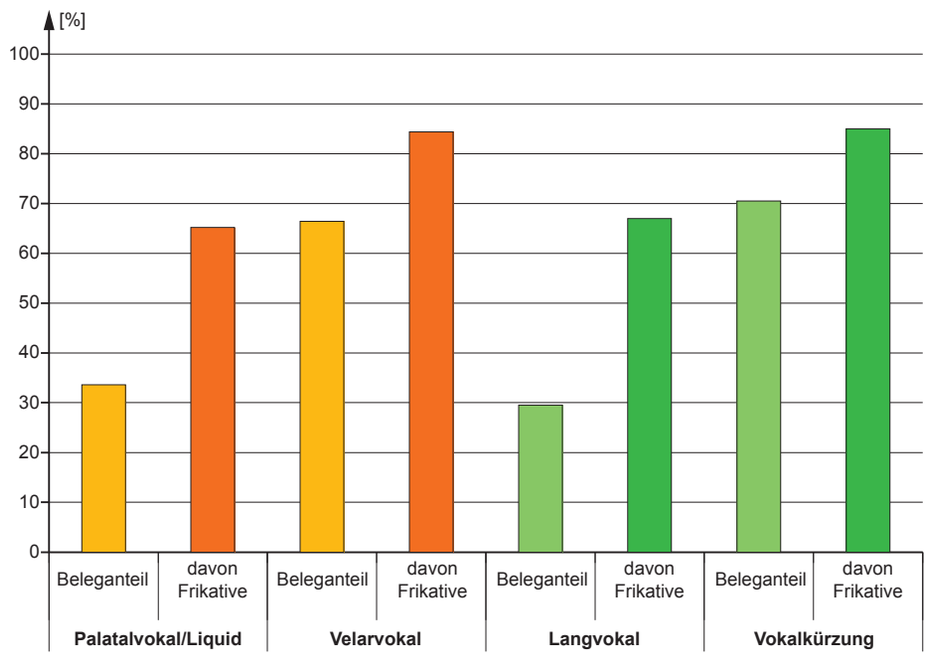


Abb. K6.4. *g*-Spirantisierung im Morphemauslaut nach phonetischem Kontext und Vokalkürzung

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sachs(t)e ‘sagt er/‘sagt ihr‘, ‘sagst du‘ stützt darüber hinaus durch ihre hohe Frequenz die Spirantisierung.

In der Vorleseaussprache tritt Spirantisierung in 16,7 % aller 715 Belege im Wortauslaut auf und nur in 13,3 % von 801 Belegen im Morphemauslaut. Der höhere Spirantisierungsanteil im Wortauslaut ist hier allerdings vor allem auf den Ortsnamen *Hamburg* zurückzuführen, der von etwa der Hälfte der Gewährspersonen mit Frikativ vorgelesen wurde. Hier dürfte der Gebrauch des Frikativs durch die Assoziation der Stadt Hamburg mit einer norddeutschen Redeweise begünstigt werden.

Phonetische Variation Das Korpus der Auslautbelege weist weit überwiegend Velarkontext auf. Knapp 80 % aller Wortauslaut-Belege bzw. 66 % aller Morphemauslaut-Belege in den Tischgesprächen (80 % bzw. 76 % im Interview) entfallen auf vorausgehenden Velarvokal, nur etwa 20 % auf Palatalvokal bzw. Liquid (Abb. K6.3 und K6.4). Zu bedenken ist dabei, dass der geringe Anteil palataler Kontexte auch mit dem Ausschluss von *-ig* zusammenhängt.

Die Spirantisierungsanteile divergieren je nach vorangehendem lautlichen Kontext. Palatale Frikative

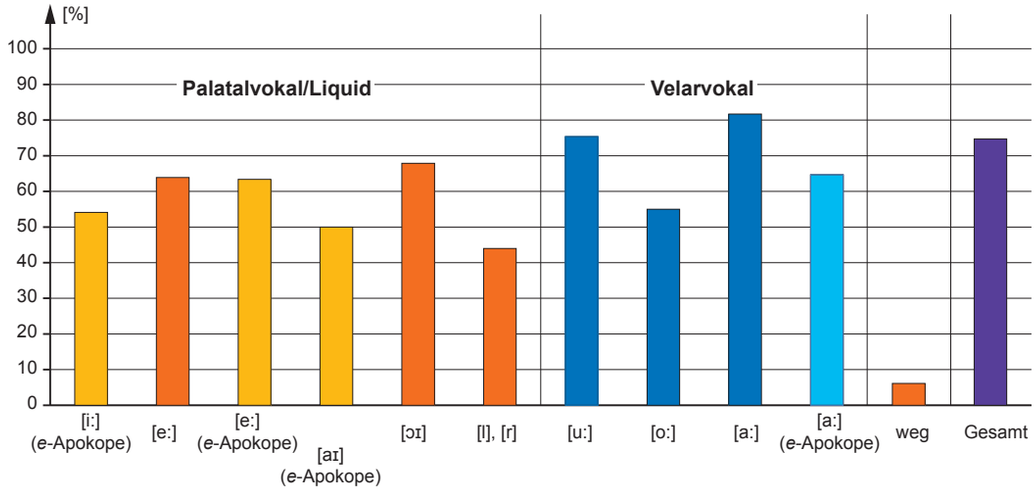


Abb. K6.5. *g*-Spirantisierung im Wortauslaut nach vorangehendem Vokal/Konsonant (> 5 Belege)

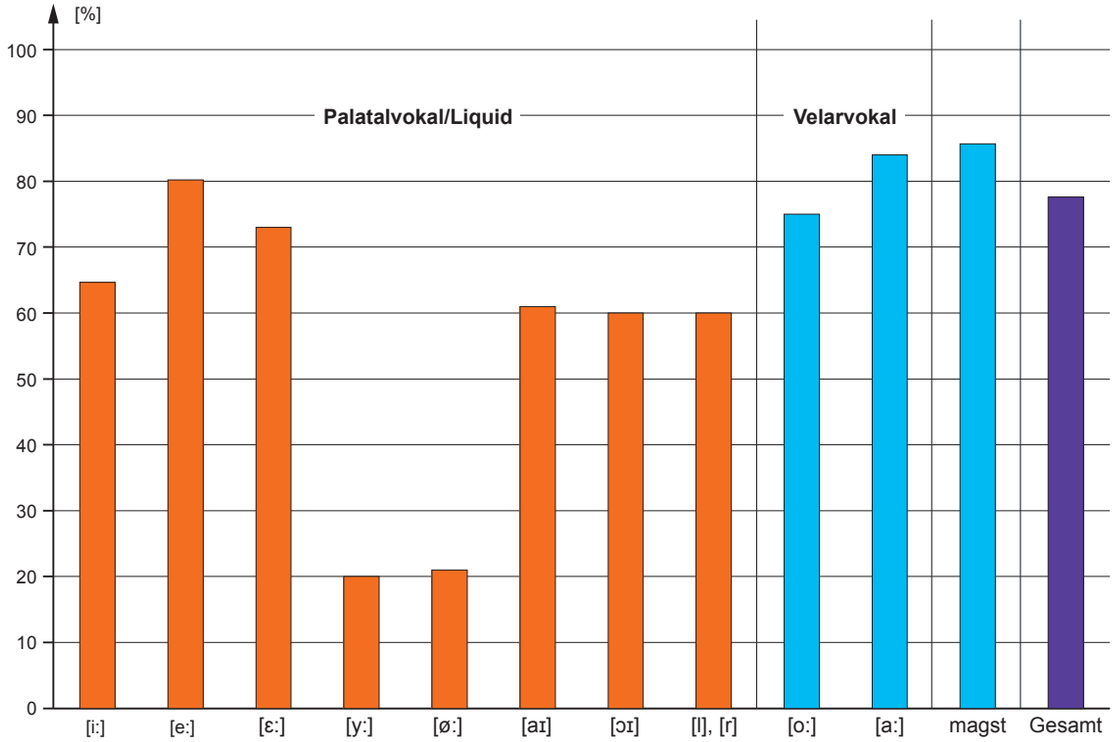


Abb. K6.6. *g*-Spirantisierung im Morphemauslaut nach vorangehendem Vokal/Konsonant (> 5 Belege)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(inklusive einiger Koronalisierungen und Lexem *weg*) nach Palatal- oder Liquidkontext treten im Tischgespräch im Wortauslaut zu durchschnittlich 33,2 %, Velarfrikative nach Velarkontext dagegen zu 74,4 % auf. Im Morphemauslaut ist die Frikativfrequenz in beiden Kontexten höher als im Wortauslaut (Palatalfrikativ nach Palatalvokal oder Liquid: 65,2 %, Velarfrikativ nach Velarvokal: 84,4 %). Die gleiche Tendenz lässt sich in den Interviews feststellen (Wortauslaut: 26,4 % nach Palatalvokal bzw. Liquid, 62 % nach Velarvokal; Morphemauslaut: 65 % nach Palatalvokal bzw. Liquid, 81 % nach Velarvokal). Velarfrikative nach Palatalkontext spielen in allen Erhebungssituationen und Positionen eine marginale Rolle. Sie treten vor allem im Münsterland auf. Ein die *g*-Spirantisierung besonders begünstigender Kontext ist [aː], mit Anteilen von 84 % im Morphemauslaut und 81,7 % im Wortauslaut (Abb. K6.5 und K6.6). Im Morphemauslaut sind hohe Tilgungsanteile auch bei vorangehendem [iː] zu beobachten (26,9 %).

Vorangehender Liquidkontext (*r, l*) senkt die Spirantisierungstendenz nur im Morphemauslaut stärker als vorangehender Palatalvokal. Eine generelle Schwächung der Spirantisierungstendenz nach Liquid, wie sie in der Literatur häufiger beschrieben wird, lässt sich also nicht bestätigen (Abb. K6.1). Im Wortauslaut liegt der Frikativanteil nach Liquid beide Male höher als nach Palatalvokal, im Morphemauslaut beide Male niedriger. Komplexere Konsonantencluster bei Liquid vor *g* und *-t/-st* ([bɔʁçt, fɐfɔlçst] ‘borgt‘, ‘verfolgst‘) könnten die Spirantisierung im Morphemauslaut hemmen und zur Erklärung der geringeren Frikativanteile nach Liquid im Morphemauslaut beitragen. Die Unterscheidung der *r*-Realisierungen vor *g* bestätigt die festgestellten Tendenzen: Vorangehendes *r* liegt etwa im Durchschnitt des palatalen Kontexts. Die Ersatzdehnung des vorausgehenden Vokals (die zum Langvokalkontext führt) lässt niedrigere Spirantisierungsfrequenzen erkennen, die Diphthongierung ([beaç] ‘Berg‘, die zum *a*-Kontext führt) erhöht die Frikativanteile. Generell lässt Vokalkürzung die Spirantisierungsfrequenz deutlich ansteigen (Abb. K6.3 und K6.4). Die vielfach in der Literatur berichtete Verbindung von Spirantisierung und Vokalkürzung bestätigt sich auch hier nachdrücklich. Drei Viertel aller [aː]-Kontexte zeigen im Wortauslaut Kürzung ([tax] ‘Tag‘, [ɪç zax, ˈzaɪç] ‘ich sage‘, ‘sage ich‘), im Morphemauslaut zwei Drittel. In der Kombination von Vokalkürzung und *e*-Apokope macht die Spirantisierung in nahezu allen Erhebungsorten 100 % aus, insbesondere im Kontext nach Velarvokalen.

Lexembindung Das Lexem *weg* (196 Belege) löst kaum Spirantisierung aus. Es wird nur zu 6,1 % spirantisiert, während der Durchschnittswert nach Palatalvokal bzw. Liquid bei 33,2 % liegt. Das Lexem *magst* hat zwar hohe Frikativanteile (87,5 %), aber eine zu geringe Beleganzahl (8 Belege), um präzise Aussagen zu rechtfertigen.

Salienz, Situativität und Normativität Salienzurteile liegen für eine größere Anzahl abgefragter Wortformen und Regionen vor: *Berch, gefolcht, gefraacht, liecht, genuch* wurden abgefragt in den Regionen Nord- und Südniederrheinisch, Westmünsterländisch, Münsterländisch, Ostwestfälisch, Ostfälisch, Südwestfälisch, Nordostfälisch, Ostfriesland, Oldenburgisch/Emsländisch, Nordhannoversch, Schleswigisch, Dithmarsisch, Holsteinisch, Mecklenburgisch-Vorpommersch, Mittelpommersch, Nord- und Südbrandenburgisch. Die Salienzurteile sind regional strukturiert und vom lautlichen Kontext abhängig (Abb. K6.7).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

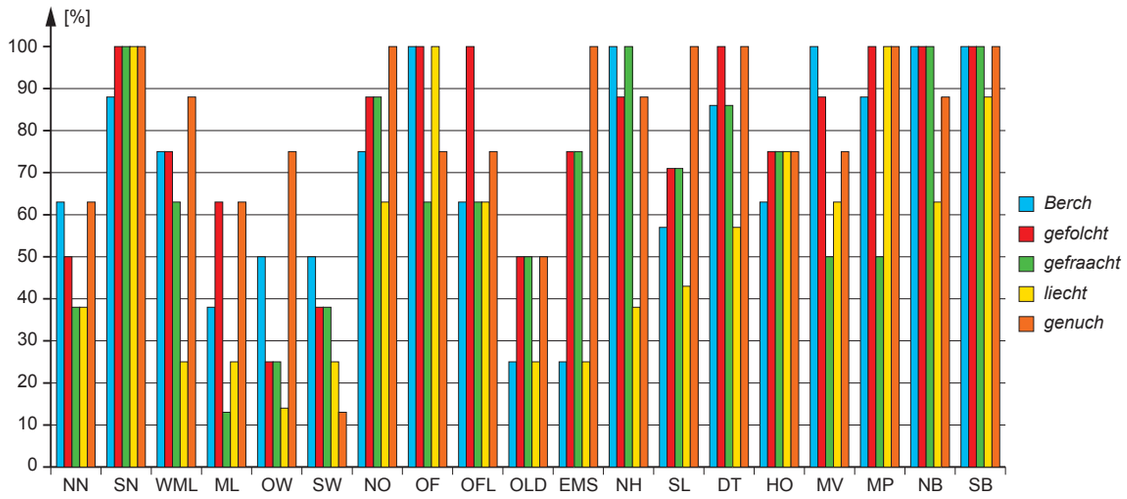


Abb. K6.7. Salienz der *g*-Auslautspirantisierung (nach Regionen, in %, jeweils n=142)

In der Gesamtansicht aller Salienzurteile bestätigt sich das für den Sprachgebrauch bereits festgestellte West-Ost-Gefälle. Wenn man den südlichen Niederrhein und Ostfalen ausnimmt, die die Auslautspirantisierung als hochsalient bewerten, zeigen sich höhere Salienzwerte im Osten des Untersuchungsgebiets. Insgesamt gelten die Auslautfrikative bei gut zwei Dritteln der Befragten als auffällig. Hierbei lassen sich drei Regionalgruppen erkennen. Die geringste Salienz (33-50 %) weisen Südwestfalen, Ostwestfalen, das Münsterland, Oldenburg und der nördliche Niederrhein auf. Salienzwerte über 50 % bis 75 % zeigen das Emsland, das Westmünsterland, Schleswig, Ostfriesland, Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Die höchste Salienz mit Werten über 75 % bis knapp 100 % ist (in aufsteigender Reihenfolge) in den Regionen Nordhannover, Nordostfalen, Dithmarschen, Ostfalen, Mittelpommern, Nordbrandenburg sowie südlicher Niederrhein und Südbrandenburg belegt. Die höchsten Salienzwerte zeigen sich somit bei den Befragten aus den Regionen der Anlautspirantisierung. Dabei unterscheiden sich die als auffällig beurteilten Wortformen deutlich (Abb. K6.8) Die Form *liecht* wird von 54 % der Sprecherinnen als salient angegeben und ist damit insgesamt am wenigsten auffällig. Liquidkontext erhält im Morphemauslaut die häufigsten Salienzbewertungen (*gefolcht*: 78 %, *Berch*: 71 % der Befragten). Sieben Regionen werten die Form *gefolcht* zu 100 % als salient (Abb. K6.9). Noch salienter ist allerdings *genuch* (80 %). Die Form *gefraacht* wird von 66 % der Befragten als auffällig genannt. In Nordostfalen wurde außerdem *Machteburch* abgefragt und von allen als auffällig eingeschätzt.

Die als salient beurteilten Wortformen wurden hinsichtlich ihrer situativen Verwendbarkeit und ihres normabweichenden Charakters unterschiedlich eingeschätzt. Die beiden Wortformen mit Liquidkontext (*Berch, gefolcht*) werden für weniger verwendbar gehalten; knapp die Hälfte der Befragten würde sie nie verwenden. Umgekehrt würden von gut einem Viertel bis über einem Drittel die ohnehin weniger häufig als salient angegebenen Wortformen (*liecht, gefraacht*), aber auch *genuch* zumindest informell, von einem Fünftel bis einem Viertel sogar in allen Situationen verwendet (Abb. K6.10).

Hierbei divergieren die verschiedenen Regionen jedoch stark. Ein Vergleich der westlichsten Regionen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

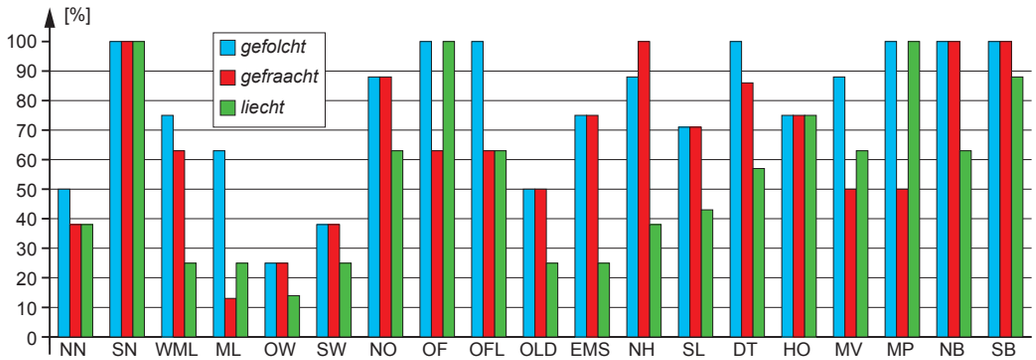


Abb. K6.8. Salienz der *g*-Auslautspirantisierung im Morphemauslaut (nach Regionen, in %, jeweils n=142)

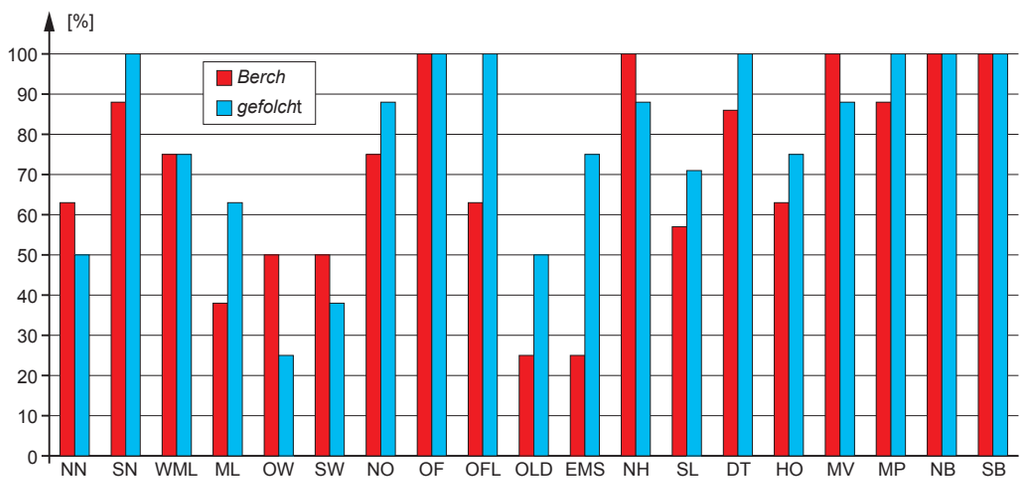


Abb. K6.9. Salienz der *g*-Auslautspirantisierung nach Liquid (nach Regionen, in %, jeweils n=142)

(Nordniederrhein, Westmünsterland, Münsterland, Ostwestfalen, Südwestfalen) und der östlichsten Regionen (Nord- und Südostfalen, Mittelpommern, Nord- und Südbrandenburg) zeigt erheblich differierende Einschätzungen der situativen Angemessenheit z.B. für das stark saliente *gefolcht* (Abb. K6.11). Während im Osten viele Gewährspersonen *gefolcht* nie verwenden würden, halten es im Westen viele sogar in halbformellen Situationen für verwendbar.

Im Normativitätstest zeigt sich, dass gut die Hälfte der Befragten (54 %) die abgefragten Wortformen korrigieren würde, eine starke Minderheit (46 %) jedoch nicht. Als normabweichend und korrekturbedürftig wird vor allem *Berch* (68 %) eingeschätzt, aber auch *gefolcht* (60 %), weniger *gefraacht* (52 %) sowie am wenigsten *liecht* und *genuch* (je 44 %). Auch hier zeigen sich wiederum areale Differenzen. So wird etwa die Wortform *Berch* am ehesten dort als korrekturbedürftig eingeschätzt, wo generell der Auslautspirantisierung die höchste Salienz zukommt, darunter vor allem in den Regionen der Anlautspirantisierung (Abb. K6.12).

Dies stimmt mit einer Pilotstudie von Brunner (2011) überein, die die Realisierung der Auslautspiranti-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

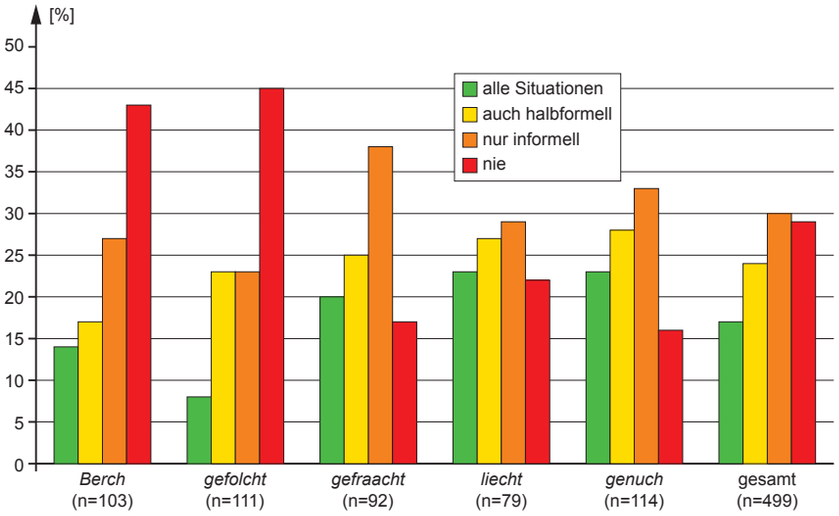


Abb. K6.10. Situative Verwendbarkeit der *g*-Auslautspirantisierung (in %)

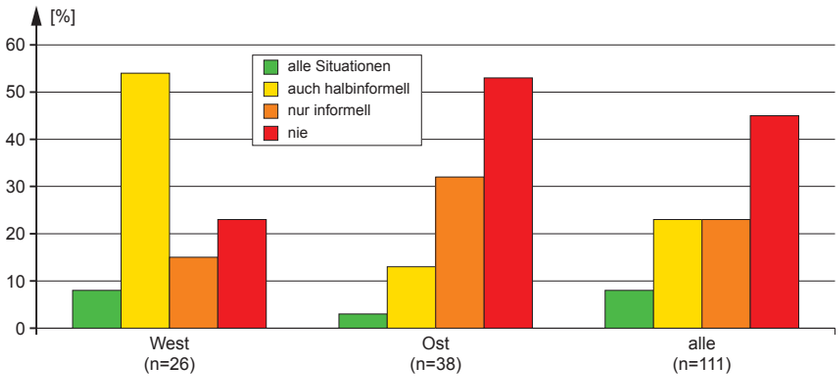


Abb. K6.11. Situative Verwendbarkeit von *gefolcht* (ausgewählte Regionen, in %)

sierung in Interviews und Tischgesprächen mit der Einschätzung der situativen Verwendbarkeit von *liecht, gefraacht, gefolcht* anhand ausgewählter SiN-Gewährspersonen (aus Westfalen, Holstein, Brandenburg, Niederrhein) vergleicht (vgl. Brunner 2011: 2). Die Situativitätsurteile unterscheiden sich je nach Region und Lexem signifikant: „Die initiale Spirantisierung scheint in Brandenburg gängiger zu sein als die finale“ (Brunner 2011: 5). Der nördliche und südliche Niederrhein unterscheiden sich erheblich. Am nördlichen Niederrhein erscheint die finale Spirantisierung weniger situativ eingeschränkt und

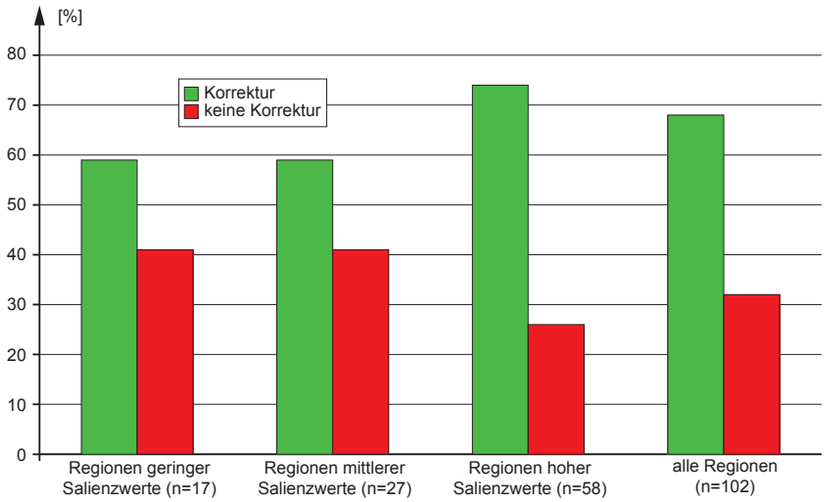


Abb. K6.12. Normativität von *Berch* (Regionen nach Salienzwerten der Auslautspirantisierung, in %)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auch für formelle Situationen eher akzeptabel als die initiale, am südlichen Niederrhein hat die initiale Spirantisierung einen weiteren situativen Verwendungsbereich als die finale (vgl. Brunner 2011: 6). Ein genereller Zusammenhang zwischen objektivsprachlichen und subjektivsprachlichen Daten ist jedoch für die finale Spirantisierung nicht zu belegen (vgl. ebd: 14f.). Überraschend ist, dass die Verwendung der Anlautspirantisierung mit der Verwendbarkeitseinschätzung der Auslautspirantisierung korreliert (vgl. ebd: 15). Brunner interpretiert dies so, dass in den Regionen mit Anlautspirantisierung, also in Brandenburg und am südlichen Niederrhein, die „Gewährspersonen […] von ihrem Gebrauch der initialen Spirantisierung auf den Gebrauch der finalen schlussfolgern" (ebd: 12), also vom höher salienten und regional stärker markierten Merkmal auf das weniger saliente und größerregonale schließen (vgl. ebd: 16).

Scharioth (2015) vergleicht die Salienz der *g*-Spirantisierung anhand der SiN-Daten aus Holstein, Mecklenburg-Vorpommern und Mittelpommern (sechs Orte, 27 Gewährspersonen). Im Tischgespräch und Interview sind die arealen Unterschiede gering (alle liegen über 80 %). In der Vorleseaussprache sind die Differenzen größer (vgl. Scharioth 2015: 105f.). Die Auslautspirantisierung weist partiell (*liecht, gefolcht*) eine Zunahme der Salienz von Mecklenburg-Vorpommern nach Mittelpommern auf (vgl. Scharioth 2015: 108f). Die regionale Verteilung ergibt damit ein ähnliches Süd-Nord-Gefälle, wie es bereits Gessinger (2008) festgestellt hatte:

> Während *Siech, folcht* und *Berch* von nahezu allen Probanden als salient empfunden wurden, zeigen sich bei *gefracht, flooch, genuch* und *liecht* die erwartbaren Nord-Süd-Differenzen deutlicher. Die Probanden aus Berlin/Brandenburg empfanden diese Formen ähnlich wie ihre südlichen Nachbarn als salient, die norddeutsche Vergleichsgruppe hingegen eher weniger. (Gessinger 2008: 139f.)

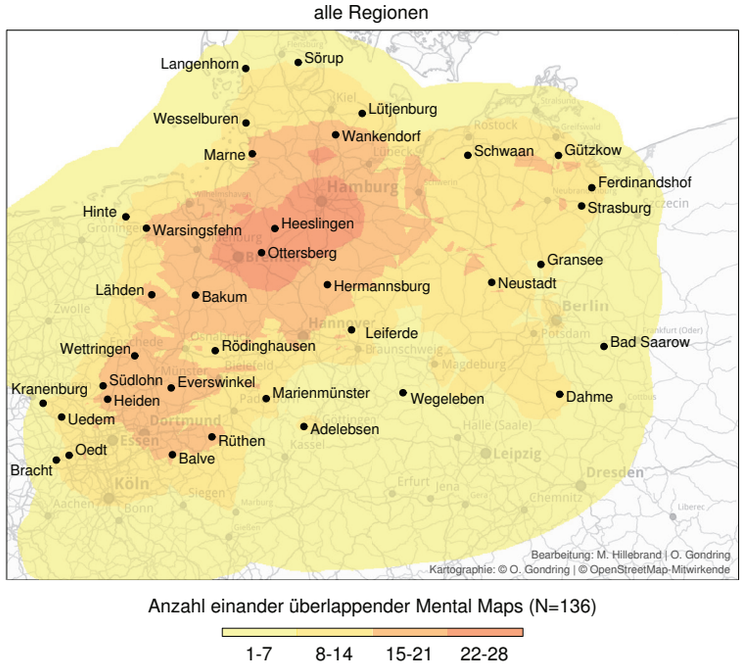
Durchgängig hohe Salienz besitzen in allen Regionen die Varianten nach Langvokal und nach Liquid (vgl. Elmentaler/Gessinger/Wirrer 2010: 118). Vor allem im Morphemauslaut treten aber dennoch in Regionen mit hohen Salienzwerten Auslautspirantisierungen in großer Zahl auf. Damit deute sich ein „doppelter Normhorizont an: eine standardnahe Norm und ein regionaler Normhorizont" (Elmentaler/Gessinger/Wirrer 2010: 134).

Mental Maps Die Mental Map zur Wortform *gefraacht* (Karte K6.3) lässt eine überregionale areale Zuordnung erkennen. Sie zeigt eine Verbreitung über das ganze norddeutsche Gebiet mit einer leicht stärkeren Ausrichtung auf den Westen des Untersuchungsraums und leichten, aber nicht signifikanten Überlappungen im Raum Hamburg.

Regional finden sich nach Hillebrandt (2011) in den Mental Maps der Gewährspersonen aus den Regionen mit Anlautspirantisierung ähnliche Raumstrukturen für die finale Spirantisierung (*gefraacht*) wie für die initiale. Am Niederrhein greifen die Einträge allerdings weiter nach Norden aus als bei der Anlautspirantisierung. Im Nordosten wird ganz Brandenburg sowie Vor- und Mittelpommern als Auslautspirantisierungsregion angesehen. Hier bestätigt sich der implikative Charakter der salienteren und regional deutlicher fokussierten Anlautspirantisierung (vgl. Brunner 2011). Hinzu kommt die gesamte Küstenregion (ohne Schleswig-Holstein) (vgl. Hillebrandt 2011: 2). Die Probandinnen aus Brandenburg verorten die Auslautspirantisierung allerdings eher außerhalb der eigenen Region, während sie am (nördlichen) Niederrhein eher auf die eigene Region bezogen wird (vgl. Hillebrandt 2011: 3).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

gefraacht



Karte K6.3

Abschließende Interpretation

Die Spirantisierung des auslautenden *g* ist ein hochfrequentes Merkmal aller norddeutschen Regiolekte. Besonders hohe Frikativanteile sind im Westen und Norden des Untersuchungsgebietes festzustellen, weniger in den Regionen mit Anlautspirantisierung. Die Auftretenshäufigkeit hängt vom phonetischen Kontext und der lexematischen Bindung ab. Vorangehender Velarvokal, insbesondere [a:], lässt die Spirantisierungsfrequenz steigen, Palatalvokal und Liquid senken sie. Im Morphemauslaut finden sich die höchsten Frikativanteile. Vokalkürze – vor allem in Verbindung mit *e*-Apokopierung – fördert die Spirantisierungsneigung. Im Tischgespräch und im Interview verzeichnet die auslautende *g*-Spirantisierung hohe Anteile von durchschnittlich 70 bis 80 %, in der Vorleseaussprache ist sie deutlich geringer, ohne jedoch immer gänzlich vermieden zu werden. Die individuelle Streuung ist erheb lich, insbesondere im Interview.

Die Auffälligkeit des Merkmals ist regional unterschiedlich ausgeprägt, im Westen ist es von mittlerer, im Osten von höherer Salienz. Die Salienz ist abhängig vom phonetischen Kontext und insbesondere nach Liquid hoch. Die Beurteilung der situativen Angemessenheit lässt lexemabhängig einen beträchtlichen Toleranzbereich erkennen. Die Wortformen nach Vokal werden von fast der Hälfte der Befragten in halbformellen oder gar allen Situationen für akzeptabel gehalten. Die Auslautspirantisierung wird nur von einer Hälfte der Sprecherinnen als normabweichend eingeschätzt, allerdings in Abhängigkeit von der Region, dem Lexem und dem phonetischen Kontext. Insgesamt wird das Merkmal aber dem gesamten norddeutschen Raum zugewiesen und weist vergleichsweise wenig regionale Spezifik auf.

PR

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Apokope des *t* im Wortauslaut

Belegzahl: 52806
T: 20232 B. aus 36 Orten (Ø 562 B.), 122 Gpn.
I: 27310 B. aus 36 Orten (Ø 759 B.), 144 Gpn.
V: 5260 B. aus 36 Orten (Ø 146 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Meinhold (1973: 27f., 99, 109f.), Kohler (1995: 208, 214, 216), Berend (2005: 153-157), Elspaß (2005: 440-442), Elmentaler (2011). Nordniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 383) [Hamburg]. Ruhrgebiet: Scholten (1988: 80-84) [Duisburg]. Ostniederdeutscher Raum: Herrmann-Winter (1979: 146, 151, 174) [Greifswald], Rosenberg (1986: 229) [Berlin], Schönfeld (1989: 11, 72, 83, 96, 129) [Berlin], Schönfeld (2001: 76) [Berlin]. Westmitteldeutscher Raum: Jünger-Geier (1989: 98, 202) [Kelzenberg], Kreymann (1994: 134-140) [Erp], Lenz (2003: 174-177) [Wittlich], Henseler (2006: 71f.) [Siegburg], Möller (2013: 99-101, 302-304) [Raum Bonn].
B. Karten: WDU (Bd. 2: Karte 116: *nicht*; Bd. 4: Karte 64: *ist*; Bd. 4: Karte 65: *sind*), ADA (Karten *nicht, sonst, sind, und*), WSU (169f., 269: *nicht*), Berend (2005: 155f., Abb. 2: *nicht*; Abb. 3: *ist*).

Forschungsstand Im Duden-Aussprachewörterbuch (2005) wird die *t*-Apokope nicht als Variante der gesprochenen Standard- oder Umgangssprache genannt. Im „Deutschen Aussprachewörterbuch" von Krech et al. (2010: 108) dagegen wird die „Elision von [t] im Auslaut von Synsemantika" als „sehr häufig" auftretendes Merkmal der „Standardaussprache mit verminderter Artikulationspräzision" angeführt, wobei die Wortformen *is, nich, jetz* und *un* als Beispiele genannt werden, auf S. 114f. zusätzlich auch noch *sin* 'sind'. Nach Kohler (1995: 214) „verlieren (*b*)*ist, sind, und, nicht, jetzt* und *sonst* ihr finales /t/", wobei diese apokopierten Formen „auch auf den Starkton übertragen werden" können. Eine Abhängigkeit vom lexikalischen Kontext belegen auch die Analysen nord- und westmitteldeutscher Regionalsprachen, wobei die quantitativen Befunde jedoch ein differenzierteres Bild vom Auftreten der *t*-Apokope vermitteln. So tritt nach Kreymann (1994) in den Interviews aus dem ripuarischen Erp (um 1970) die *t*-Apokope bei den Wörtern *ist* und *jetzt* (87-93 %) deutlich häufiger auf als bei *und* oder *sind* (49-55 %), und auch Möller (2013: 302f.) konstatiert für seine Sprecher aus dem Raum Bonn, dass die *t*-Tilgung bei *ist, sonst, jetzt, nicht* im Ripuarischen „praktisch obligatorisch" sei, während sie bei *und* und *sind* regional begrenzt sei und weniger frequent auftrete.

In der Alltagssprache ist das Auftreten der *t*-Apokope allerdings nicht auf den Bereich der Synsemantika beschränkt, ein Phänomen, das in den Atlanten zur deutschen Umgangssprache bzw. Alltagssprache (WDU, ADA, WSU) bisher nicht berücksichtigt wurde. Im Korpus von Möller (2013: 101) treten *t*-Apokopen, mit geringeren Tokenfrequenzen, auch in Adjektiven und Adverbien (z.B. *ers, of, direk*, mit ca. 26 %), in Substantiven (z.B. *Subjek, Effek, Augus*, ca. 13 %) und Verbformen der 3. Ps. Sg. und beim Partizip Präteritum (z.B. *er läuf, sie heiß; geschaff, gebrach*, ca. 27 %) auf. Auf ähnliche Differenzierungen verweist auch Schönfeld (2001: 76), der für das Berlinische den *t*-Ausfall in *ist, nicht, und* und *jetzt* (in der Form *jetze*) „immer bis überwiegend" vorfindet, während die Apokope bei *sind* nur „vereinzelt" und bei *erst, selbst* oder bei Partizipialformen wie *gesetzt* (*jesetz*) nur bei älteren Berlinern beobachtet werden kann. Für den übrigen norddeutschen Raum liegen präzise quantifizierte Daten bisher nicht vor. Die Hamburger Beispiele bei Scheel (1963: 383) (*er läss, er frag, gekauf, du hälts, ihr geb*) deuten allerdings darauf hin, dass es auch dort eine über die Synsemantika hinausgehende Tendenz zur *t*-Apokope gibt. Historische Indizien für die *t*-Apokope in Briefen von norddeutschen Auswanderern aus dem 19. Jahrhundert finden sich

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bei Elspaß (2005: 440-442), neben der häufigen Form *nich* (mit 50 Belegen aus dem norddeutschen Raum) auch Schreibungen wie *gesterk* 'gestärkt' (Brief von 1851), *anbetrif* 'anbetrifft' (1865), *nachtrich* 'Nachricht' (1868) oder *gedach* 'gedacht' (1873).

Neben der Lexembindung werden in den Forschungsarbeiten einige weitere Faktoren genannt, von denen angenommen wird, dass sie das Auftreten der *t*-Apokope begünstigen oder verhindern: (1) Der situative Kontext: Dass die *t*-Apokope in informellen Kontexten (z.B. Freundesgesprächen) tendenziell häufiger auftritt als in formelleren Kontexten (Interviews), belegen u.a. die Ergebnisse von Jünger-Geier (1989: 202) und Kreymann (1994: 136f.) für den ripuarischen Raum. (2) Der Lautkontext: Bei Scheel (1963: 383) findet sich, mit Bezug auf das Hamburger Missingsch, die These, dass der *t*-Ausfall insbesondere nach Frikativen zu beobachten sei, und Kreymann (1994: 134) weist für das Ripuarische darauf hin, dass die *t*-Apokope nach Vokal und Liquid nicht möglich sei (**Gel* 'Geld'). Lenz (2003: 177) wiederum geht davon aus, dass prävokalische und satzauslautende Stellung den Erhalt des auslautenden *t* begünstige. Auch in der internationalen Forschung wurde auf eine mögliche Abhängigkeit der *t*-Apokope von der lautlichen Umgebung hingewiesen (vgl. Elmentaler 2011: 81f.). (3) Die Tokenfrequenz: Herrmann-Winter (1979: 146) geht für den Raum Greifswald von einem Zusammenhang zwischen der Tokenfrequenz und dem Auftreten der *t*-Apokope aus (Abfall von *t* im Auslaut häufig gebrauchter Wörter). Auf diese Annahme wird auch in anderen Arbeiten gelegentlich Bezug genommen, ohne dass es bisher für das gesprochene Deutsch zu einer systematischen Hypothesenprüfung gekommen wäre (vgl. Elmentaler 2011: 83). (4) Die sprachliche Sozialisation: Auf einen Zusammenhang mit der Dialektkompetenz der Sprecher verweist Rosenberg (1986: 229) für das Berlinische, der von einer „dialektale[n] Verstärkung allgemeiner umgangssprachlicher Kontraktionserscheinungen im Bereich der Endungen ausgeht".

Neben den potenziellen Einflussfaktoren für das Auftreten der *t*-Apokope werden in den genannten Arbeiten einige speziellere Varianten-typen behandelt, die einer gesonderten Betrachtung bedürfen. Scheel (1963: 383) weist für Hamburg darauf hin, dass nach Nasalen oftmals Ersatzformen für den Dental gebildet werden, wie etwa [p] nach [m] (*Hemd* > *Hemp, er nimmt* > *nimp*) und [k] nach [ŋ] (*er fängt* > *fänk*) (vgl. für das Ripuarische auch Kreymann 1994: 134 und Möller 2013: 100). Sie verweist außerdem auf Formen mit *t*-Epenthese (*anfangst* 'anfangs', *Sempft* 'Senf', *einzelnt* 'einzeln'), die sie als Hyperkorrektionen interpretiert (vgl. auch Dahl 1974: 366 zu Rostock). In der ripuarischen Regionalsprache kann für das Lexem *nicht* neben der apokopierten Form *nich* auch die dialektale Variante *nit* auftreten (im Basisdialekt auch bei Autosemantika wie *Naat* 'Nacht' oder *reit* 'recht'), die bei dialektkompetenten Sprechern in informeller Situation dominiert. Ähnliches wäre prinzipiell auch für den nördlich angrenzenden südniederrheinischen Raum erwartbar, dessen Basisdialekte ebenfalls *nit* aufweisen. Schließlich ist für den berlinisch-brandenburgischen Raum mit dem Auftreten der Variante *jetze* zu rechnen, bei dem die *t*-Apokope mit einer *e*-Epenthese einhergeht.

Variablendefinition Bei den Korpusrecherchen wurden im orthographischen Transkript alle Wortformen mit einem auslautenden <t> ermittelt, wobei folgende Kontexte unberücksichtigt blieben:

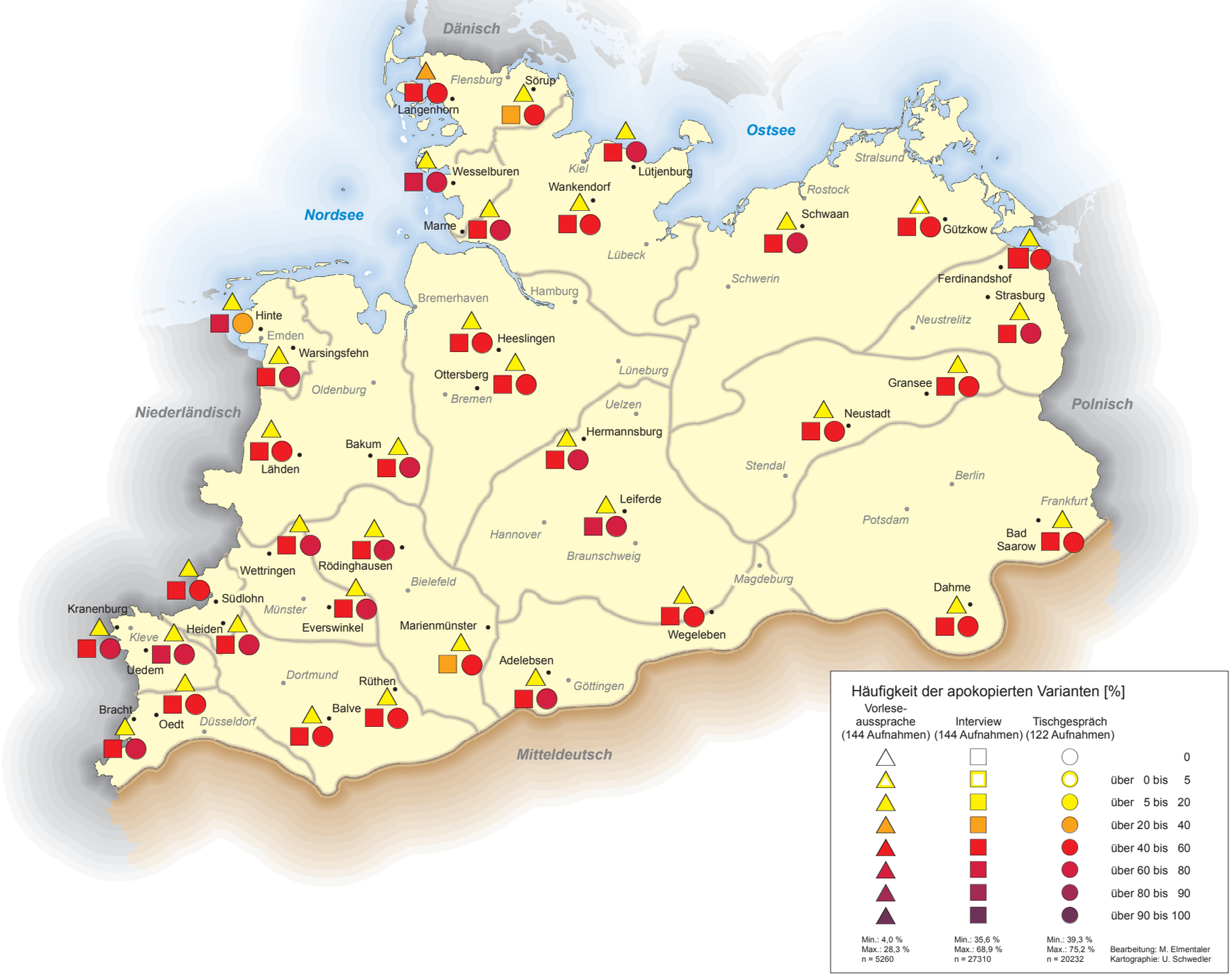
1) <t> nach Vokalen oder nach <t, d, l, r, n>. Nach Vokalen, Liquiden und nach <n> ist keine *t*-Apokope

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Apokope des *t* im Wortauslaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K7



Karte K7.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

erwartbar (**mi, *Strei, *har, *kal, *bun*), bei auslautendem <dt> oder <tt> liegt ebenfalls der Kontext nach Vokal vor (*Stadt, lädt, Bett*).

2) <t> vor <d>, <t> oder <z> im Folgewort. Hier kommt es meist zu einer Verschmelzung des auslautenden Dentals mit dem Dental bzw. der Affrikate des Folgewortes (*nicht‿tun* [nɪçtu:n]), so dass die *t*-Apokope nicht mehr überprüfbar ist.

Von den auf <d> (phonetischem [t]) auslautenden Wörtern wurden lediglich *und* und *sind* erfasst, für die in der Forschung eine Tendenz zur *t*-Apokopierung nachgewiesen wurde, sowie die auf <md>endenden Lexeme (*fremd, Hemd*).

Aufgrund des komplexen Bedingungsgefüges, das nach Ausweis der Forschungsliteratur das Auftreten der *t*-Apokope steuert, wurden bei der Definition dieser Variable zahlreiche Subvariablen differenziert. Hierbei wurden 19 Lexem- bzw. Wortformenvariablen aus dem Bereich der „Kleinwörter" (Adverbien und Partikeln: *äußerst, einst, erst, jetzt, längst, meist, möglichst, nächst, nicht, oft, selbst, sonst, überhaupt, vielleicht, zuletzt, zumindest,* die Konjunktion *und*, die Auxiliarverbformen *ist* und *sind*) definiert, um den in der Literatur punktuell beobachteten Lexembindungen genauer nachgehen zu können. Zum anderen wurden im verbalen Bereich die Kategorien 2.Ps.Sg., 3.Ps.Sg., 2.Ps.Pl. und Part.Prät. differenziert, um zu prüfen, ob die *t*-Apokope auch in Flexionsendungen auftritt und inwieweit hierbei die grammatische Kategorienzugehörigkeit eine Rolle spielt. Schließlich wurden die *t*-Apokope in Substantiven und Adjektiven (z.B. *Projekt, Kunst, direkt, Licht*) sowie die Fälle mit auslautendem [mt] gesondert erfasst.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten

einst, erst, ist (3x), *jetzt, nicht* (5x), *sonst, zunächst; gibt, schlägt, sagt* (2x), *spricht; angestrebt, angekündigt, genehmigt; Bürgerschaft, Fluchtpunkt* (2x), *Luft, Macht, Meldepflicht* (2x), *Pflicht, Schulpflicht, Staatsanwaltschaft, Vorschrift; und* (7x)

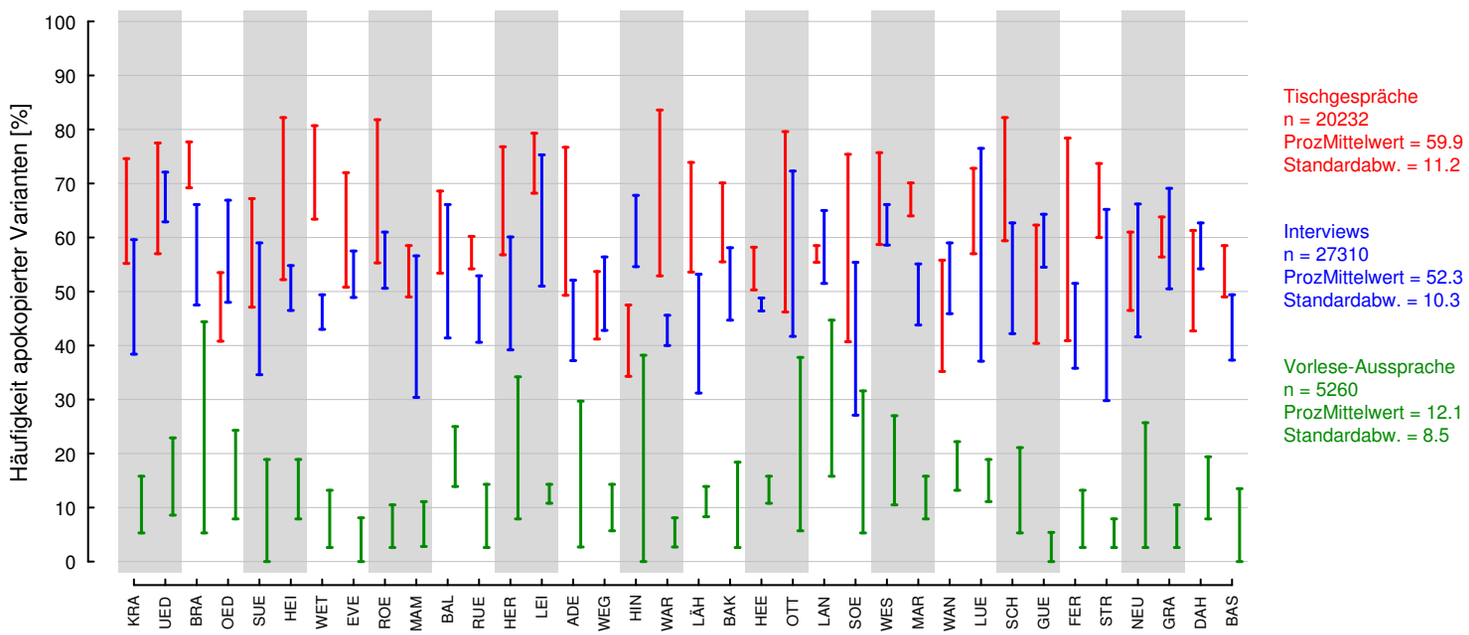


Abb. K7.1. Ortsbezogene Spannweiten bei der Realisierung der *t*-Apokope

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *äußerst, einst, erst, jetzt, längst, meist, möglichst, nächst, nicht, oft, selbst, sonst, überhaupt, vielleicht, zuletzt, zumindest; du bekommst, bist, einlädst, hast, hingehst, kannst, musst, schniefst; ihr habt, könnt, lest, macht, meint, sagt, singt, tragt; er/sie/es benutzt, bringt, heißt, klappt, läuft, macht, sagt, schmneckt; abgeschafft, aufgehängt, eingesetzt, gedacht, gesagt, rausgequetscht, verniedlicht, verschluckt; Arzt, Geschäft, Licht, Lust, Nacht, Predigt, Prospekt, Rezept; acht, bewusst, direkt, krampfhaft, schlecht, verarscht, verrückt, winterfest*

Areale Verbreitung Die *t*-Apokope tritt im gesamten Untersuchungsgebiet frequent auf (Karte K7.1). Allerdings ist die hohe Frequenz der *t*-Apokope in Tischgespräch und Interview vor allem auf die quantitative Dominanz der Lexeme *nicht, ist* und *jetzt* zurückzuführen, auf die allein schon 8465 Apokopierungsbelege (von insgesamt 11763) entfallen. Areale Muster werden daher nur bei differenzierter Betrachtung der einzelnen Lexeme und Wortformenkategorien sichtbar.

Situative Verteilung und Spannweite Das Kartenbild sowie das Diagramm (Abb. K7.1) zeigen eine deutliche situative Abstufung. Der mittlere Anteil der apokopierten Varianten liegt in den Tischgesprächen (blaue Balken im Diagramm) bei 59,7 %, in den Interviews (rot) bei 51,8 % und in der Vorleseaussprache (grün) bei 12,0 %. Die Spannweite in den Tischgesprächen und Interviews ist recht gering, es gibt also einen hohen Grad an interindividueller Übereinstimmung (Standardabweichung T: 11,2 – I: 10,3). Bei keiner der 144 Gewährspersonen beträgt der Apokopenanteil in diesen Situationskontexten weniger als 27 %, andererseits ist nirgends ein individueller Anteil von mehr als 84 % festzustellen. Im Falle der Vorleseaussprache ist die mittlere Spannweite noch geringer als in den spontanen Sprechsituationen (Standardabweichung: 8,7), wobei sich die Apokopierungsanteile auf deutlich geringerem Niveau bewegen (max. 44,7 %). Nur neun der 144 Gewährsfrauen vermeiden die *t*-Apokope beim Vorlesen vollständig, was darauf hindeutet, dass diese Variante zumindest in bestimmten Wortkontexten nur schwer kontrollierbar ist.

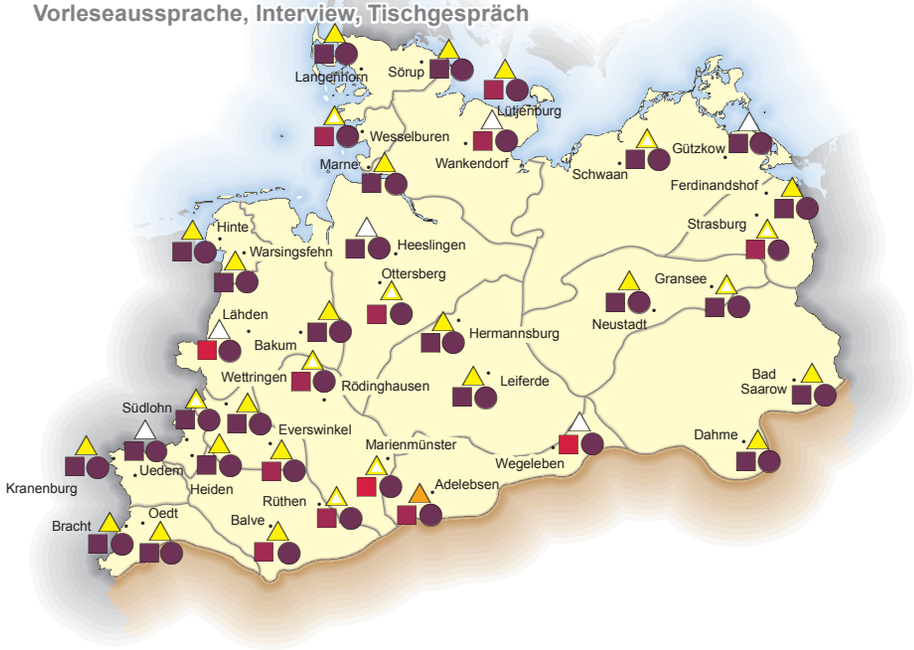
Die Lexeme *nicht, ist* Die in der Forschungsliteratur beschriebenen und in den Atlanten kartierten hohen Anteile apokopierter Varianten in den Wörtern *nicht* und *ist* lassen sich auch in den Tischgesprächen und Interviews der SiN-Gewährspersonen nachweisen. Bei dem Lexem *nicht* (Karte K7.2 A) liegt der Apokopierungsanteil in allen Untersuchungsorten bei mindestens 90 % (T) bzw. 76 % (I) (Mittelwert T: 97,5 % – I: 91,2 %). (Die Rückversicherungspartikel *ne* wurde hierbei nicht mit berücksichtigt.)

Die dialektale Variante *nit* ist in den hochdeutschen Tischgesprächen insgesamt nur dreimal belegt (Wettringen/Münsterland, Gransee/Nordbrandenburg, Bad Saarow/Südbrandenburg), andere Dialektvarianten wie *neit* oder *nüt* kommen gar nicht vor. Für die Variante *ni* finden sich in den Tischgesprächen 60 Belege, die jedoch über das gesamte Gebiet streuen, ohne dass eine Konzentration auf die Dialekträume erkennbar wäre, in denen die Variante *ni* (nach Ausweis der Wenkerbogen von 1880) basisdialektal verankert ist (Schleswig, Dithmarschen, Holstein, Ostwestfalen, nördlicher Niederrhein). Auf der WDU-Karte 116 (Bd. 2) sind nördlich der Benrather Linie keine *ni*-Belege und auch nur ein einziger *nit*/*nid*-Beleg notiert. Es ist daher davon auszugehen, dass es sich bei den *ni*-Belegen in unserem Korpus weniger um Dialektinterferenzen als um realisationsphonetisch bedingte Kürzungsformen handelt. Die Wortform *ist* (Karte K7.2 B) weist ein ähnliches Profil auf wie *nicht*. Sie ist in allen 36 Orten zu mehr als 92 % (T) bzw. 82 % (I) in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

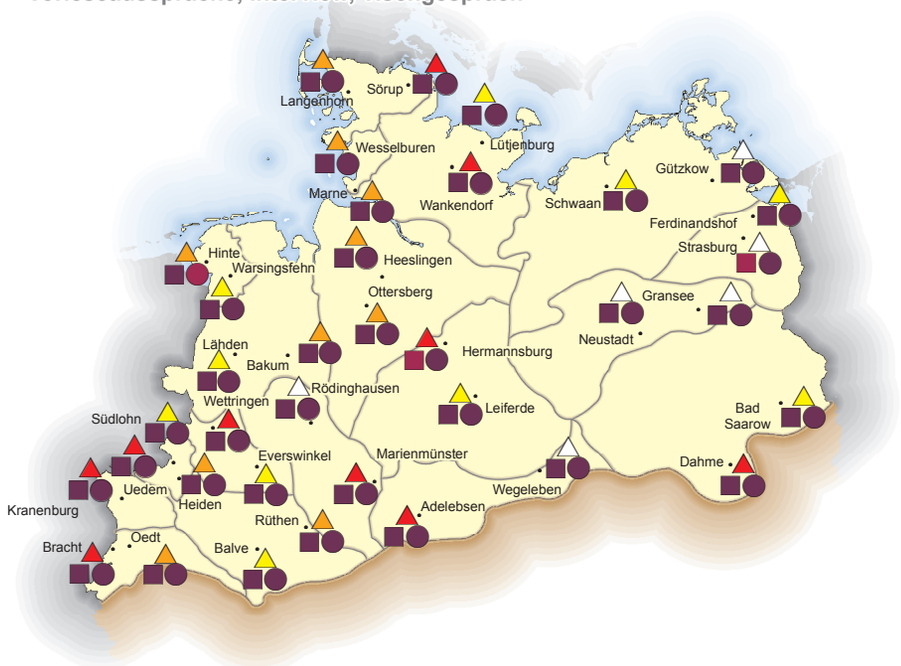
A. Apokope des *t* in *nicht*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



B. Apokope des *t* in *ist*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Häufigkeit der apokopierten Varianten [%]

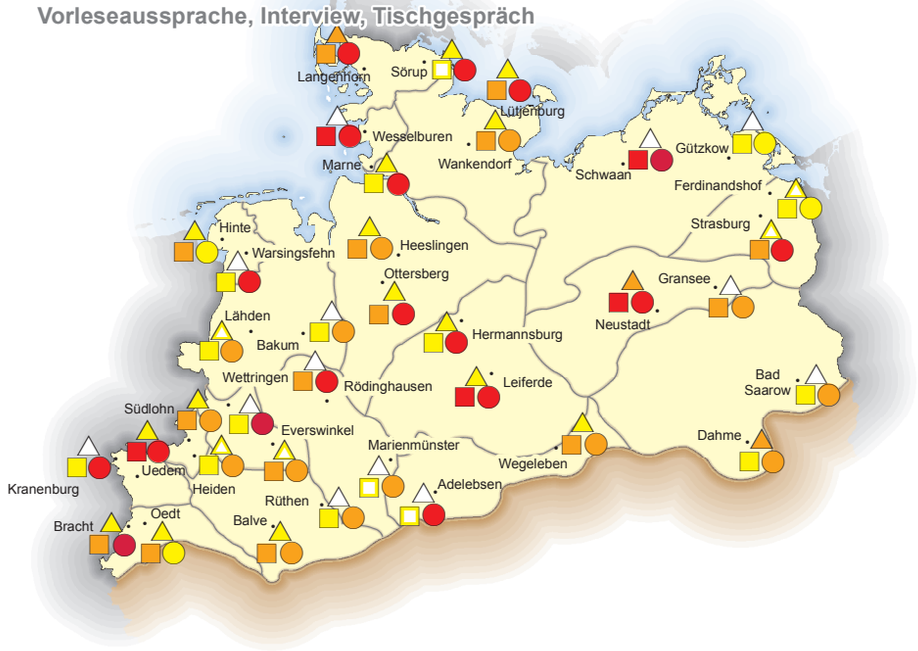
Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: 0 % A. Max.: 25,0 % A. n = 706	Min.: 76,4 % Max.: 99,4 % n = 5549	Min.: 90,9 % Max.: 100 % n = 3386	
B. Min.: 0 % B. Max.: 50,0 % B. n = 423	Min.: 82,6 % Max.: 100 % n = 4572	Min.: 88,9 % Max.: 100 % n = 3856	Bearbeitung: M. Elmentaler Kartographie: U. Schwedler

Karte K7.2 A-B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

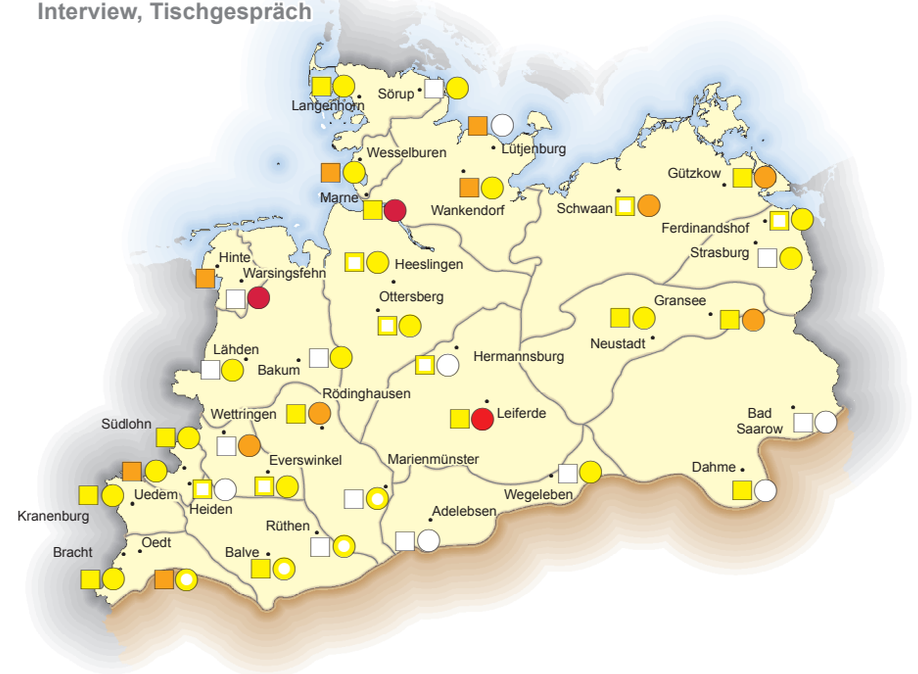
A. Apokope des *t* in *und*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



B. Apokope des *t* in *sind*

Interview, Tischgespräch



Häufigkeit der apokopierten Varianten [%]

Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100
A. Min.: 0 % A. Max.: 30,0 % A. n = 695	Min.: 1,0 % Max.: 53,7 % n = 5184	Min.: 10,1 % Max.: 67,4 % n = 3219	
B. Min.: - B. Max.: - B. n = -	Min.: 0 % Max.: 33,3 % n = 1095	Min.: 0 % Max.: 64,3 % n = 705	Bearbeitung: M. Elmentaler Kartographie: U. Schwedler

Karte K7.3 A-B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der apokopierten Variante *is* belegt (Mittelwert T: 98,5 % – I: 96,2 %). Weitere Varianten treten nicht auf.

Sowohl *nich* als auch *is* können heute als unmarkierte, nicht mehr dialektal konnotierte Varianten des gesprochenen Deutsch gelten, die sogar in einer eher formellen Situation wie einem Interview mit einer fremden Person aus dem universitären Bereich verwendet werden. Sie haben sich auf den gesamten norddeutschen Raum und, wie z.B. Spiekermann (2008) zeigt, auch weit darüber hinaus nach Süddeutschland ausgebreitet.

Die Lexeme *und, sind* Gegenüber *nicht* und *ist* weisen die Lexeme *und* und *sind* stark abweichende Verteilungsprofile auf. Das Lexem *und* (Karte K7.3 A) wird in der spontanen Kommunikation überwiegend standardsprachlich realisiert. Der Apokopenanteil liegt in den Tischgesprächen bei durchschnittlich 40,8 %, mit ortsspezifischen Werten zwischen 10,1 % und 67,1 %. Ähnliches gilt für das Lexem *sind* (Karte K7.3 B), dessen apokopierte Variante *sin* in den Tischgesprächen nur zu durchschnittlich 16,2 % auftritt (zwischen 0 und 64,3 %). Ein klares areales Verteilungsmuster lässt sich für die apokopierten Varianten *un* und *sin* nicht erkennen.

Die im Vergleich zu *nicht, ist* wesentlich geringeren Apokopierungsanteile für *und, sind* bestätigen die für ripuarische Sprecher getroffenen Beobachtungen. Die Angaben im Aussprachewörterbuch von Krech et al. (2010: 108) sind somit zu relativieren, da die *t*-Apokope in Wörtern wie *ist, nicht, jetzt* offensichtlich einen anderen Status hat als in *und, sind* und nur die Formen des ersten Typs als gängige Varianten einer gemäßigten Standardaussprache gelten können. Ein unterschiedliches Verhalten weisen *und, sind* auch insofern auf, als sie eine deutlich höhere situative „Abbausensitivität“ besitzen als *nicht* und *ist*. In der Interviewsituation treten nur etwa halb so viele Apokopierungen auf (*und*: 24,2 %, *sind*: 7,9 %) wie in den Tischgesprächen. Die Merkmale scheinen somit besser kontrollierbar zu sein und weisen möglicherweise auch einen höheren Grad an Salienz auf. In der Vorleseaussprache sind die apokopierten Varianten *nich, is, un* (die Verbform *sind* ist in den Vorlesetexten nicht enthalten) erwartungsgemäß noch seltener vertreten, wobei *is* mit durchschnittlich 25,1 % im Gegensatz zu *nich* (8,4 %) und *un* (7,1 %) recht hohe Werte aufweist.

Adverbien und Partikeln, Adjektive und Substantive Im Bereich der Adverbien und Partikeln wurden die Lexeme *äußerst, einst, erst, jetzt, längst, meist, möglichst, nächst, oft, selbst, sonst, überhaupt, vielleicht, zuletzt* und *zumindest* jeweils gesondert hinsichtlich des Anteils von *t*-Apokopen untersucht. Wegen der häufig recht geringen Beleghäufigkeiten ist ein arealer Vergleich für die einzelnen Lexeme nicht möglich. Für die sieben Lexeme mit den höchsten Tokenfrequenzen (jeweils > 30 Token in T und I) lassen sich allerdings deutliche Abstufungen im Apokopierungsgrad feststellen (Abb. K7.2).

	jetzt	*sonst*	*selbst*	*erst*	*überhaupt*	*vielleicht*	*oft*
T:	97,2 % (1647 B.)	80,6 % (211 B.)	69,7 % (33 B.)	65,6 % (340 B.)	41,8 % (134 B.)	29,5 % (193 B.)	9,1 % (44 B.)
I:	89,4 % (2434 B.)	54,1 % (268 B.)	47,1 % (51 B.)	46,1 % (232 B.)	36,4 % (280 B.)	18,7 % (600 B.)	11,8 % (144 B.)
V:	71,1 % (142 B.)	24,3 % (140 B.)	-	37,1 % (140 B.)	-	-	-

Abb. K7.2. Anteil der *t*-Apokope bei Adverbien und Partikeln

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Es wird auch hier deutlich, dass die Tendenz zur Apokopierung mit dem Formalitätsgrad der Situation korreliert. Bei der Vorleseaussprache (hier waren die Lexeme *selbst, überhaupt, vielleicht* und *oft* nicht enthalten) tritt die *t*-Apokope deutlich seltener auf als im Interview, und die höchsten Werte können für das Tischgespräch festgestellt werden. Darüber hinaus gibt es große Unterschiede zwischen den einzelnen Lexemen. Bei den Lexemen *jetzt, sonst, selbst, erst* liegen die Anteile der apokopierten Formen bei 65-97 % (T) bzw. 46-89 % (I), und selbst in der Vorleseaussprache kommen hier noch zu 24-71 % *t*-Apokopen vor. Das auslautende *t* steht hier in der Stellung nach Affrikate (<tzt>) bzw. nach komplexer Konsonantenverbindung (<nst>, <bst>, <rst>), was die Apokopierungswahrscheinlichkeit erhöht. Dagegen wird der Dental bei *überhaupt, vielleicht* und *oft*, also im Kontext nach einfachem Plosiv (<pt>) oder Frikativ (<cht>, <ft>), nur zu 9-42 % (T) bzw. 12-36 % (I) apokopiert.

Die Apokopierungsrate für die Gesamtheit der 15 oben genannten Lexeme liegt bei durchschnittlich 81,8 % (T), 66,0 % (I) und 43,7 % (V). Wie Karte K7.4 A zeigt, verteilen sich die apokopierten Varianten relativ gleichmäßig auf das Untersuchungsgebiet, wobei die situative Abstufung durchgängig zu beobachten ist. In den Tischgesprächen liegt der Anteil der apokopierten Varianten in keinem Ort unter 50 %, in den Interviews niemals unter 33 % und bei der Vorleseaussprache nicht unter 15 %.

Verglichen damit ist die Apokopierungstendenz bei den Substantiven und Adjektiven wesentlich schwächer ausgeprägt (Karte K7.4 B). Die durchschnittlichen Apokopierungsanteile in Lexemen wie *Nacht, Arzt, Angst, Stift, Dialekt, schlecht, bewusst, perfekt* oder *dauerhaft* liegen hier lediglich bei durchschnittlich 17,8 % (T), 12,5 % (I) und 4,5 % (V).

Verbalklassen: 2.Ps.Sg., 3.Ps.Sg. und Part.Prät. Im verbalen Bereich kann die *t*-Apokope in vier Formen auftreten: bei der 2.Ps.Sg. (z.B. *du machst, du machtest*), der 3.Ps.Sg. (z.B. *er macht*), der 2.Ps.Pl. (z.B. *ihr macht*) und im Part.Prät. (z.B. *gemacht*). Von den vier Verbalklassen wurden die 2.Ps.Sg. (n=1257), die 3.Ps.Sg. (außer *ist*; n=4765) und das Part.Prät. (n=4122) kartiert. Im Falle der Kategorie 2.Ps.Pl. lässt die geringe Belegzahl keine sinnvolle Kartierung zu (n=447).

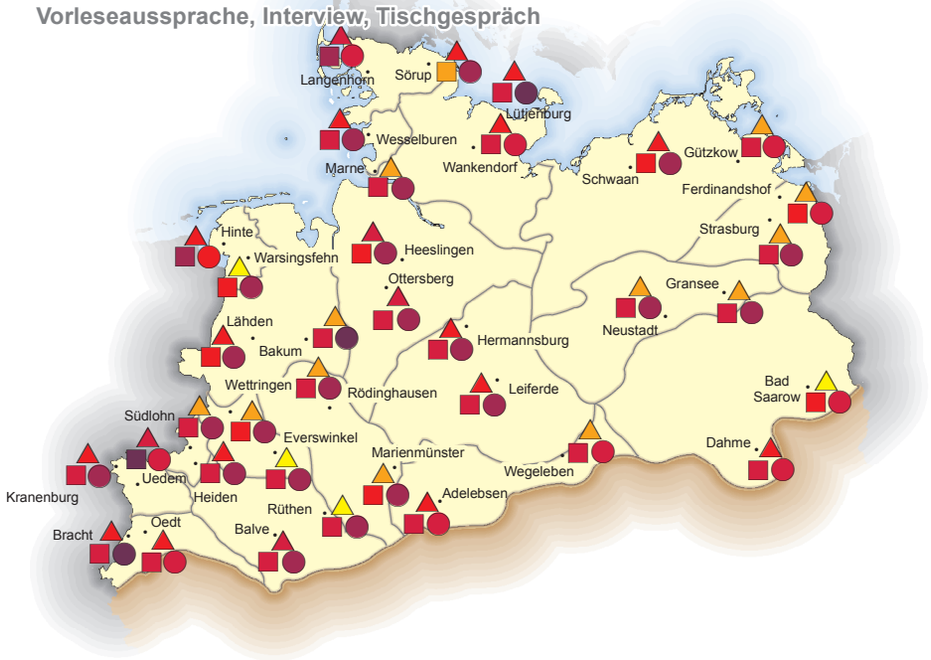
Für die Verbalklasse der 2.Ps.Sg. (Karte K7.5 A) liegen keine Werte für die Vorleseaussprache vor, da in den Vorlesetexten keine entsprechenden Formen vertreten waren. In den Tischgesprächen liegt der durchschnittliche Apokopierungswert bei 56,6 % und damit unter dem Wert für die Verbform *ist* und die Partikel *nicht*, aber deutlich über dem für *und* und *sind*. Wie im Falle von *und, sind* ist auch bei den Verbendungen der 2.Ps.Sg. eine deutliche Tendenz zur Vermeidung apokopierter Varianten in der halbformellen Interviewsituation zu bemerken, in der sie nur noch zu 29,5 % auftreten.

Die vergleichsweise hohen Apokopierungswerte für die Verbformen der 2.Ps.Sg. stehen im Kontrast zu den deutlich geringeren Werten für die Verbalklassen 3.Ps.Sg. und Part. Prät. Hier dürfte der lautliche Kontext eine entscheidende Rolle spielen. Nach Sibilanten ist die Tendenz zur *t*-Apokope besonders ausgeprägt. Dies erklärt die hohen Werte für die Formen der 2.Ps.Sg., bei denen der linke Kontext immer aus einem Sibilanten besteht ([-st]), während in den übrigen Flexionsformen häufig andere Kontexte vorliegen (z.B. Frikativ: *er hofft*, Plosiv: *es hat geklappt*, Nasal: *er singt* usw.). Bei den Verbformen der 3.Ps.Sg. (Karte K7.5 B) haben die Varianten mit *t*-Apokope einen durchschnittlichen Anteil von 14,3 % (T),

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

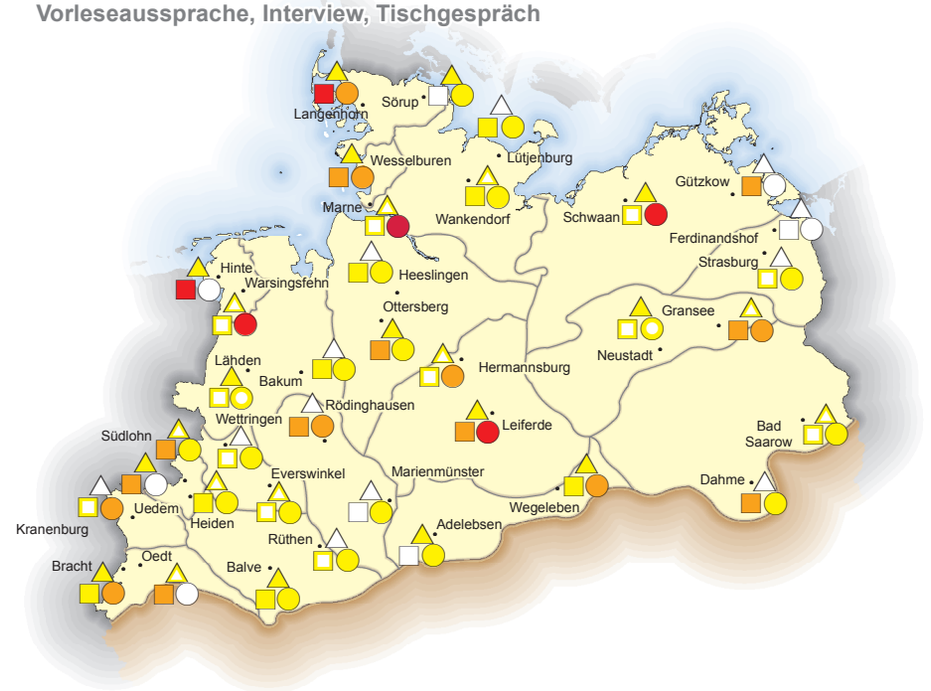
A. Apokope des *t* in Adverbien und Partikeln

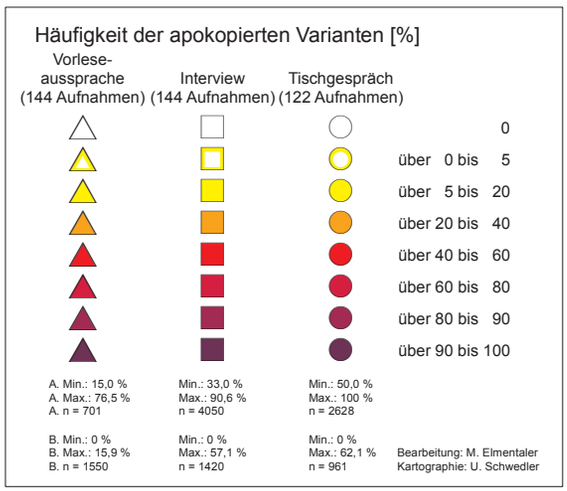
Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



B. Apokope des *t* in Substantiven und Adjektiven

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



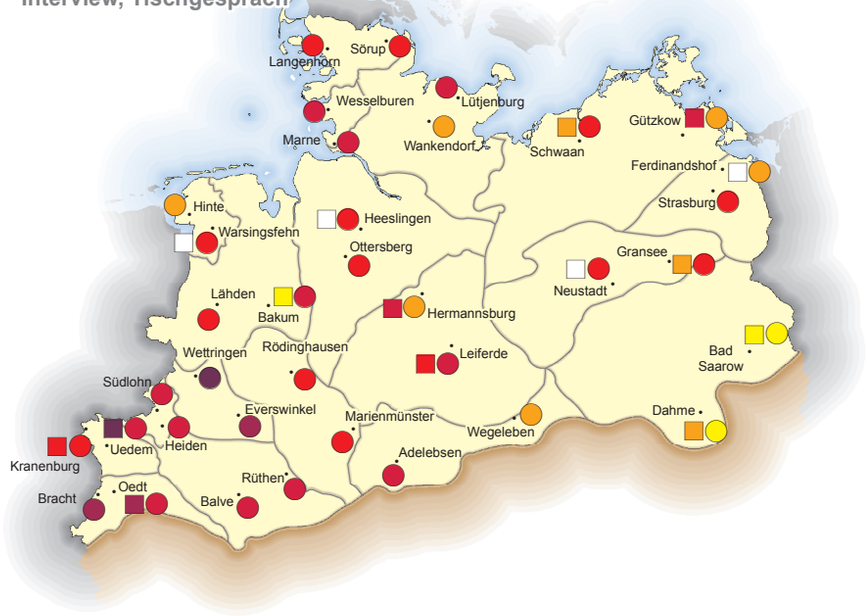


Karte K7.4 A-B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

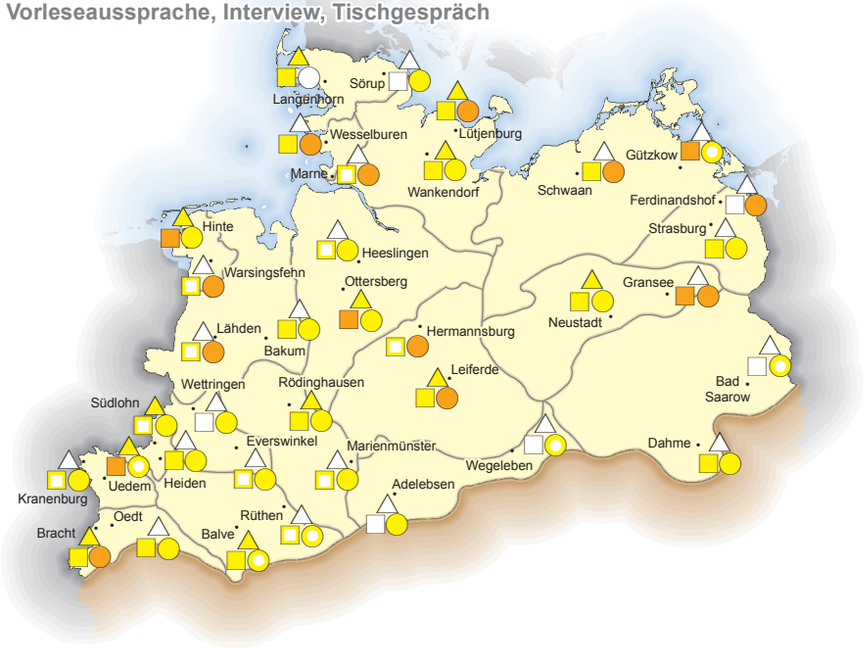
A. Apokope des *t* im Verbflexiv der 2. Ps. Sg.

Interview, Tischgespräch



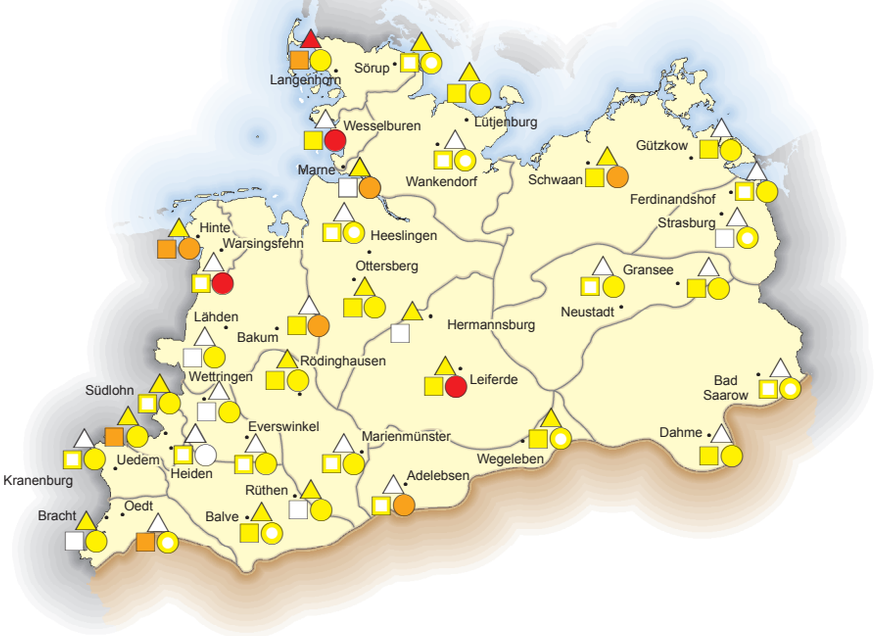
B. Apokope des *t* im Verbflexiv der 3. Ps. Sg.

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



C. Apokope des *t* im Partizip Präteritum

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Häufigkeit der apokopierten Varianten [%]

Vorlese-aussprache (144 Aufnahmen)	Interview (144 Aufnahmen)	Tischgespräch (122 Aufnahmen)	
△	□	○	0
△	□	○	über 0 bis 5
△	□	○	über 5 bis 20
△	□	○	über 20 bis 40
△	□	○	über 40 bis 60
△	□	○	über 60 bis 80
△	□	○	über 80 bis 90
△	□	○	über 90 bis 100

A. Min.: - A. Max.: - A. n = -	Min.: 8,3 % Max.: 100 % n = 139	Min.: 18,3 % Max.: 91,3 % n = 1118	
B. Min.: 0 % B. Max.: 14,3 % B. n = 622	Min.: 0 % Max.: 35,6 % n = 2449	Min.: 0 % Max.: 39,3 % n = 1691	
C. Min.: 0 % C. Max.: 16,7 % C. n = 426	Min.: 0 % Max.: 37,3 % n = 2046	Min.: 2,4 % Max.: 59,3 % n = 1650	Bearbeitung: M. Elmentaler Kartographie: U. Schwedler

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

9,6 % (I) und 2,9 % (V) und zeigen demnach den erwartbaren Rückgang mit zunehmendem Formalitätsgrad der Situation. Eine ganz ähnliche situative Verteilung zeigt sich bei den Verbformen im Part.Prät. (T: 13,8 %, I: 8,6 %, V: 5,9 %) (Karte K7.5 C).

Einfluss der Basisdialekte Die arealen Strukturen auf der Ebene der traditionellen Basisdialekte manifestieren sich in den rezenten Regiolekten nur noch in schwachem Maße. Einerseits kann festgestellt werden, dass kleinräumige dialektale Formen (ohne *t*-Apokope) wie *nit, neit* oder *nüt* 'nicht', *bünt* 'sind', *Neit* 'Nacht' und *reit* 'recht' in den Regiolekten nicht mehr belegt sind. Andererseits hat sich die *t*-Apokope, die auf basisdialektaler Ebene ebenfalls nur für einzelne Regionen charakteristisch war, nun auf das gesamte Untersuchungsgebiet ausgebreitet. Den relativ klar konturierten Apokopierungsgebieten der Basisdialekte steht auf regiolektaler Ebene somit ein eher diffuses Kartenbild entgegen. Dies gilt insbesondere für die Lexeme und Wortformen mit hohen Apokopierungswerten, bei denen keinerlei areale Verteilungsmuster zu erkennen sind (*nicht, ist*, Adverbien und Partikeln). Spuren einer dialektalen Prägung sind am ehesten noch in Kategorien festzustellen, bei denen die Apokopierung insgesamt weniger frequent auftritt. Um dies zu prüfen, wurde die *t*-Apokope in den Verbformen der 2.Ps.Sg. und im Bereich der Substantive anhand der hochdeutschen Tischgespräche im Vergleich mit der Wenkererhebung von 1880 untersucht.

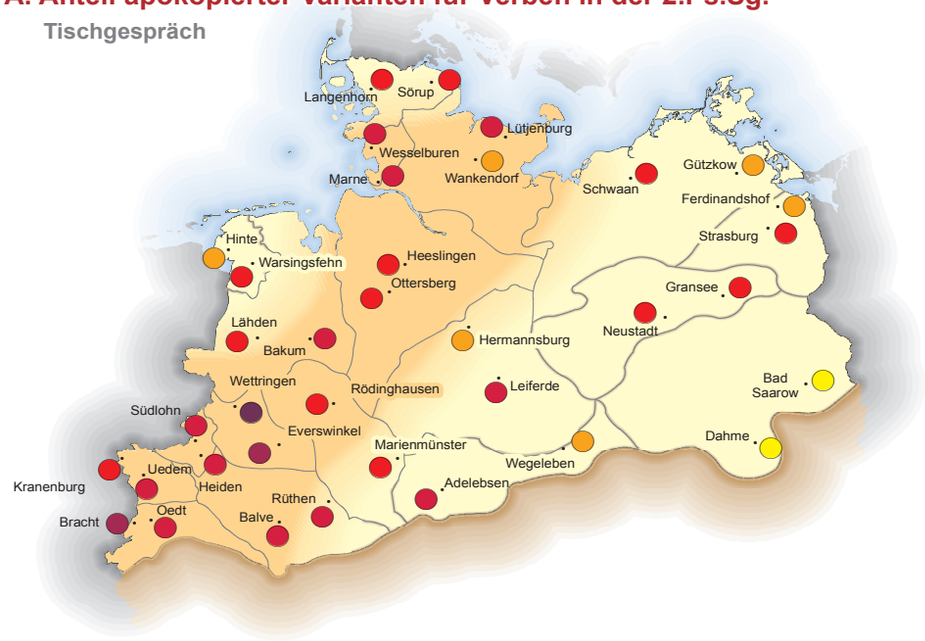
An dem Kartenbild für die Verben der 2.Ps.Sg. (Karte K7.6 A) lässt sich einerseits erkennen, dass es kein Gebiet gibt, in denen in den hochdeutschen Regiolekten das *t* im Auslaut der 2.Ps.Sg. konsequent gesprochen würde. Andererseits lassen sich jedoch Parallelen zu den arealen Mustern in den Basisdialekten erkennen. Zur besseren Vergleichbarkeit wurde das Gebiet, in dem die *t*-Apokope basisdialektal frequent vorkommt, hier farbig unterlegt. Von den insgesamt 19 Untersuchungsorten außerhalb dieses Gebietes weisen in den Tischgesprächen neun einen Apokopierungsanteil von weniger als 50 % auf, sieben weitere einen Anteil von 50-60 % und nur drei einen Anteil von 64-77 % (Rüthen, Leiferde, Adelebsen); im Durchschnitt beträgt der Apokopierungsanteil 46 %. Anders verhält es sich mit den 17 Untersuchungsorten im markierten Gebiet, für die im Basisdialekt höhere Apokopierungswerte nachgewiesen sind. Hier beträgt der Apokopierungsanteil in zwölf Orten zwischen 60 und 91 %, in vier weiteren Orten 50-60 % und nur in einem Ort 29 % (Wankendorf); der Durchschnitt liegt hier bei 67 %. Die dialektale Gliederung spiegelt sich auf regiolektaler Ebene also noch schwach wider. Dies ist insofern bemerkenswert, als einige der dialektkompetentesten Gewährsfrauen in dieser Auswertung gar nicht berücksichtigt werden konnten, da sie in den Tischgesprächen ausschließlich niederdeutsch gesprochen haben (so dass keine hochdeutschen Gespräche vorliegen). Die dialektalen Tendenzen zur Realisierung oder Nicht-Realisierung auslautender Dentale haben sich offenbar als Teil der regiolektalen Normensysteme verfestigen können.

Im Bereich der Substantive, bei denen das auslautende *t* Bestandteil des lexikalischen Morphems ist, lassen sich solche Spuren dialektaler Apokopierungstendenzen kaum noch nachweisen (Karte K7.6 B). Zwar sind an den Belegorten Bracht (südlicher Niederrhein) sowie Marne und Wesselburen (Dithmarschen) auch heute noch relativ hohe Apokopierungswerte gegeben, doch gilt dies nicht mehr für alle Orte innerhalb der alten Apokopierungsgebiete. Andererseits gibt es auch in den

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

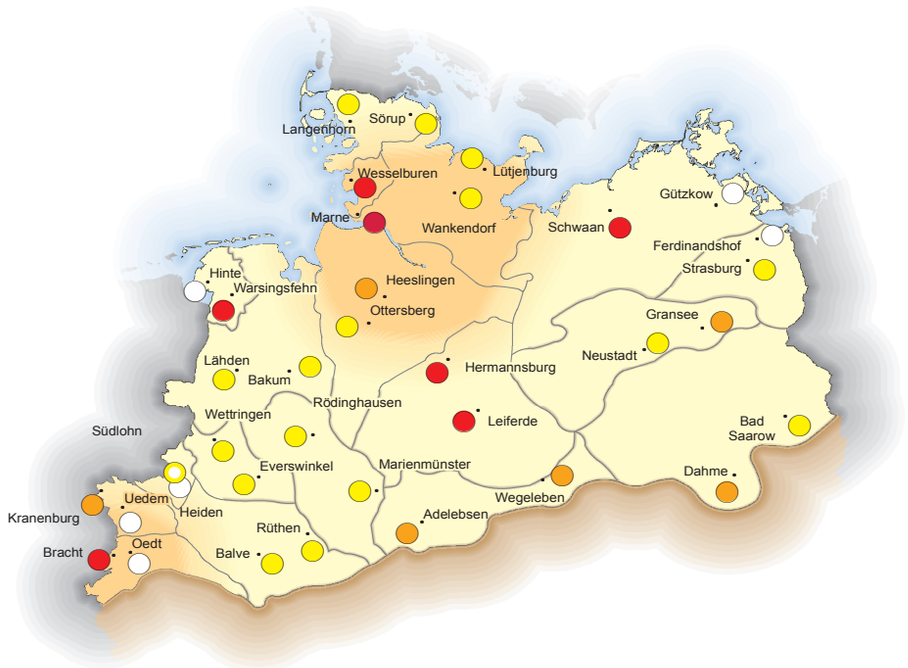
A. Anteil apokopierter Varianten für Verben in der 2.Ps.Sg.

Tischgespräch



B. Anteil apokopierter Varianten für Substantive

Tischgespräch



Häufigkeit der apokopierten Varianten [%]

Tischgespräch
(122 Aufnahmen)

- 0
- über 0 bis 5
- über 5 bis 20
- über 20 bis 40
- über 40 bis 60
- über 60 bis 80
- über 80 bis 90
- über 90 bis 100

häufiges Vorkommen basisdialektaler *t*-Apokope um 1880

A. Min.: 0 %
A. Max.: 67 %
A. n = 1118

B. Min.: 0 %
B. Max.: 67 %
B. n = 564

Bearbeitung: M. Elmentaler
Kartographie: U. Schwedler

Karte K7.6 A-B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gebieten, in denen eine Apokopierung nicht dialektal bodenständig ist, einzelne Orte mit hohen Apokopierungsanteilen (Schwaan, Leiferde und Hermannsburg mit jeweils 50 %, Warsingsfehn mit 60 %), und in geringerem Maße sind apokopierte Formen fast im gesamten Raum belegt. Von der Vielfalt der dialektalen Formen sind nur noch diejenigen belegt, die mit der Standardvariante konvergieren, also *Luf, Nach* und *Wurs*. Wie es scheint, ist die Apokopierung hier vielfach zu einer bloßen realisationsphonetischen bzw. stilistisch motivierten (informelleren) Variante geworden, die keine spezifisch dialektale Konnotation mehr besitzt, ähnlich wie es bereits für *nich* und *is* angenommen wurde.

Innersprachliche Steuerungsfaktoren Die Analysen haben gezeigt, dass das Auftreten der *t*-Apokope vom Formalitätsgrad der Situation und zu einem geringeren Teil auch von regionalen Apokopierungstraditionen abhängt, andererseits aber auch von innersprachlichen Faktoren wie der Wortartenkategorie (z.B. höhere Werte bei Adverbien als bei Substantiven) und der Struktur verbaler Flexionsformen (höhere Werte bei den Verbformen der 2.Ps.Sg. als bei denen der 3.Ps.Sg. oder im Part.Prät.). Hierbei legten die Verteilungen in verschiedenen Bereichen nahe, dass in diesem Zusammenhang weitere innersprachliche Parameter wirksam sind, die das Auftreten der *t*-Apokope begünstigen oder behindern, wie die Tokenfrequenz, der Umfang des auslautenden Konsonantenclusters, die Qualität des linken und rechten Lautkontexts und der Wortakzent. Diesen potenziellen Steuerungsfaktoren wurde auf der Grundlage der Tischgespräche im Rahmen einer quantitativen Analyse sowie einer Regressionsanalyse nachgegangen, deren Ergebnisse in Elmentaler (2011) ausführlich beschrieben sind. Im Wesentlichen konnte der Einfluss folgender Parameter nachgewiesen werden:

1) Unter gleichbleibenden Bedingungen steigt die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Apokopen mit zunehmender Tokenfrequenz linear an. Hochfrequente Wortformen wie *hast, kannst* werden signifikant häufiger apokopiert als seltenere Formen wie *isst, meinst*.

2) Die Wahrscheinlichkeit einer *t*-Apokope wächst mit zunehmendem Umfang des auslautenden Konsonantenclusters. Die Komplexität des Konsonantenclusters hat einen signifikanten Einfluss auf den Gebrauch der *t*-Apokope ($p<.003$). Wortformen mit komplexem Auslautcluster wie K+K+K+<t> (*Herbst, denkst*) werden signifikant häufiger apokopiert als Formen mit dem einfacheren Cluster K+<t> (*arbeitest, gehst*).

3) Linker Kontext: Nach Affrikaten und Sibilanten ist die Wahrscheinlichkeit von *t*-Apokopen unter ansonsten konstanten Bedingungen signifikant größer ($p=.001$) als nach Plosiven, Frikativen oder nach dem Nasal [ŋ]. Wortformen wie *Arzt, Wurst, Kunst* werden also häufiger apokopiert als Formen wie *Effekt, Duft, Punkt*.

4) In der Regressionsanalyse erweist sich auch der Einfluss des Parameters Rechter Kontext als signifikant ($p=.011$). Bei Konstanthaltung der anderen Faktoren ist der Kontext vor Vokal (z.B. *meist an*), aber auch vor Frikativ (*meist von*) und vor Lateral (*meist lieber*) besonders förderlich für den Erhalt des Dentals. Am wahrscheinlichsten ist die *t*-Apokope dagegen vor Plosiv (*meist kurz, meist bei*).

5) Die Hypothese einer stärkeren Apokopetendenz bei schwächerer Betonung auf der Ebene der erwartbaren Wortakzente (ˈ*teilnimmst* vs. *verˈnimmst*) lässt sich nicht bestätigen. Entscheidender könnten hier die Akzentuierungen im Satz sein, die allerdings nicht berücksichtigt werden konnten.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

	Konsonantencluster Komplexität 1			Konsonantencluster Komplexität 2 oder 3		
	Nach Sibilant/ Affrikate	Nach Plosiv/ Frikativ		Nach Sibilant/ Affrikate	Nach Plosiv/ Frikativ	
Vor Plosiv/ Frikativ/ Nasal	28,6 % (n=63)	15,6 % (n=135)	19,7 % (n=198)	37,0 % (n=54)	45,8 % (n=24)	39,7 % (n=78)
Vor Vokal/ Approximant	23,5 % (n=51)	3,6 % (n=110)	9,8 % (n=161)	30,2 % (n=43)	18,2 % (n=11)	27,7 % (n=54)
	26,3 % (n=114)	10,2 % (n=245)	15,3 % (n=359)	34,0 % (n=97)	37,1 % (n=35)	34,8 % (n=132)

Abb. K7.3. Häufigkeit der *t*-Apokope in Abhängigkeit von der Komplexität des Konsonantenclusters und der phonetischen Umgebung

Besonders wahrscheinlich sind Apokopen somit bei Wortformen mit der Struktur V+(K)+K+<s>+<t> in der Umgebung vor Nasalen oder Plosiven (Typ *Angst bisschen*, *Herbst mal*), eher unwahrscheinlich dagegen bei Clustern der Struktur V+K+<t>, wenn dem <t> ein (nicht-sibilantischer) Frikativ [ç, x, f] vorangeht und ein Vokal folgt (Typ *Gesicht und, Nacht abholen, Saft oder*). Abb. K7.3 macht diese Tendenzen anhand der Kategorie der Substantive exemplarisch deutlich.

Salienz, Situativität und Normativität In Vortests zum SiN-Projekt, die in den Jahren 2006-2008 in Schleswig-Holstein (18 Gewährspersonen), am südlichen Niederrhein (sechs Gewährspersonen) und im Raum Berlin/Brandenburg (24 Gewährspersonen) durchgeführt wurden, wurde die Salienz der apokopierten Varianten *nich* (in dem Satz „Das war *nich* besonders lustig“) und *is* („Das *is* ja eine ganz klare Sache“) getestet. Von den insgesamt 48 Gewährspersonen nahm keine den *t*-Ausfall in *nich* wahr, und nur je eine Person aus jeder Region wies auf den *t*-Ausfall in *is* hin. Die *t*-Apokope hat in diesem lexematischen Kontext somit eine sehr geringe Salienz.

Im Rahmen des im SiN-Projekt durchgeführten Salienztests wurde die *t*-Apokope in den Regionen Dithmarschen, Holstein und Schleswig anhand des Lexems ‘ernst‘ getestet (Testsatz Nr. 24: „Meinst du das wirklich *erns*?“). In diesem Lexem wurde der *t*-Ausfall von 13 der 22 Gewährspersonen (59 %) bemerkt. Von diesen 13 Frauen geben sechs im Situativitätstest an, das Merkmal niemals selbst zu verwenden, fünf würden es nur im familiären Kontext gebrauchen und nur zwei auch darüber hinaus. Dennoch geben neun der 13 Frauen im Normativitätstest an, dass sie den Wegfall des *t* bei ihrem Kind nicht korrigieren würden. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass das Wort in dem hier verwendeten Testsatz 24 („Das kann doch nicht euer *Erns* sein!“) nicht frei am Satzende steht, sondern vor dem mit *s* anlautenden Lexem *sein*, was die Akzeptabilität der *t*-Tilgung erhöht haben könnte.

Mental Maps Die *t*-Apokope wurde im Arealitätstest in den Regionen Schleswig, Dithmarschen und Holstein anhand von Satz Nr. 12 „Meinst du das wirklich *erns*?“ abgetestet. Die Probandinnen verorten das Merkmal überwiegend im nordniederdeutschen Raum (inklusive dem Gebiet um Hamburg) unter Einschluss ihrer eigenen Region (Karte K7.7).

Abschließende Interpretation Die *t*-Apokope ist ein in den norddeutschen Regiolekten weit verbreitetes Merkmal, das weniger in arealer Hinsicht als vielmehr lexem- und

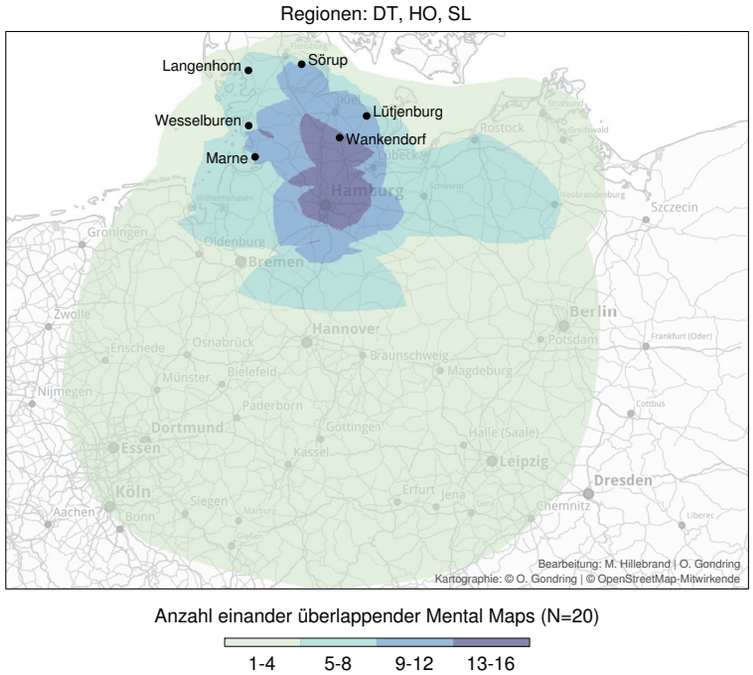
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

kontextspezifisch stark variiert. Während die Apokopierung in einigen Lexemen als hochfrequente, nichtsaliente und auch in formelleren Situationen akzeptierte Form gelten muss, tritt sie in anderen Kontexten, etwa wenn der Dental dem Stamm von Substantiven oder Adjektiven angehört (*Nacht, schlecht*), nur selten auf.

Am Beispiel der *t*-Apokope wird somit deutlich, dass eine Charakterisierung der *t*-Apokope als Allegroform den komplexen Variationsverhältnissen nicht gerecht wird. Die mit dem Begriff der Allegroform verbundene Annahme einer sprachökonomisch bedingten Dentaltilgung in Kontexten mit „verminderter Artikulationspräzision" lässt sich weder auf Lexeme des Typs *nicht, ist, jetzt* anwenden, wo die Auslassung des *t* auch bei langsamem Sprechen hochfrequent auftritt, noch auf die o.g. Substantiv- oder Adjektivkontexte, in denen auch bei schneller Sprechweise der Dental erhalten bleibt.

ME

Erns



Karte K7.7

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ersetzung der Affrikate *pf* durch den Frikativ *f*

Belegzahl: 1564
T: 447 B. aus 36 Orten (Ø 12 B.), 122 Gpn.
I: 266 B. aus 36 Orten (Ø 7 B.), 144 Gpn.
V: 851 B. aus 36 Orten (Ø 24 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Martens/Martens (1988: 124f.), Lauf (1996: 198), König (2004: 182f.). Nordniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 384) [Hamburg], Auer (1998: 180) [Hamburg]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 347) [Mecklenburg-Vorpommern], Gernentz (1974: 231) [Mecklenburg-Vorpommern], Wurzel (1978: 131-48), Herrmann-Winter (1979: 141) [Greifswald], Rosenberg (1986: 129-131) [Berlin], Schönfeld (1989: 71, 81) [Berlin, Magdeburg], Schönfeld (2001: 73) [Berlin]. Niederrhein: Elmentaler (2005: 401). Ruhrgebiet: Salewski (1998: 43) [Duisburg, Dortmund]. Westmitteldeutscher Raum: Kreymann (1994: 84, 87-90) [Erp], Lenz (2003: 144-148) [Wittlich].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 259, Karte P.8; 67, Tab. P.2), WSU (56, 188, Karte 12: *pfeifen*), König (2004: 193).

Forschungsstand Als eines der typischen Merkmale der hochdeutschen Sprachlagen im norddeutschen Raum gilt die „Vereinfachung von Konsonantenverbindungen" (Lauf 2008: 198), insbesondere bei den durch die Zweite Lautverschiebung entstandenen Affrikaten *pf* und *ts* (z.B. *Pfund, Zeit*). In beiden Fällen lässt sich bei norddeutschen Sprechern eine Ersetzung durch Frikative feststellen (*Fund, Sseit*), denen im Niederdeutschen plosives *p* bzw. *t* entspricht (*Pund, Tiet*). Die Ersetzung von [pf] durch [f] wird dadurch erklärt, dass niederdeutsche Muttersprachler beim Erwerb der hochdeutschen L2 die ihnen unbekannte Affrikate mit dem ähnlich klingenden und im niederdeutschen Phoninventar bereits vorhandenen Frikativ identifizierten und diesen als Pendant zum niederdeutschen Plosiv [p] ansetzten. Mit der Wahl des Frikativs wurde, wie Wurzel (1978: 142) bemerkt, ein hinreichender phonetischer Kontrast zum basisdialektalen Plosiv geschaffen. Dies würde prinzipiell auch für die Ersetzung von [ts] durch [s] gelten. Diese tritt jedoch wesentlich seltener auf als die Frikativierung von *pf* (Martens/Martens 1988: 125). Den Grund hierfür sehen Martens/Martens (1988: 125) „in der unterschiedlichen Distribution von [f] und [s]". Während der Laut [f] bereits im Hochdeutschen wie Niederdeutschen vor der Zweiten Lautverschiebung existiert habe, gebe es „dagegen keine (ursprünglich) deutschen Wörter mit gespannt-stimmlosem Reiblaut [s-] in Anlaut-Position". Diese These ist allerdings insofern zu relativieren, als dem Nachfolgelaut zu wgerm. *s*, der im rezenten Hochdeutschen wie in den meisten niederdeutschen Dialekten heute als stimmhaftes [z] realisiert wird, in mittelniederdeutscher Zeit oftmals eine stimmlose Lautqualität zukam (Lasch 1914: 171). Aufgrund des unterschiedlichen Verhaltens der beiden Affrikaten bezüglich der Frikativierung wird *ts* in einem eigenen Kommentar (K9) behandelt.

Die frikativische Variante [f] ist typisch für den gesamten norddeutschen und einen Teil des westmitteldeutschen Raums. Nach den Karten in AAS (Bd. 2: 259, Karte P.8) und WSU (Karte 12 und 14) ist der Frikativ südlich der Mainlinie nicht mehr belegt, während er nördlich davon frequent vorkommt, in der Vorleseaussprache (AAS) mit Werten von teilweise bis zu 90 %. Im Regiolekt des Ruhrgebietes (Duisburg, Dortmund) treten frikativische Varianten nach Salewski (1998: 51, 53, 55) in hohen Frequenzen von durchschnittlich 73 bis 88 % auf.

Frikativierung wird vor allem im Wort- und Morphemanlaut beobachtet. Im In- und Auslaut treten frikativische Varianten vor *m* auf (z.B. [kamf] 'Kampf', [ˈʃɪmfən] 'schimpfen', vgl. Lenz 2003: 144, Herrmann-Winter 1979: 141, 145).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hinsichtlich der situativen Varianten verteilung stellt Lenz (2003: 146f.) für die Region Wittlich eine Beschränkung des unverschobenen, basisdialektalen Plosivs [p] auf die informelleren Gesprächsituationen fest, während der Frikativ [f] sowohl in informeller als auch in formellerer Situation auftritt. Lenz geht daher davon aus, dass der Frikativ die „Funktion einer standardsprachlichen Variante" besitze (Lenz 2003: 147), was auch dadurch gestützt werde, dass sie von den Sprechern nicht metakommuniziert werde. Auch im Erp-Korpus tritt der Frikativ nach Kreymann (1994: 88) situationsunabhängig auf. Der Autor folgert daraus, dass die „[f]-Realisierung [...] für die Mehrzahl der Sprecher unbewußt" erfolge (ebd.: 89). Darauf deuten auch die relativ hohen Gebrauchsfrequenzen in der Vorleseaussprache hin, in der [f] nach den Karten das AAS im Anlaut zu durchschnittlich 21,8 % belegt ist (AAS, Bd. 2: 67). Auch Herrmann-Winter (1979: 141) nimmt für den nordostdeutschen Raum an, dass es sich bei dem Frikativ um eine der „allgemein verbindliche[n] regionale[n] Varianten oder Indikatoren des gesprochenen Hochdeutsch" handle, die „nicht an spezifische Faktoren der Kommunikation gebunden sind".

Variablendefinition Erfasst wurden sämtliche Vorkommen der Graphemfolge <pf> im Wortanlaut (*Pfeil, Pflanze*) sowie im Morphemanlaut in Flexionsformen, Derivata und Komposita (*gepflegt, umpflanzen, Zugpferd*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Meldepflicht* (2x), *Pfad, Pflicht, Schulpflicht*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Altenpflege, gepfeffert, gepflügt, Naturpflaster, Ortsheimatpfleger, Pfarrhaus, pfui, Pfund, Wahlpflichtunterricht*

Areale Verbreitung Die Realisierung der Affrikate *pf* als [f] im Wort- und Morphemanlaut ist im gesamten Untersuchungsgebiet belegt (Karte K8.1). Dabei werden in den meisten Regionen deutlich über 50 % aller Belege frikativisch realisiert. In vielen Regionen liegt der Anteil der standarddivergenten Variante sogar bei 100 %. Wenn in einigen Orten geringere Werte festzustellen sind, sind diese in der Regel auf einzelne Situationen beschränkt und zeigen kein klares areales Verteilungsmuster. So haben etwa im Vorlesetext Ferdinandshof/Mittelpommern und Warsingsfehn/Ostfriesland mit 35,0 % den geringsten Anteil an [f]-Realisierungen; in Interview und Tischgespräch liegen die Werte aber jeweils über 80 %. Umgekehrt entspricht dem relativ geringen Anteil von 37,5 % im Tischgespräch aus Adelebsen/Ostfalen ein deutlich höherer Wert im Vorlesetext (60,0 %).

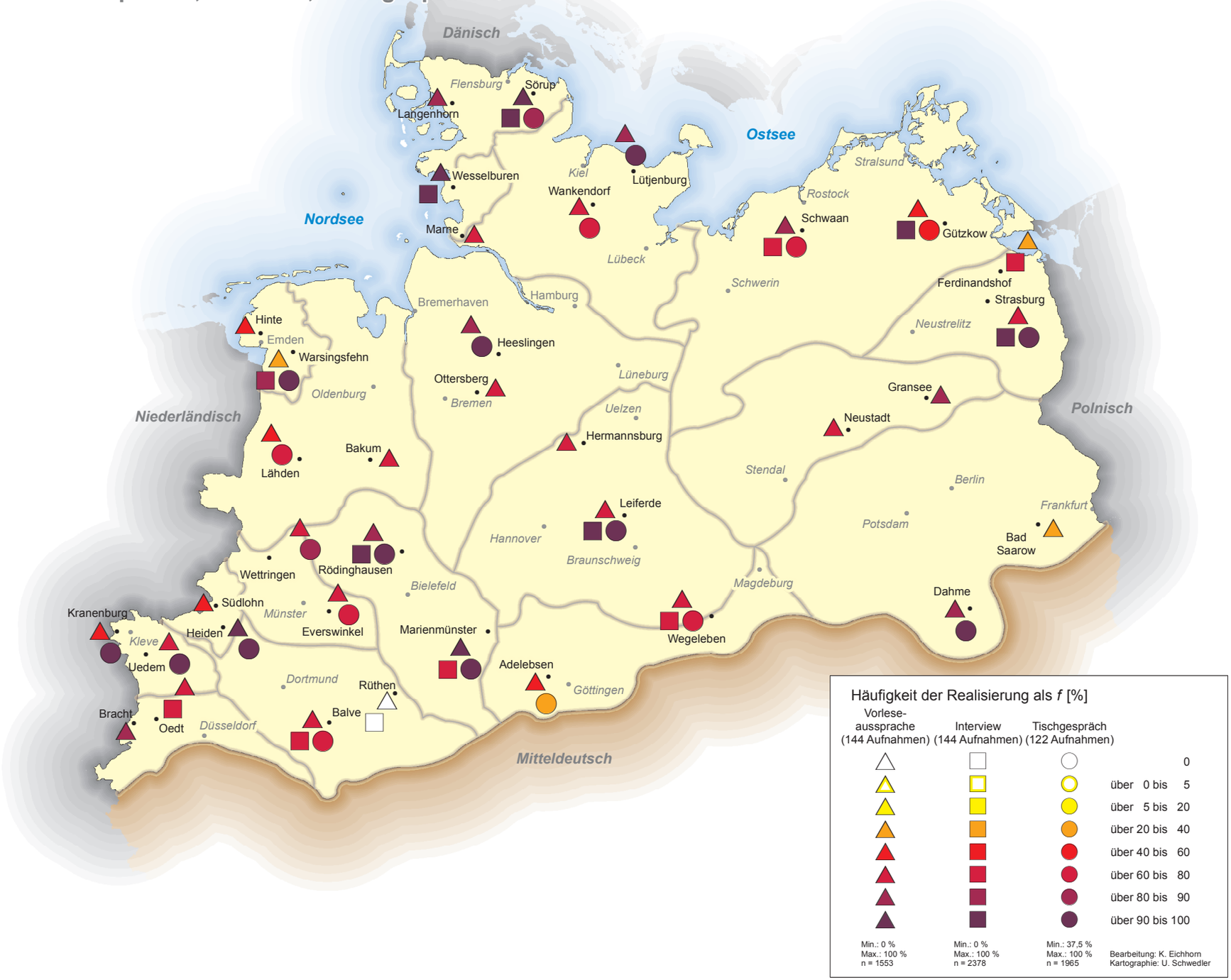
Situative Verteilung Im SiN-Korpus lässt sich eine leichte Tendenz zur situativen Verteilung erkennen. Der Anteil der frikativen Varianten liegt im Tischgespräch mit 87,2 % am höchsten, etwas geringer im Interview mit 81,5 % und im Vorlesetext mit 71,2 %. Die geringen Abstufungen deuten darauf hin, dass das Merkmal somit nicht als regiolektale Besonderheit wahrgenommen und kaum an die jeweilige Kommunikationssituation angepasst wird. Dies bestätigt die Erkenntnisse bisheriger Studien.

Salienz, Situativität und Normativität Im Salienztest wurde die Frikativierung von *pf* anhand des Satzes Nr. 9 „Kommst du zu *Fingsten* nach Hause?" abgetestet. Von 141 befragten Frauen haben nur sechs das Merkmal als Abweichung von der Standardaussprache identifiziert. Dem Merkmal kommt somit eine sehr geringe Salienz zu. Von den sechs betreffenden Gewährspersonen nahmen fünf am Situativitätstest teil, wobei nur eine einzige angab, sie verwende das Merkmal selbst nicht, während

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ersetzung der Affrikate *pf* durch den Frikativ *f*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Karte K8.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

alle anderen eine Verwendung in allen Situationen (Gericht, Reisebüro, Familie) für angemessen erachteten. Im Normativitätstest (Testsatz: „Beim *Fingstturnier* hätten wir gerne gewonnen“) gab keine von ihnen an, das Merkmal bei ihrem Sohn zu korrigieren. Insgesamt bestätigen diese Ergebnisse die Forschungsauffassung, dass die Variante als akzeptierte standardnahe bzw. standardgemäße Alternative zur Realisierung [pf] wahrgenommen wird.

Abschließende Interpretation

Die Realisierung der Affrikate *pf* als [f] ist im norddeutschen Untersuchungsgebiet gleichmäßig stark verbreitet. Während die Realisierung mit *p* (*Pund, Perd*) hochsalient ist und als dialektales Merkmal wahrgenommen wird (vgl. Kommentar K1), wird die frikativische Variante von den Gewährsfrauen kaum bemerkt und auch in formelleren Kontexten für akzeptabel gehalten.

KE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ersetzung der Affrikate *ts* durch den Frikativ *s*

Belegzahl: 10658
T: 3439 B. aus 36 Orten (Ø 96 B.), 122 Gpn.
I: 4371 B. aus 36 Orten (Ø 121 B.), 144 Gpn.
V: 2848 B. aus 36 Orten (Ø 79 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Lauf (1996: 199, 215f.), Mihm (2000: 2116), Schirmunski (1961/2010: 337), Viëtor (1888: 109f.). Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 349) [Mecklenburg], Gernentz (1974: 231) [Brandenburg, Mecklenburg], Herrmann-Winter (1974: 157f.) [Mecklenburg], Herrmann-Winter (1979: 151-153) [Mecklenburg], Rosenberg (1986: 129f., 275-278) [Berlin], Schönfeld (1974: 77) [Altmark], Schönfeld (1989: 79, 81, 92, 127f.) [Magdeburg, Berlin, Rostock], Schönfeld (2001: 72) [Berlin].
B. Karten: -

Forschungsstand Die Reduzierung der anlautenden Affrikate *ts* zur reinen Spirans (z. B. [tsaːn] > [saːn] ‚Zahn') in hochdeutschen Sprachlagen wird von der Forschung übereinstimmend auf den niederdeutsch-hochdeutschen Sprachkontakt zurückgeführt. So wird das Merkmal einerseits als „ein niederdeutsches Interferenzmerkmal" (Dahl 1974: 349) interpretiert und andererseits diachronisch mit einem Phonemersatz im Zuge der hochdeutschen Lautverschiebung in Verbindung gebracht. Schirmunski (1961/2010: 337) vermutet, „im Prozeß der Verhochdeutschung [sei] statt der dem Dialekt fremden Affrikate der akustisch am nächsten stehende Reibelaut genommen worden", bei der Lautverschiebung von anlautendem [t] zu hochdeutschem [ts] im niederdeutschen Kontext also auf das im Niederdeutschen bekannte Phonem [s] ausgewichen worden. Die spirantische Reduzierung des *ts* entspricht nach Herrmann-Winter (1979: 151) zudem den phonemübergreifenden „Merkmalen einer ungespannten Sprechweise" norddeutscher Sprecher, die aus „niederdeutscher Artikulationsbasis" zu erklären seien. Im Ergebnis werde die hochdeutsche Affrikate weder im niederdeutschen Basisdialekt, wo sie in hochdeutschen Lehnwörtern (*Zucker, Zitrone*) durchaus auftrete, „noch in der Umgangssprache im Anlaut richtig realisiert" (Herrmann-Winter 1974: 157).

Als niederdeutsch-hochdeutsches Kontaktphänomen wird die spirantisierte Affrikate regional den „vorwiegend niederdeutschen Sprachlandschaften" (Herrmann-Winter 1979: 151) zugewiesen und darüber hinaus in „Gebiete[n] niederdeutsch-hochdeutscher Siedlungsmischung" wie etwa in Schlesien und in der Niederlausitz verortet (Schirmunski 1961/2010: 337). Überblicksdarstellungen zu den Regiolekten Norddeutschlands lokalisieren die Reduktion von [ts] zu [s] dagegen überraschend disparat. Viëtor (1888: 112) verzeichnet sie ausschließlich im westlichen Ostfriesland, Mihm (2000: 2116) zählt sie nur für die hamburgische Umgangssprache zu den charakteristischen Merkmalen, und nach Lauf (1996: 199) tritt die Variante „regelmäßig eigentlich nur in der brandenburgisch-märkischen Regionalsprachform" auf. Nur für den ostniederdeutschen Raum liegen empirische Untersuchungen zur Reduktion der Affrikate in standardnahen Sprachlagen vor. Hier ist das Merkmal für die berlinisch-brandenburgische, für die Magdeburger, für die uckermärkische und für die mecklenburgische „Umgangssprache" belegt (Schönfeld 1989: 92). In den 1970er Jahren realisierten 78,5 % der Informanten der Studie von Herrmann-Winter (1979: 151) zur mecklenburgischen Umgangssprache die Affrikate in spirantischer Reduktion. Auch andere Autoren der 1970er Jahre halten das Merkmal in dieser Region für „sehr häufig" (Dahl 1974: 349) und rechnen es gar zu den „obligatorischen Merkmalen" (Gernentz 1974:

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

231) der regionalen Umgangssprache im Norden der ehemaligen DDR. Allerdings deutete sich bereits in den 1970er Jahren an, dass „die jüngere und jüngste Generation“ als Folge von „Schul-, Aus- und Weiterbildung“ allmählich zur standardgemäßen Aussprache der Affrikate überging (Herrmann-Winter 1974: 157). Selbst in Berlin gilt das ehemals „typische Berliner Merkmal“ (Rosenberg 1986: 129) heute als „veraltet“ und gehört nach Schönfeld (2001: 72) „nur noch bei wenigen Berlinern, und zwar meist aus der älteren und vereinzelt aus der mittleren Generation, zur Sprachkompetenz“.

Ältere Studien zum mecklenburgischen Regiolekt weisen eine vertikale soziale Varianz der Realisierung der Affrikate nach. Demnach trete das Merkmal am häufigsten bei „Werktätigen in der Land- und Forstwirtschaft ohne Leitungsfunktion“ auf und am seltensten bei Angehörigen der „Intelligenz“ (Herrmann-Winter 1979: 153, vgl. für Magdeburg ähnlich Schönfeld 1989: 81). In Berlin begegne das Merkmal nur bei einem Teil der Sprecher, die aber allen „sozialen Gruppen“ zugehörten (Schönfeld 1989: 127), noch heute werde in Berlin die reduzierte Affrikate „vereinzelt sogar von Angehörigen der Intelligenz in der St[andard]Spr[ache] in öffentlichen Situationen“ (Schönfeld 2001: 72) verwendet. Dahl (1974: 349) zählt die reduzierte Realisierung der Affrikate zu den „sekundäre[n] Sprachmerkmalen“ der mecklenburgischen Umgangssprache, die „den Sprechern in der Regel als Interferenzmerkmale nicht bewusst“ seien. In Schulaufsätzen Berliner Schüler führte das stadtsprachliche Merkmal in den 1980er Jahren noch zu zahlreichen orthografischen Fehlern und Hyperkorrektismen, die auf einer Verwechselung der Grapheme <s> und <z> beruhten (*Seit* ‚Zeit‘, *Zäge* ‚Säge‘, vgl. Rosenberg 1986: 275-278). Den Sprechern, die die Affrikate auch in jüngster Vergangenheit noch spirantisch aussprechen, falle „eine bewusste Vermeidung […] meist schwer“ (Schönfeld 2001: 72, vgl. für die 1980er Jahre Schönfeld 1989: 128).

Variablendefinition Erfasst wird die Variation der Affrikate [ts] im absoluten Wortanlaut vor Vokal und vor *w* sowie im Silbenanlaut nach betonten und unbetonten Präfixen. Belege, bei denen die Affrikate im Wortanlaut auf einen spirantischen Auslaut des vorangehenden Wortes folgt, werden nicht gewertet, um Kontaktassimilationen auszuschließen. Der rechte vokalische Kontext der Variable im Wortanlaut wurde nach Vokalquantität und Vokalqualität differenziert (lang vs. kurz, palatale vs. velare Vokale). Im linken Kontext der Affrikate im Silbenanlaut wurde zwischen betonten und unbetonten Präfixen unterschieden sowie differenziert, ob die Affrikate auf plosive Konsonanten folgt oder auf nichtplosive Laute. Als Nonstandard wurde jede rein frikativische Realisierung der Affrikate gewertet. Auf eine weitergehende Differenzierung der frikativischen Realisierungen (z. B. nach Artikulationsort) wurde verzichtet, weil sie auditiv kaum zu identifizieren gewesen wären.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Zeit, zentrale, zog, zu, Zugriff, zum, zunächst, zunehmend, zwei, zwingen, abzunehmen, dazu, einzuspeisen, umzustellen*

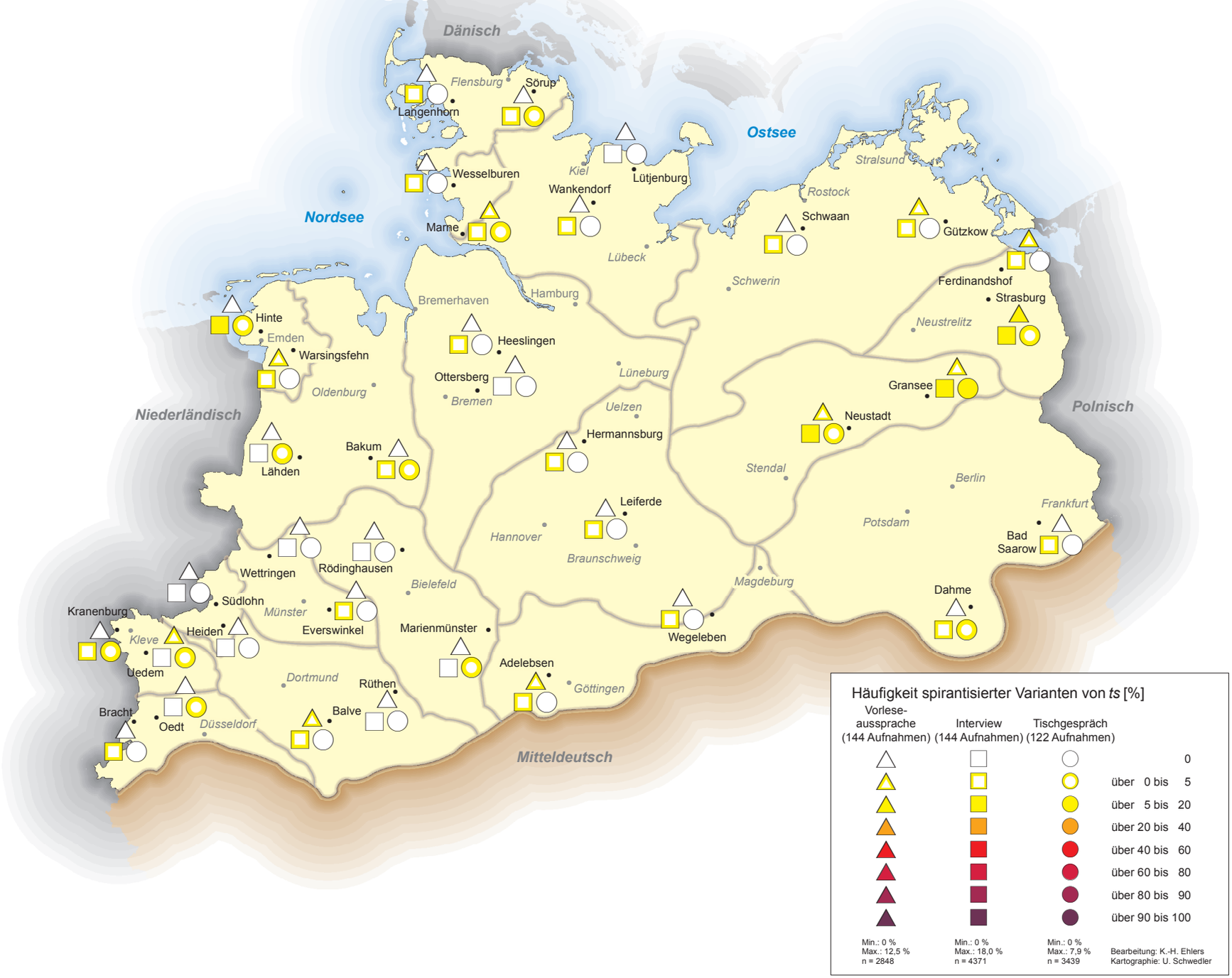
Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *ziemlich, zu, zweimal, abziehen, bezeugen, dazugehörige, erzählt, umzustellen*

Areale Verbreitung Die Tendenz zum Abbau des regionalsprachlichen Merkmals, die die Forschungsliteratur schon für die 1970er Jahre feststellte, hat sich offenbar in ganz Norddeutschland fortgesetzt (Karte K9.1). Nur an vier Erhebungsorten trat die Nonstandardvariante der Affrikate in einzelnen Gesprächssitua-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Ersetzung der Affrikate *ts* durch den Frikativ *s*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Karte K9.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tionen noch bei mehr als 5 % der Belegwörter auf, an sieben Orten war sie in keiner Gesprächssituation mehr nachweisbar. Streubelege für die spirantisierte Affrikate sind allerdings weiterhin in breiter arealer Verteilung im gesamten norddeutschen Raum zu verzeichnen. Nordbrandenburg und das südliche Mittelpommern heben sich als Schwerpunktregion relativer Häufigkeit aus diesem allgemeinen Bild heraus. Hier tritt das Merkmal in einzelnen Gesprächssituationen mit Maximalwerten von 18 % (Strasburg), 12 % (Gransee) und 9 % (Neustadt) auf. Weniger profiliert erstreckt sich diese Schwerpunktregion in den Norden Mittelpommerns (Ferdinandshof) bis nach Vorpommern (Gützkow), wo die Frequenz der Nonstandardvariante in mehreren Gesprächssituationen immerhin zwischen 3,8 % und 4,6 % der Belege liegt. Im westlichen Mecklenburg (Schwaan), das auch bei diesem regiolektalen Merkmal eher mit Holstein übereinstimmt als mit Vorpommern, wird die Affrikate nur in einer Gesprächsituation bei 0,9 % der Belegwörter spirantisiert. Frequenzwerte zwischen 3 % und 5 % Prozent erreicht die Nonstandardvariante im Übrigen nur noch in den räumlich disparaten Orten Marne/Dithmarschen, Hinte/Ostfriesland, Kranenburg/nördlicher Niederrhein, Oedt/südlicher Niederrhein und Adelebsen/Ostfalen. In den anderen Erhebungsorten bleibt die Frequenz der spirantisierten Affrikate meist bei deutlich unter 2 % der Belege.

Die Realisierung der Affrikate unterliegt in allen Erhebungsorten Norddeutschlands einer ausgeprägten idiolektalen Varianz. Selbst in den Erhebungsorten, in denen die Variable vergleichsweise häufig in reduzierter Form verwendet wird, gebrauchen einige der Gewährspersonen in allen Gesprächssituationen ausschließlich die standardgemäße Lautung. Im mittelpommerschen Ferdinandshof etwa realisieren zwei der vier Gewährsleute die Variable immer standardgemäß, und auch in Strasburg verwendet eine von vier Personen in allen Gesprächssituationen nur die Affrikate. Im nordbrandenburgischen Gransee variiert die Frequenz der Nonstandardform in den Interviews der vier Gewährspersonen zwischen 2,6 % und 22,2 %, in Neustadt (Dosse) zwischen 3,6 % und 15,8 % der Belege. Die vergleichsweise höheren Frequenzwerte einzelner Erhebungsorte resultieren also aus dem individuellen Sprachverhalten einzelner Sprecherinnen, die die Affrikate besonders häufig spirantisieren.

Situative Verteilung Die insgesamt sehr niedrigen Prozentwerte für das Auftreten der Nonstandardvariante liegen im Vergleich über das gesamte Datenkorpus für die drei Gesprächssituationen Tischgespräch (1,0 %), Interview (2,1 %) und Vorlesetexte (1,1 %) sehr nahe beeinander, so dass Rückschlüsse auf eine situativ bedingte Varianz der Variable unsicher erscheinen. Allerdings ergeben sich strukturell ähnliche situative Differenzen, wenn nur die Ergebnisse für die nordbrandenburgische und mittelpommersche Kernregion betrachtet werden, in denen die frikativische Variante am häufigsten auftritt. Dort wird die Affrikate in den Interviews insgesamt deutlich häufiger spirantisiert als in den Tischgesprächen und in der Vorleseaussprache (Nordbrandenburg: T: 5,2 % – I: 10,4 % – V: 5,0 %; Mittelpommern: T: 3,1 % – I: 11,4 % – V: 8,1 %). Diese Frequenzwerte bilden recht genau den individuellen Sprachgebrauch der einzelnen Gewährsleute dieser Regionen ab. Sofern diese Gewährspersonen überhaupt die Nonstandardvariante verwenden, spirantisieren sie in aller Regel ebenfalls deutlich häufiger im Interview als in den beiden anderen Gesprächssituationen (z. B. GP 1 in Gransee/Nordbrandenburg: T: 5,9 % – I: 14,3 % – V: 10,0 %; GP 2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in Neustadt/Nordbrandenburg: T: 5,3 % – I: 15,8 % – V: 10,0 %; GP 3 in Strasburg/Mittelpommern: T: 16,7 % – I: 51,9 % – V: 30,0 %). Es wäre zu erwägen, die spirantische Realisierung der Affrikate als Merkmal einer eigenen ‚mittleren Sprachlage' zu charakterisieren. Im Raum Brandenburg und Mittelpommern wäre diese mittlere Sprachlage vermutlich an die Stadtsprache Berlins angelehnt. Festzuhalten bleibt, dass die Verwendung der frikativischen Variante hier nicht eindeutig mit dem zunehmenden Formalitätsgrad der Gesprächssituation korreliert. Bemerkenswert ist auch, dass das spirantisierte *ts* von vielen Gewährsleuten gelegentlich in der üblicherweise stark kontrollierten und standardorientierten Vorleseaussprache verwendet wird. Ob dieser Befund auf eine geringe Salienz des Merkmals zurückzuführen ist, die schon die ältere Fachliteratur annahm (vgl. Dahl 1974: 349), wäre in perzeptionsdialektologischen Tests noch zu prüfen.

Einfluss der Basisdialekte Die räumliche Verteilung der Belege lässt erkennen, dass die frikativische Realisierung der Affrikate nicht notwendig an die basisdialektale Kompetenz der Gewährsleute gebunden ist. Die Schwerpunktregion der Nonstandardform liegt im dialektschwachen Nordbrandenburg und Mittelpommern. Von den zwölf Gewährspersonen aus den Schwerpunktorten Neustadt, Gransee und Strasburg haben neun gar keine Niederdeutschkompetenz, und drei verfügen über nur mittelmäßige Niederdeutschkenntnisse. Unter den durchgängig guten Niederdeutschsprecherinnen im ostfriesischen Hinte variiert die Nonstandardvariante im Interview zwischen 0 % und 10,5 % und liegt damit deutlich unter den Gebrauchsfrequenzen in den Interviews der meisten brandenburgischen und mittelpommerschen Gewährspersonen ohne Niederdeutschkenntnisse. Die Spirantisierung der Affrikate ist in der Schwerpunktregion Nordbrandenburg und Mittelpommern heute nicht (mehr) aus hochdeutsch-niederdeutscher Interferenz zu erklären. Vielmehr dürfte die relative Abbauresistenz des Merkmals in dieser Region auf den stabilisierenden Einfluss der Stadtsprache Berlins zurückzuführen sein, der auch von der älteren Fachliteratur für die Ausbreitung des Frikativs in Brandenburg zugrunde gelegt wurde (Lauf 1996: 215). In den dialektstarken Gebieten Norddeutschlands wie Ostfriesland und Dithmarschen mag die gelegentlich auftretende Ersetzung der Affrikate dagegen im Einzelfall aus niederdeutscher Kontaktwirkung zu erklären sein. Auch hier zeichnet sich aber kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Niederdeutschkompetenz und dem Frikativgebrauch bei den Gewährsleuten ab.

Morphophonetischer Kontext Im absoluten Wortanlaut tritt die frikativische Variante deutlich häufiger vor nachfolgenden Velarvokalen (*zum*) auf als vor Palatalvokalen (*ziemlich*). Im situationsübergreifenden Gesamtkorpus wurde die Affrikate in 2,3 % aller Belegkontexte vor Velarvokal (n=5305) und nur in 0,7 % der Kontexte vor Palatalvokal (n=1536) durch den Frikativ ersetzt. In Belegen mit nachfolgendem Frikativ [v] (*zwei, zwingen*) liegt die Frequenz der frikativischen Variante bei 0,9 % (n=1630) und damit ebenfalls deutlich niedriger als vor Velarvokalen. Die Quantität der Folgevokale hat im Falle der sehr häufig belegten Kontexte vor Velarvokalen eindeutig keinen Einfluss auf die Realisierung der vorangehenden Affrikate. Für die Kontexte vor Palatalvokal lassen sich vorläufig keine Aussagen zur Wirkung der Vokalquantität treffen, da Belege mit kurzem Vordervokal im Korpus selten belegt sind.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Über die Wirkung des linken Lautkontextes beim Auftreten von *ts* im Silbenanlaut lassen sich auf der Basis unseres Korpus nur Tendenzaussagen treffen, da hier die Belegzahlen für die verschiedenen Kontexte im Gesamtkorpus sehr uneinheitlich sind. Demnach tritt die frikativische Variante am häufigsten nach betonten Präfixen auf, die auf Plosiv enden (*Abzug*), in 2,3 % der allerdings nur 170 Belege. Für die Position nach betonten Präfixen, die nicht plosivisch enden (*anziehen*), ergaben sich 0,8 % Frikativbelege (n=829), und in den Kontexten nach unbetonten Präfixen (*bezahlen*) wurde die Affrikate nur in 0,2 % der Belege spirantisiert (n=1138). Der Befund, dass die Affrikate nach betontem Präfix auf Plosiv in besonderer Weise reduktionsanfällig scheint, könnte sich artikulationsphonetisch aus der besonderen Schwäche der Strukturposition nach Akzent und aus der Koartikulation aufeinander folgender Plosive erklären, bei der das apikale *t* auditiv überlagert wird.

Abschließende Interpretation

Die Ersetzung der Affrikate *ts* durch den Frikativlaut *s* ist ein sehr stark im Abbau befindliches Kennzeichen der norddeutschen Regiolekte. Es ist nicht an basisdialektale Kompetenz gebunden und hat allenfalls in Nordbrandenburg und dem Süden Mittelpommerns den Charakter eines regiolektalen Merkmals. In dieser Schwerpunktregion wie auch in anderen norddeutschen Gebieten ist das Auftreten der frikativischen Variante vor allem an den Sprachgebrauch einzelner Sprecherinnen gebunden, die diese Aussprache besonders häufig in Gesprächen eines mittleren Formalitätsgrades verwenden. Im absoluten Wortanlaut tritt die Nonstandardvariante am ehesten vor Velarvokalen auf, die die spirantische Reduktion der Affrikate artikulatorisch zu begünstigen scheinen.

KHE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Apikale Realisierung von *r* im Wort- und Silbenanlaut

Belegzahl: 11255
T: 3590 B. aus 36 Orten (Ø 100 B.), 122 Gpn.
I: 5008 B. aus 36 Orten (Ø 139 B.), 144 Gpn.
V: 2657 B. aus 36 Orten (Ø 74 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Viëtor (1888: 109f.), Göschel (1971: 114-122), Wiese (2003). Nordniederdeutscher Raum: Niekerken (1963), Lauf (1996: 205), Elmentaler (2009: 353). Ostniederdeutscher Raum: Schönfeld (1974: 77) [Altmark]. Ruhrgebiet: Becker (2003: 77f.), Salewski (1998: 45, 56-59) [Dortmund, Duisburg].
B. Karten: Barbour/Stevenson (1990: 70), AAS (Bd. 2: 176f.), AADG (Karten zur Realisierung des *r* in *Sirup und Jury*), Göschel (1971: 94, 121), König (2011: 244).

Forschungsstand Die *r*-Laute („rhotics") bilden eine umfangreiche Klasse von nach Artikulationsart und -ort variablen Lauten. Ihre „nahezu unbegrenzte Variabilität" erklärt Wiese (2003: 43) dadurch, dass die Gemeinsamkeit dieser Laute „in ihrem phonotaktischen Verhalten und nicht in ihren segmentalen Eigenschaften zu finden ist". Die Variabilität der *r*-Laute begünstigt nicht nur regionale, kommunikative und kombinatorische Varianz, sondern auch langfristigen Sprachwandel, der in verschiedenen westeuropäischen Sprachen als „progress of the uvular or throaty /r/, displacing the older tongue-tip pronunciation" (Barbour/Stevenson 1990: 71), charakterisiert werden kann. Die entsprechende Entwicklung im Standarddeutschen wird im Anschluss an Trautmann (1888) meist auf französischen Einfluss zurückgeführt, der sich als „neuere Bildungsmode" (Niekerken 1963: 167) seit dem 18. Jahrhundert über die Großstädte im deutschen Sprachgebiet verbreitet habe (Barbour/Stevenson 1990: 71). Schon 1962 hat Schirmunski diesen Sprachwandel aber zusätzlich „in den inneren Entwicklungsgesetzmäßigkeiten der Volkssprache" begründet. Schirmunski lokalisiert den sprachsystematischen Ausgangspunkt der Entwicklung in „der weit verbreiteten Reduktion des alveolaren *-r* nach Vokal und im Wortauslaut", von wo aus „das akustisch nahe stehende *R*" sich als „Ersatzlaut" auch auf andere Positionen im Wort ausgedehnt habe (Schirmunski 2011: 437-439, vgl. ähnlich Wiese 2003: 39). An Karten des „Mittelrheinischen Sprachatlas" zeigt Wiese (2003: 35f.), dass bei aller Vielfalt intergenerationeller Lautveränderungen das *r* in postvokalischer Position am häufigsten einer Veränderung unterliegt, während das *r* im Anlaut betonter Silben sich als „somewhat more stable" erweist. In jedem Falle übertreffe aber die Tendenz zur Veränderung in uvulares [ʁ] alle anderen Lautveränderungen des *r* an Häufigkeit.

Im Folgenden sollen nur die norddeutschen Befunde zum *r* in der vergleichsweise stabileren Position im Wort- und Silbenanlaut näher betrachtet werden (*Rad, abreißen, ältere*). Für die Vorleseaussprache gebildeter Sprecher (um 1975) konstatiert der AAS (Bd 1: 70), „das Zungenspitzen-*R* [sei] praktisch nur im Südosten anzutreffen" (vgl. AAS, Bd. 2: 176, Karte R.1). Zum gleichen Ergebnis kommt auch Göschel (1971: 114), der feststellt, im norddeutschen Raum werde in nichtdialektalen Sprachlagen „weitgehend uvularer oder velarer Frikativlaut realisiert". Nach den Karten des AADG für die Lexeme *Sirup* und *Jury* ist apikales *r* im norddeutschen Raum lediglich bei einem Schüler aus Satrup (zwischen Flensburg und Schleswig) belegt. Dass das alveolare *r* bis zur Jahrhundertmitte noch weiter verbreitet war, belegen verschiedene Untersuchungen. In der „mundartnahen Schicht der Umgangssprache" der Altmark war in den 1960er Jahren zwar bereits „vor vokal […] gewöhnlich zäpfchen-*R*

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

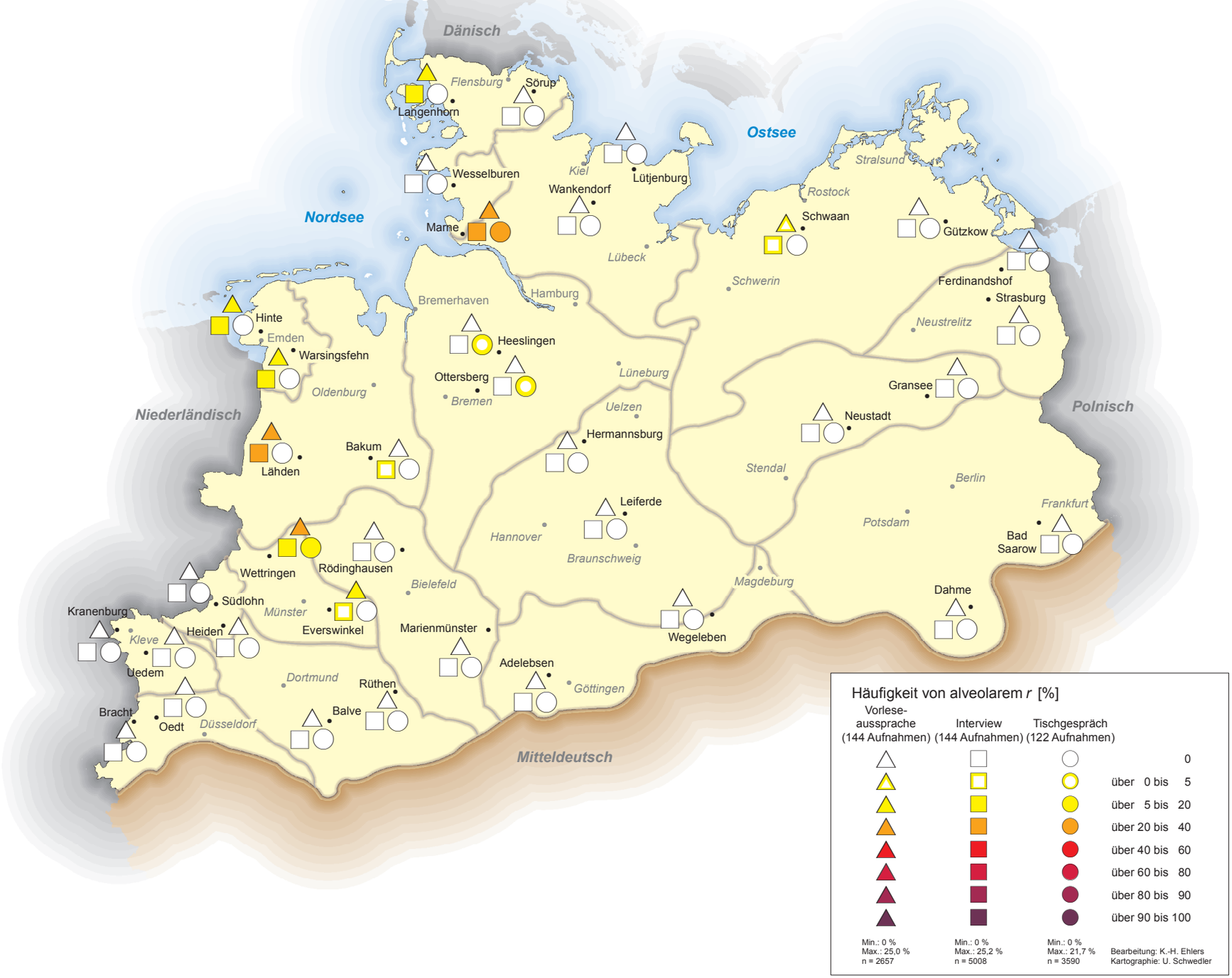
üblich, auch reduziert als ʁ“, bei „einigen älteren Dorfbewohnern“ fand sich allerdings auch noch das Zungenspitzen-*r* (Schönfeld 1974: 77). In der nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Umgangssprache der 1960er Jahre (u.a. Pfeffer-Korpus) wird nach Lauf (1996: 205) in freien Erzählungen „als /r/-Variante überwiegend ein uvularer Frikativ verwendet“, in ihren Stichproben findet sich aber auch „immerhin bei vier Sprechern ausschließlich, bei vier weiteren häufig der alveolare Vibrant [r] in der Position im Silbenanlaut und nach Konsonanten“. Ganz ähnliche Befunde erbringt die frequenzanalytische Untersuchung des Nonstandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet (geboren zwischen 1907 und 1927). Die acht Gewährsleute aus Duisburg realisierten das *r* im Wortanlaut, wie für das westliche Ruhrgebiet zu erwarten, „zu hundert Prozent als uvulares [ʁ]“ (Salewski 1998: 45, 54f.). Das alveolare *r* war dagegen im Dortmunder Stadtteil Dorstfeld nachweisbar, wo „eine Bindung an den westfälischen Basisdialekt noch vorhanden ist“ (ebd.: 45). Hier zeigte sich aber eine deutliche „Zweiteilung hinsichtlich des Sprecherverhaltens“: Während auch in Dorstfeld zwei Gewährsleute das *r* in der Anlautposition zu 100 % als uvularen Spiranten artikulierten, realisierten zwei weitere Vergleichspersonen aus dem Ort das anlautende *r* zu über 90 % als dentalen Vibranten (ebd.: 70). Die Befunde aus verschiedenen Regionen zeigen, dass bei der Betrachtung der *r*-Realisation in den nichtdialektalen Sprachlagen des Nonstandards mit großen interpersonellen Differenzen gerechnet werden muss. Neben einer Mehrzahl von Sprechern mit durchgehend uvularen *r*-Artikulationen scheint es auch in Norddeutschland bis heute einzelne Sprecher zu geben, die weiterhin das apikale *r* mit hohen Gebrauchsfrequenzen verwenden.

In den niederdeutschen Dialekten war nach Göschels (1971: 94) Karte, die auf der Auswertung von 1200 Dialektaufnahmen aus dem deutschen Sprachgebiet beruht, bis 1936 im gesamten niederdeutschen Raum (mit Ausnahme linksrheinischer und nordhessischer Gebiete) das apikale *r* die dominante Form. Spätestens für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gehört aber die „Durchsetzung von velarem [ʁ] gegenüber älterem apikalen [r]“ zu den Indikatoren eines komplexen Lautwandels im modernen Niederdeutsch, den Elmentaler (2009: 353) für den nordniederdeutschen Raum nachweist. Auch in der Altmark war das alveolare *r* bereits in den 1960er Jahren im Niederdeutschen „gewöhnlich auf ältere Leute beschränkt“ (Umgebung Stendal) oder allenfalls noch „bei der mittleren Generation üblich“ (Umgebung Salzwedel) (Schönfeld 1974: 120). Das Wörterbuch des mecklenburgischen Niederdeutsch von Herrmann-Winter (1985: 244) stellt für die Aussprache des *r* die uvulare und die alveolare Artikulation als gleichwertige Alternativen nebeneinander. Die „Rückzugsbewegung des alveolaren *r*“ hat u.a. durch „hochdeutsche Schulbeeinflussung“ (Niekerken 1963: 167) auch die niederdeutschen Dialekte erreicht. Es kann demnach heute nur noch mit Einschränkungen und nicht in langfristiger historischer Perspektive als konstitutives Merkmal des Niederdeutschen gelten. Noch ist aber der unter hochdeutschem Einfluss begünstigte Lautwandel im Niederdeutschen so wenig fortgeschritten, dass im Kontrast zu standardnahen Sprachlagen das alveolare *r* einstweilen als „dialektales und soziolinguistisches Merkmal“ (Göschel 1971: 114) wahrgenommen und gegebenenfalls sanktioniert wird, wie Niekerken (1963: 167) an Stadt-Land-Kontakten in der Umgebung von Hamburg zeigt. Grundsätzlich ermöglicht die hohe Variabilität der „rhotics“, „diese Klasse von

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Apikale Realisierung von *r* im Wort- und Silbenanlaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Karte K10.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Lauten zur Markierung von Registern, Dialekten und anderen identitäts- und situationsbezogenen Varietäten einer Sprache heranzuziehen" (Wiese 2003: 43).

Variablendefinition Erfasst wurde die Variation des *r* in prävokalischer Position. Als linker Kontext wurde der absolute Wortanlaut sowie der Silbenanlaut nach Präfixen untersucht. Ebenso wurde das *r* in den Endsilben *-re* und *-res* nach Vokal und bei Schwa-Tilgung nach Konsonant erfasst. Auf eine Unterscheidung zwischen ein- oder mehrschlägiger Realisierung des alveolaren bzw. apikalen *r* wurde wegen der schwierigen akustischen Identifizierung (vgl. AAS Bd. 1: 68) ebenso verzichtet wie auf eine Differenzierung zwischen verschiedenen Realisierungen des uvularen *r*. Erfasst wurde also nur der Unterschied zwischen vorderer und hinterer Artikulation des *r* (Zungenspitzen-*r* vs. Rachen-*r*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Referent, Register, Rektoren, richtig, rufen; angerufen, aufgeregt, Aufregung, Beratungsstelle, berichtet, darin, darum, eingerichtete; humanitäre, mehrere, wäre, Stärkere* (2x), *weichere*

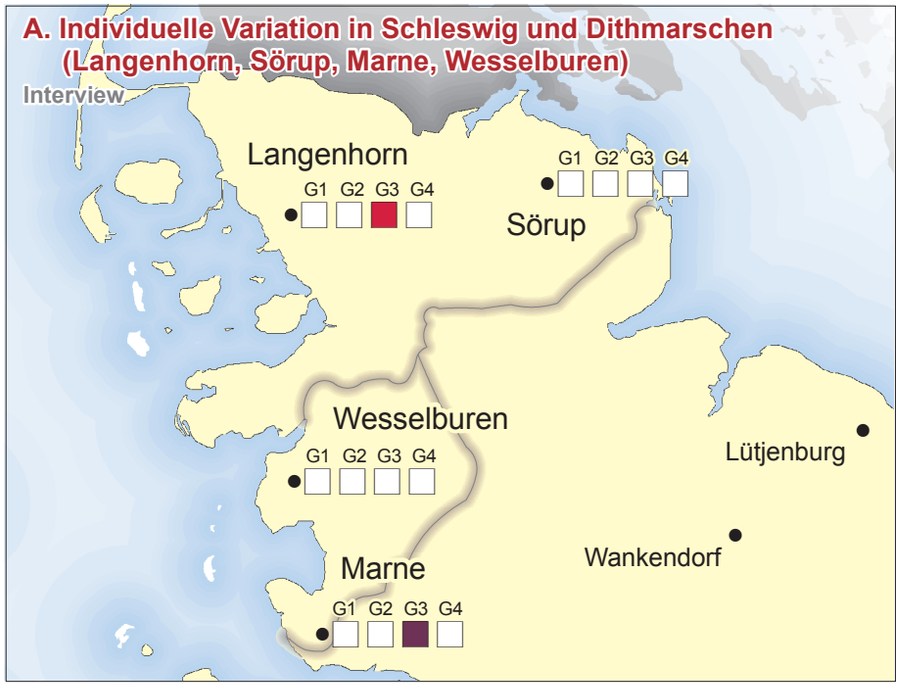
Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Raum, reden, rein, ruhig; abräumen, ausrechnen, Beruf, daran, darauf, geredet; ält're, anderes, besonderes, ihre, Jahre, uns're, wäre*

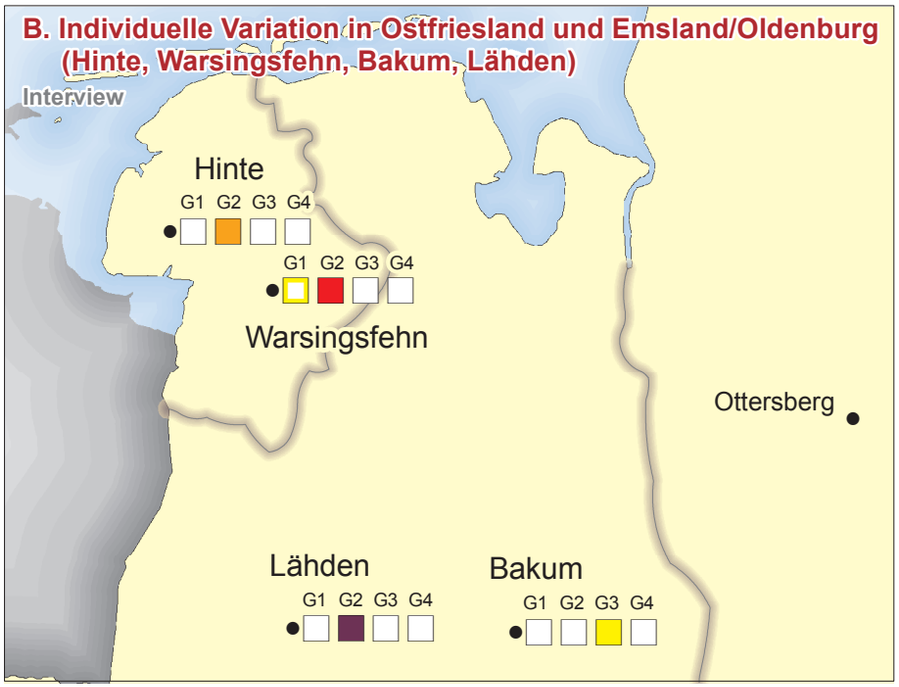
Areale Verbreitung Die auf gemittelten Häufigkeitswerten pro Erhebungsort fußende Karte K10.1 vermittelt nur ein vages Bild vom tatsächlichen Auftreten des alveolaren *r*. Alle höheren Prozentwerte für diese *r*-Realisierung gehen nämlich durchweg auf das Sprachverhalten einzelner Gewährspersonen zurück, während andere Bewohner des jeweiligen Erhebungsortes das alveolare *r* nie oder selten verwenden. Die Erhebung bestätigt somit den Befund der Fachliteratur, die eine Individualisierung des Gebrauchs von alveolarem *r* festgestellt hat. Sprecherinnen mit hohen Gebrauchsfrequenzen sind vor allem im Nordwesten des Untersuchungsgebietes zu finden, während in den südlichen und östlichen Regionen in dieser Altersgruppe keine Personen mit alveolarer *r*-Artikulation im Sample auftreten. In Marne/Dithmarschen, Lähden/Emsland und in Wettringen/Münsterland verwendete jeweils eine Gewährsperson das alveolare *r* zu 92-100 % im Wort- und Silbenanlaut. Weitere vier Frauen aus Langenhorn/Schleswig, Hinte/Ostfriesland, Warsingsfehn/Ostfriesland und Everswinkel/Münsterland artikulierten das *r* immerhin in 19 % bis 63 % der untersuchten Belege alveolar. Diesen sieben Gewährspersonen mit hohen Gebrauchsfrequenzen für alveolares *r* stehen 130 Personen gegenüber, die das *r* in allen Situationen zu 100 % uvular artikulieren. Bei sieben weiteren Gewährspersonen tritt das alveolare *r* nur in einzelnen Erhebungssituationen mit jeweils nur einem bis vier Belegen auf. Wo immer das *r* in Norddeutschland alveolar artikuliert wird, handelt es sich also um individuelle Einzelfälle, in der weit überwiegenden Mehrheit der untersuchten Belege für anlautendes *r* erfolgte die Artikulation uvular.

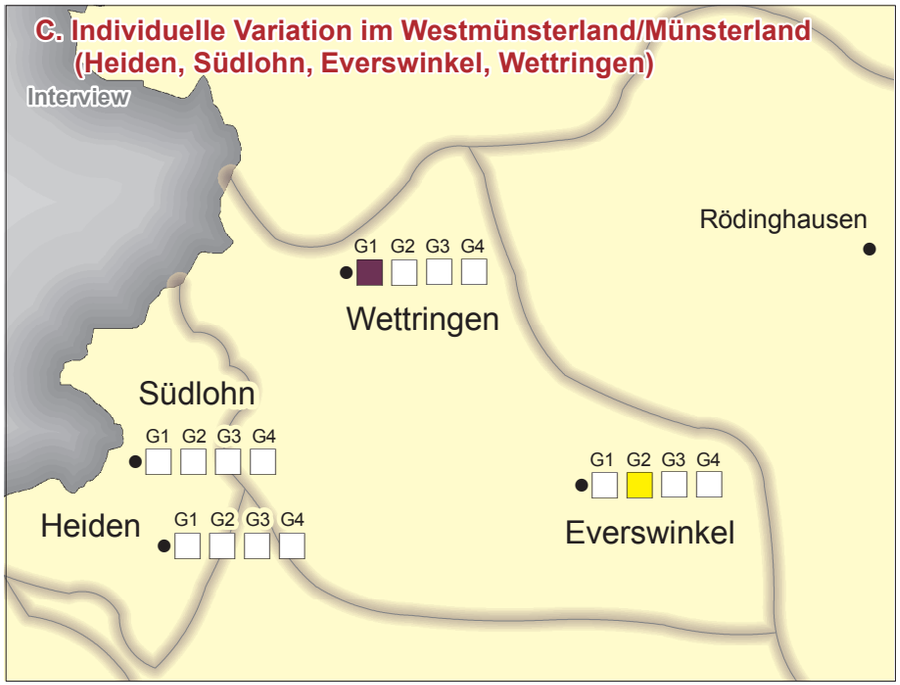
Situative Verteilung Die sieben Gewährspersonen, die das *r* anlautend häufig alveolar artikulieren, tun dies in allen Situationen auf einem annähernd gleichen Frequenzniveau. Hier tritt das alveolare *r* also in der Vorleseaussprache, im Interview und im Tischgespräch etwa gleich häufig auf. In einigen Fällen wurden die Tischgespräche dieser Gewährspersonen auf Niederdeutsch geführt. Diese niederdeutschen Tischgespräche wurden auf der Karte zur hochdeutschen Realisierung von *r* im Wort- und Silbenanlaut nicht mit erfasst, sodass im ortsbezogenen Kartenbild teilweise situative Frequenzunterschiede nahe gelegt werden, die tatsächlich auf inter-

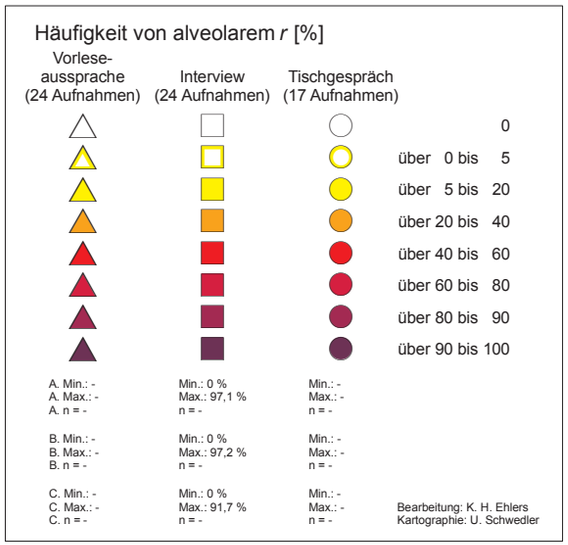
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Apikale Realisierung von *r* : individuelle Variation









https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

personeller Variation beruhen. Die Ausschnittkarten zu den nordwestlichen Teilregionen verdeutlichen das Ausmaß der interindividuellen Varianz in einzelnen Ortschaften, indem sie die Gebrauchsanteile der einzelnen Gewährspersonen veranschaulichen (Karten K10.2-4). Auch bei Gewährspersonen, die alveolares *r* nur sporadisch verwenden, ist keine situative Varianz nachweisbar, denn das Vorkommen begrenzt sich hier pro Person meist auf einzelne Erhebungssituationen. Eine deutliche Zuordnung der Streubelege zu einzelnen Gesprächssituationen ist aus den geringen Belegzahlen dabei nicht abzuleiten. Die Gründe für das sporadische Auftreten des alveolaren *r* sind eher im konversationellen als im situativen Kontext zu suchen.

Einfluss der Basisdialekte Von den sieben Gewährspersonen mit situationsübergreifend hoher Gebrauchsfrequenz des alveolaren *r* verfügen sechs über volle Niederdeutschkompetenz und eine Person – die mit den vergleichsweise geringsten Frequenzwerten für [r] in dieser Gruppe – beherrscht das Niederdeutsche mittelmäßig. Auch die sporadischen Einzelbelege für alveolares *r* treten nur bei Personen mit hoher oder mittlerer Kompetenz im Niederdeutschen auf. Dem entspricht bezogen auf das Gesamtsample, dass die Gruppe der Sprecherinnen mit voller Niederdeutschkompetenz 9,7 % der auf sie entfallenden Belege für anlautendes *r* alveolar realisiert, die der Personen mit mittelmäßiger Niederdeutschkompetenz dagegen nur 0,6 %. Gewährspersonen ohne Niederdeutschkompetenz sprechen das *r* nie alveolar aus. Trotz des auch im Niederdeutschen stattfindenden Lautwandels ist also der frequente Gebrauch des Zungenspitzen-*r* in Norddeutschland in den hochdeutschen Sprachlagen noch an eine hohe Niederdeutschkompetenz gebunden. Keinesfalls aber artikulierten alle voll niederdeutschkompetenten Gewährspersonen das *r* im Hochdeutschen durchgängig alveolar.

Morphophonetischer Kontext Der morphophonetische Kontext spielt für die Realisierung des *r* in den untersuchten Positionen keine erkennbare Rolle. Demnach ist es für die Artikulation des *r* unerheblich, ob es im absoluten Wortanlaut oder im Silbenanlaut auftritt (*reißen* vs. *abreißen*), ob ihm im Silbenanlaut betonte oder unbetonte Präfixe vorangehen (*Beirat* vs. *berichten*) oder ob vorangehende Präfixe und Silben auf Vokal oder Konsonant unterschiedlicher Qualität auslauten (*aufregen* vs. *gerettet*; *wäre* vs. *bessere* vs. *ält're*). In den verschiedenen Kontexten lagen die Prozentwerte für alveolares *r* bei höheren Belegzahlen (n > 200) durchweg zwischen 1,7 % und 2,9 %. Einzig in der Verwendung deutscher Orts- oder Personennamen (*Rotenburg, Rostock)* lag der Anteil des alveolaren *r* mit 4,6 % deutlich über den übrigen Werten. Die höhere Gebrauchsfrequenzen bei Namen deutet darauf hin, dass das Auftreten des Merkmals eher an semantisch-pragmatische Kontexte gebunden als morphosyntaktisch determiniert ist.

Semantischer und pragmatischer Kontext Von einigen Gewährspersonen, die das anlautende *r* normalerweise uvular artikulieren, wird das alveolare *r* in der Konversation punktuell verwendet, um stilistische oder soziopragmatische Effekte zu erzielen. So wendet sich eine Sprecherin aus Heeslingen/Nordhannover an ihr Gegenüber im Tischgespräch mit der Frage „Bist du nächste Woche wieder in Rotenburg eingesetzt?". Wohl um den nahe gelegenen Ort als ländlich oder fremd zu charakterisieren, realisiert sie den Anlaut des Ortsnamens als mehrschlägiges apikales *r*. Ihr Gegenüber greift die für die Sprecherin

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ungewöhnliche Artikulation mit der scherzhaften Antwort „No señorita“ auf, in der das *r* ebenfalls als starker alveolarer Vibrant gesprochen wird. Eine andere Gewährsperson aus Schwaan/Mecklenburg, die anlautendes *r* ebenfalls regelmäßig uvular artikuliert, berichtet von einer Begegnung auf dem Münchner Oktoberfest, bei dem sie und ihr Mann sich ihren Gesprächspartnern als Norddeutsche zu erkennen gaben. In der erzählten Rede artikuliert sie die Wörter *Prost* und *Rostock* jeweils mit mehrschlägigem alveolarem Vibranten. Auch für Personen, die diese Artikulation selbst normalerweise nicht verwenden, kann das alveolare Anlaut-*r* somit als Regionalmarker eingesetzt werden.

Abschließende Interpretation

Die alveolare Artikulation des anlautenden *r* tritt in hochdeutschen Sprachlagen in Norddeutschland nur noch bei wenigen Personen auf, während uvulare Realisierungsformen die Gebrauchsnorm darstellen. Alveolares *r* ist einerseits ein idiolektales Merkmal von Einzelpersonen, die es unabhängig vom morphophonetischen Kontext in hohen Frequenzen verwenden. Andererseits wird es in Gesprächen punktuell als stilistischer und pragmatischer Marker eingesetzt und kann beispielsweise als Regionalmarker fungieren. Der regelmäßige Gebrauch des Zungenspitzen-*r* ist offenbar an Niederdeutschkompetenz gebunden und daher vor allem in den dialektstärkeren Regionen im nordwestlichen Norddeutschland nachzuweisen.

KHE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von *r* vor Konsonanten als stimmloser velarer Frikativ

Belegzahl: 6423
T: 1842 B. aus 36 Orten (Ø 51 B.), 122 Gpn.
I: 2888 B. aus 36 Orten (Ø 80 B.), 144 Gpn.
V: 1693 B. aus 36 Orten (Ø 47 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Heyse (1838: 168), Vischer (1882/1889: 136f., 143), Behaghel (1902: 60f.), Runschke (1938: 102-104), Meyer-Eppler (1959: 247f.), Wängler (1960: 87-90), Siebs (1969: 86), Ulbrich (1972: 149), König (1989: 68-88), Kohler (1995: 165f.). Westniederdeutscher Raum: Niekerken (1963: 171-173) [Südhannover], Paulun (1973: 50) [Hamburg], Blume (1987: 23, 26f.) [Braunschweig/Hannover], Hall (1993: 91-96) [Niederrhein], Lauf (1996: 213) [Ostfalen], Mihm (2000: 2115, 2117) [Braunschweig/Hannover, Rheinland], Cornelissen (2002: 298-300) [Niederrhein], Ronge (2005: 34-40, 47-49) [Grefrath-Oedt], Elmentaler (2012b: 110f.) [Hannover]. Ostniederdeutscher Raum: Runschke (1938: 102) [Berlin]. Westmitteldeutscher Raum: Klein/Mattheier/Mickartz (1978: 83-87) [Ripuarisch], Macha (1991: 145-149) [Raum Siegburg], Kreymann (1994: 73-77) [Erftstadt-Erp], Henseler (1996: 83-89) [Siegburg], Lenz (2003: 191f.) [Wittlich], Lenz (2005: 78-80) [Wittlich], Kehrein (2012: 98, 102f., 106) [Wittlich], Möller (2013: 97f., 171-174) [Raum Bonn].
B. Karten: ADA (Erste Runde, 16a, 16b), Cornelissen (2002: 299, Karte 10), AAS (Bd. 2: 34f., Tab. R.7-R.8; 52f., Tab. R.20-R.21; 197, Karte R.22).

Forschungsstand Die Variante einer postvokalischen *r*-Realisierung vor Konsonant als uvularer oder velarer Reibelaut (hier in dem Symbol [x] zusammengeführt) hat in der phonetischen Literatur zum *r*, in variationslinguistischen Arbeiten zum ripuarischen, niederrheinischen und moselfränkischen Sprachraum sowie in sprachhistorischen Arbeiten zur hochdeutschen Sprechsprache in Ostfalen Berücksichtigung gefunden. Hierdurch sind auch die wichtigsten Realisierungsgebiete bereits eingegrenzt. Areale Zuordnungen der Variante, die sich nicht auf das Rheinland und das moselfränkische Gebiet sowie Ostfalen beziehen, finden sich sehr vereinzelt zu Hamburg (Paulun 1973: 50) und in allgemeiner Weise zu Norddeutschland (Wängler 1960: 89; Siebs 1969: 86). Der größte Teil der vorliegenden Studien und Erwähnungen bezieht sich auf das Rheinland und nimmt unterschiedliche Differenzierungen vor. Nach Kohler (1995: 166) zeigen „nach kurzen Vokalen […] einige regionale Akzente, so im Rheinland, Entwicklung zu [χ] vor stimmlosen Plosiven und Frikativen“. Auch Meyer-Eppler (1959: 248) gibt den „stimmlosen Frikativlaut [x]“ nach Kurzvokal als umgangssprachliches *r*-Allophon im „unter dem Einfluß der ripuarischen Mundart stehenden Teil des westdeutschen Sprachgebietes“ an und sieht darin lautlich eine Abschwächung des uvularen [ʀ], das in Westdeutschland das apikale [r] weitgehend ersetzt habe. Hall (1993: 91-94) ordnet das Phänomen „in contrast to Standard German“ den „dialects of the Lower Rhine“ zu und gibt als notwendige lautliche Umgebung neben dem vorangehenden Kurzvokal einen nachfolgenden stimmlosen koronalen Konsonanten an, wobei er auch [s, ʃ, st] mit einschließt. Die [x]-Realisierung stellt sich nach seiner Beobachtung jedoch nur ein, wenn die lautliche Umgebung innerhalb eines Wortes und nicht über Wortgrenzen hinweg gegeben ist (ebd.: 96). Macha (1991: 146) wiederum grenzt für Sprachdaten aus dem Raum Siegburg die lautliche Umgebung auf die Abfolge „nach Kurzvokal und vor stimmlosem dentalem Obstruenten [t]“ ein und erklärt die Realisierung für „nicht obligatorisch, jedoch mit z. T. stark überwiegendem Anteil“. Für den ostniederdeutschen Raum gibt es hingegen keine Belege, so kann Ulbrich (1972: 149; vgl. Macha 1991: 147) das Phänomen in einer Korpusanalyse von Rundfunksprechern und Schauspielern in der DDR nahezu ausschließen. Lediglich für Berlin findet sich eine, wenn auch

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sprachkritisch wertende, Zuschreibung des Phänomens. In einer Auflistung der das apikale *r* ersetzenden Zäpfchen-*r*-Lautungen nennt Runschke als „schreckliche[n] der Schrecken" den „*ach*-Laut, der wohl seinen Ursprung, mindestens aber seine Hauptliebhaber im Berlinischen hat. Der Reichssender Berlin beglückt uns jetzt täglich mit: *Pachtei*, *Nochtamerika*, *Nochtspanien*, *Spocht*, *öchtlich* [...]. All dies ist nur eine Fortsetzung [...] der seit Jahrzehnten bekannten Greuellautungen *Machte*, *Gachten* und *Wachten*" (Runschke 1938: 102, Kursivierungen R.L.). Runschkes Eindruck scheint auf die überlautierende Artikulation eines einzelnen Rundfunksprechers zurückzugehen und hat somit für eine regionale oder sprachhistorische Zuordnung nur begrenzte Relevanz. Interessant ist jedoch der Hinweis auf „seit Jahrzehnten bekannte Greuellautungen", die somit als intendiert hochsprachliche *r*-Allophone mindestens seit dem 19. Jahrhundert existent sind. Die zumindest temporäre Übernahme der spezifischen Lautung in den Rundfunk zeugt von der lang anhaltenden Zuschreibung eines hochsprachlichen Potenzials. Mihm (2000: 2115) kennzeichnet das Phänomen als „Restituierung des dialektal geschwundenen *r*" in der „braunschweigisch-hannoveranerische[n]" Umgangssprache in Ostfalen, deren „fossilierte Dialekt-Standard-Interferenzen" man „bis in die 60er Jahre noch bei der städtischen Bildungsschicht" habe beobachten können, die nun aber Merkmale „der Mittelschicht bzw. der unteren Mittelschicht" geworden seien. Eine ähnliche Einschätzung „als historische Interferenz" zur Kompensation dialektaler *r*-Vokalisierung gilt für die ripuarischen Regiolekte, in denen das Phänomen auch gegenwärtig noch verbreitet ist (Mihm 2000: 2117).

Eine Besonderheit der regional begrenzten [x]-Realisierung besteht folglich in ihrer nicht-basisdialektalen Herkunft. Macha konstatiert nach einer Auswertung mehrerer Aussprachewörterbücher und der Studie von Ulbrich (1972): „Die *Ach*-Laut-Variante von /r/ ist weder im normativen System der Hoch- bzw. Standardlautung verankert noch gehört sie zu den überlandschaftlich tolerierten Lautvarianzen einer wie immer definierten ‚Umgangslautung'" (Macha 1991: 148). Verbunden mit der Feststellung, dass „die Artikulation eines stimmlosen Frikativs [x] im betroffenen Lautkontext [...] ripuarisch-basisdialektal ausgeschlossen ist" (z.B. rip. *Jaade* ‚Garten'), ergibt sich, dass diese Variante „als Element eines intermediären Bereichs zwischen Standardlautung und Basisdialekt" einzuordnen ist (Macha 1991: 148). Als Motivation seiner Realisierung vermutet Macha (1991: 149) zum einen „eine Art ‚Überprofilierung' des konsonantischen Charakters der Variante", um die basisdialektale Vokalisierung auszugleichen, und zum anderen die mögliche Funktion als „‚Joker-Variante' der gesprochenen Sprache", die rheinischen Sprechern in ganz verschiedenen Übergängen vom dialektalen zum standardnahen Sprechen lautliche Annäherungsmöglichkeiten biete. Sprachhistorisch wurde wiederholt eine regionale Entwicklung der untersuchten Sprechweise im Zuge der Etablierung des Zäpfchen-*r* durch französischen Spracheinfluss im deutschen Sprachraum im 17. und 18. Jahrhundert vermutet (vgl. Wängler 1960: 89; Niekerken 1963: 168f.).

Auch Lauf (1996: 213) gibt das Merkmal in der Stellung vor „Dentalplosiv" ohne Belegzahlen für den ostfälischen Regiolekt an, nennt aber den „ripuarisch-moselfränkischen Raum" als bekannteres Verbreitungsgebiet. Die Klassifizierung entweder als „Relikt des ursprünglichen Dialekts" oder als Hyperkorrektion hält sie für nicht sicher (ebd.). Eine basisdialektale Herkunft ist jedoch in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

vielen Fällen auszuschließen. Fraglich ist zudem, ob ihre Einordnung als Hyperkorrektur dem Phänomen gerecht werden kann. Im Rahmen einer differenzierteren Klassifikation stuft Lenz (2003: 190f.) die [x]-Variante als „quintären Sonderfall" ein, also als ein Merkmal, das in einer Abbauhierarchie in formal unterschiedlichen Sprechsituationen erst im fünften Schritt abgebaut wird und dessen Gebrauch in standardnäheren Sprechsituationen deutlich zunimmt und nicht, wie bei den meisten anderen Merkmalen, zurückgeht. Da die [x]-Realisierung „genuin weder im Basisdialekt noch in der Standardsprache vorzufinden ist, ist sie als Element des Neuen Substandards zu klassifizieren" (Lenz 2003: 192; vgl. Lenz 2005: 80 und Kehrein 2012: 102f.). Aus dieser Perspektive liegt keine Hyperkorrektur vor, sondern eine regiolektale *r*-Realisierung, die weit in standardnahe Sprechlagen hineinreicht.

Die Bewertung der [x]-Realisierung fällt in der Forschung unterschiedlich aus. So betont die ältere phonetische Darstellung von Wängler (1960: 89), vermutlich mit einem besonderen Augenmerk auf Ostfalen, man höre das Phänomen in Norddeutschland „in Kreisen, die auf ihr ‚gepflegtes' Sprechen besonders stolz" seien. Auch Niekerken (1963: 173) spricht von einem „südhannöverschen Wandel auslautender Zäpfchen-R vor stimmlosem Dental zu χ" und sieht uvulares R grundsätzlich als Element „gepflegter Sprache auch im südhannoverschen Hochdeutsch", das jedoch „besonders nach *a* und *o* vor *t*, *ts*, *s* und *š* […] in einen stimmlosen Hintergaumenlaut (χ), der sich beim Versagen des Zäpfchen-R als Ersatz einstellt", übergehe (ebd.: 171). Diese Auffassung, dass der stimmlose Frikativ ein Ersatzlaut für ein seit dem 18. Jahrhundert zunehmend in der Hochsprache etabliertes, ursprünglich aus der französischen Lautung übernommenes uvulares /r/ sei, findet sich an verschiedenen Stellen (vgl. Wängler 1960: 89). Auch Paulun (1973: 50) bewertet entsprechende Varianten in Hamburg als ‚Verfeinerungen' „beflissener Sprecher", die als „die ‚Hyperkorrekten' [...] aus Unsicherheit die landesüblichen Fehler ‚überkompensieren'". Ähnlich beschreibt Blume (1987: 23) für die Genese des niedersächsischen Hochdeutschen die Ausprägung von Formen, „die ein deutliches Sich-Absetzen vom N[ieder]d[eutschen], eine hörbare Distanz zur Aussprache des örtlichen Pl[att]d[eutsch] erkennen lassen". Hierzu rechnet er auch die Realisierung [x] für *r*, die zwar 1987 „bei Akademikern in Braunschweig nur noch in der Generation der etwa 70- bis 80jährigen die Regel" sei, „vor wenigen Jahrzehnten" jedoch in Braunschweig „allgemein gültig" gewesen sei (ebd.: 26). Blume (1987: 27) kennzeichnet zudem die Realisierung von *r* vor *k* als [x] als „in Norddeutschland bisweilen anzutreffende, sehr distinguiert wirkende Sprechweise", kann sie jedoch im Ostfälischen nicht verorten. Durch eine Analyse von hannöverschen Sprechern aus dem Pfeffer-Korpus kann auch Elmentaler (2012b: 110f.) zeigen, dass die Verwendung von [x] für *r* in den frühen 1960er Jahren in Hannover sowohl bei Sprechern der mittleren als auch der jüngeren Generation üblich war und sich zunächst konstanter erhielt als andere regionale Varianten. Da sich der Abbau der ostfälischen [x]-Variante dennoch in den Folgejahrzehnten vollzog (Elmentaler 2012b: 111-113), konzentriert sich die Realisierung heute auf das ripuarische, südniederrheinische und moselfränkische Gebiet. Zur lautlichen Umgebung der [x]-Realisierung gibt es in der Forschung im Detail abweichende Einschätzungen. Während Klein/Mattheier/Mickartz (1978: 83) für das Rheinland die Position „nach tiefen Vokalen wie /a/ und /o/" hervorheben,

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

betont Lenz (2003: 192) für das Moselfränkische, dass „die Spirans in der Wittlicher Region nach allen Kurzvokalen“ auftrete. Für die rechte konsonantische Umgebung gibt Niekerken (1963: 171) ein breites Spektrum an, das sich nach Ausweis der neueren Forschungsbeiträge auf die Folgekonsonanten *t* und *ts* verengt haben dürfte.

Für den moselfränkischen Ortspunkt Wittlich stellt Lenz (2003: 192) fest, dass das Merkmal „Kennzeichen des Wittlicher Regionalakzents“ sei und „von allen Informanten in standardnäheren Kontexten mehr oder weniger häufig realisiert“ werde. Eine weitergehende Beobachtung trägt Kehrein (2012: 98) bei, der bei einem jüngeren Wittlicher Sprecher die bewusste Produktion des Merkmals nicht in standardnahen, sondern lediglich in der standardfernsten Sprachlage nachweisen kann. Anders als die älteren Sprecher verwendet er das Merkmal nicht, „um sich bewusst an der Standardsprache (zu) orientieren“, sondern um eine bewusste „regionalsprachliche Abweichung von der Standardsprache“ zu produzieren (Kehrein 2012: 98). „Historische Prestigeformen“ stehen nun für die „standardfernste Sprechweise“ (ebd.: 103) und werden „zum regionalen Marker“ (ebd.: 106).

Möller (2013: 98) weist für das Rheinland auf die Realisierung sowohl uvularer als auch velarer Frikativvarianten nach Kurzvokal vor stimmlosem Konsonanten hin, die jedoch in einer Analyse kaum unterscheidbar seien. Mittels einer Kookkurrenzanalyse kann er nachweisen, dass die Variante mit zahlreichen basisdialektal verankerten Varianten nicht kombinierbar ist, jedoch mit beinahe allen standardgemäßen Lautungen gemeinsam auftreten kann (Möller 2013: 172f.). So könne im Lexem *Garten* der „stimmlose Frikativ für /r/ […] nicht mit der dialektalen *n*-Apokope kookkurrieren, wäre also nicht nur selbst nicht genuin dialektal, sondern auch in ansonsten dialektalen Formen nicht akzeptabel“ (Möller 2013: 174). Diese empirischen Daten bestätigen den Sonderstatus der Variante.

Karten zur arealen Verteilung der [x]-Realisierung wurden im AAS (1989), bei Cornelissen (2002) und im ADA (Elspass/Möller 2003ff.) vorgelegt. Die AAS-Karte zur Vorleseaussprache dokumentiert im Sprachgebiet der alten Bundesländer eine bevorzugte Realisierung des *r* als Frikativ in den Lexemen *lernen*, *gern*, *Korb* und *Garten* an den Ortspunkten Kleve, Köln, Koblenz, Wittlich, Kusel und ansatzweise auch in Gießen, wobei die Kölner Gewährsperson die meisten Realisierungen aufweist und somit insgesamt der rheinländisch-moselfränkische Raum als einziges rezentes Verbreitungsgebiet bestätigt ist (AAS, Bd. 2: 197). Ein vergleichbares Bild liefern die Karten zu den Fragen 16a und 16b des ADA, in denen die Lexeme *Karte* und *Sport* abgefragt wurden. Der nördliche Niederrhein bevorzugt in beiden Kartenbildern vokalisierte bzw. andere, nicht weiter differenzierte *r*-Realisierungen. Eine detaillierte Karte zur Verteilung von *hacht* oder *haat* ‘hart‘ im Rheinland bietet Cornelissen (2002: 299) und stellt fest: „Im Süden wird überwiegend *hacht* gemeldet, für das Ruhrgebiet und den Kreis Wesel ausschließlich oder fast ausschließlich die für diesen Raum gut dokumentierte Variante *haat*, die in den Kreisen Kleve und Mettmann noch vorherrscht“ (Cornelissen 2002: 298f.). Ein Altersgruppenvergleich lässt die Variante in jüngeren Sprechergruppen rückläufig zugunsten der Vokalisierung erscheinen (Cornelissen 2002: 300).

Machas (1991: 147) Verweis auf das weitgehende Fehlen empirisch-quantitativer Ergebnisse zu dieser Variante ist in den vergangenen Jahren durch einzelne Studien ausgeglichen worden. In der von Macha selbst unter-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

suchten „intentional-hochsprachlichen“ (ebd.: 147) Interview-Sprachlage rheinischer Handwerkmeister zeigt sich die [x]-Variante immerhin bei 34,3 % der Realisierungen gegenüber uvularen und vokalisierten *r*-Varianten. Für [x] zeigt sich die klare Bevorzugung der Lautposition nach beliebigem Kurzvokal und vor [t] (ebd.: 146f.). Weitere Arbeiten zum Rheinland haben diese Informationen ausdifferenziert. Kreymann (1994: 74-77) diskutiert die Verwendungsfrequenz der [x]-Variante in zwei formal unterschiedlichen Sprechsituationen von Gewährspersonen aus dem rheinischen Erp, die vor 1950 geboren und 1972 aufgezeichnet wurden. In einer freien Sprechsituation, in der standarddivergente Realisierungen bis in den Basisdialekt erwartbar waren, wurde *r* nach Kurzvokal vor [t] und [ts] (diese Lautkontexte machen in Kreymanns Daten die [x]-Variante wahrscheinlich) in 74,7 % der Fälle nicht standardgemäß realisiert, in der standardnäheren Interviewsituation betrug der Wert 58,5 % (vgl. Kreymann 1994: 74-76). Entscheidend ist jedoch, dass 44,6 % der Nonstandardrealisierungen im freien Gespräch dialektal gestützte Vokalisierungen waren; bezogen auf die Gesamtbelegzahl wurde [x] somit dort nur in 41,3 % aller Belege realisiert. Dagegen entfallen die 58,5 % Nonstandardrealisierungen in der Interviewsituation geschlossen auf die [x]-Variante, so dass Kreymann (1994: 76) eine „rezente Substandardisierung“ annimmt, die weniger auf geringer Salienz als auf besonderer Betonung beruht. Er vermutet, „daß es sich hier um ein Merkmal einer landschaftlich gefärbten Standardsprache handelt, wobei dem Sprecher der spezifische Färbungsgehalt nicht bewußt ist“ (Kreymann 1994: 77). Eine jüngere Vergleichsgruppe 1992/93 aufgenommener Sprecherinnen bestätigt diesen Eindruck mit 75,6 % [x]-Realisierungen in einer Interviewsituation (Kreymann 1994: 246).

Ronge zeigt ein Jahrzehnt später für das südniederrheinische Oedt (identisch mit dem SiN-Projektort), dass bei neun Sprecherinnen der mittleren und älteren Generation der Anteil der Variante im informellen Gespräch jeweils zwischen 72,2 und 100 % liegt, diese somit ein fest etabliertes Merkmal niederrheinischer Alltagssprache ist (Ronge 2005: 49). Die exemplarische Analyse einer Sprecherin der mittleren Generation ergab einen Anteil von 33,3 % [x]-Realisierungen in einer formellen gegenüber 85 % in einer informellen Gesprächssituation, so dass eine grundsätzliche Steuerbarkeit des Merkmals gegeben scheint (Ronge 2005: 37). Zudem zeigen die Daten, dass diese Sprecherin die Realisierung [x] als nicht standardkonforme Variante wahrnimmt.

Auch Henseler (2006: 83-89) kann Kreymanns Einschätzung der Variante für eine Siegburger Sprecherin bestätigen. Sie arbeitet in einer Analyse des Sprachgebrauchs in vier Gesprächssituationen heraus, dass die [x]-Variante im lockeren Gespräch, im Interview und beim Vorlesen (intendierte Standardsprache) Anteile von mindestens 90 % erreicht und nur im Intendierten Ortsdialekt seltener realisiert wird (30 %), weil die [x]-Realisierung dort mit der Variante des dialektalen *r*-Tilgung konkurriert (vgl. Henseler 2006: 84, 90). Daher ist es folgerichtig, dass die untersuchte Sprecherin weder bevorzugte linguistische Kontexte noch Lexembindungen für die [x]-Realisierung zeigt, da ihr diese nicht als Abweichung vom Standard bewusst ist (vgl. Henseler 2006: 85). Wenn man daher von den Möglichkeiten individueller Steuerbarkeit absieht, zeigt sich die [x]-Variante in den vergangenen zwei Jahrzehnten als fest etabliert und bisweilen nahezu obligatorisch in den nicht-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dialektalen Sprachlagen des Rheinlandes.

Die [x]-Variante wurde bereits seit dem 19. Jahrhundert immer wieder beobachtet und zumeist kritisch kommentiert. HEYSE (1838: 168) warnt in seiner Sprachlehre, dass man sich bei der *r*-Realisierung „vor der Übertreibung und Ausartung dieses Lautes in ein Schnurren oder Schnarren" hüten solle. BEHAGHEL (1902: 60f.) sieht in dieser Realisierung das einer Vokalisierung entgegengesetzte Extrem: „Das Zeichen *r* wird bald mit der Zungenspitze hervorgebracht, bald mit dem Gaumen; es klingt bisweilen nahezu wie *ch*, oder gar wie der Vokal *a*". Ein essayistischer Beitrag von VISCHER (1882), in dem abweichende *r*-Realisierungen aus dem gesamten deutschen Sprachraum vorgestellt werden, verdeutlicht, dass auch vor der Etablierung einer verbindlichen Orthoepie die Variante [x] für *r* keineswegs als willkommene Realisierungsmöglichkeit angesehen wurde. VISCHER (1882: 126f., 143) gibt einer apikalen *r*-Realisierung grundsätzlich den Vorzug und kritisiert in verschiedenen Bemerkungen die [x]-Variante.

In der räumlichen und zeitlichen Zusammenschau ergibt sich, dass [x] für *r* vor Konsonanz ursprünglich in mehreren Regionen, vornehmlich in Ostfalen und im Rheinland, als Merkmal einer landschaftlichen Ausprägung mündlichen standardnahen Sprechens verbreitet war, sich spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts jedoch als regiolektales Merkmal auf das Rheinland und das moselfränkische Gebiet zurückgezogen hat. Nach neueren Studien ist das Merkmal intergenerationell rückläufig und wird zunehmend nicht mehr als standardkonformes, sondern als regiolektales Merkmal wahrgenommen.

Variablendefinition Bei der Variablendefinition wurde darauf geachtet, die Kontexte zu erfassen, in denen die Realisierung von *r* als Frikativlaut [x] sprachlich möglich und in der Forschung am häufigsten linguistisch nachgewiesen ist. Daher wurde die Variable auf die Stellung nach Kurzvokal und vor stimmlosem Dental [t], der in der Schreibung sowohl als <t> oder <d> erscheinen kann (*Sport*, *wird*, *Ordnung*), sowie vor der Affrikate [ts] (geschrieben <z>, *Herz, kurz*) eingegrenzt. Andere Realisierungsmöglichkeiten des *r* in diesen Kontexten, unter denen die *r*-Vokalisierungen dominieren, wurden nicht differenziert. Die Gruppe der ausgezählten Nonstandardrealisierungen umfasst somit lediglich die [x]-Lautungen, während als Standardrealisierungen alle übrigen Varianten (auch Vokalisierungen) gelten. Der genannte lautliche Untersuchungskontext wurde weiter ausdifferenziert. Während das Lexem *Viertel* wegen der kurzen Realisierung des Stammvokals mit erfasst wurde, wurden alle weiteren Fälle der Kombinationen <iert> und <ierd> wegen der langvokalischen Realisierung ausgeschlossen. Generell blieben alle Belege von *r* vor *d* + Vokal (*wurde*, *geworden*, *würdig*) unberücksichtigt, da eine [x]-Realisierung in diesem Kontext nicht erwartbar ist. Auch Lexeme, bei denen die Graphienfolge <rt> oder <rz> eine Morphemgrenze überschreitet (*Oberton*, *Überzahl*, *erzählen*, *vertreiben*, *Vortrag*) wurden nicht berücksichtigt. Ebenso ausgeklammert wurden *-er*-Verbindungen in unbetonten Endsilben (*gewandert*).

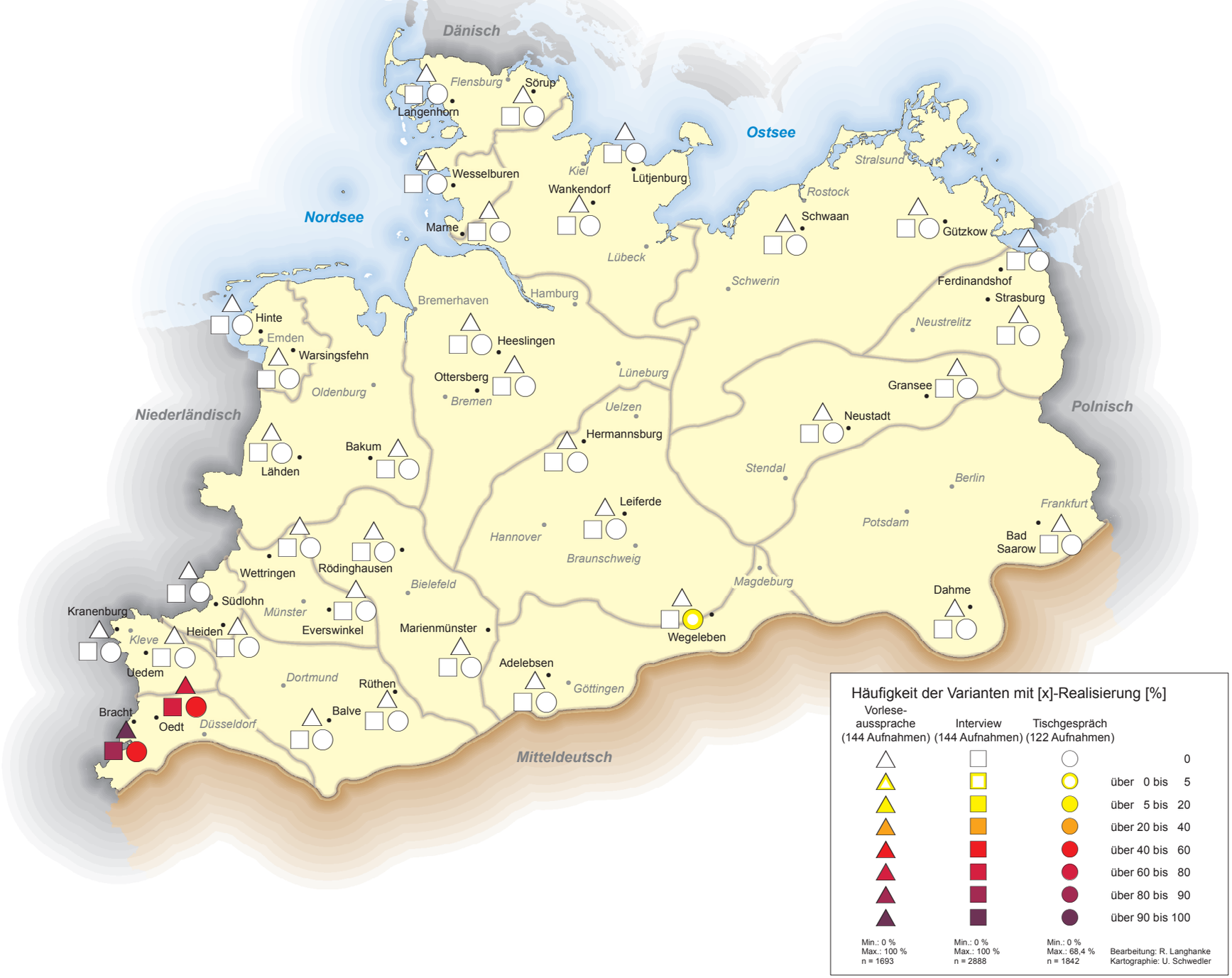
In Hinblick auf den vorangehenden Vokal wurden die Kontexte *a*, *e*/*ä*, *i*, *o*, *ö*, *u*, *ü* differenziert in sieben Gruppen annotiert (*Karte*, *Scherz*/*Härte*, *wird*, *Wort*, *Pförtner*, *kurz*, *Würze*). Eigenständig ausgewertet wurden alle Namen, die relevante Lautverbindungen aufwiesen.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung des *r* nach Kurzvokal als [x]

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K11



Karte K11.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Hartmut, kurze, kurzem, März, Nordwind* (5x), *verurteilt, wird* (2x)

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Abkürzung, auswärts, fertig, Garten, kurze, Ordnung, Ort, Scherz, Sport, Tierarzt, wird, Worte*

Areale Verbreitung Die areale Verteilung der Variante [x] für *r* zeigt ein überraschend eindeutiges Bild (Karte K11.1). Lediglich der südliche Niederrhein ergibt sich als rezentes Realisierungsgebiet, in dem die Variante frequent auftritt. Der einzige nicht vom südlichen Niederrhein stammende Beleg (*ein Schwarzes* [ˈʃvaxtsəs]) im Korpus stammt aus dem Tischgespräch einer Gewährsperson aus Wegeleben/Ostfalen, also einer Region, in der diese Variante historisch erwartbar ist. Hervorzuheben ist der deutliche sprachliche Unterschied zwischen nördlichem und südlichem Niederrhein. Die [x]-Realisierung ist im Regiolekt des unteren Niederrheins vollkommen ungebräuchlich. Weitere rezente Gebrauchsareale schließen sich im Süden mit dem ripuarischen Sprachgebiet an, so dass dieses Merkmal – wie auch die Koronalisierung oder die anlautende *g*-Spirantisierung – auf die sprachhistorisch enge Verbindung des südlichen Niederrheins zum westmitteldeutschen Sprachraum hinweist. Der Vergleich der beiden südniederrheinischen Ortspunkte zeigt, dass Werte aus Bracht in allen drei Gesprächssituationen um 10 bis 30 Prozentpunkte höher liegen als die aus Oedt, was vermutlich auf ungleiche Beleglagen und sprecherindividuelle Verwendungsweisen zurückgeht.

Vergleicht man den SiN-Befund mit den Daten aus der Pfeffer-Erhebung von 1961, werden starke Veränderungen deutlich. In den ausgewerteten Pfeffer-Aufnahmen ist [x] für *r* nicht nur im südniederrheinischen Odenkirchen (77,3 % bis 92,9 %) frequent belegt, sondern auch in den ostfälischen Orten Hannover (87,1 %), Braunschweig (58,2 %), Göttingen (46,2 %) und Springe (30,0 %). Hinzu treten kleinere Beleglagen in Bremen (21,4 %) und Hamburg (16,7 %) sowie im westfälischen Beckum (heute zu Castrop-Rauxel, 9,7 %). Allerdings bieten zwei weitere hamburgische Sprecher keine Verwendungen, und auch ein weiterer Sprecher aus Hannover zeigt nur eine Beleghäufigkeit von 4,8 %. Während die drei Sprecher aus Odenkirchen aus unterschiedlichen Generationen das Merkmal konstant verwenden, zeichnet sich für die weiteren Belegorte bereits im Pfeffer-Material ein weiterer Rückgang ab. Dennoch belegen die Daten die noch vor wenigen Jahrzehnten geltende Verbreitung der [x]-Variante in Ostfalen. Elmentaler hat in einer Analyse hannöverscher Pfeffer-Daten Realisierungen in mehreren Kontexten sowohl bei einer älteren Sprecherin (identisch mit den oben benannten 87,1 %) als auch bei ihrem Sohn feststellen können (vgl. Elmentaler 2012b: 110f.). Die aktuelle Karte zeigt, dass der Gebrauch der Variante in Ostfalen inzwischen beinahe vollständig zurückgegangen ist, sich am südlichen Niederrhein aber auf vergleichbarem Niveau erhalten konnte.

Situative Verteilung Die Frequenz der [x]-Realisierungen verhält sich proportional zum Grad der Formalität der Sprechsituation. Je höher der Formalitätsgrad ist, umso mehr [x]-Realisierungen sind feststellbar. In der Abfolge Vorlesetexte – Interview – Tischgespräch zeigen die Gesamtdaten der Ortspunkte Bracht (91,7 % – 87,3 % – 59,6 %) und Oedt (62,5 % – 61,1 % – 47,2 %) vergleichbare Verhältnisse mit einer in allen Situationen hohen Gebrauchsfrequenz. Lediglich drei Gewährspersonen (GP03 aus Bracht, GP04 und GP05 aus Oedt) weichen von dem erläuterten Schema ab, indem die Verwendungshäufigkeiten im Interview

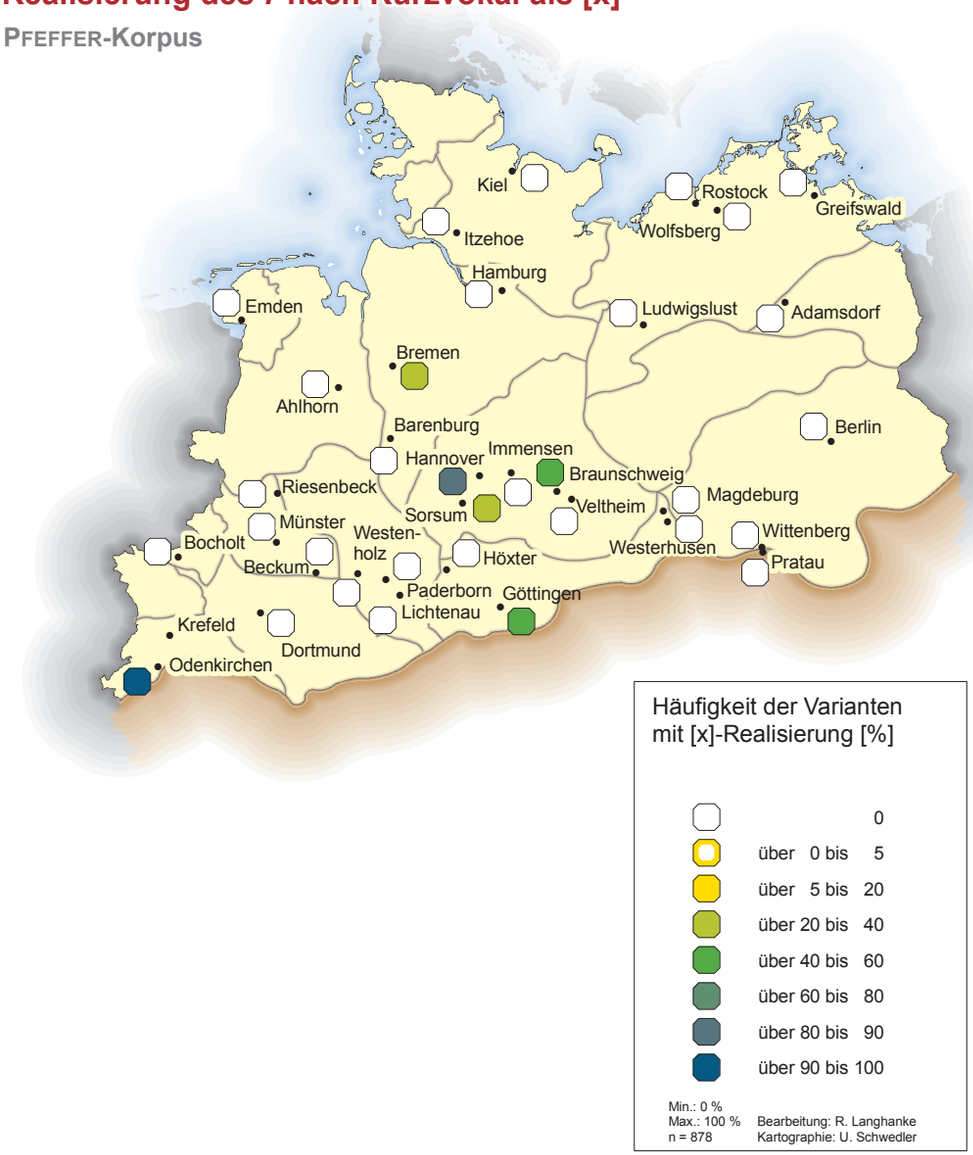
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

relativ höher oder niedriger liegen (Abb. K11.1). Hier ist offenbar die Wahrnehmung des Formalitätsgrads der Aufnahme- und Sprechsituation ‘Interview‘ individuell verschieden ausgefallen. Der auf den ersten Blick paradoxe Befund einer Bevorzugung der Variante in offizielleren Situationen erklärt sich durch die oben erläuterte sprachhistorische Genese der Variante, die als prototypischer Ausweis eines bewusst standardnahen und nichtdialektalen Sprechens gelten kann. Die hohen Werte in der privaten Sprechsituation ‘Tischgespräch‘ zeigen zugleich die feste Verankerung des Merkmals im rezenten südniederrheinischen Regiolekt, die zu einer allmählichen Umkodierung der Variante zu einem regiolektalen Merkmal führen könnte.

Individuelle Variation Die individuellen Werte für die Realisierung von [x] für *r* bewegen sich am südlichen Niederrhein im Tischgespräch zwischen 33,3 und 68,4 %, im Interview zwischen 44,4 und 100% und in den Vorlesetexten zwischen 50 und 100 %. Abb. K11.1 verdeutlicht, dass die südniederrheinischen Sprecherinnen das Merkmal (mehr oder weniger) häufig in allen untersuchten Sprechsituationen verwenden. Diese generell hohe Akzeptanz des Merk-

Realisierung des *r* nach Kurzvokal als [x]

PFEFFER-Korpus



Karte K11.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mals bringt es mit sich, dass es von drei Sprecherinnen sogar in beiden standardnäheren Situationen 'Interview' und 'Vorlesetexte' besonders häufig (80-100 %) realisiert wird. Die Daten belegen die hohe Akzeptanz des Merkmals als hochsprachliches und nicht spezifisch dialektales Lautphänomen. Individuell geringe Werte für [x]-Realisierungen sind wahrscheinlich auf die insgesamt schwache Beleglage zurückzuführen.

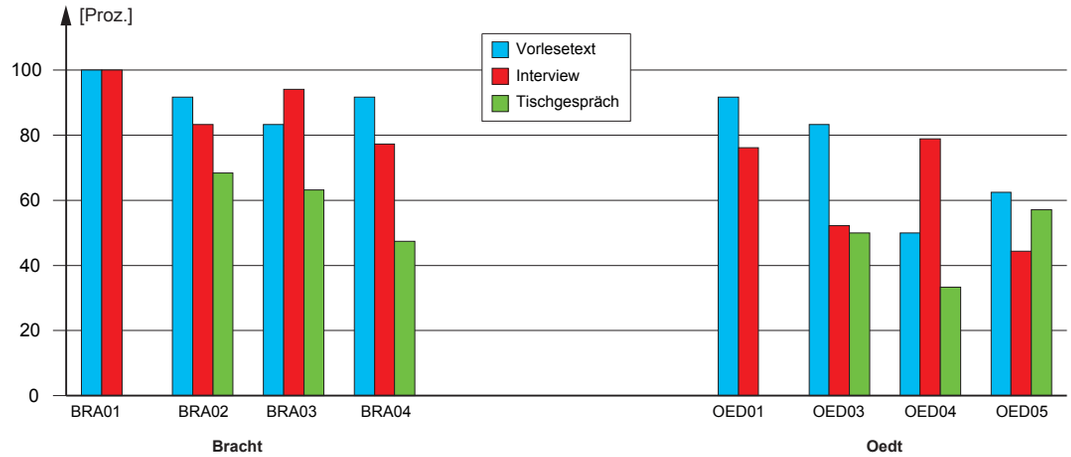


Abb. K11.1. Individuelle Verteilung der Werte von [x] für *r* vor [t, ts] in den drei Gesprächssituationen in Bracht und Oedt

Phonetischer Kontext Die Betrachtung der lautlichen Kontexte nimmt den südlichen Niederrhein als Region in den Blick, deren Untersuchungsorte Bracht und Oedt im Folgenden nicht differenziert betrachtet werden, da das Verhältnis von [x] und anderen Realisierungen an beiden Ortspunkten vergleichbar ist. Der rechte, nach der Variablendefinition stets konsonantische Lautkontext kann nur bezüglich der Folge von [t] (wie in *Karte*, *wird*) oder [ts] (wie in *Herz*) differenziert werden, da alle weiteren Kontexte ausgeschlossen wurden. Auf Lexemebene kann die Stellung des zugrunde liegenden *r*-Lautes im Aus- oder Inlaut der Wortform unterschieden werden. Die Anzahl der standardkonfomen *r*-Realisierungen vor der Affrikate [ts] ist deutlich geringer als vor Dental. In den Tischgesprächen beträgt der Anteil 15 % (14 Belege), in den Interviews 9 % (15 Belege) und im Gesamt der Vorlesetexte 17 % (16 Belege). Diese Belege entfallen in allen drei Situationen überwiegend auf Formen des Wortes *kurz*. Die Werte der Realisierungen von [x] fallen vor [ts] hoch aus (T: 79 % – I: 87 % – V: 81 %). Dagegen liegen die Werte der [x]-Realisierungen vor phonetischem [t] etwas darunter (T: 51 % – I: 71 % – V: 76 %). Auch der einzige Beleg der [x]-Variante außerhalb des südlichen Niederrheins aus Wegeleben/Ostfalen entfällt auf den Kontext vor der Affrikate [ts] (*Schwarzes*), der die Realisierung des stimmlosen Frikativs in besonderer Weise begünstigt.

Der linke (vokalische) Kontext kann einer differenzierteren Betrachtung unterzogen werden (Abb. K11.2). Eine in allen Gesprächssituationen dominierende [x]-Realisierung findet sich nach dem mittleren Vokal *o* (T: 71 % – I: 86 % – V: 80 %), der auch den häufig zitierten rheinischen Kennformen *Spocht* 'Sport' oder *Wocht* 'Wort' zu eigen ist und zudem häufig belegt ist (T: 21 B. – I: 59 B. – V: 40 B.). Für den tiefen Vokal *a* und den oberen Vokal *i* ließen sich vergleichbare prozentuale Anteile nachweisen, jedoch auf der Basis geringerer Belegzahlen (nach *a*: T: 10 B. – I: 11 B. – V: 8 B.; nach *u*: T: 10 B. – I: 12 B. – V: 24 B.). Somit erweist sich die Position nach velarem *a*, *o* oder *u* als besonders anfällig für die [x]-Realisierung. Die Realisierungswerte nach den palatalen Vokalen *i*, *e*/*ä*, *ü* und *ö* fallen abgesehen von einer Ausnahme geringer aus. Der Wert für

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

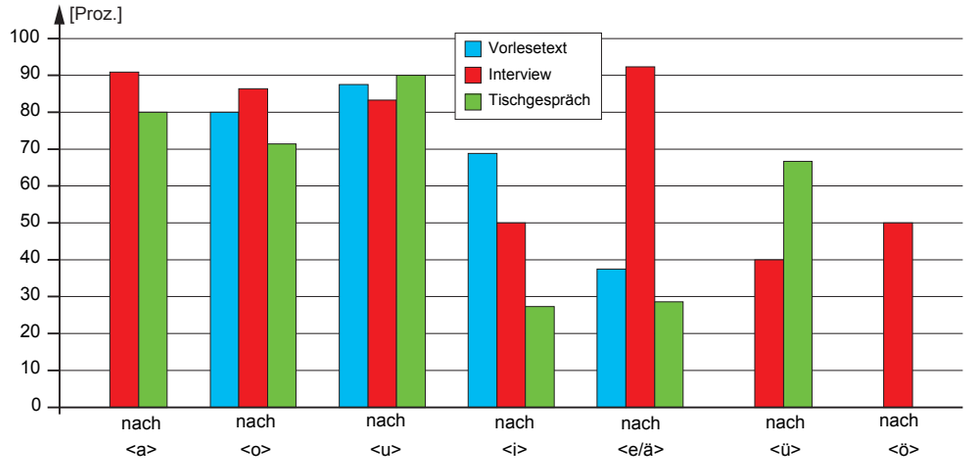


Abb. K11.2. Verwendung von [x] für *r* vor [t, ts] in Abhängigkeit vom vorangehenden Vokal am südlichen Niederrhein (Ortspunkte Bracht und Oedt)

die Stellung nach *i* steigt mit zunehmendem Formalitätsgrad der Sprechsituation (T: 27,3 % – I: 50 % – V: 68,8 %), während nach *e/ä* der Interviewwert hervorsticht (T: 28,6 % – I: 92,3 % – V: 37,5 %). Der hohe Wert in den Interviews beruht allerdings auf einer Belegzahl von lediglich 13 Wörtern, die zwölfmal mit [x] realisiert werden. Es handelt sich in vier Fällen um das Lexem *Scherz*, dessen rechter Lautkontext (Affrikate) die [x]-Realisierung begünstigt, und viermal um Formen des Adjektivs *fertig*. Für die insgesamt sehr schwach belegten Kontexte nach *ü* und *ö* liefern die Vorlesetexte keine Belege (nach *ü*: T: 66,7 % – I: 40 % – V: -; nach *ö*: T: - – I: 50 % – V: -). Dieses Ergebnis deckt sich im Wesentlichen mit der Darstellung der bisherigen Forschung (vgl. Klein/Mattheier/Mickartz 1978: 83).

Zudem wurde geprüft, ob bestimmte Wortformen den Gebrauch der [x]-Realisierungen am südlichen Niederrhein begünstigen. Da insgesamt nur zwölf unterschiedliche Wortformen (in 96 Fällen) in den Vorlesetexten, 161 in den Interviews und 93 in den Tischgesprächen auszuwerten waren, ist die Häufung bestimmter Lexeme gering. Mit 20 Belegen im Tischgespräch, 47 Belegen im Interview und 16 in den Vorlesetexten ist *wird* das frequenteste Einzellexem. Die [x]-Realisierung erfolgt hier im Tischgespräch zu 20 % (4 B.), im Interview zu 44,7 % (21 B.) und in den Vorlesetexten zu 68,8 % (11 B.). Damit ist eine klare Steigerung mit dem Formalitätsgrad der Sprechsituation erkennbar, allerdings auf einem vergleichsweise geringen Frequenzniveau. Bei anderen Lexemen ließen sich deutlich höhere Werte nachweisen. Ein Großteil der Belege für den Kontext nach *u* entfällt auf Formen des Adjektivs *kurz*, hier liegt der Anteil der Variante [x] bei durchschnittlich ca. 80 % (T: 82 % – I: 78 % – V: 81 %). Das Substantiv *Wort* wird in den Tischgesprächen zu 87,5 % (7 B.) und in den Interviews zu 82,1 % (23 B.) mit [x] realisiert. Ähnlich hohe Werte zeigen sich bei *Ort* (I: 93,1 %, im T nur einmal belegt) und in den Vorlesetexten bei dem Lexem *Nordwind* (80 %).

Hinsichtlich der Stellung im Wort (Wort- und Morphemauslaut vs. Inlaut) zeigen sich keine auffälligen Unterschiede im Gebrauch der Variante [x]. Im Auslaut (45 B. unter Ausschluss von Namen und der Lautposition nach *i*) kommt es in 82,2 % der Belege zu [x]-Realisierungen, im Inlaut (55 B.) in 83,6 %.

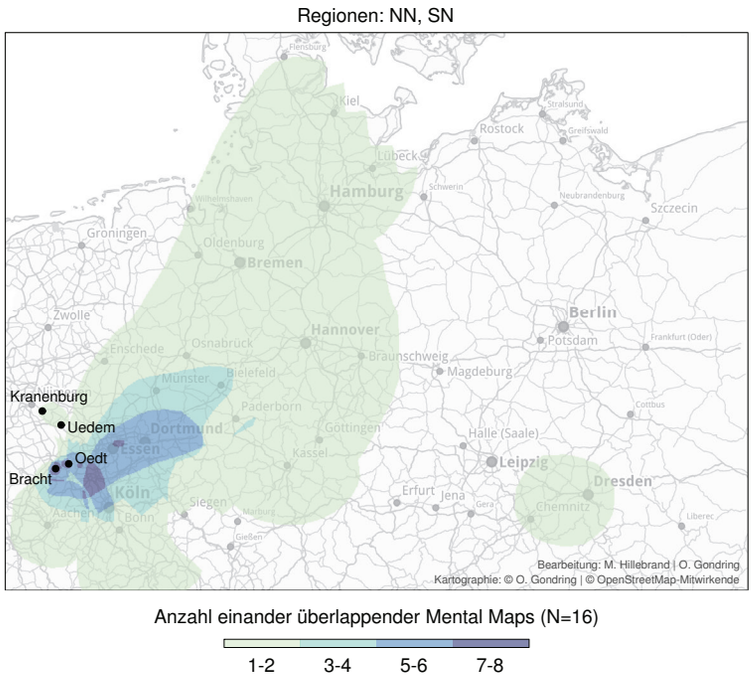
Salienz, Situativität und Normativität Mithilfe des Testsatzes Nr. 6 „Kannst Du das letzte *Wocht* bitte nochmal wiederholen?“ wurde die [x]-Realisierung in den Regionen nördlicher und südlicher Niederrhein abgefragt. Die insgesamt 16 Datensätze geben ein geschlossenes Bild. Keine der Gewährspersonen vom nördlichen Niederrhein hat eine Auffälligkeit erkannt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Am südlichen Niederrhein haben zwei Frauen aus Bracht die Abweichung bemerkt, geben jedoch an, dass sie diese Variante in allen erfragten Sprechsituationen (Familie, Reisebüro, Gericht) verwenden und bei einem anderen Sprecher auch nicht verbessern würden. Lediglich eine Probandin aus Oedt gibt an, diese Variante nur im familiären Kontext zu verwenden, wobei auch sie im Normativitätstest angab, das Merkmal nicht korrigieren zu wollen. Am südlichen Niederrhein deckt sich der Befund mit den objektiven Sprachdaten, welche die [x]-Variante in allen Situationen mit hoher Realisierungshäufigkeit zeigen. Da das Merkmal im nordniederrheinischen Regiolekt jedoch ungebräuchlich ist, verwundert die fehlende Salienz des für die Nachbarregion prägenden Phänomens. Gründe könnten in der Gewöhnung an diese Sprechweise liegen oder in der Einschätzung, dass es sich um eine zwar in der eigenen Region nicht übliche, aber dennoch besonders normgerechte Aussprache des *r* handele.

Mental Maps Das Kartenbild zur subjektiven Einschätzung der räumlichen Ausdehnung des Merkmals (Karte K11.3) belegt die Verortung der [x]-Realisierung am südlichen Niederrhein im Umkreis der Ortspunkt Bracht und Oedt, aber auch eine gewisse Unsicherheit über die tatsächliche Erstreckung, so dass Flächen über den gesamten westniederdeutschen Raum und singulär sogar ein Gebiet im Ostmitteldeutschen markiert wurde. Näher zugeordnet wurden neben dem südlichen Niederrhein das Ruhrgebiet und auch der angrenzende westfälische-münsterländische Raum sowie das erwartbare ripuarische Gebiet um Köln und Aachen. Der nördliche Niederrhein, der objektsprachlich nicht über das Merkmal verfügt, wurde nur schwach bedacht. Nicht prominent markiert wurde der ostfälische Raum, der somit nicht mehr als bekanntes Merkmalsgebiet wahrgenommen wird. Eine kleine Einzelhervorhebung im Südostfälischen dürfte durch überlappende Landschaftskreise zufällig entstanden sein. Die Gewährspersonen erkennen das Merkmal als Teil ihrer Region, teilen ihm singulär aber auch weitere Verbreitungsräume zu.

Wocht



Karte K11.3

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abschließende Interpretation

Bei der Realisierung [x] für postvokalisches *r* vor [t, ts] handelt es sich gegenwärtig um ein regional eng begrenztes, aber frequentes Merkmal. Seine eigentlichen Verbreitungsgebiete liegen außerhalb des norddeutschen Sprachraums im Ripuarischen und im Moselfränkischen. Nördlich der Benrather Linie hat sich nur der südliche Niederrhein als Verbreitungsgebiet der Variante behaupten können. Auf Grund seiner fehlenden basisdialektalen Verankerung ist das Merkmal ein genuines Element der regionalen Hochlautung. Seine Dialektferne und Verknüpfung mit intendiert hochdeutschem Sprechen lässt es nicht verwunderlich erscheinen, dass es am südlichen Niederrhein wenig salient ist und als situationsübergreifend verwendbar eingeschätzt wird. Da uvulare *r*-Realisierungen und *r*-Vokalisierungen stets alternativ gewählt werden können, erweist sich auch der lautliche Kontext als entscheidend für die gewählte Realisierung. Die [x]-Variante wird bevorzugt nach den velaren Kurzvokalen *a*, *o* und *u* und vor *z* ([ts]) sowie *t* realisiert. Entsprechende Kennwörter wie *Wort* oder *kurz* werden zu einem hohen Prozentsatz als *Wocht* und *kuchz* realisiert.

Im ostfälischen Raum hat sich die Variante nicht erhalten können, auch die Verweise auf Hamburg finden keinen Widerhall mehr in den aktuellen Daten. Anders als am südlichen Niederrhein wurde die Variante im Ostfälischen nicht durch ihre Verankerung in einer direkt angrenzenden großen Sprachregion (wie dem Ripuarischen) gestützt. Mit einer erneuten Etablierung und Ausdehnung des Merkmals im weiteren norddeutschen Sprachraum ist nicht zu rechnen, da sich vokalisierte Formen des *r* inzwischen auch in den *r*-Varianten der Aussprachewörterbücher wiederfinden und somit allgemein etabliert wurden.

RL

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Velarisierung von *l*

Belegzahl: 15518
T: 5706 B. aus 36 Orten (Ø 159 B.), 122 Gpn.
I: 6406 B. aus 36 Orten (Ø 178 B.), 144 Gpn.
V: 3406 B. aus 36 Orten (Ø 95 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Lauf (1996: 204, 208, 210), AAS (Bd. 1: 89), Mihm (2000: 2115), Viëtor (1888: 107). Ostniederdeutscher Raum: Herrmann-Winter (1979: 146, 160f.) [Greifswald]. Ruhrgebiet: Becker (2003: 77f.) [Recklinghausen], Salewski (1998: 42f., 63) [Dortmund, Duisburg]. Niederrhein: Elmentaler (2005: 401, 403). Westmitteldeutscher Raum: Lausberg (1993: 135-147) [Erp], Henseler (2006: 41-54) [Siegburg], Macha (1991: 142-145) [Raum Siegburg], Möller (2008: 208-210) [Ripuarisch].
B. Karten: -

Forschungsstand Die Velarisierung von /l/ zu [ɫ] ist eine allophonische Artikulation des Laterals, die sowohl in niederdeutschen Dialekten als auch in standardnahen Sprachlagen in einigen Regionen Norddeutschlands auftritt. Die meisten Autoren lokalisieren die von der palatalen Standardaussprache abweichende Velarisierung des *l* im Südwesten des Erhebungsgebietes. Das sogenannte ‚dicke' oder ‚dunkle' [ɫ] wird einerseits als „ein typisches Kennzeichen des Ripuarischen" (Lausberg 1993: 139) und als Abgrenzungskriterium des südniederrheinischen Regiolekts vom nordniederheinischen Regiolekt angeführt (Elmentaler 2005: 401). Andererseits wird die Velarisierung des /l/ auch als ein Charakteristikum für die „Regionalsprachform im Ruhrgebiet" (Lauf 1996: 210) genannt, wobei zu präzisieren wäre, dass das Merkmal „vorwiegend in der Sprache des östlichen Ruhrgebiets vor[kommt], die auf westfälischen Dialekten basiert, nicht aber in der des westlichen Teils" (Salewski 1998: 43). Auch Mihm (2000: 2114f.) führt die *l*-Velarisierung ausschließlich als Kennzeichen für westfälische Umgangssprache, nicht für die „Umgangssprache des Ruhrgebiets" allgemein an. Darüber hinaus wird darauf hingewiesen, dass auch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekt das velare *l* charakteristisch sei. Herrmann-Winter (1979: 146) hebt dabei hervor, dass das Merkmal „nicht auf den Küstenstreifen beschränkt", sondern „ebenso häufig im norddeutschen Binnenland" zu finden sei (missverstanden bei Lauf 1996: 204).

Empirische Untersuchungen zum Ripuarischen belegen die situative Varianz des Merkmals, wobei die Gebrauchsfrequenz des standarddivergenten [ɫ] grundsätzlich mit steigendem Formalitätsgrad der Gesprächssituation sinkt (Henseler 2006: 44, Lausberg 1993: 139). Das Ausmaß dieser Varianz wird in der Literatur allerdings unterschiedlich eingeschätzt und bewertet. Während der AAS (Bd. 1: 89) konstatiert, dass das velare *l* von studentischen Gewährspersonen bereits um 1975 „in der Vorleseaussprache nicht mehr realisiert" werde, wird für ripuarische Korpora der 1970er und 1980er Jahre festgestellt, „dass dieses Merkmal auch bei intendiertem Standardsprachgebrauch durchaus erhalten bleibt" (Macha 1991: 144) und nur wenigen Sprechern die vollständige Vermeidung des Merkmals in standardnahen Sprechlagen gelinge (Lausberg 1993: 141). Nach Lauf (1996: 210) gehört das „velare /l/ wegen seiner auditiven Auffälligkeit" zu den standarddivergenten Lauten, die im Ruhrgebiet „bei einer bewußt auf die standardsprachliche Norm ausgerichteten Sprachform" als erste abgebaut würden. In den ripuarischen Regiolekten wird die Velarisierung des *l* dagegen von einigen Autoren für „eine kombinatorische Allophonie" gehalten, die „besonders stark automatisiert" (Möller 2008: 210) sei. Die „Lautähnlichkeit der gegenüberstehenden Varianten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und ihre fehlende sprachsystematische Opposition erschwer[ten] dem Sprecher die Identifikation des Phänomens“ und machten das velare *l* zu einem landschaftstypischen Marker, der „nur unter größerer Anstrengung vermieden werden“ (Lausberg 1993: 147) könne. Dass die Varianz des Merkmals auch von sozialen Faktoren beeinflusst ist, wird für Mecklenburg-Vorpommern von Herrmann-Winter (1979: 153) geltend gemacht, die das velare *l* am seltensten in der „Intelligenz“, am häufigsten bei Arbeitern in Industrie, Bauwirtschaft und Handwerk verwendet findet.

Weitgehend einig ist sich die Forschung in der Frage, welche phonetischen Kontexte das Auftreten der Velarisierung begünstigen, allerdings zeichnen sich hier auch areale Differenzen ab. Im Untersuchungskorpus zum Sprachgebrauch rheinischer Handwerker (1980er Jahre) „entfällt im Verhältnis auf die Umgebung V_K der größte Anteil von [ɫ]“, die Position im absoluten Auslaut von Wort und Silbe ist die „zweitförderlichste Umgebung für [ɫ]“, im Wort- und Silbenanlaut erscheint es sehr selten (Macha 1991: 145). Im ripuarischen Erp-Korpus aus den 1970er Jahren tritt in der Position vor Konsonant „nahezu obligatorische Velarisierung“ auf, wenn das *l* vor dentalen Plosiven steht (Lausberg 1993: 142f.). Auch im Ruhrgebiet (Bergleute-Korpus, Mitte 1980er Jahre) wird die Velarisierung des *l* Salewski (1998: 142 f.) zufolge am stärksten in finaler Position begünstigt, tritt auch hier in präkonsonantischer Position häufig auf, ist aber im absoluten Anlaut und intervokalisch nie zu finden. Während im Ruhrgebiet die Velarisierung von postvokalischem *l* offenbar ausschließlich an mittlere und tiefe Vokale gebunden ist (Becker 2003: 77, Salewski 1998: 142), erfolgt die Velarisierung des *l* im Rheinland zwar besonders häufig nach tiefen und mittleren Vokalen, tritt aber auch nach oberen Vordervokalen auf (Macha 1991: 145, Henseler 2006: 45).

Hingewiesen wird in der Literatur darauf, dass die Velarisierung des *l* in denselben phonetischen Kontexten auftritt wie das in einigen Dialekten auftretende Phänomen der Vokalisierung des Laterals, wie etwa in *Holz* > mittelbair. [hoits], alem. [hɔuts] (Macha 1991: 145). Zwischen beiden phonetischen Erscheinungen wird mitunter ein diachronischer Zusammenhang angenommen (Henseler 2006: 43, Lausberg 1993: 136f.).

Variablendefinition Die Realisierung von <l, ll> wurde in postvokalischer Stellung im Silbenauslaut vor Konsonant und im absoluten Wortauslaut überprüft. Aus Gründen der akustischen Identifizierbarkeit wurden <l, ll> im Wortauslaut ausgeschlossen, wenn das Folgewort mit <l> begann. Auch die hochfrequenten Lexeme *mal, einmal, manchmal, als, also* und *weil* wurden ausgeschlossen. Ferner wurden Komposita nicht berücksichtigt, in denen <l> vor einer Morphemgrenze auftrat oder in denen <ll> mit einer Morphemgrenze zusammenfiel (*Stahlfeder, Wahllokal*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *anderthalb, Aufenthalt* (2x), *aufhalten, Beihilfe, Bildung* (2x), *gehüllt, gilt, Hilfe, hüllte, illegal* (2x), *Schleswig-Holstein* (2x), *sollte* (2x), *sozial, Staatsanwalt* (2x), *verurteilt, Wilfried, will, wohl*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *ältere, damals, erzählt, Gefühl, jedenfalls, Milch, normal, solche, soll, unterhalten, will, willst, wohl, woll?*

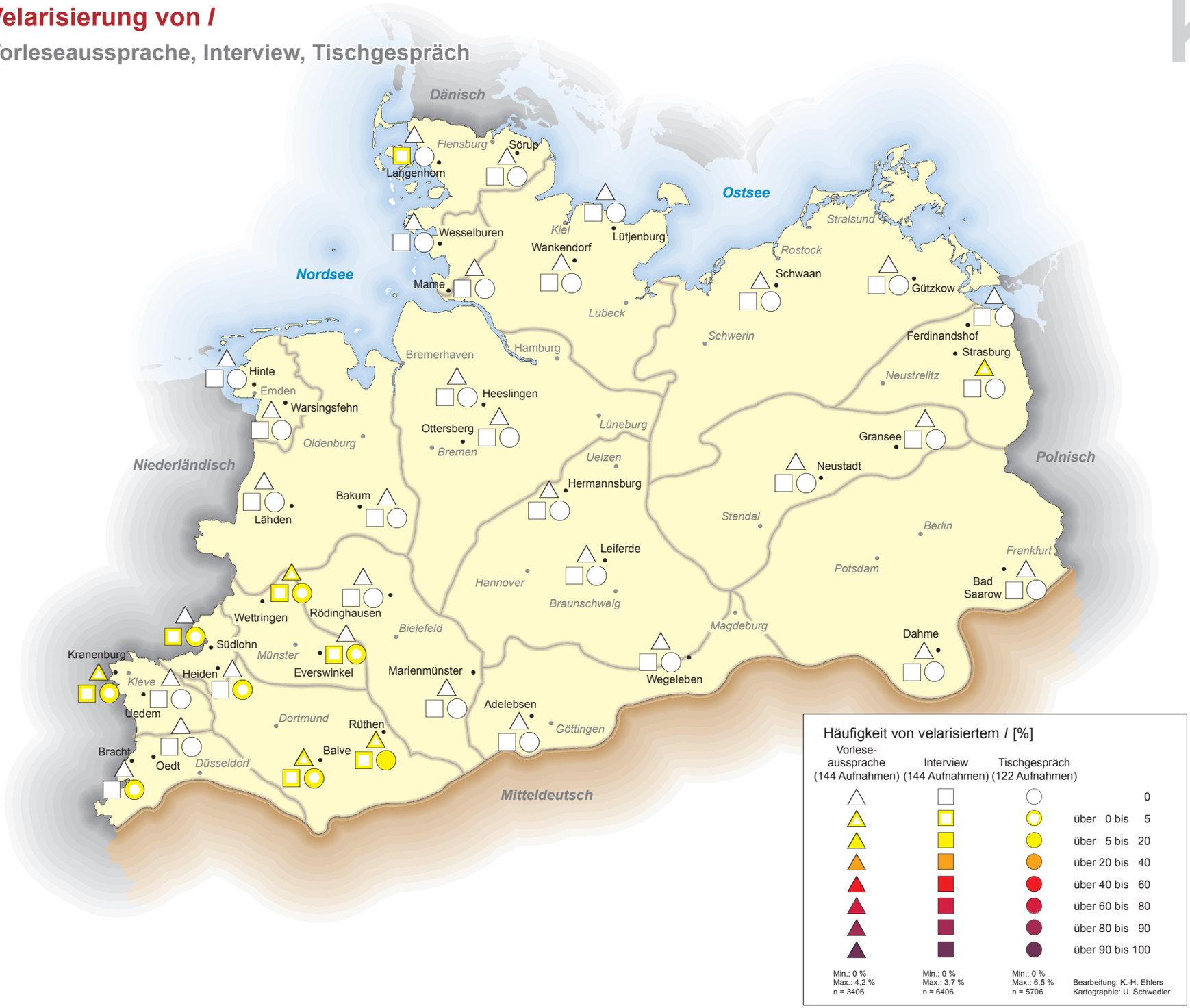
Areale Verbreitung Schwerpunktregionen für das Auftreten des velaren *l* sind – mit niedrigen Gebrauchsfrequenzen von maximal 6,5 % – das Münsterland und die Region Südwestfalen (Karte K12.1). In den westlich und südlich angrenzenden Regionen Westmünsterland und (nördlicher und südlicher) Niederrhein begegnet das Merkmal in den Aufnahmen nur selten (bis maximal

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Velarisierung von /

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K12



Karte K12.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

3,6 %). Außerhalb dieses zusammenhängenden Verbreitungsgebiets im Südwesten tritt das velare *l* lediglich in isolierten Einzelbelegen auf, die auf spontane Artikulationsvarianz zurückzuführen sein dürften (Schleswig, Mittelpommern). In Mecklenburg-Vorpommern waren in der untersuchten Altersgruppe von Gewährspersonen keine velaren Realisierungen des *l* nachweisbar. Gegenüber den früheren Befunden der Forschungsliteratur zeichnet sich in den Ergebnissen eine sehr deutliche Abnahme der Gebrauchsfrequenz des velaren *l* ab, die mit einer starken Begrenzung seiner arealen Verbreitung einhergeht. Die Ergebnisse deuten daher auf laufende diachronische Abbauprozesse hin. Weitere Indizien für diese Prozesse sind aus einer Sichtung des Pfeffer-Korpus beizubringen. Vier beispielhafte Gewährspersonen dieses Korpus, die zwischen 1892 und 1908 in der Dialektregion Mecklenburg-Vorpommern geboren wurden, verwendeten das velare *l* 1961 noch mit Frequenzen zwischen 23,5 % und 85,0 % in hochdeutschen Interviews bzw. Erzählungen. Dabei realisierten die akademisch gebildeten Sprecher aus Greifswald und Rostock das *l* bereits deutlich seltener velar (PF340: 23,5 % und PF313: 31,3 %) als die beiden Vergleichspersonen aus ländlichen Ortschaften und Arbeiterberufen (PF333: 51,4 % und PF339: 85 %). Das velare *l* ist in Mecklenburg-Vorpommern heute noch in hochdeutschen Gesprächen von Sprechern zu hören, die in den 1920er und 1930er Jahren geboren wurden (eigene Aufnahmen). Der vollständige Abbau des Merkmals in Mecklenburg-Vorpommern vollzog sich demnach offenbar erst in der mittleren Generation heutiger Sprecher. Ob es im Nordosten Deutschlands früher auch areal weiter verbreitet war, ist fraglich. Stichproben aus dem Pfeffer-Korpus, in dem leider nicht alle SiN-Erhebungsregionen repräsentiert sind, ergeben für Mittel- und Südbrandenburg keine und für Holstein nur bei einer Gewährsperson Belege. Eine 1900 geborene Volkshochschuldozentin aus Lübeck (PF013) realisierte 1961 das *l* in immerhin 12,5 % aller untersuchten phonetischen Kontexte velar, drei andere zwischen 1900 und 1907 geborene Holsteiner (PF012, PF260, PF255) verwendeten das velare *l* nie.

Auch im Südwesten des Erhebungsgebiets sprechen die Ergebnisse für einen fortschreitenden Abbau des regionalsprachlichen Merkmals. Die niedrigen Realisierungsfrequenzen selbst in den Schwerpunktregionen Südwestfalen und Münsterland liegen deutlich unter den Befunden der Forschung, die sich auf Erhebungen aus den 1970er (Lausberg 1993) und 1980er Jahren (Salewski 1998, Macha 1991) bezieht und dabei überwiegend Sprecher älterer Jahrgänge untersuchte (z. B. Salewski 1998: Jahrgänge 1907-1920, Macha 1991: Jahrgänge 1911-1960). Eine Sichtung des Pfeffer-Korpus (1961) bestätigt, dass Gewährspersonen älterer Jahrgänge das velare *l* in formelleren Gesprächskontexten viel häufiger gebrauchten als die SiN-Sprecherinnen aus den Geburtsjahrgängen 1949-1971 in den 2008/2009 aufgezeichneten Sprachaufnahmen. Im Münsterland realisierten beispielsweise Gewährspersonen des Pfeffer-Korpus das velare *l* im Interview mit Frequenzen zwischen 28 % und 66 % der Belegkontexte (PF039, geb. 1935 bzw. PF043, geb. 1921). In Südwestfalen lagen die Gebrauchsfrequenzen zum Teil sogar noch darüber (z. B. PF247, geb. 1928: 75,0 %; PF248, geb. 1941: 69,1 %). Allerdings umfasst das Pfeffer-Korpus selbst für die Schwerpunktregionen des Merkmals auch Beispiele starker interpersoneller Varianz, so verwendeten zwei Gewährspersonen aus Südwestfalen (PF062, geb. 1929 und PF054, geb. 1937) das velare *l* nur noch in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2,1 % bzw. 2,5 % der Belegkontexte. Ähnlich stehen für die Region Südlicher Niederrhein Gewährspersonen, die das Merkmal in 80 % aller Belegkontexte verwendeten (PF063, geb. 1943), neben solchen, die das *l* niemals velar realisierten (PF066, geb. 1931). Stichproben aus dem Pfeffer-Korpus deuten auch darauf hin, dass das Merkmal Anfang der 1960er Jahre auch in der Region Ostwestfalen durchaus verbreitet war, für die sich in den aktuellen Erhebungsergebnissen keine Nachweise mehr finden. Auch hier war allerdings die interpersonelle Varianz der Gebrauchsfrequenzen bereits erheblich (PF038, geb. 1899: 71,1 %; PF033, geb. 1912: 17,6 %; PF032, geb. 1936: 10 % und PF35, geb. 1940: 0 %).

Situative Verteilung und Spannweite Velares *l* tritt in geringen Anteilen selbst in den standardorientierten Vorlesetexten auf (10 B. im Gesamtkorpus; 0,3 %). Dass die Varianz des Merkmals gleichwohl von der Formalität der Gesprächssituation beeinflusst wird, zeigt die häufigere Verwendung von Nonstandardformen im Tischgespräch (46 B. im Gesamtkorpus; 0,8 %), im Interview wird das velare *l* dagegen seltener realisiert (17 B.; 0,3 %). Bei einzelnen Gewährspersonen fällt die Spannweite der situativen Varianz gegenüber diesen auf das Gesamtkorpus bezogenen Prozentwerten sehr viel größer aus. Die extremsten Spannweiten finden sich bei zwei Gewährspersonen aus der Region Südwestfalen mit Merkmalshäufigkeiten von 0 % in der Vorleseaussprache gegenüber 26,4 % bzw. 18,8 % im Tischgespräch. Ähnliche Werte finden sich außerdem nur noch bei einer Frau aus dem Münsterland, die das *l* im Interview in 3,4 %, im Vorlesetext in 12,3 % und im Tischgespräch in 26,7 % der Belege velar realisiert. Dies sind allerdings sowohl hinsichtlich der situativen Spannweiten als auch hinsichtlich der erreichten hohen Häufigkeiten für velares *l* im Tischgespräch individuelle Extremfälle. Insgesamt ist die interpersonelle Varianz bemerkenswert. Von den 16 Gewährspersonen aus den Regionen Südwestfalen und Münsterland verwenden sechs das velare *l* in keiner der untersuchten Gesprächssituationen. Dem stehen nur zwei Gewährspersonen gegenüber, die das Merkmal in allen Gesprächssituationen mit unterschiedlicher Frequenz gebrauchen. Selbst in den ehemaligen westlichen Schwerpunktregionen gehört das velare *l* bei vielen Personen heute nicht mehr zu den Kennzeichen standardnaher Sprachlagen. Nur eine kleine Minderheit verwendet den ehemaligen sprachlichen Regionalmarker noch mehr als nur sporadisch.

Einfluss der Basisdialekte Nach Schirmunski (1962: 370) begegnet velarisiertes *l* in den niederdeutschen Dialekten „ziemlich oft". Aussagen der traditionellen Dialektgeographie zur arealen Verbreitung des Merkmals, das sich der schriftlichen Repräsentation in Wenkers Erhebung zum „Sprachatlas des deutschen Reiches" entzieht, bleiben insgesamt „ungenau" (Macha 1991: 143). Es kann aber davon ausgegangen werden, dass das velare *l* in den Regionen, für die es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Kennzeichen des jeweiligen standardnahen Regiolekts beschrieben wurde, auch in den niederdeutschen Basisdialekten in Gebrauch war bzw. noch ist (z. B. für das Mecklenburgisch-Vorpommersche Herrmann-Winter 1985: 171; für das Ripuarische Henseler 2006: 44, 54, für das Südwestfälische Brandes 2011: 257). Andererseits scheint das Verbreitungsgebiet des velaren *l* in den Basisdialekten über seine areale Verbreitung in den standardnahen Regionalsprachen hinauszureichen. So wird es etwa für das Niederdeutsche der sachsen-anhaltinischen Altmark (Schönfeld

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1974: 120) oder für das nordhannoversche Niederdeutsch der Stader Geest (Bollmann 1942: 5) nachgewiesen. Schon wegen dieser arealen Inkongruenzen ist kein eindeutiges Wechselverhältnis zwischen basisdialektalem und regiolektalem Gebrauch des velaren *l* anzunehmen. Das bestätigt sich auch auf individueller Ebene. Von den vier Gewährsfrauen mit den höchsten Frequenzwerten für velares *l* (zwischen 12,5 % und 26,7 %) haben drei keine Niederdeutschkompetenz. Auch in der Auswertung des Gesamtkorpus ist kein regelhafter Zusammenhang zwischen Nonstandardrealisierung und Niederdeutschkompetenz erkennbar. Das Auftreten des Merkmals ist also nicht an basisdialektale Kompetenz gebunden.

Kontextanalysen Untersucht wurden nur die postvokalischen Kontexte des *l* im absoluten Wortauslaut und im Silbenauslaut vor Konsonant, die nach der Forschungsliteratur die häufigsten Nonstandardrealisierungen erwarten ließen. Im Silbenauslaut vor Plosiv (*bald, wollte*) finden sich die meisten velaren Realisierungen der Variable (47 von 7953 Belegen; 0,6 %), die Position im absoluten Wortauslaut (*voll, Stuhl*) ist seltener mit velarem *l* besetzt (17 von 4776 B.; 0,4 %). Bemerkenswerterweise wird die westfälische Rückversicherungspartikel *woll?* (20 B.) im Korpus nie im Auslaut velarisiert. Während die Velarisierung in der Position vor Plosiv in allen drei Gesprächssituationen auftritt, stammen mit einer einzigen Ausnahme alle Belege für velares *l* in der Wortauslautposition aus Tischgesprächen. In der Silbenauslautposition vor Nasal (*Film*) finden sich keine Nonstandardbelege, im Kontext vor den Frikativen [f, s, ç, ʃ] (*elf, falsch*) tritt das velare *l* nur sehr selten auf (5 von 1512 B.; 0,3 %). Die Qualität des vorangehenden Vokals vor *l* scheint dessen Realisierung nicht zu beeinflussen, nach Velarvokalen tritt die Velarisierung des *l* ebenso frequent auf wie nach Palatalvokalen (nach Velarvokal 48 B; 0,5 %, nach Palatalvokal 21 B.; 0,5 %).

Nach Kurzvokalen tritt velares *l* etwas häufiger auf als nach Langvokalen (z. B. *schnell* vs. *viel*; *voll* vs. *wohl;* 0,5 % versus 0,4 % der jeweiligen Belege). Der phonetische Kontext, der das Auftreten des velaren *l* am stärksten begünstigt, ist demnach die Position nach kurzem Vokal im Silbenauslaut vor Plosiv (*Anwalt, sollte*), auf den auch im Korpus die meisten Nonstandardbelege entfallen. Die Ergebnisse bestätigen und präzisieren die bisherigen Befunde der Forschung zur Distribution des velaren *l*. Allerdings kann heute für keine der untersuchten Regionen mehr von einer „nahezu obligatorische[n] Velarisierung“ des *l* im Kontext vor Plosiven gesprochen werden (Lausberg 1993: 142f.). Eine feinere areale Differenzierung der Distribution des velaren *l*, die die angeführte Literatur noch nahelegte, ist heute wegen der geringen Belegzahlen kaum noch sinnvoll.

Abschließende Interpretation

Das velare *l* ist in standardnahen Sprachlagen ein regiolektales Merkmal dialektunabhängiger Geltung, das in den letzten Jahrzehnten starken Abbauprozessen unterliegt. Es ist in der untersuchten Altersgruppe und in der Siedlungsgröße Kleinstadt bei starkem Rückgang der arealen Verbreitung heute nur noch im Südwesten des Erhebungsgebiets nachzuweisen. Die Varianz des Merkmals ist bei insgesamt niedrigen Frequenzwerten einerseits vom phonetischen Kontext und andererseits vom situativen Kontext bedingt. Auch in den verbleibenden Schwerpunktregionen seines Vorkommens (Münsterland und Südwestfalen) deutet eine starke interindividuelle Varianz auf dynamischen Wandel im Gebrauch des velaren *l* hin.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Desonorisierung von anlautendem *s*

Belegzahl: 33009
T: 10821 B. aus 36 Orten (Ø 301 B.), 122 Gpn.
I: 16604 B. aus 36 Orten (Ø 461 B.), 144 Gpn.
V: 5584 B. aus 36 Orten (Ø 155 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: AAS (Bd. 1: 93-97).
B. Karten: AAS (Bd. 2: 241, Karte S.1), AADG (Karte zu /z/ im Anlaut in *Sirup* und *Saison*).

Forschungsstand Den deutschen Aussprachewörterbüchern zufolge wird <s> gemäß der Normlautung im Wortanlaut vor Vokalen in deutschen und eingedeutschten Wörtern stimmhaft gesprochen (Krech et al. 2009: 81, Duden Aussprachewörterbuch 2000: 97). Siebs (1969) unterscheidet hiervon eine „gemäßigte Hochlautung", bei der der Laut als stimmlose Lenis ohne Aspiration ausgesprochen werde. Auch Krech et al. (2009: 103) gehen davon aus, dass wortanlautendes [z] vor Vokal bei „verminderter Artikulationspräzision" häufiger „als stimmloser Lenis-Frikativ" realisiert werde. In beiden Aussprachewörterbüchern wird dieser Laut mit dem Zeichen [z̥] bezeichnet. Da das Diakritikum im IPA die Bedeutung „voiceless" oder „slack voice" besitzen kann, kann [z̥] auch als „schwach stimmhafte" Variante gedeutet werden. Diese Deutung legt z.B. Lameli (2004: 155-159) zugrunde, der [z̥] im Verhältnis zu [z] als stimmlose (eigentlich: weniger sonore) Variante einstuft (zusammen mit [s], S. 156), andererseits aber im Kontrast zu [s] die Variante [z̥] als stimmhaft klassifiziert (S. 159), weil sie einen vergleichsweise höheren Sonoritätsgrad hat. Bei genauerer Analyse sind also die Abstufungen stimmlos [s], schwach stimmhaft [z̥] und stark stimmhaft [z] zu unterscheiden. Auch König (1989) differenziert im AAS (Bd. 1: 94) stärker und schwächer ausgeprägte Grade der Sonorität. Im absoluten Anlaut vor Vokal (Kennwörter: *Sichel, Sohn, Seil*) wurden in seinen Daten im gesamten Bundesgebiet durchschnittlich 32 % der Lautungen stimmhaft realisiert, wobei die Anteile der schwächer (14,5 %) und stärker sonorisierten Varianten (17,6 %) in etwa vergleichbar ausfallen (AAS, Bd. 2: 63, Tabelle S.1). Die stimmhaften Realisierungsvarianten sind auf den Norden und die Mitte des Untersuchungsgebietes beschränkt. In Nordeutschland liegt der Anteil der (stark oder schwach ausgeprägt) stimmhaften Varianten bei durchschnittlich 60 % (AAS, Bd. 2: 241, Karte S.1). Die Karten des AADG sind hiermit nicht direkt vergleichbar, da die mittlere Kategorie [z̥] hier neben Belegen „mit partieller Stimmhaftigkeit" auch solche mit „völliger Stimmlosigkeit, aber geringer Dauer/Intensität bzw. Artikulationsspannung" umfasst. Geht man jedoch davon aus, dass die Kategorie [s] in etwa der im AAS angesetzten Kategorie für Stimmlosigkeit entspricht, wird deutlich, dass die Anzahl der klar stimmlosen Realisierungen hier sehr viel geringer ist (nur Streubelege) als im AAS. Dies ist insofern bemerkenswert, als es sich bei den im AADG kartierten Lexemen *Sirup* und *Saison* um Lehnwörter aus dem Italienischen bzw. Französischen handelt, bei denen eine stimmlose Realisierung noch eher zu erwarten wäre als bei indigenen Wörtern.

Schon früh beschreiben historische Grammatiken für den Norden stimmhafte Realisierung und für den Süden stimmlose Realisierung als typische Aussprachevarianten (Engelien 1892: 69, Behaghel 1886: 57, Sütterlin 1923: 43, 74-77). Allerdings treten, wie die umgezeichnete Karte nach König (1989) verdeutlicht (Karte K13.2), zumindest in der Vorleseaussprache auch im norddeutschen Raum überraschend viele stimmlose Realisierungen ([s]) auf.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Mit Ausnahme von Kiel ist die stimmlose Variante neben der stimmhaften überall verbreitet. Insbesondere im Südosten des Untersuchungsgebietes sowie in Ostfriesland treten häufiger stimmlose Varianten auf (45-85 %), während die Werte im übrigen Gebiet meist deutlich unter 40 % liegen. Untersuchungen zu den Regiolekten im norddeutschen Raum liegen bislang nicht vor.

Bezüglich der Basisdialekte wird für die anlautende Position überwiegend [z] angesetzt, so etwa von Schönhoff (1908: 153) für das Emsländische, Herdemann (2006: 74) für das Westmünsterland, Appel (1994: 149) für Niedersachsen, Pühn (1956: 49) für Holstein, Bock (1933: 161) für das Schleswigische, Hille (1970: 50) für Südostfalen, Warnkross (1912: 62) für Mecklenburg-Vorpommern und Teuchert (1964: 21) für das südliche Brandenburg. In einigen Regionen werden beide Varianten nebeneinander verwendet, wobei die stimmhafte Artikulation jedoch dominiert. So stellt Bock (1933: 161) für das nördliche Schleswig-Holstein neben der Verwendung des stimmhaften Lautes eine Tendenz zum Gebrauch der stimmlosen Variante in Grenznähe (Angeln, Schleswig) fest und Brandes (2011: 247) konstatiert ein Gebiet im Nordosten des südwestfälischen Sprachraumes, welches sich durch die stimmlose Realisierung von *s* vom restlichen Untersuchungsgebiet unterscheidet (Brandes 2011: 80, Lautkarte 25). Für dithmarsische Dialekte setzt Jørgensen (1934: 81) eine Zwischenform an, hier wird der Laut „halb stimmhaft", d.h. als stimmlose Lenis gesprochen. Einzig für das Münsterland wird ausschließlich der stimmlose *s*-Laut für den Basisdialekt als regelhaft beschrieben (Kaumann 1884: 52, Borchert 1955: 19).

Einen Zusammenhang zwischen dem Sonoritätsgrad von anlautendem *s* und der Quantität des nachfolgenden Vokals konnte König (1989) nicht nachweisen. Sowohl vor Kurzvokal (*Sichel*) als auch vor Langvokalen und Diphthongen (*Sohn, Seil*) liegen die durchschnittlichen Anteile der stimmhaften Varianten bei 31-33 % (AAS, Bd. 2: 63). König stellte jedoch fest, dass sich der Anteil desonorisierter *s*-Realisierungen nach Wörtern mit stimmloser Auslautkonsonanz stark erhöht. So beträgt z.B. der Anteil stimmhafter Varianten bei Testwörtern mit neutralem Genus, die mit dem vorgesetzten Artikel *das* gesprochen wurden, nur 5,7 % (AAS, Bd. 1: 96). König folgert daraus, dass die Sonorität des *s*-Lautes im Deutschen keine aktive Stimmhaftigkeit darstelle, sondern von der phonetischen Umgebung bedingt sei (AAS, Bd. 1: 96).

Variablendefinition Aufgrund der Unterscheidung in stärker und schwächer stimmhaft realisierte Varianten ergeben sich bei dieser Variable die drei Ausprägungen stimmlos [s], schwach stimmhaft [z̥] und stark stimmhaft [z]. Da diese Differenzen ohrenphonetisch schwer festzustellen sind, wurden im vorliegenden Korpus nur eindeutig stimmlos realisierte Varianten des ersten Typs [s] als Nonstandardmerkmal berücksichtigt, während sowohl [z] als auch [z̥] als standardkonforme Varianten eingestuft wurden. Dieses Vorgehen entspricht dem von König (1989), der „schwächere Stimmhaftigkeit" als „eben noch mit dem Ohr feststellbare Stimmhaftigkeit" interpretiert (AAS, Bd. 1: 94).

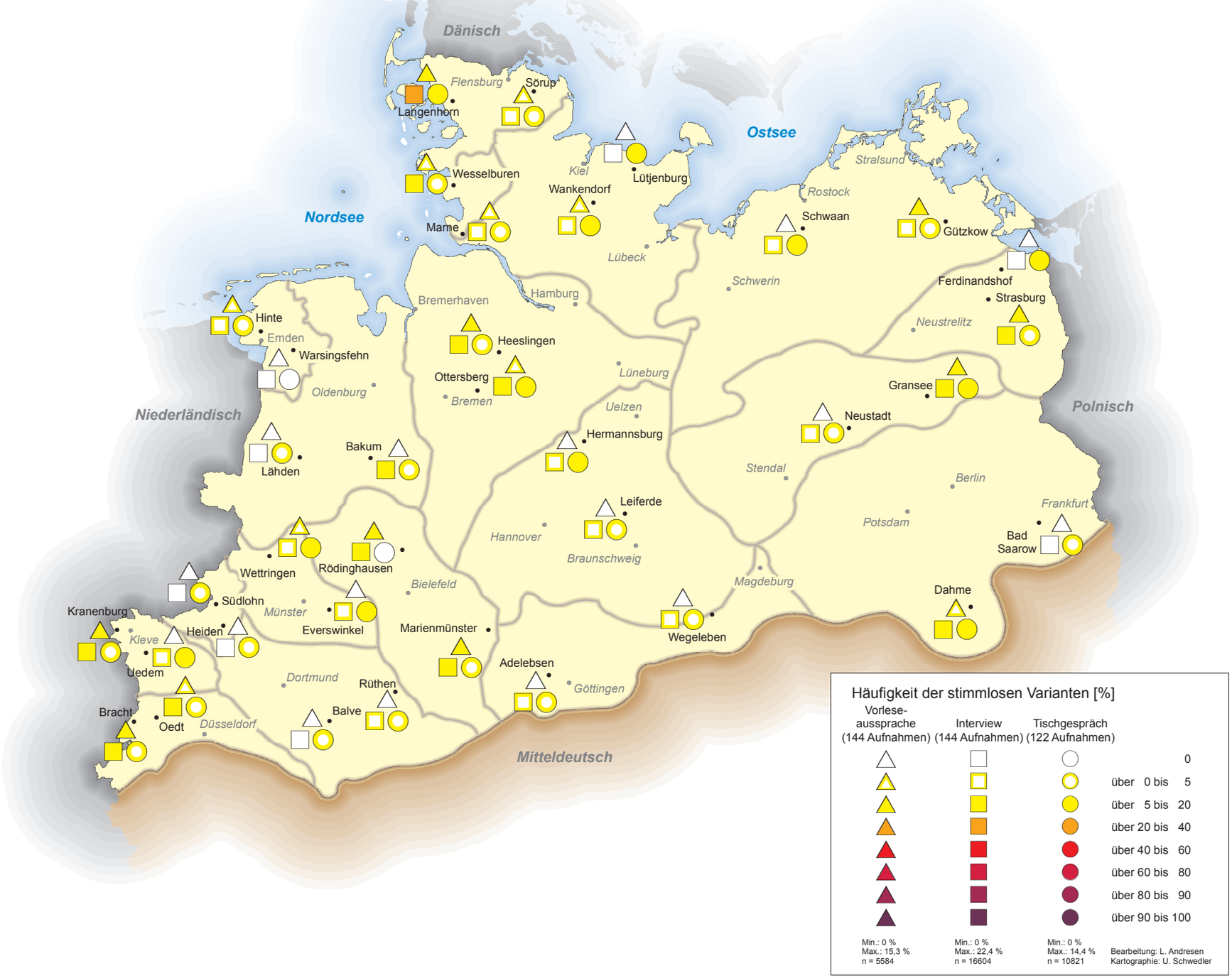
Erfasst wurden alle Belege mit der Graphie <s> im Wortanlaut vor Vokal, mit Ausnahme der hochfrequenten Wortformen *sie* und *sind*. Um Verzerrungen durch den Einfluss vorangehender stimmloser Frikative auszuschließen, wurden Belege nach Wörtern mit auslautendem <s>, <ß> und <z> nicht erfasst. Aufgrund der hohen Wahrscheinlichkeit von *t*-Apokopierungen wurden darüber-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Desonorisierung von anlautendem *s*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K13



Karte K13.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

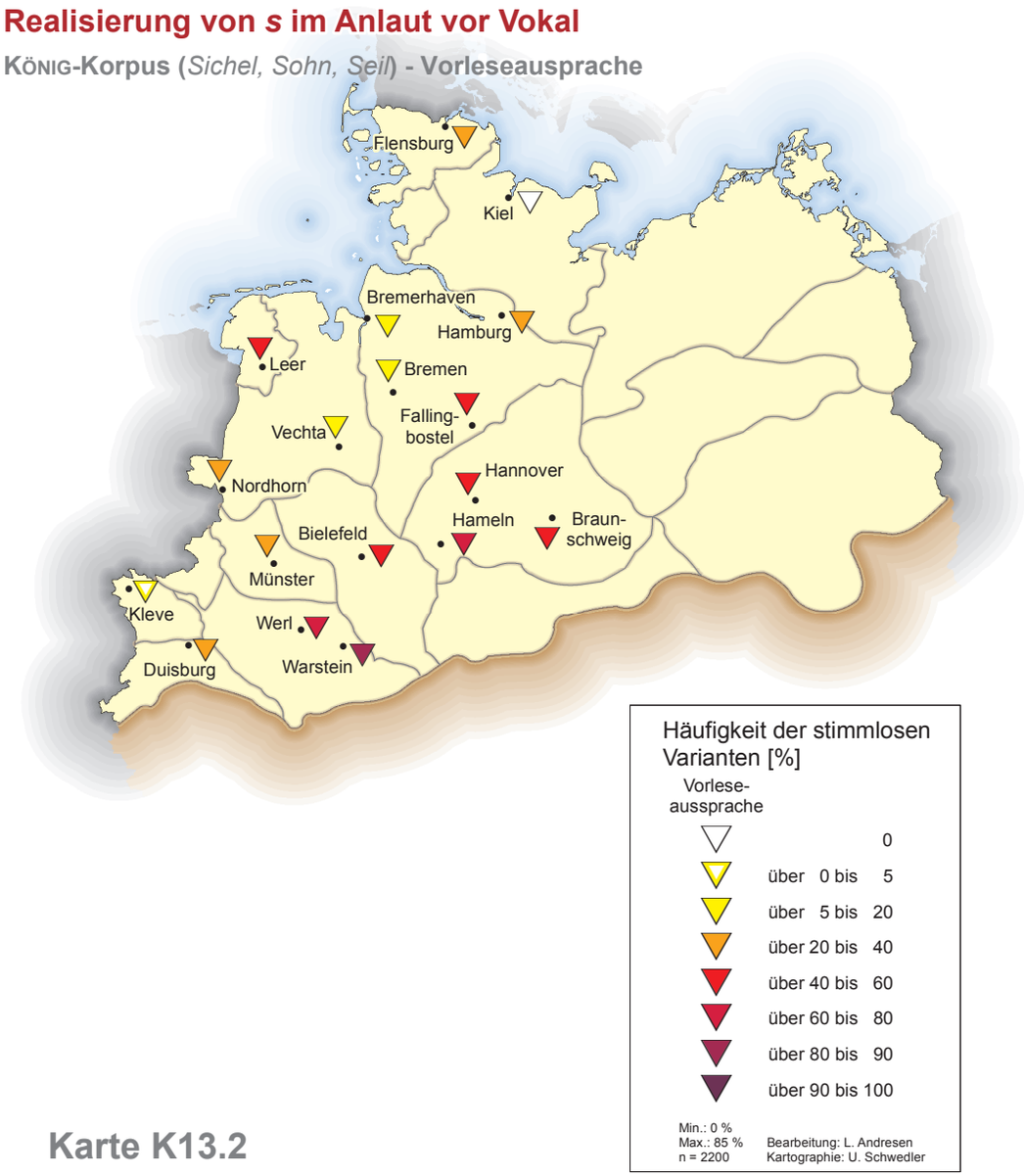
hinaus Belege aussortiert, bei denen das vorhergehende Wort auf <st> oder <tzt> endet (z.B. *hast, jetzt*, häufig realisiert als [has, jɛts]). Da in vielen Fremdwörtern das anlautende *s* normgerecht stimmlos realisiert wird, wurden Belege dieser Kategorie ebenfalls nicht mit ausgezählt (z.B. *Service*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Sache, sagen/sagt* (4x), *sechs, sechzehn* (2x), *sein/seien* (4x), *seinem* (2x), *seiner, seither, Senat* (2x), *sich* (7x), *sieht, so* (3x), *soll(t)en* (2x), *Sonne* (4x), *sonst, sorgen, sozial, System*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Sachbearbeiter, sagen, Sand, sehen, selber, sensibel, sicherlich, situationsbedingt, sitzen, Socken, sogar, Sohn, Sommer, sowieso, sozusagen, südlich*

Areale Verbreitung Die stimmlose Realisierung von *s* ist in den SiN-Aufnahmen insgesamt nur schwach, mit einer Ausnahme (Warsingsfehn) jedoch in allen Untersuchungsorten belegt (Karte K13.1). Ein areales Verteilungsmuster lässt sich nicht erkennen. Die Anteile der stimmlosen Varianten liegen in der Regel zwischen 0 und 20 %, lediglich in einem Fall wird ein etwas höherer Wert erreicht (Interview in Langenhorn: 22,4 %).

Situative Verteilung Auch hinsichtlich der situativen Varianz können keine systematischen Tendenzen beobachtet werden. Die quantitativen Differenzen im Anteil der stimmlosen Varianten sind gering und nicht aussagekräftig (T: 3,9 % – I: 4,6 % – V: 3,0 %). Die für die Vorleseaussprache ermittelten Anteile stimmloser Varianten (durchschnittlich 3,0 %, an keinem Ort über 20 %) liegen deutlich unter den im AAS angegebenen Werten (in den 18 norddeutschen Städten durchschnittlich



Karte K13.2

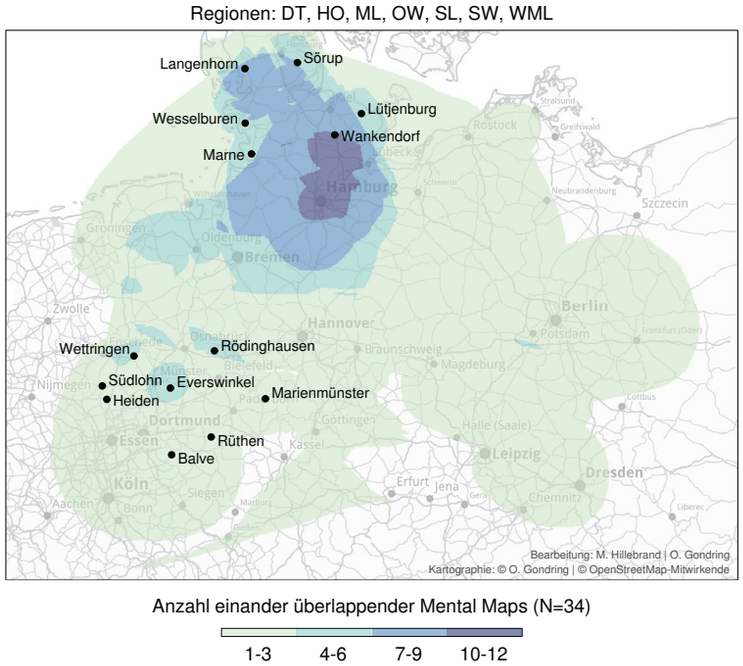
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

39,7 %, teilweise bis zu 85 %). Dieser hohe Anteil desonorisierter Varianten im AAS kann nicht darauf zurückgeführt werden, dass dort – anders als im SiN-Projekt – auch der Kontext nach stimmlosem Frikativ mitberücksichtigt wurde, der eine stimmlose Realisierung begünstigt. Denn die Belege, die diesen Kontext wegen des vorangestellten neutralen Artikels aufweisen (*das Segel, das Siechenhaus, das Salz, das Seil*) machen nur einen kleinen Teil der 50 pro Ort abgefragten Wörter in dieser Kategorie aus (8 %) (AAS, Bd. 1: 96). Somit bleibt zwischen den Daten der Erhebung von 1975/76 und denen des SiN-Projekts immer noch eine Differenz von über 30 Prozentpunkten. Ob dies als diachrone Tendenz einer fortgeschrittenen Annäherung an die Standardaussprache zu interpretieren ist oder auf Unterschiede in der ohrenphonetischen Wahrnehmung der Sonorität zurückgeht, ist nicht sicher zu entscheiden.

Kontextanalysen Es konnte kein Einfluss des nachfolgenden Lautkontextes festgestellt werden, was sich mit den Beobachtungen Königs deckt (AAS, Bd. 2: 63, Tabelle S.1). Einem möglichen Einfluss vorangehender stimmloser Frikative wurde durch den Ausschluss aller Belege nach <s>, <ß>, <z>, <st> und <tzt> begegnet.

Einfluss der Basisdialekte Trotz unterschiedlicher dialektaler Grundlagen fallen die Prozentwerte für das stimmlose *s* in allen Regionen vergleichbar niedrig aus. Die Regionen, in denen der stimmhafte Laut zum Basisdialekt gehört (z.B. Ostfriesisch: Janssen 1937: 19, Holsteinisch: Pühn 1956: 49) unterscheiden sich nicht von denjenigen, in denen der stimmlose Laut systematisch angesetzt wird (z.B. Münsterländisch: Borchert 1955: 19). Ein Zusammenhang mit der dialektalen Grundlage kann somit im Allgemeinen ausgeschlossen werden. Lediglich der relativ hohe Anteil stimmloser Realisierungen in dem Ort Langenhorn/Nordfriesland könnte möglicherweise als Einfluss durch den regionalen niederdeutschen Basisdialekt oder durch die *s*-Realisierung im Dänischen gedeutet werden (vgl. Dyhr 1990: 393 zur Interferenz mit dem Dänischen).

Ssonne



Karte K13.3

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Salienz, Situativität und Normativität In den Salienztests wurde das anlautende stimmlose *s* in dem Satz Nr. 21 bzw. 29 „Im Winter geht die *Ssonne* schon früher unter“ in den schleswig-holsteinischen (Schleswig, Dithmarschen, Holstein) und westfälischen Regionen (Ostwestfalen, Südwestfalen, Münsterland, Westmünsterland) abgefragt. Von den insgesamt 54 Sprecherinnen haben 41 (75,9 %) das Merkmal erkannt, das somit als stark salient gelten kann. Im Situativitätstest gaben die meisten von ihnen (32 von 41 = 78,0 %) an, das Merkmal nicht zu verwenden. Acht Sprecherinnen gaben an, das Merkmal im Gespräch mit Familienmitgliedern zu gebrauchen, sechs von ihnen trafen jedoch im Normativitätstest die Aussage, dass sie diese Variante bei ihrem Kind korrigieren würden, was auf eine sehr geringe Akzeptanz des Merkmals hinweist. Von den 13 Sprecherinnen, die das Merkmal im Salienztest nicht erkannten, stammen fünf aus dem Norden des Untersuchungsgebietes (Schleswig: 3, Dithmarschen: 1, Holstein: 1) und sieben aus dem Münsterland bzw. angrenzendem Gebiet (Westmünsterland: 2, Münsterland: 3, Ostwestfalen: 2). Im Norden ist die geringe Salienz auf die Nähe zum dänischen Sprachgebiet zurückzuführen, im Münsterländischen wohl auf die basisdialektale Grundlage.

Mental Maps Die Verortung des stimmlosen *s* im Anlaut wurde in den Regionen Schleswig, Dithmarschen und Holstein sowie in Ostwestfalen, Südwestfalen, im Münsterland und Westmünsterland geprüft. Es zeigt sich, dass die Probandinnen das Merkmal vor allem im Raum Schleswig-Holstein und in Nordhannover vermuten (Karte K13.3).

Abschließende Interpretation Das stimmlose *s* im Anlaut vor Vokal ist im gesamten Untersuchungsgebiet nur schwach belegt, eine regionale oder situative Verteilung ist nicht nachweisbar. In ihrer starken Realisierungsform [s] hat die stimmlose Variante einen hohen Grad an Salienz und wird in der Regel nicht als Merkmal des eigenen Regiolektes akzeptiert. Lediglich im äußersten Norden des Untersuchungsgebietes und in einem südwestfälischen Ort wird es von einigen Gewährspersonen als Variante eingestuft, die man selbst in einer informellen Situation verwenden würde.

LA

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erhalt von alveolarem *s* vor *p, t*

Belegzahl: 11778
T: 2854 B. aus 36 Orten (Ø 79 B.), 122 Gpn.
I: 6636 B. aus 36 Orten (Ø 184 B.) , 144 Gpn.
V: 2288 B. aus 36 Orten (Ø 64 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Viëtor (1888: 111), Martens/Martens (1988: 125f.), Lauf (1996: 205). Nordniederdeutscher Raum: Stellmacher (1977: 97, 123-125) [Osterholz-Scharmbeck], Auer (1998: 190f., 195) [Hamburg], Lameli (2004: 231-233) [Neumünster]. B. Karten: ADA (Frage 10: *s-pitzer S-tein).*

Forschungsstand In der Folge eines im Hochdeutschen (zunächst aber nicht im Niederdeutschen) vollzogenen Lautwandels von anlautendem *s* zu [ʃ] vor Plosiv (mhd. *s-lâfen, s-wîn* > frnhd. *schlafen, Schwein*) wird heute gemäß der deutschen Standardlautung anlautendes *s* auch vor den Plosiven *p* und *t* palatal realisiert, obwohl die Graphemfolge hier eine alveolare Aussprache nahe legen würde. Dass in weiten Teilen Norddeutschlands zunächst dennoch eine alveolare *s*-Aussprache beibehalten wurde, halten Martens/Martens (1988: 125f.) für schriftinduziert. Den Niederdeutschsprechenden sei nicht bekannt gewesen, „daß sich vor [p] und [t] die Änderung von [s-] zu [ʃ-] erst entwickelte, nachdem die Schreibweise sich in der Form „*st-*‘ und „*sp-*‘ bereits verfestigt hatte“. Aufgrund der „Diskrepanz zwischen den Schreib-Signalen in Wörtern wie ‚Schnee‘ (mit ‚sch-‘) und ‚Spiegel‘ oder ‚Stadt‘ (mit ‚s-‘)“ hätten sie die niederdeutsche Realisierung als stimmlosen Frikativ auf die Graphemfolge übertragen. So führt der aus dem nordthüringischen Raum stammende und in Magdeburg tätige Johann Christian August Heyse (1826: 20) noch in seiner Grammatik aus: „Man spreche nicht, wie in vielen Gegenden des südlichen Deutschlands geschieht, das *s* vor *p* und *t* wie *schp* und *scht* aus; also nicht: *Schpiel, Schpeise, schprechen, schtehen, Wurscht, erscht*, anstatt *Spiel, Speise, sprechen, stehen, Wurst, erst* etc.; aber auch nicht *slafen, slachten, swarz*, anstatt: *schlafen, schlachten, schwarz* etc.“ (Kursivierungen H.R.).

Belegt ist die alveolare Realisierung von *s* vor *p*, *t* dementsprechend für weite Teile des norddeutschen Sprachraumes. Laut Viëtor (1888: 111) ist sie in Ostfriesland und Hannover für die Belegwörter *sprechen* und *stehen* dokumentiert, und seine Gewährsperson aus Hannover berichtet, die palatale Variante „fällt auf und kennzeichnet den Fremden“. Lauf (1996: 205) zufolge ist das Merkmal Bestandteil der nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Umgangssprache. Mihm (2000: 2115) und Auer (1998: 189) führen es für die Hamburger Stadtsprache an. Es wird dabei an verschiedenen Stellen angemerkt, dass es sich bei der alveolaren Realisierung von *s* vor *p*, *t* unabhängig von der regionalen Sprecherzugehörigkeit um ein idiolektales Merkmal handele, das vom einzelnen Sprecher tendenziell obligatorisch gebraucht werde (vgl. z.B. Lauf 1996: 205). Auch nach Auer (1998: 190) verwenden die Hamburger Gewährspersonen entweder die alveolare Variante „zu annähernd 100 Prozent – oder sie tun es nicht“. Obwohl die alveolare Realisierung von *s* vor Plosiv ein „allgemein bekanntes Hamburger Stereotyp“ darstellt und nicht zuletzt aufgrund ihrer Verwendung durch prominente Hamburger wie z.B. den Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt oder die 2010 verstorbene Schauspielerin Heidi Kabel hohes Prestige zu genießen scheint, trägt die Variable „Züge eines Reliktmerkmals, das nur noch von älteren bis alten Sprechern [mit geringer bis mittlerer Bildung] verwendet wird“ (vgl. Auer 1998: 195). Lameli (2004: 232) stellt für Neumünster mittels eines Vergleichs zweier Zeitschnitte fest, dass der An-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

teil der alveolaren Nonstandardvariante von 64,6 % Mitte der 1950er Jahre auf 2,6 % Mitte der 1990er Jahre gesunken ist. Laut Lameli (2004: 233) „bietet der Vergleich der Ergebnisse aus Osterholz-Scharmbeck [vgl. Stellmacher 1977] und Neumünster Evidenz dafür, dass die Entscheidung zugunsten der [š]-Variante ausfällt". Auch Eichhoff (1977: 13) weist das Merkmal als norddeutsches Beispiel für die generelle Tendenz aus, „daß sich weite Bevölkerungskreise in ihrem Sprachverhalten an der Standardsprache zu orientieren suchen" und „auffällige Besonderheiten der Aussprache zunehmend gemieden werden". Diesen Befund spiegelt auch die Karte im ADA (*s-pitzer S-tein*) wider. Für das Gebiet von Niedersachsen östlich der Weser bis Schleswig-Holstein wird von den Befragten darauf verwiesen, dass das Merkmal früher vor Ort unter älteren Sprechern üblich war, heute aber nur noch von wenigen Sprechern produziert werde, während für den Raum zwischen Weser und Ostseeküste vielfach noch die Rückmeldung gegeben wird, dass sich die Aussprache auch heute noch in der älteren Generation finden lasse. Keiner der Befragten gab hier an, das Merkmal werde an seinem Ort heute noch so realisiert.

Variablendefinition Erfasst wurden alle Belege mit der Graphemfolge <sp> bzw. <st> im Wortanlaut sowie Morphemanlaut nach Präfixen. Um eine eindeutige akustische Analyse des Anlauts zu gewährleisten, wurden Belege mit <g>, <s>, <sch>, <ch>, <st> und <z> im Wortauslaut des vorangehenden Wortes ausgeschlossen, da hier mit Verschmelzungen zu rechnen ist. Unberücksichtigt blieben auch Lehnwörter, bei denen die alveolare Aussprache aus der Spendersprache übernommen wurde (*Standing, stylen*), und solche Wörter, bei denen beide Realisierungsmöglichkeiten zulässig sind. (Karten zur Realisierung einiger dieser Lexeme – *Standard, Statik, Statistik, Strategie, Struktur, stillos, Steak, Spray, Stereo, Sponsor, Statue* – bei denen die Aussprache zum Teil regional variiert, bietet der AADG.) Ausgeklammert wurden auch Eigennamen (*Sprite, Stella, Steve*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *später, spricht, Springer; angestrebt, Staatsanwalt, Staatsanwaltschaft, Stärkere* (3x), *strafbar, strafbewehrt, Straftat* (2x), *Strahlen, Streit*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Anspruch, Beispiel, gesprochen, Spaß, später, spontan, Sportverein, Sprüche; bestimmt, gestorben, Stift, Straße, Veranstaltungen, verstehen, vorstellen*

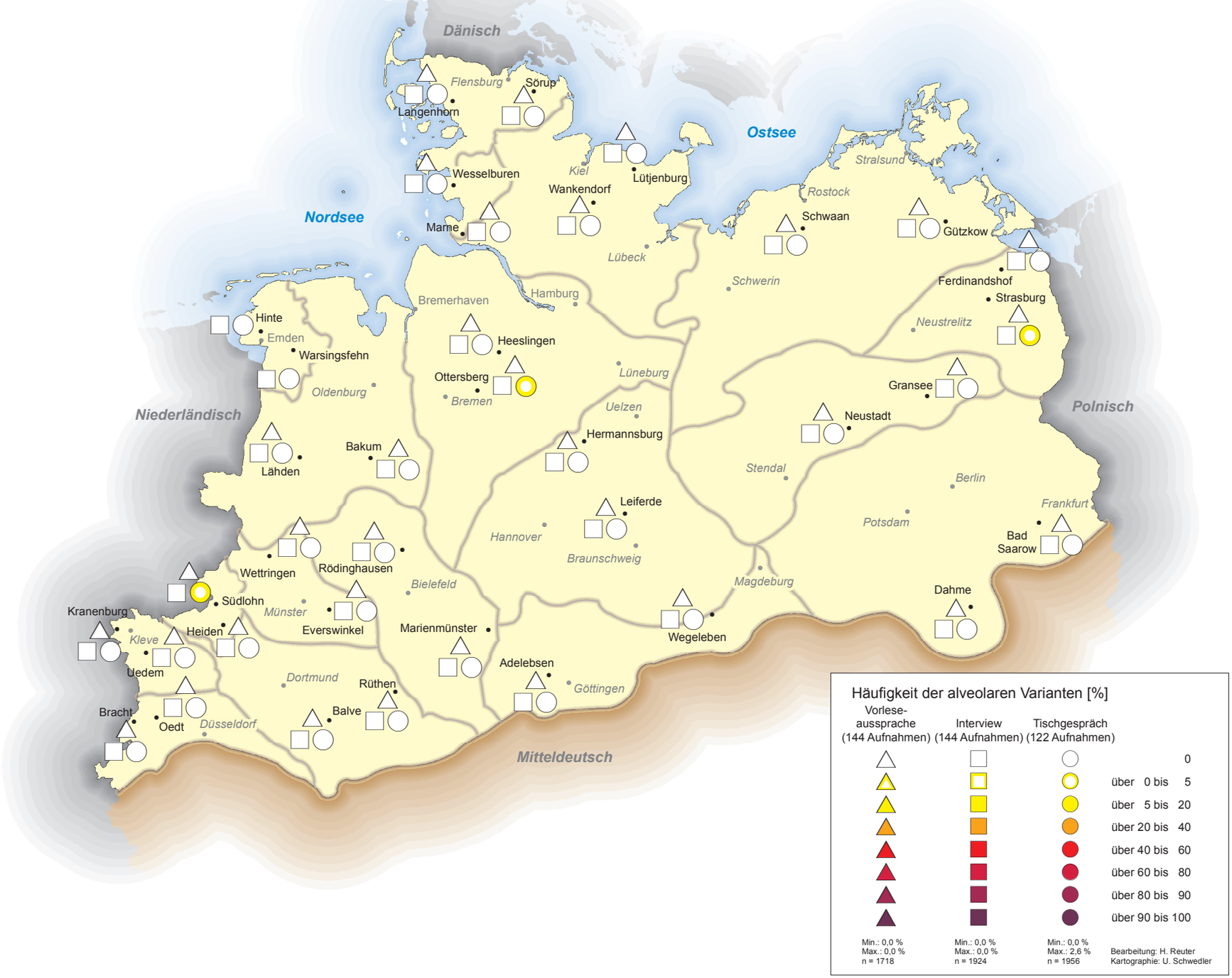
Areale Verbreitung Insgesamt weist das Korpus nur vier standarddivergente Belege auf, einen für <sp> (*Spiel*, Heeslingen) und drei für <st> (*erstattet*, Strasburg-Uckermark; *stellt*, Südlohn; *Stift*, Ottersberg). Areal sind diese Streubelege zudem über drei Regionen verteilt (Karte K14.1). Ein diachroner Vergleich mit dem Pfeffer-Korpus (Karte K14.2) zeigt hingegen, dass die alveolare Realisierung im Jahre 1961 in sieben der SiN-Regionen (fünf der 18 SiN-Regionen sind im Pfeffer-Korpus nicht vertreten) durchaus noch vorzufinden war. Für die insgesamt 1462 der Variablendefinition entsprechenden Belege aus 51 untersuchten Aufnahmen des Pfeffer-Korpus lässt sich ein Anteil von immerhin noch 20,5 % alveolaren Varianten ermitteln, wobei sich in den Regionen Nordhannover (v.a. in Hamburg), Nordostfalen (Braunschweig, Hannover und Umgebung) und Holstein (Itzehoe) Gewährspersonen finden, die das *s* vor *p*, *t* zu 100 % alveolar realisieren. Dagegen ist die Nonstandardvariante in der Region Mecklenburg-Vorpommern mit nur 6,3 % bei einer einzigen Gewährsperson wider Erwarten nur sehr schwach belegt. Aus dem Real-Time-Vergleich der Pfeffer-Daten mit den SiN-Daten kann auf einen drastischen Rück-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erhalt von alveolarem *s* vor *p, t*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K14

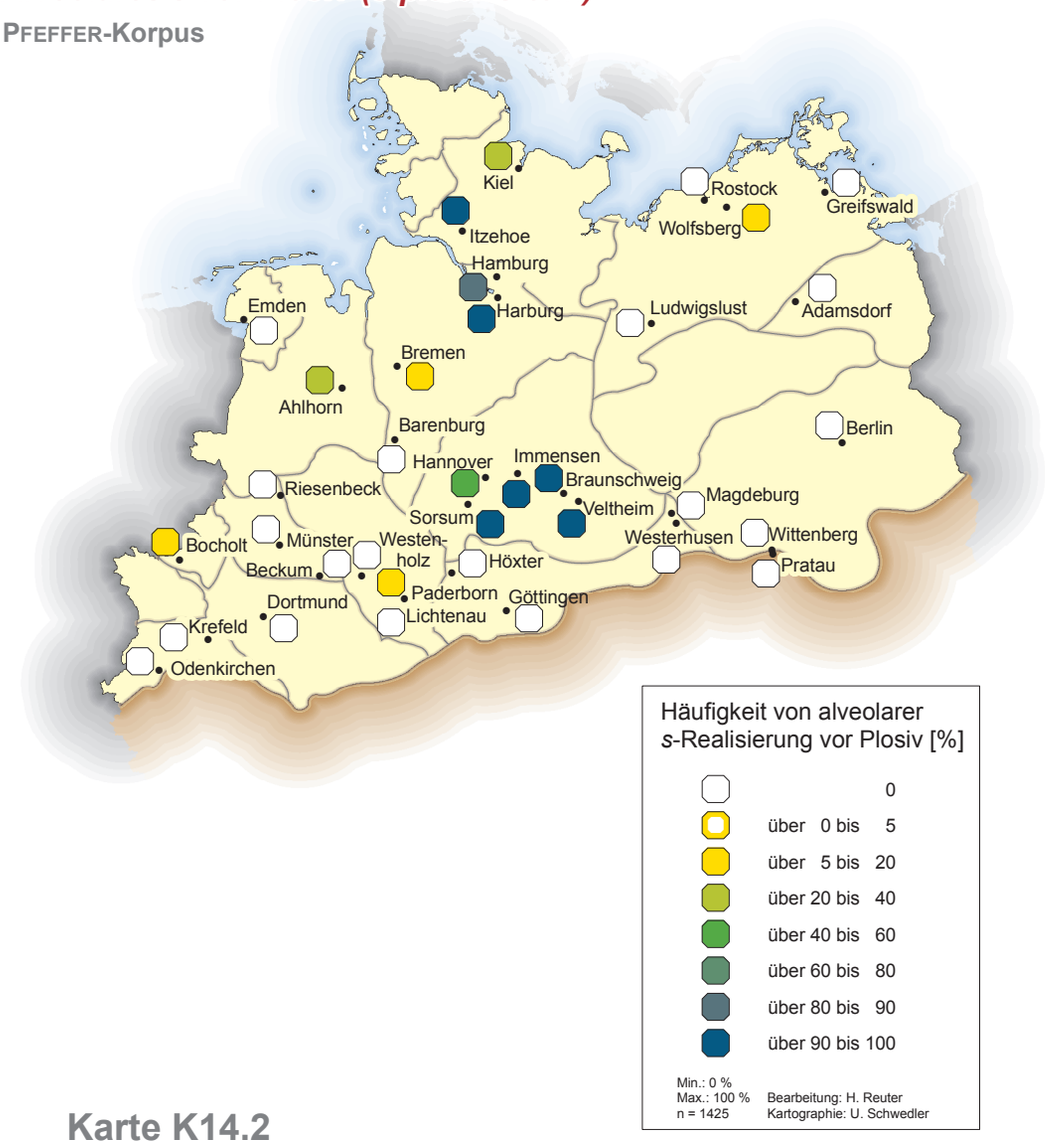


Karte K14.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Alveolares *s* vor Plosiv *(s-pitzer S-tein)*

PFEFFER-Korpus



Karte K14.2

gang des Merkmals geschlossen werden.

Für weitere Untersuchungen interessant ist, dass in den SiN-Interviews mehrfach auf das „*S-tolpern über den s-pitzen S-tein*“ als typisches Merkmal norddeutscher Sprecher referiert wird, was im Sinne von AUER (1998) darauf hindeutet, dass die alveolare *s*-Realisierung ihrem geringen tatsächlichen Gebrauch zum Trotz als norddeutsches „Stereotyp“ noch immer präsent ist.

Abschließende Interpretation Da die alveolare Realisierung des *s* vor *p*, *t* heute bei keiner Gewährsperson des SiN-Korpus mehr vorzufinden ist, kann die These der Forschungsliteratur bestätigt werden, dass es sich bei diesem Merkmal um ein eindeutiges Abbauphänomen handelt, das heute lediglich von sehr alten Sprechern verwendet wird.

HR

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Koronalisierung von palatalem *ch*

Belegzahl: 39357
T: 11474 B. aus 36 Orten (Ø 319 B.), 122 Gpn.
I: 23738 B. aus 36 Orten (Ø 659 B.), 144 Gpn.
V: 4145 B. aus 36 Orten (Ø 115 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Ostniederdeutscher Raum: Rosenberg (1986: 128f., 221) [Berlin], Schönfeld (2001: 72) [Berlin]. Westmitteldeutscher Raum: Jünger-Geier (1989: 97-100, 184) [Kelzenberg], Macha (1991: 149-155) [Raum Siegburg], Lausberg (1993: 148-156) [Erp], Kreymann (1994: 121-129) [Erp], Möller (2013: 95-97, 296-298) [Raum Bonn]. Ostmitteldeutscher Raum: Grosse (1955: 48-50), Spangenberg (1974, 1978: 18, 1994: 531, 1998: 129f.).
B. Karten: WDU (Bd. 4: Karte 62: *ich*, Karte 63: *sich*), ADA (Karten *König, wenig, zwanzig, Zeug*), WSU (Karte 93: *nicht*), AAS (Bd. 2: 247, Karte CH.1).

Forschungsstand Die Koronalisierung von stddt. [ç] gilt als charakteristisches Sprachmerkmal des westmitteldeutschen Raumes (Möller 2013: 95-97 und die o.a. Literatur), das auf das nördlich angrenzende, südniederrheinische Gebiet ausstrahlt (Elmentaler 2005: 400-404). Darüber hinaus ist es in den obersächsisch-thüringischen Regiolekten (Grosse 1955: 48-50, Spangenberg 1974, Spangenberg 1978: 18, Spangenberg 1994: 531) und in der berlinischen Stadtsprache (Rosenberg 1986: 128f., 221; Schönfeld 2001: 72) verbreitet. Anders als die meisten regiolektalen Merkmale geht die Koronalisierung nicht auf die Basisdialekte zurück, sondern hat sich offenbar erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt und ausgebreitet (Herrgen 1986). Über die heutige areale Verbreitung dieses Merkmals in den Gebieten nördlich der Benrather Linie ist wenig bekannt. Die ADA-Karten für das Suffix *-ig* (*König, wenig, zwanzig*) und das Lexem *Zeug* belegen Nennungen koronalisierter Formen (*Könisch, Zeusch*) nur für den mitteldeutschen Raum, nicht für den südlichen Niederrhein oder Brandenburg-Berlin. Auch die WDU-Karten für *ich* und *sich* (Bd. 4, Karten 62-63) zeigen keine Koronalisierungsbelege aus dem Gebiet nördlich der Benrather Linie. Im AAS sind die beiden relevanten Gebiete (südlicher Niederrhein, Brandenburg) nicht kartiert; Karte CH.1 (Bd. 2: 247) belegt koronalisierte Formen vor allem für den moselfränkischen Raum. Auf der Karte zur Aussprache von *nicht* (Karte 93) im WSU ist die Variante *nisch* nur im ostfälischen Oschersleben sowie in drei Orten des thüringisch-sächsischen Sprachgebietes (Neustadt/Orla, Glauchau, Johanngeorgenstadt) belegt. Die bisherigen Erkenntnisse zur Koronalisierung nördlich der Benrather Linie stützen sich somit bislang vorwiegend auf einzelne, teils unpublizierte Ortspunktstudien. Aufschlüsse über situative Steuerungsfaktoren, individuelle Differenzen und Sprachwandeltendenzen lassen sich aus den Arbeiten zu den gut erforschten ripuarischen Regiolekten gewinnen.

Im ripuarischen Regiolekt von Erftstadt-Erp (erhoben um 1972) ist die Koronalisierung hochfrequent und meist situationsunabhängig belegt (nach Lausberg 1993 und Kreymann 1994 mit Werten zwischen 80 und 100 %). Allerdings zeigen sich schon hier starke individuelle Unterschiede zwischen Sprechern, die das Merkmal in formeller wie informeller Situation obligatorisch verwenden, und einzelnen Personen, die situationsabhängig variieren (vgl. Lausberg 1993: 153, Gpn. 248; Kreymann 1994: 125, Gpn. 304 und 391). Hohe Frequenzen für die Koronalisierung weisen auch die von Jünger-Geier (1989) durchgeführten Aufnahmen aus dem Grenzgebiet zum südlichen Niederrhein auf (der Ort Kelzenberg liegt unmittelbar südlich der Benrather Linie), wobei auch hier eine Sprecherin situativ variiert (Gpn. F2: 49 % im Ge-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

spräch mit einer Freundin vs. 3 % im Gespräch mit einer Bibliothekarin, vgl. Jünger-Geier 1989: 116), während die meisten durchgehend koronalisieren. Deutlich geringere Anteile stellte demgegenüber Kreymann (1994) in seinen Interviews fest, die er zwei Jahrzehnte nach dem Erp-Projekt mit den Töchtern von fünf Sprechern der Erp-Erhebung führte; hier liegt der Durchschnittswert bei nur 30 %, da nur eine Sprecherin die koronalisierten Formen obligatorisch verwendet, während die Werte bei den übrigen zwischen 0 % und 37 % liegen (Kreymann 1994: 246). Auch bei den 38 ripuarischen Sprechern, die um 2001/2002 von Möller aufgenommen wurden (vgl. Möller 2013: 78), liegt die durchschnittliche Häufigkeit der Koronalisierung mit 56 % „niedriger als erwartet" (Möller 2013: 96). Die neueren Befunde deuten somit auf eine zunehmende Individualisierung des Gebrauchs dieser Variante hin, wie sie auch bei anderen Merkmalen festgestellt werden konnte (Elmentaler 2008: 82f.).

Auf dialektaler Ebene hat sich die rheinische Koronalisierung bis zur Uerdinger Linie, nur punktuell weiter nach Norden ausgebreitet (vgl. die Karten in Cornelissen 2000: 399 und Nagel 2013: 85). Dies scheint auch für die regiolektalen Sprachlagen zu gelten, mit ähnlich starker individueller Variation wie im ripuarischen Raum. So verwenden die vier Krefelder Gewährspersonen aus der unpublizierten Studie von Pistor (2005) koronalisierte Formen in informellem Gespräch zu 9 % bis 74 %, und die sieben von Ronge (2005) untersuchten Sprecherinnen aus Grefrath-Oedt zu 3 % bis 90 %. In den Regiolekten der nördlich der Uerdinger Linie gelegenen Orte Duisburg (Salewski 1998, Pistor 2005) und Oberhausen (Lucas 2004) tritt hingegen keine Koronalisierung auf.

Auch in dem zweiten norddeutschen Koronalisierungsgebiet, im brandenburgischen Raum, zeigen sich interindividuelle Differenzen. Schönfeld (2001: 72) stellt fest, dass die Koronalisierung „nicht bei allen Berlinern zur Sprachkompetenz" gehöre, dass sie aber von denjenigen, die sie verwendeten, nur schwer vermieden werden könne und daher situationsübergreifend auftrete. Dagegen findet Rosenberg (1986: 128) in seinem Korpus von Gesprächen unter Berliner Jugendlichen Anhaltspunkte für den Einfluss situativer Parameter auf die Gebrauchshäufigkeit koronalisierter Formen. Koronalisierung finde insbesondere dann statt, „wenn der Sprecher aus Erregung sämtliche Formalitätsansprüche fallen läßt und ‚Tacheles' redet". Über die areale Verbreitung des Merkmals im Brandenburger Raum liegen keine genauen Daten vor. Nach Schönfeld (2001: 72) ist das Merkmal „im Brandenburger Territorium auf Berlin und die nähere Umgebung beschränkt".

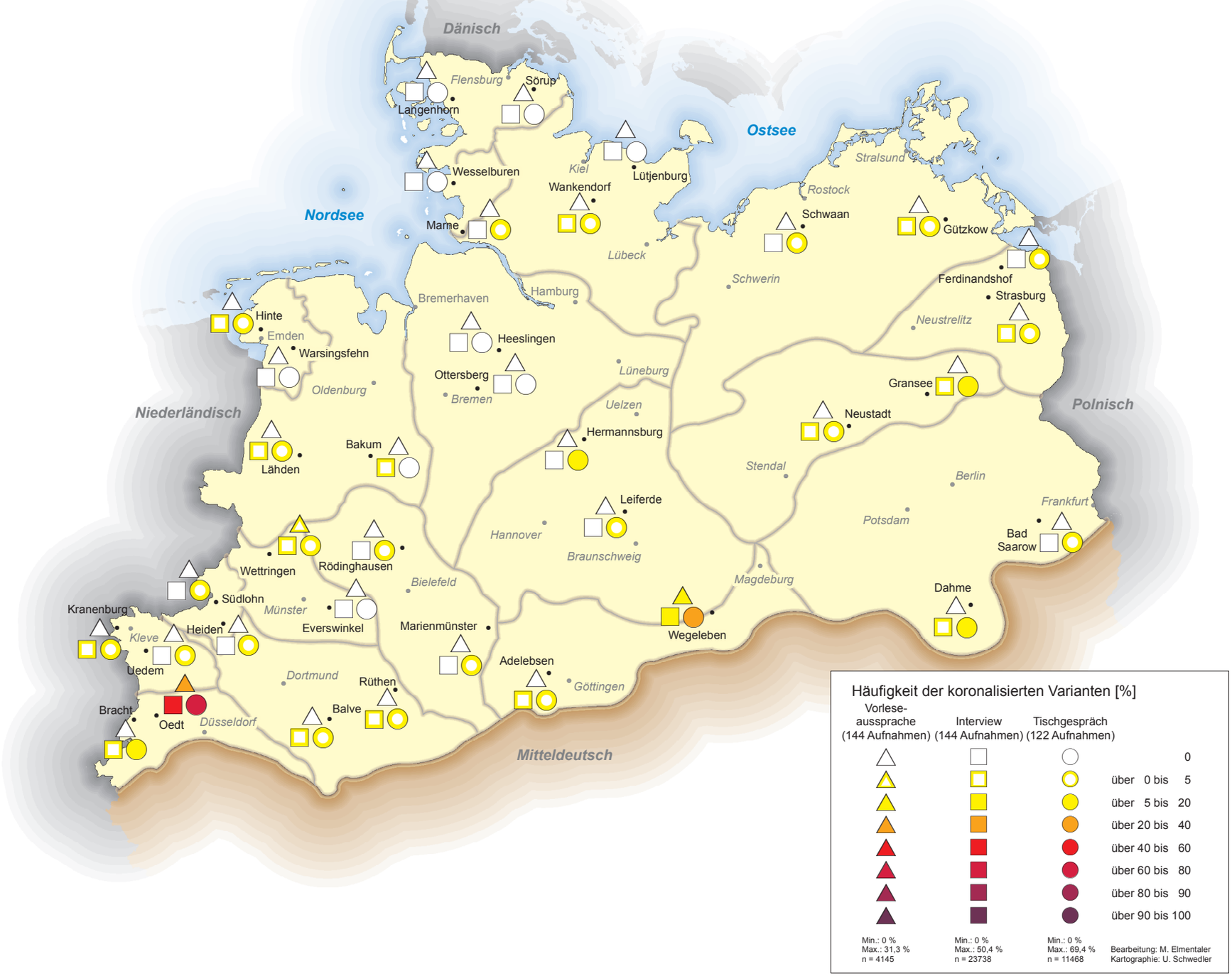
Variablendefinition Die vorverlagerten Realisierungen von stddt. [ç] umfassen phonetisch ein variatives Kontinuum, das von dem alveolopalatalen Frikativ [ɕ] bis zum alveolaren Frikativ [ʃ] reicht. In der dialektologischen Forschung, etwa bei Herrgen (1986: 10f.), Macha (1991: 150), Lausberg (1993: 149) und Lenz (2003: 166), bleiben diese allophonischen Differenzierungen meist unberücksichtigt, da sie keine phonologische Opposition konstituieren und die Allophone – in der Hörerwahrnehmung wie auch in der lautlichen Analyse – nicht eindeutig voneinander abgegrenzt werden können (für eine feinere Differenzierung vgl. Lameli 2004: 162-165). Da die allophonischen Varianten gleichermaßen als Regionalmarker wahrgenommen werden, die in einem klaren Kontrast zu der Standardvariante [ç] stehen, erscheint es gerechtfertigt, alle

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Koronalisierung von palatalem *ch*

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K15



Karte K15.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

vorverlagerten Realisierungen unter einer „Sammelkategorie“ (Macha 1991: 150) zusammenzufassen und pauschal mit dem Symbol [ʃ] zu bezeichnen. Ebenso bleibt bei der Analyse auch unberücksichtigt, dass es sich bei der Koronalisierung im berlinischen Raum um einen „anderen Laut“ handelt, „der eine stärkere Lippenrundung aufweist und weiter vorn liegt“ (Rosenberg 1986: 128) als die koronalisierten Varianten im Westmitteldeutschen. In den Tischgesprächen und Interviews wurden Belege mit <ch> im Inlaut und (freien oder gedeckten) Auslaut in der Stellung nach palatalem Vokal (*sprechen, ich, leicht*), Liquid (*welch, Furcht*) und <n> (*manch, manchmal*) erfasst. Ausgeschlossen wurde das hochfrequente Lexem *nicht*. Darüber hinaus wurden Wörter mit auslautendem <ch> und <cht> ausgeklammert, denen ein Wort mit anlautendem <sch>, <sp>, <st>, <g> und <j> folgte, um eine mögliche Beeinflussung der Lautqualität durch Assimilation an einen nachfolgenden Frikativ auszuschließen (*sich_schämen* [zɪˈʃɛːmən], *endlich_gut* [ˈɛntlɪçuːt] mit Frikativ für anlautendes *g*). Aus Gründen der Arbeitsökonomie wurde darauf verzichtet, bei den Wörtern mit anlautendem *g* die Fälle mit Plosivrealisierung herauszusuchen, die man hätte auswerten können (z.B. *endlich_gut* [ˈɛntlɪç guːt]), was jedoch wegen der hohen Belegdichte der Variable unproblematisch ist. Auch die Belege mit auslautendem *-ig* (*günstig, lustig*) oder sonstige Belege mit potenziell spirantischer *g*-Realisierung ([liːçt] bzw. [liːʃt] ‚liegt‘) blieben ausgeklammert. Unberücksichtigt blieben schließlich auch Lehnwörter, die eine abweichende Aussprache der Graphie <ch> aufweisen (*Couch, Crème fraiche*), sowie Namen (*Dietrich, Alverskirchen*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *berichtet, Datenabgleich, eingerichtete, Flüchtling, Flüchtlingsorganisationen, freundlichen, gleichzeitig, kirchlichen, lediglich, Meldepflicht* (2x), *Möglichkeit, Pflicht, richtig, Schulpflicht, sechzehn, sich* (8x), *spricht, unterrichtet, ursächlich, vermeintlich, weichere*

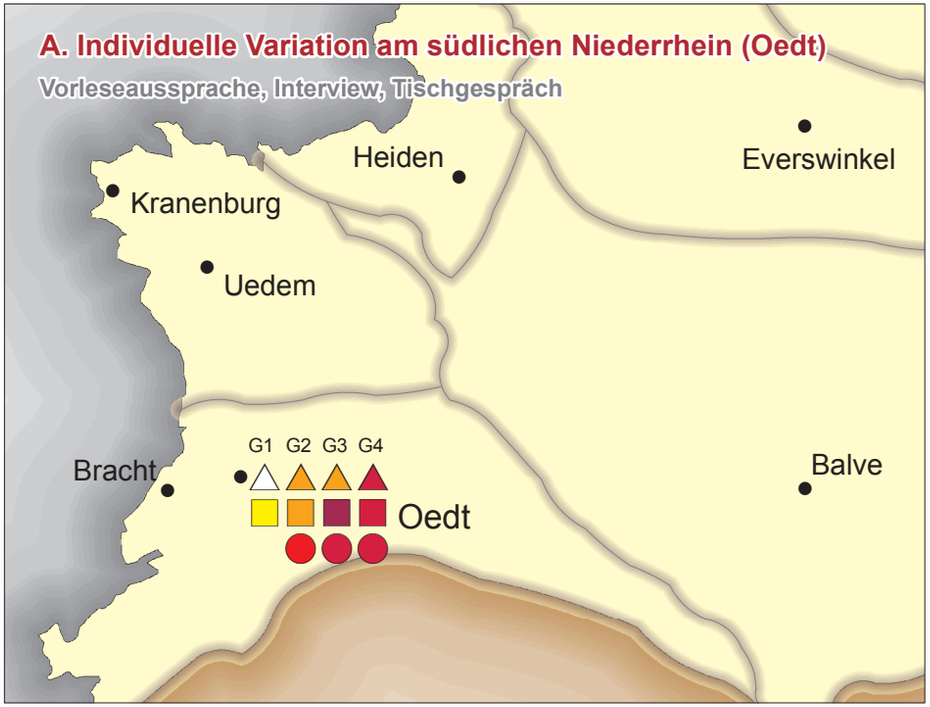
Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *durch, echt, ehrlich, Elche, Fenchel, Gespräch, gleich, ich, Kirchgänger, manche, mich, möchte, Pflicht, Rechnung, recht, richtig, sich, schnarchen, solche, Spätschicht, spricht, streichen, unheimlich, vielleicht, Waschküche, welche*

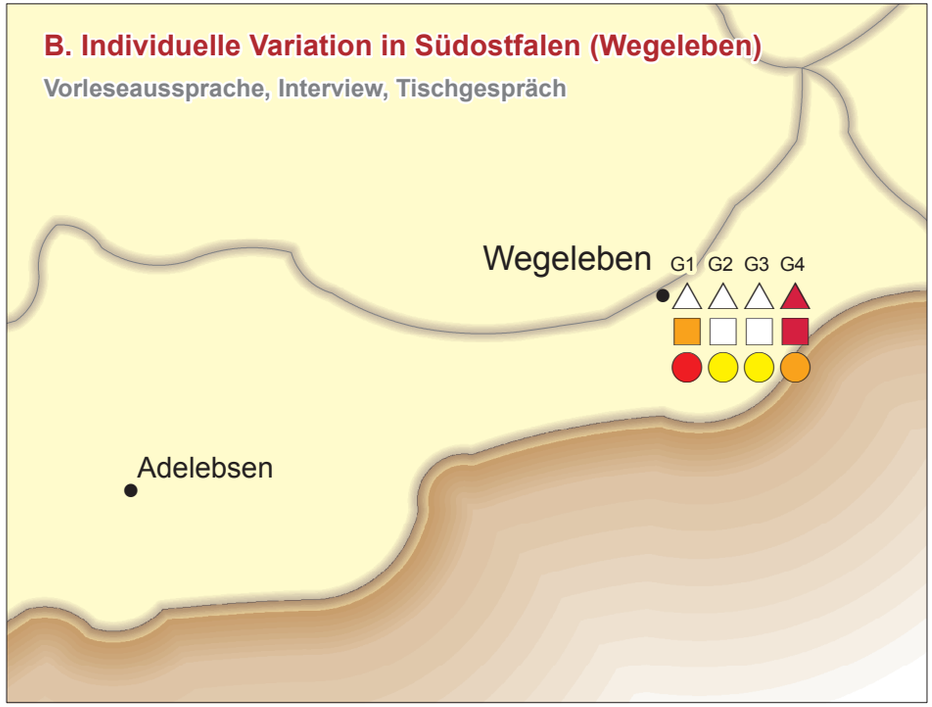
Areale Verbreitung Die Koronalisierung von *ch* ist in den Tischgesprächen nur an vier Orten des Untersuchungsgebietes mit Anteilen von mehr als 10 % belegt: im südniederrheinischen Oedt (69,4 %), im südostfälischen Wegeleben (24,3 %) und im nordbrandenburgischen Gransee (12,4 %) (Karte K15.1). Koronalisierung findet sich demnach in den beiden Regionen, für die auch die Forschung entsprechende Tendenzen beschreibt (südlicher Niederrhein und nördliches Brandenburg), aber darüber hinaus auch im südlichen Ostfalen, das dialektgeografisch an das thüringisch-sächsische Koronalisierungsgebiet anschließt. Bei den Koronalisierungsbelegen aus Wegeleben könnte es sich um den Ausläufer einer im Thüringischen von Ost nach West verlaufenden Expansionsbewegung handeln, die Spangenberg (1978: 18) in den 1970er Jahren konstatiert, wenn er von einem „nahezu obligatorische[n] Gebrauch“ der Koronalisierung „am thüringischen Ostrand“, einem „fakultativen Vorkommen im Saale-Gebiet“ und einem „erst okkasionellen westl. der Saale“ spricht. Nach der Karte in Spangenberg (1974: 177) ist die Koronalisierung im nordwestthüringischen Eichsfeld (Heiligenstadt) häufig und im nordostthüringischen Gebiet um Halle und Merseburg selten (bei Jüngeren) belegt (vgl. auch Spangenberg 1998: 129f.); von hier aus wäre eine Ausdehnung auf den nördlich angrenzenden, südostfälischen Raum denkbar.

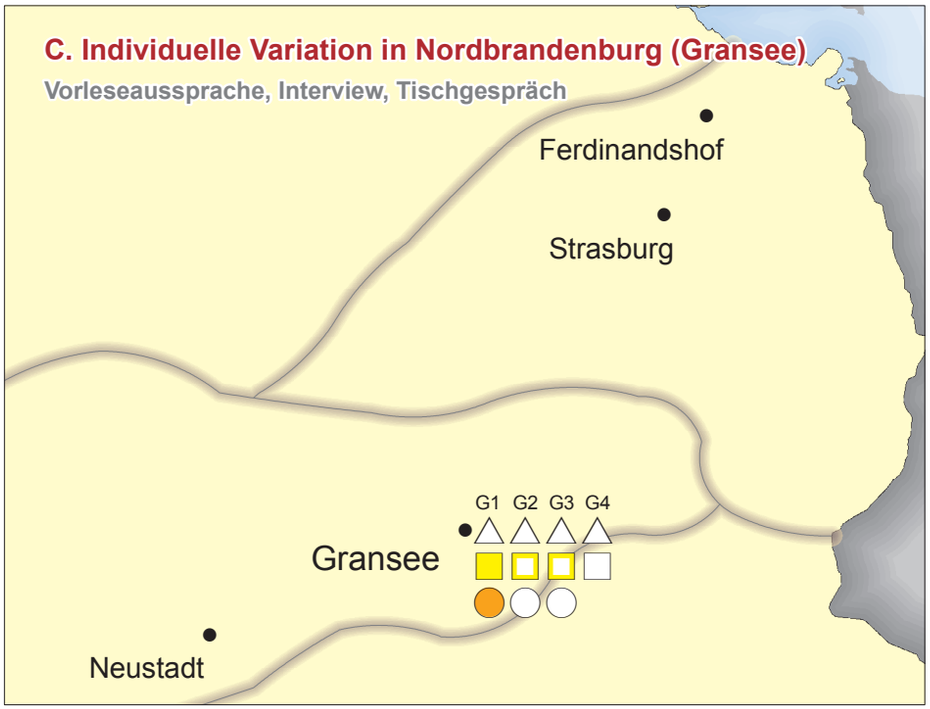
Die Koronalisierungswerte liegen insgesamt deutlich geringer, als man

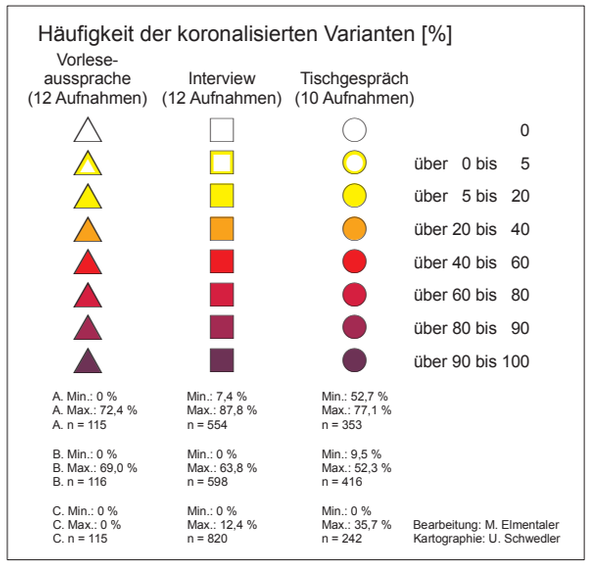
https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Koronalisierung von palatalem *ch*: individuelle Variation









Karte K15.2 A-C

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

es hätte erwarten können. Zum einen weist jeweils nur einer der Orte aus den entsprechenden Regionen häufiger Koronalisierungen auf, während in dem anderen – wie auch im restlichen Untersuchungsgebiet – nur Streubelege auftreten (in Neustadt/Nordbrandenburg: 0,9 %, in Adelebsen/Südostfalen: 2,7 %), die als realisationsphonetisch bedingte Formen gelten können und keinen Aussagewert in Hinblick auf eine regionale Norm besitzen. Allenfalls die 9,2 % Koronalisierungsbelege in den Tischgesprächen aus Bracht können als ein Hinweis auf die im Übergangsgebiet zum Ripuarischen erwartbare Koronalisierungstendenz gedeutet werden, wobei dieser Wert gegenüber dem für Oedt jedoch deutlich abfällt. Die Koronalisierung ist für die vier betreffenden Gebiete somit keinesfalls als fester Bestandteil des regionalen Usus anzusehen.

Situative Verteilung, individuelle Differenzen und Spannweite

Die situative Verteilung koronalisierter Varianten lässt sich nur für die drei Orte sinnvoll untersuchen, in denen der Anteil in den Tischgesprächen mindestens 10 % beträgt (in allen anderen 33 Orten liegt der Anteil unter 10 %, davon in 29 Orten sogar unter 5 %). In Oedt, Wegeleben und Gransee sind jeweils starke intersituative Differenzen im Gebrauch der Koronalisierung festzustellen. Der Anteil koronalisierter Varianten liegt in den Interviews um etwa 5-19 Prozentpunkte niedriger als in den Tischgesprächen; in der Vorleseaussprache sind für Gransee keine Koronalisierungen belegt (dagegen T: 12,4 % – I: 3,3 %), für Oedt und Wegeleben wiederum geringere Werte als in den Interviews (Oedt: T: 69,4 % – I: 50,4 % – V: 31,3 %; Wegeleben: T: 24,3 % – I: 19,1 % – V: 17,2 %). Diese Gewährspersonen sind somit in der Lage, das Merkmal zu kontrollieren und situationsspezifisch einzusetzen. Hierbei zeigen sich im Gebrauch der Koronalisierung deutliche individuelle Unterschiede. In Oedt (Karte K15.2 A) verwendet eine Sprecherin (hier als G4 bezeichnet) die koronalisierten Formen in allen drei Situationen hochfrequent (T: 77,1 % – I: 75,4 % – V: 72,4 %). Die Sprecherin G3 gebraucht das Merkmal in den freien Gesprächen ebenfalls sehr häufig (T: 76,8 % – I: 87,8 %), während sie es beim Vorlesen stark kontrolliert (28,6 %). Sprecherin G2 koronalisiert vor allem im Tischgespräch (52,7 %), während sie in den beiden anderen Kontexten die Standardvariante präferiert (I: 29,8 % – V: 24,12 %). Sprecherin G1 schließlich koronalisiert im Interview selten (7,4 %), beim Vorlesen nie, wobei es sich hierbei bemerkenswerterweise um die einzige Gewährsperson aus Oedt handelt, die im Tischgespräch fast ausschließlich den lokalen niederrheinischen Dialekt spricht (wegen der geringen hochdeutschen Gesprächsanteile konnte für den Regiolekt im Tischgespräch kein Wert berechnet werden).

Ähnliche Verteilungsmuster lassen sich in den beiden anderen Untersuchungsorten erkennen. In Wegeleben (Karte K15.2 B) gebrauchen die Sprecherinnen G2 und G3 die Koronalisierung nur im Tischgespräch (mit eher geringen Anteilen von 9,5 % bzw. 15,4 %), während Sprecherin G4 in allen drei Situationen koronalisiert; im Interview und beim Vorlesen stark (I: 63,8 % – V: 69,0 %) und im Tischgespräch etwas schwächer (31,3 %). Dazwischen liegt Sprecherin G1, deren Sprechweise eine typische situative Abstufung entsprechend dem Formalitätsgrad der Situation zeigt (T: 52,3 % – I: 31,0 % – V: 0 %). In Gransee (Karte K15.2 C) schließlich treten koronalisierte Varianten fast nur bei Sprecherin G1 auf, die wiederum deutlich stärker im informellen Tischgespräch koronalisiert (35,7 %) als im Interview (12,4 %)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und in der Vorleseaussprache ausschließlich die Standardvariante gebraucht. Bei den übrigen drei Gewährspersonen tritt die Koronalisierung nicht oder nur in Streubelegen auf (G2: 0,5 %, G3: 1,9 % im Interview). Die individuellen Unterschiede in Oedt, Wegeleben und Gransee kommen auch in den großen Spannweiten zum Ausdruck (Abb. K15.1).

Am Beispiel des Gebrauchs der Koronalisierung in den drei betrachteten Orten zeigt sich das für spätere Phasen der Regiolektentwicklung typische Bild eines individualisierten Sprachgebrauchs, wie er auch in den Studien von MACHA (1991) und LENZ (2003) herausgearbeitet worden ist. Nebeneinander finden wir den Typus der Regiolektsprecherin, die ihren ihren Sprechusus über alle Situationen bewahrt, den Typus der situationsbezogenen Code-Shifterin und den Typus der Code-Switcherin, die im Tischgespräch auf den Basisdialekt zurückgreift und in den formelleren Kontexten in eine standardnahe Sprachlage wechselt.

Phonetischer Kontext Am Teilkorpus der Tischgespräche wurde die Abhängigkeit des Gebrauchs der koronalisierten Variante von der Qualität des vorangehenden und nachfolgenden Vokals untersucht. Die Differenzen in der Auftretenshäufigkeit sind insgesamt gering. Hinsichtlich des linken Kontexts lässt sich lediglich eine Tendenz zum häufigeren Gebrauch koronalisierter Varianten nach *n* (*manche, manchmal*) erkennen (Abb. K15.2).

Die Möglichkeit einer präferierten Verwendung der koronalisierten Formen in Abhängigkeit vom rechten Kontext wurde anhand des Lexems *ich* überprüft. Hinsichtlich der rechten Kontexte Vokal (z.B. *ich_aber*), Plosiv/Affrikate (*ich_plötzlich*), Frikativ (*ich_viel*), Liquid (*ich_leider*) und Nasal (*ich_nicht*) lassen sich keine auffälligen Unterschiede im Anteil der Koronalisierungen erkennen (Abb. K15.3).

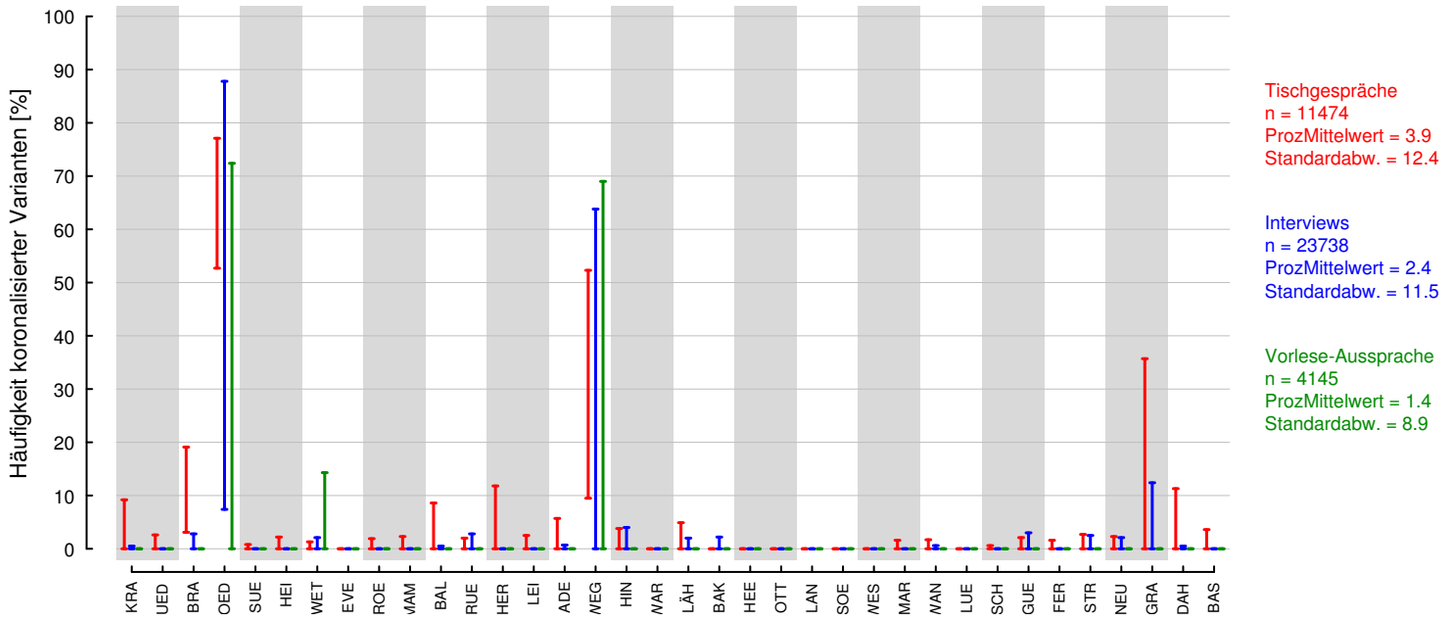


Abb. K15.1. Individuelle Spannweiten im Gebrauch koronalisierter Varianten für palatales *ch* [%]

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

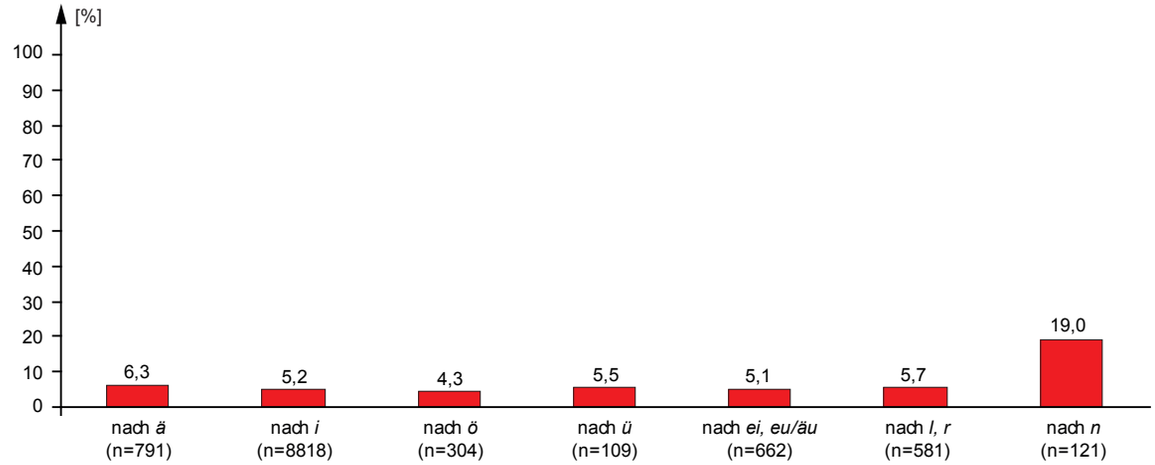


Abb. K15.2. Verwendung von koronalisiertem [ʃ] statt [ç] in Abhängigkeit von der Qualität des vorangehenden Lautes (Tischgespräche)

Salienz, Situativität und Normativität Die Wahrnehmung der Koronalisierung wurde im Salienztest für die beiden niederrheinischen Regionen anhand des Satzes Nr. 16 „Die Katastrophe hätte man *sischer* verhindern können“ überprüft. Von den 16 getesteten Gewährspersonen haben alle die koronalisierte Variante als Abweichung erkannt. Es handelt sich somit innerhalb dieser Regionen um ein Merkmal mit hoher Salienz. Von den Gewährspersonen, die das Merkmal erkannt hatten, gaben im Situativitätstest elf (68,8 %) an, die koronalisierte Variante in keiner Situation zu verwenden. Das Merkmal wird also von den meisten Befragten eher abgelehnt oder informellen Gebrauchskontexten zugeordnet. Drei Frauen (18,8 %) hielten die Koronalisierung in *sischer* nur innerhalb der Familie für angemessen, und nur zwei gaben an, sie in allen Situationen zu gebrauchen. Diese Selbsteinschätzungen korrelieren in hohem Maße mit dem Befund aus den Tischgesprächen. Die beiden Gewährspersonen, die die Koronalisierung in allen Situationen für angemessen halten, weisen im Tischgespräch die höchsten Koronalisierungswerte auf (76,8 % bzw. 77,1 %). Auch die drei Frauen, die die Koronalisierung in der Familie akzeptieren, verwenden das Merkmal selbst im Tischgespräch, wenn auch mit geringerer Frequenz (9,2 %, 8,3 %, 52,7 %). Von den Gewährspersonen hingegen, die angegeben haben, koronalisierte Varianten niemals zu verwenden, hat nur eine einen etwas höheren Koronalisierungswert im Tischgespräch (GP3 in Bracht: 19,1 %), während sich für die übrigen acht Probandinnen, von denen hochdeutsche Tischgespräche vorliegen, nur Streubelege bis zu 5 % nachweisen lassen. Mit den Ergebnissen des Salienztests stimmen die Ergebnisse des Normativitätstests zusammen, in dem das

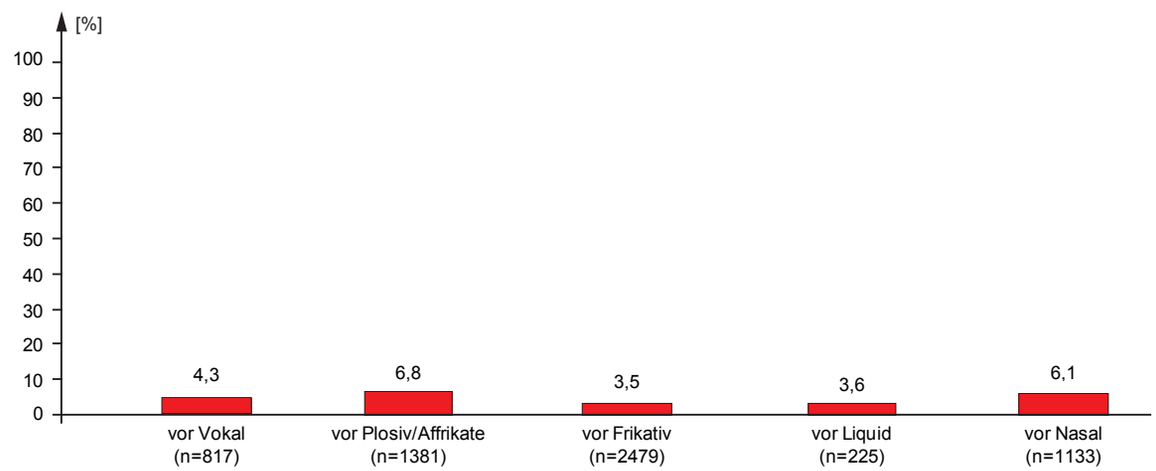


Abb. K15.3. Verwendung von koronalisiertem [ʃ] statt [ç] in Abhängigkeit von der Qualität des nachfolgenden Lautes am Beispiel des Lexems *ich* (Tischgespräche)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

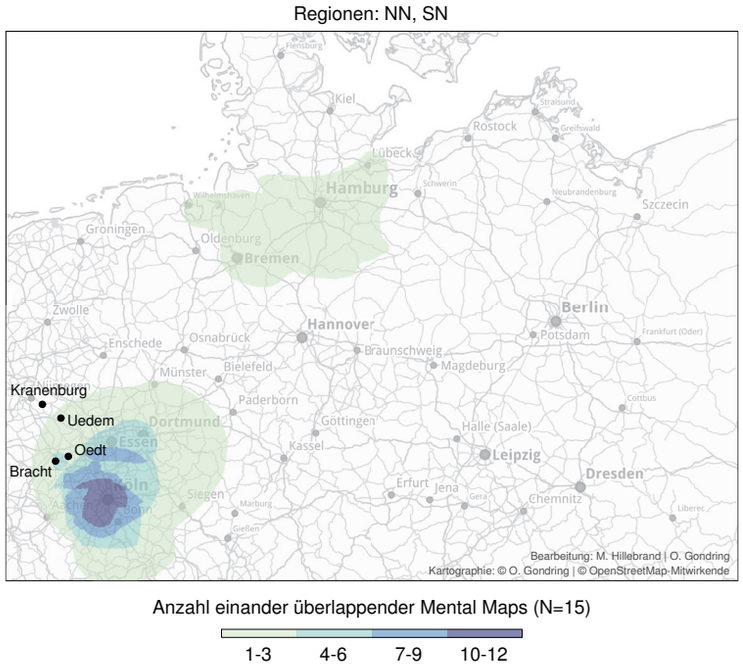
Merkmal anhand des Satzes Nr. 16 „Warum sind wir uns da denn so *sischer*?“ abgeprüft wurde. Zwölf Frauen (75 %) gaben an, sie würden ihr Kind korrigieren, wenn es in einer Vereinsrede die koronalisierte Variante verwendete, nur vier Frauen erklärten, dass sie auf eine Korrektur verzichten würden. Hierbei handelt es sich wiederum in drei Fällen um Gewährspersonen, die im Tischgespräch selbst koronalisieren.

Mental Maps Die Koronalisierung wurde im Arealitätstest anhand von Satz Nr. 7 „Die Katastrophe hätte man *sischer* verhindern können“ abgetestet (Karte K15.3). Die Probandinnen aus den beiden niederrheinischen Regionen verorten das Merkmal überwiegend im ripuarischen Raum mit dem Zentrum Köln, wobei nur wenige ihren eigenen Untersuchungsort in die Peripherie des Koronalisierungsgebietes setzen.

Abschließende Interpretation Im norddeutschen Raum tritt die Koronalisierung am südlichen Niederrhein (an das ripuarische Koronalisierungsgebiet anschließend), im südostfälischen Raum (an das thüringisch-sächsische Koronalisierungsgebiet anschließend) sowie im nördlichen Brandenburg in Erscheinung. Hierbei handelt es sich in keinem Untersuchungsort um ein obligatorisches Regiolektmerkmal; vielmehr gibt es starke interindividuelle und intersituative Unterschiede in der Auftretensfrequenz. Bei der hier berücksichtigten mittleren Generation lässt sich bereits eine starke Individualisierung im Gebrauch koronalisierter Formen feststellen, worin sich eine Parallele zu jüngeren Entwicklungen im ripuarischen Koronalisierungsgebiet zeigt. Die Koronalisierung ist als ein Merkmal einzustufen, das aufgrund seiner hohen Salienz von den meisten Sprecherinnen entweder bewusst vermieden oder in Korrelation mit dem Formalitätsgrad der Situation kommunikativ funktionalisiert werden kann.

ME

sischer



Karte K15.3

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Assimilation von *nd* im Inlaut

Belegzahl: 8030
T: 1768 B. aus 36 Orten (Ø 49 B.), 122 Gpn.
I: 4078 B. aus 36 Orten (Ø 113 B.), 144 Gpn.
V: 2184 B. aus 36 Orten (Ø 61 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Martens/Martens (1988: 130f.), Mihm (2000: 2115f.). Nordniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 385) [Hamburg]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 349) [Greifswald], Gernentz (1974: 224) [Norden der DDR], Schönfeld (1989: 94, 129) [Rostock, Magdeburg, Berlin]. B. Karten: -

Forschungsstand In der Fachliteratur wird die Assimilation von inlautendem *nd* in erster Linie für die Regiolekte des nord- und ostniederdeutschen sowie ostfälischen Raumes beschrieben. Dahl (1974: 349) stellt für die mecklenburgischen Regiolekte eine Tendenz zur Assimilation fest, die sich analog auch im Niederdeutschen feststellen lasse (*anners, hunnert*). Ebenso konstatieren dies Schönfeld (1989: 129) für den ostfälisch-brandenburgischen Raum, Scheel (1963: 385) für das Hamburger Missingsch und Martens/Martens (1988: 130f.) für die nordniederdeutsch geprägten Regiolekte (ebenso im Überblick Mihm 2000: 2115f.). Dagegen finden sich zu den Regiolekten der westlicheren Regionen keine Hinweise auf eine Assimilationstendenz.

Eine Tendenz zur Assimilation wird in den entsprechenden Arbeiten auch für inlautendes *-ld-* angenommen (*Bilder* > *Biller, Felder* > *Feller, golden* > *gollen*). Aufgrund des geringen Vorkommens von Belegen mit inlautendem *ld* in den Aufnahmen des SiN-Projekts (T: 212 B., I: 193 B.) können hier jedoch keine gesicherten Aussagen über areale Verteilungsmuster getroffen werden. Darüber hinaus sind im Wenkerkorpus keine Wörter mit inlautendem *ld* enthalten, so dass ein systematischer Abgleich mit den Basisdialekten nicht möglich ist.

Variablendefinition In den Tischgesprächen und Interviews wurden Belege mit <nd> im Inlaut (intervokalisch) erfasst. Ausgeschlossen wurde <nd> in der Stellung vor auslautendem *-en* (*finden, Händen*), da in diesem Kontext wegen des häufig eintretenden Schwa-Ausfalls und der damit einhergehenden (velaren) Ersatzartikulation des Plosivs (vgl. Duden-Grammatik 2009: 58f.) eine saubere Differenzierung gegenüber der Form mit Plosivausfall ohrenphonetisch nicht möglich ist. Ebenfalls unberücksichtigt blieben Fälle, in denen <nd> im Morphemauslaut steht (*Kindheit*) oder durch eine Morphemgrenze unterbrochen wird (*nebendran*) sowie Anglizismen (*Handicap*), Namen (*London, Lindemann*) und alle Belege, die in einem niederdeutschen Satzkontext stehen (*mutt de so ene Sonderanfertigung hebben*).

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *anderthalb, angekündigt, Gründe, handele, Kinder/Kindern* (6x), *Landesregierung, Wanderer* (4x), *Zuwandererfragen*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *anders, Änderung, besonders, Ende, Entzündung, findet, Freunde, Hände, hundert, Kinder, Runde, Schande, Sender, Stunde, verbinden, wundern*

Areale Verbreitung In den Tischgesprächen und Interviews sind Formen mit Assimilation von *nd* im gesamten Untersuchungsgebiet nachgewiesen (T: 254 von 1768 B. = 14,4 % – I: 820 von 4078 B. = 20,1 %) (Karte K16.1). Dies dürfte darauf zurückzuführen sein, dass die *nd*-Assimilation als allegrosprachliches Phänomen bei spontanem Sprechen überregional auftreten kann (Kohler 1995: 210f.). Auffällig ist jedoch eine starke Konzentration der assimilierten Varianten auf die nördlichen und östlichen Regionen. In den 20 Untersuchungsorten östlich der Weser liegen die Anteile der assimi-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lierten Formen in den Tischgesprächen überwiegend zwischen 10 und 30 %, in vier Orten sogar deutlich darüber (Langenhorn: 61,3 %, Sörup: 42,9 %, Wesselburen: 25,8 %, Gransee: 50,0 %); geringere Werte finden sich hier lediglich in Strasburg (9,8 %), Lütjenburg (8,5 %), Dahme (3,9 %) und Hermannsburg (0 %, allerdings bei nur 5 Belegen). Dagegen liegen die Werte für assimiliertes *nd* in den 16 Orten westlich der Weser in neun Fällen unter 10 % und nur in drei Orten über 15 % (Balve: 15,8 %, Kranenburg: 16,7 %, Lähden: 18,4 %). Im Durchschnitt liegt der Assimilierungsanteil in den östlichen Untersuchungsorten bei 18,4 % (173 von 940 B.), während er im Westen nur 9,8 % beträgt (81 von 828 B.). Zu ähnlichen Resultaten führt der Ost-West-Vergleich auch für die Interviews und die Vorleseaussprache, auch hier ist der Anteil der assimilierten Formen in den Orten östlich der Weser fast doppelt so hoch wie im Westen (I: Ost 25,5 % – West 13,8 %, V: Ost 10,5 % – West 5,8 %). Dieses areale Verteilungsmuster belegt, dass der Gebrauch der Assimilationsvarianten nicht allein vom Faktor Sprechtempo, sondern auch von regionalen Konventionen abhängig ist.

Einfluss der Basisdialekte Die areale Verteilung der assimilierten Varianten in den Tischgesprächen und Interviews korrespondiert nur partiell mit der für die niederdeutschen Basisdialekte festgestellten Verteilung, die auf der Basis der Wenkererhebungen ermittelt werden kann. Auf dialektaler Ebene lassen sich dort nicht nur im Norden und Nordosten, sondern auch im emsländisch-oldenburgischen Raum sowie in den westfälisch-münsterländischen Regionen hohe Anteile für die assimilierten Varianten feststellen. Die dialektalen Assimilierungstendenzen haben sich in diesen Regionen, anders als etwa in Schleswig, Dithmarschen oder Mecklenburg, offenbar nicht als Merkmale der hochdeutsch basierten Regiolekte stabilisiert.

Im Vergleich mit den Basisdialekten ist zudem eine Reduktion des Variantenrepertoires festzustellen. Basisdialektale Varianten wie das am südlichen Niederrhein dominierende [ŋ] (*Kenger* ‚Kinder', *angere* ‚andere'), die in zwei Wenkerbögen belegte Form *anster* ‚anders' (Bremerberg und Kollerbeck bei Marienmünster/Ostwestfalen) und die im nordhannoverschen Heeslingen von einer Gewährsperson verwendete Variante *auern* ‚anderen' bzw. *auers* ‚anders' sind in den hochdeutsch basierten Sprechlagen nicht nachweisbar.

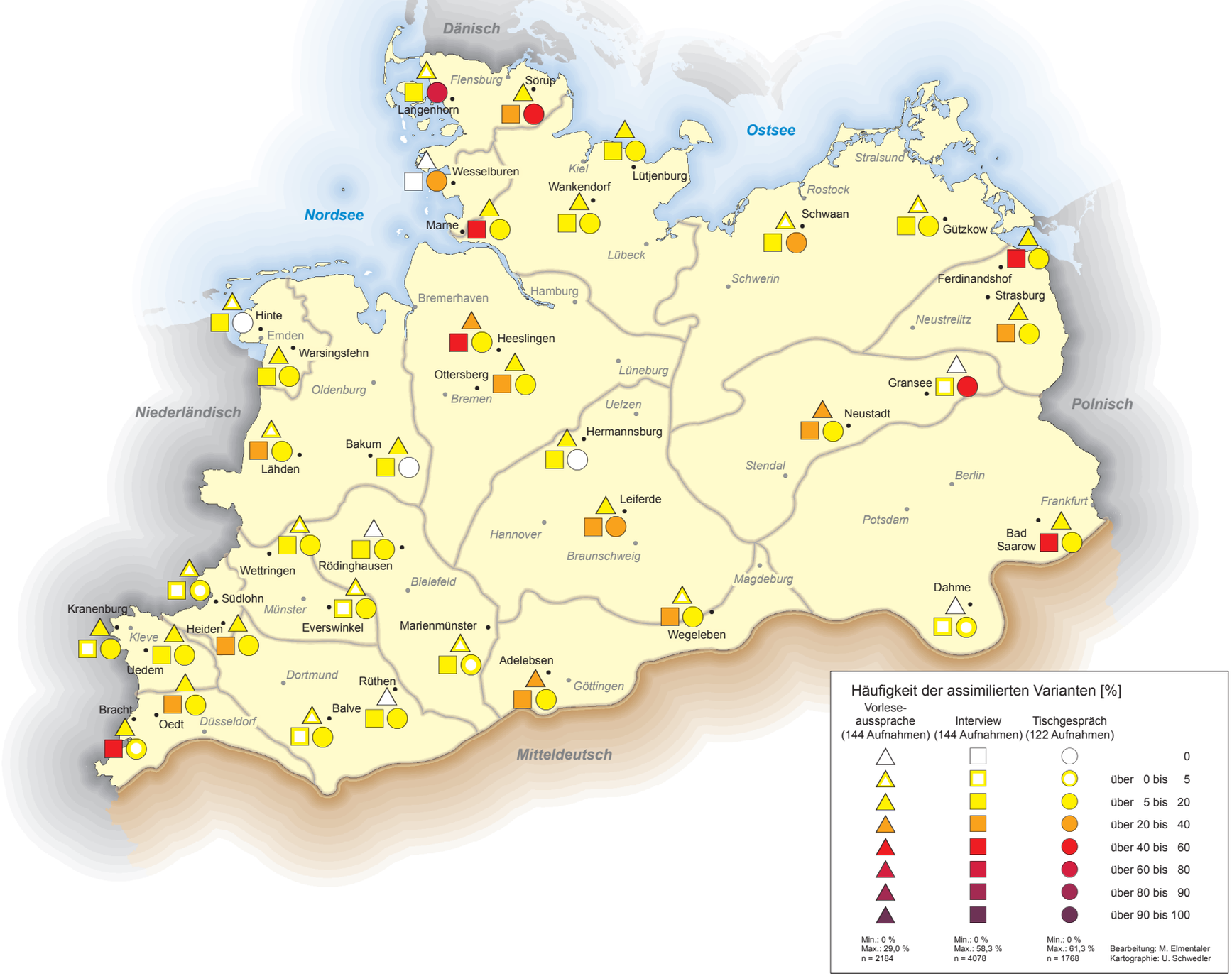
Situative Verteilung und Spannweite Für die Interviews wurde im Durchschnitt ein etwas höherer Anteil an assimilierten Varianten nachgewiesen (20,1 %) als für die Tischgespräche (14,4 %). Das Merkmal bleibt also in formellerer Situation auf geringerem Frequenzniveau stabil, was für seinen Charakter als schwer kontrollierbares Allegrophänomen spricht. Darauf deutet auch die Tatsache hin, dass der Anteil der assimilierten Varianten selbst in der Vorlesesituation nicht vollständig zurückgeht (durchschnittlich 8,4 %). Zugleich ist über alle Situationen hinweg eine stärkere Affinität zu assimilierten Formen in den Regionen östlich der Weser zu konstatieren (s.o.).

Die Standardabweichung ist mit 16,6 (T), 20,1 (I) und 11,3 (V) bei Prozentmittelwerten von 14,3 (T), 20,1 (I) und 8,6 (V) relativ gering, d.h. es lassen sich keine extremen individuellen Schwankungen konstatieren. Nur bei 17 Gewährspersonen aus 13 Orten lassen sich im Interview oder Tischgespräch Werte von 50 % oder mehr nachweisen; bei den übrigen 127 Probandinnen bewegen sich die Assimilationswerte zwischen 0 und 50 %.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Assimilation von *nd* im Inlaut

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch



Karte K16.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Phonetischer Kontext Am Teilkorpus der Tischgespräche wurde die Abhängigkeit des Gebrauchs der assimilierten Variante von der Qualität des vorangehenden und nachfolgenden Vokals untersucht. Die Assimilation tritt nach allen Vokalen auf, allerdings in der Umgebung nach hinteren Vokalen (17-19 %, z.B. *Hannel, sonnern, hunnert)* mit stärkerer Tendenz als nach vorderen Vokalen (6,5-13 %, z.B. *verännern, Kinner, Künnigung*) und nur in einem einzigen Fall im Kontext nach Diphthong (*Freunnin*) (Abb. K16.2).

Darüber hinaus besteht eine Tendenz zur Präferenz der assimilierten Variante in der Umgebung vor Tief-Schwa (17,9 %, z.B. *hunnert, wunnerbar, sonnern, Kinner*), während sie vor Schwa [ə] nur zu 8,1 % (*Wochenenne, finne, minnestens*), vor [i] zu 5,6 % (*Hünnin, Künnigung*) und vor [u, o, a] niemals vorkommt (**Verbinnung, *Sennung, *Propaganna*) (Abb. K16.3).

Salienz, Situativität und Normativität Die Wahrnehmung der Assimiliation von *nd* wurde im Salienztest anhand des Satzes Nr. 18 „Die *Kinner* müssen jetzt schlafen gehen" überprüft. Von den 140 getesteten Gewährspersonen (von vier Frauen liegen für diesen Satz keine Testergebnisse vor) haben 92 (65,7 %) die assimilierte Variante als Abweichung erkannt. Somit handelt es sich um ein Merkmal mit vergleichsweise hoher Salienz. In den nördlichen und östlichen Gebieten des Untersuchungsraumes, in denen die Assimilation in den Regiolekten und Dialekten stärker ausgeprägt ist, wurde das Merkmal tendenziell häufiger erkannt (zu 78,9 %) als in den Gebieten westlich der Weser, wo 50,0 % der Gewährspersonen die Assimilation bei *Kinner* nicht bemerkten. Tendenziell scheint

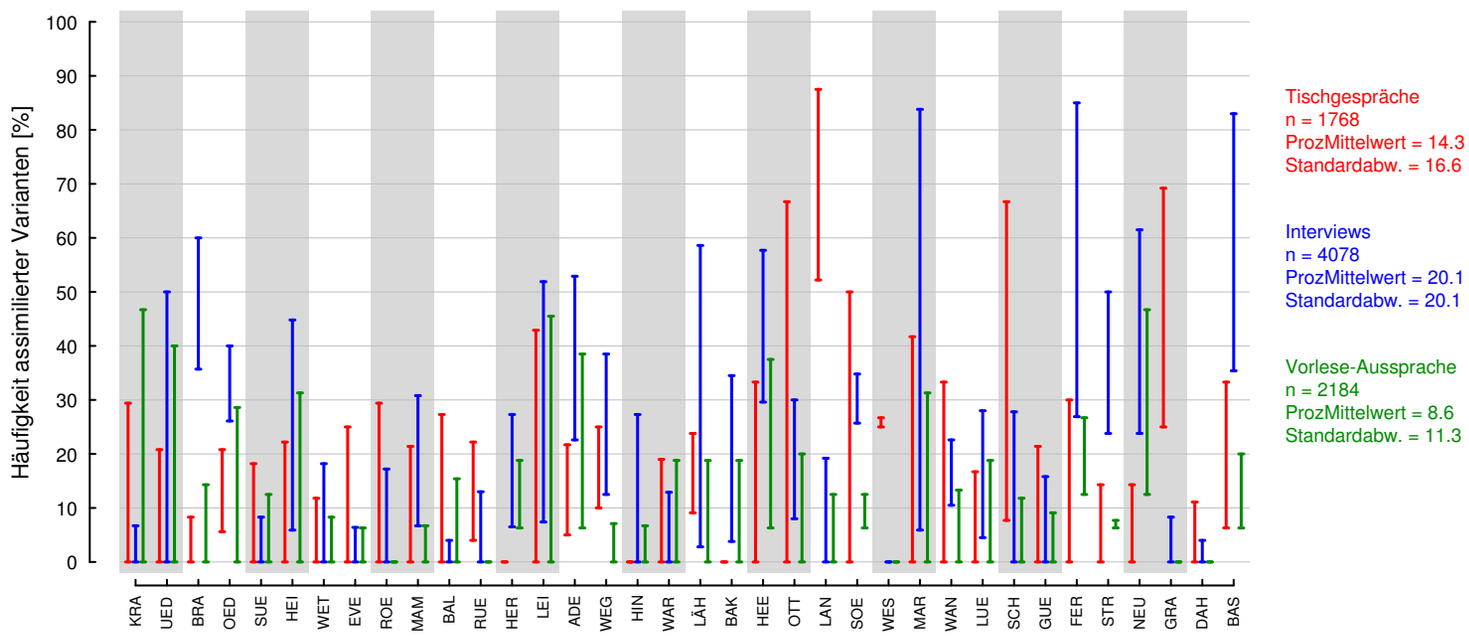


Abb. K16.1 Individuelle Spannweiten im Gebrauch assimilierter Varianten für nd [%]

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

somit das frequentere Auftreten der assimilierten Variante deren Wahrnehmung zu begünstigen. Allerdings ließen sich andererseits auch hohe Salienzwerte für den Niederrhein feststellen, wo im Dialekt statt [n] die velare Variante [ŋ] auftritt.

Von den Gewährspersonen, die das Merkmal erkannt hatten, gaben im Situativitätstest 61,1 % (58 Frauen) an, die assimilierte Variante *Kinner* gar nicht zu verwenden, und 28,4 % (27 Frauen) hielten sie nur in informellen Situationen wie innerhalb der Familie für angemessen. Nur etwa jede zehnte Probandin gab an, sie auch in halbformeller (7,4 %) oder formeller Situation (3,2 %) zu gebrauchen. Damit stimmen die Ergebnisse des Normativitätstests zusammen (Testsatz Nr. 18: „Die *Kinner* in unserer Mannschaft sind spitze"), in dem 82,6 % der befragten Frauen angaben, sie würden ihr Kind korrigieren, wenn es in einer Vereinsrede die assimilierte Variante verwenden würde. Die intervokalische Assimilation von *nd* wird somit in der Regel als ein Merkmal bewertet, das allenfalls innerhalb einer standardferneren Sprachlage tolerierbar sei.

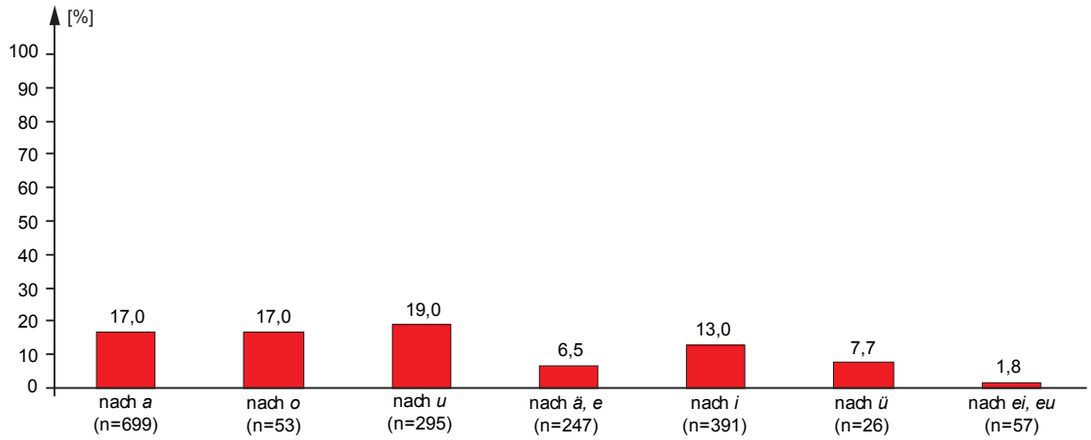


Abb. K16.2. Verwendung von assimiliertem [n] statt [nd] in Abhängigkeit von der Qualität des vorangehenden Vokals (Tischgespräche)

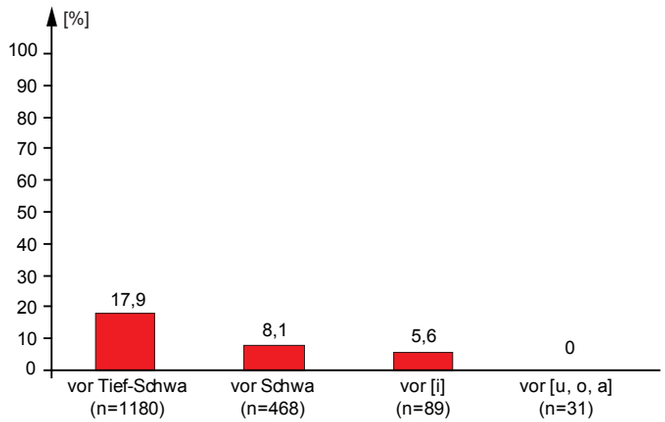


Abb. K16.3. Verwendung von assimiliertem [n] statt [nd] in Abhängigkeit von der Qualität des Folgevokals (Tischgespräche)

Mental Maps Die Einschätzung der arealen Reichweite der assimilierten Varianten für *nd* (anhand des Beispielwortes *Kinner* ‚Kinder') ist abhängig von der regionalen Herkunft der Gewährspersonen. Die westlichen Gebiete (Niederrhein, Westfalen) wurden meist nur von den Gewährspersonen, die selbst aus diesen Regionen stammen, als Assimilierungsgebiete markiert (Karte K16.2). Auf der anderen Seite wurden die Regionen Mecklenburg-Vorpommern, Mittelpommern und Brandenburg nur von Probandinnen aus dem Raum östlich der Weser als Assimilierungsgebiete wahrgenommen,

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

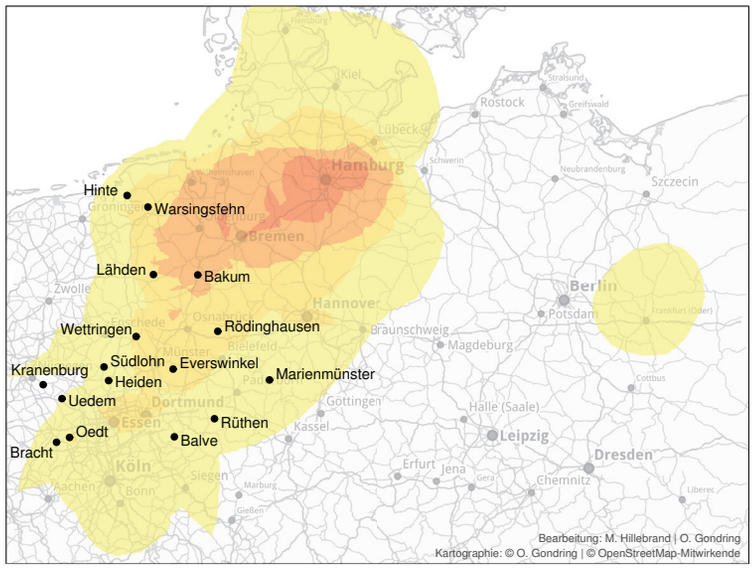
wobei Brandenburg nur von den Brandenburgerinnen selbst als Assimilierungsgebiet gekennzeichnet wurde (Karte K16.3). Dieser Befund gilt auch in den Fällen, in denen die Befragten eine überregionale Karte verwendeten. Unabhängig von der Ost-West-Verteilung zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung darin, die Assimilierung in einem Gebietsstreifen vom emsländisch-oldenburgischen Raum über das nördliche Niedersachsen (nicht immer einschließlich Ostfriesland) und Hamburg bis nach Schleswig-Holstein zu verorten.

Abschließende Interpretation

Die Assimilation von inlautendem *nd* ist einerseits als allegrosprachliches Merkmal zu bewerten, das im gesamten norddeutschen Raum in relativ schwacher Frequenz auftritt. Hierfür spricht auch die Kollokation mit Tief-Schwa im rechten Kontext. Andererseits wird es vor allem im Norden und Osten des Untersuchungsgebietes durch entsprechende dialektale Formen gestützt und hat sich offenbar nur dort als charakteristisches Merkmal der Regiolekte verfestigt. Hierauf deuten nicht nur entsprechende Bemerkungen aus der Forschungsliteratur hin, sondern auch die im Schnitt etwa doppelt so

Kinner: West

Regionen: OLE, ML, NN, OFL, OW, SN, SW, WML

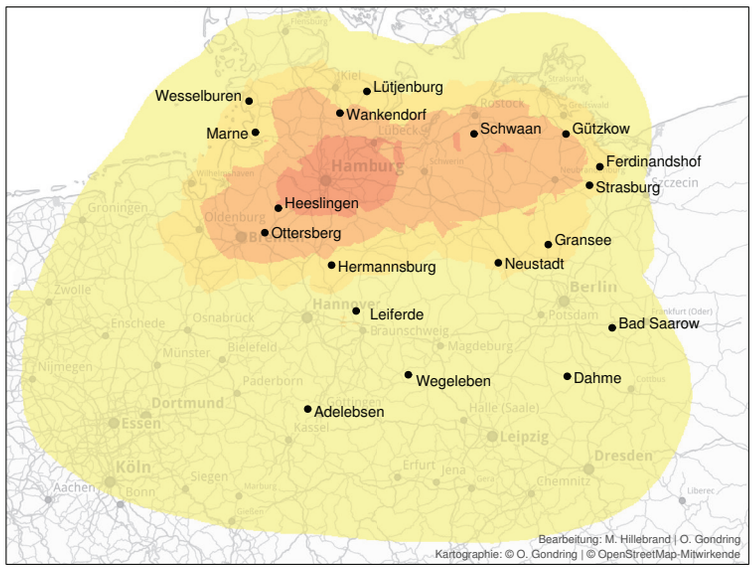


Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=56)

1-6 7-12 13-18 19-24

Kinner: Ost

Regionen: DT, HO, MP, MV, NB, NH, NO, OF, SB, NL



Anzahl einander überlappender Mental Maps (N=66)

1-8 9-16 17-24 25-32

Karte K16.2 und K16.3

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hohen Assimilationswerte in den Regionen östlich der Weser. In der Perzeption der Gewährspersonen wird die Assimilation von *nd* allerdings vor allem als ein Merkmal des norddeutschen Raumes wahrgenommen, während die östlichen Regionen aus westlicher Perspektive nicht als Assimilierungsgebiete gekennzeichnet wurden. Im situativen Vergleich von Tischgespräch und Interview erweist sich die Variante als relativ stabil, allerdings auf insgesamt geringem Frequenzniveau. Die im Vergleich zu den Basisdialekten geringen Frequenzwerte der assimilierten Formen passen zu dem Ergebnis, dass die Gewährspersonen ihren Gebrauch überwiegend selbst in eher informellen Situationen für unangemessen halten. Unter kontextuellen Aspekten konnte ein Zusammenhang mit der Qualität der vokalischen Umgebung nachgewiesen werden (stärkere Präferenz assimilierter Varianten nach hinteren Vokalen und vor Tief-Schwa).

ME

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv

Belegzahl: 3537
T: 813 B. aus 36 Orten (Ø 23 B.), 122 Gpn.
I: 1169 B. aus 36 Orten (Ø 32 B.) , 144 Gpn.
V: 1555 B. aus 36 Orten (Ø 43 B.), 144 Gpn.

Literatur A. Studien: Überregional: Diederichs (1882: 18-29), Viëtor (1888: 108), Penzl (1968), Lauf (1996: 199). Nordniederdeutscher Raum: Lameli (2004: 235f.) [Neumünster], Scheel (1963: 383) [Hamburg], Stellmacher (1977: 99f., 123, 125) [Osterholz-Scharmbeck]. Ostniederdeutscher Raum: Dahl (1974: 346f.) [Rostock], Gernentz (1974: 231). Ruhrgebiet: Becker (2003: 80-83) [Recklinghausen], Salewski (1998: 38f., 48-66) [Duisburg, Dortmund]. Berlin/Brandenburg: Rosenberg (1986: 126f.) [Berlin], Schönfeld (1989: 81) [Magdeburg], Schönfeld (2001: 73, 84) [Berlin].
B. Karten: AAS (Bd. 2: 233, Karte N.1).

Forschungsstand Die Standardlautung der deutschen Sprache sieht als phonetische Realisierung der Graphemfolge <ng> im Wortauslaut einen stimmhaften Velarnasal [ŋ] vor (Duden Aussprachewörterbuch 2005: 44; Krech et al. 2009: 98). Kohler (1995: 163) weist allerdings darauf hin, dass in „vielen regionalen Akzenten des Deutschen, und zwar sowohl im Südosten als auch im Norden“ der velare Nasal final nicht vorkomme, „da dort /ŋk/ steht: *jung* /ŋk/“. Diese Aussage findet sich auch in zahlreichen Darstellungen zu deutschen Regiolekten, wo die Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv als allgemein norddeutsches Charakteristikum genannt wird (Dahl 1974: 346, Mihm 2000: 2113). Lauf (1996: 199) konstatiert mit Bezug auf die norddeutschen Regiolekte: „Relativ häufig, jedoch nicht immer folgt gesamtniederdeutsch einem wortauslautenden velaren Nasal [ŋ] ein homorganer Plosiv [k].“

Das Kartenbild des AAS (Bd. 2: 233) zeigt für die Leseaussprache von *ng* eine deutliche Nord-Süd-Verteilung. Die Realisierung mit Plosiv tritt vorwiegend im nördlichen Teil des Untersuchungsgebiets bis nach Hessen hinein (Belegort Gießen) frequent auf. Südlich davon lässt sich [ŋk] bzw. [ŋg] lediglich sporadisch in vier Orten (Mainz, Kusel, Bayreuth, Simbach) nachweisen. Die Untersuchung differenziert zwischen der Stellung von *ng* im absoluten Auslaut in betonter Silbe (Bsp. *Ding*) und in der Nebensilbe (Bsp. *Täuschung*). Es zeigt sich, dass der Plosiv „bei der Nachsilbe <-ung> etwas häufiger als im einsilbigen Wort“ (AAS Bd. 1: 89) realisiert wird.

Regionale Schwerpunkte innerhalb des niederdeutschen Raums lassen sich anhand der Forschungsliteratur zunächst nicht ausmachen. Regionalsprachliche Studien weisen den auslautenden Plosiv in verschiedenen Regionen des SiN-Untersuchungsgebietes nach. Scheel (1963: 383) führt die Aussprache mit Plosiv als kennzeichnend für die Hamburger Stadtsprache an, Gernentz (1974: 231) nennt sie für den Nordosten des heutigen Bundesgebiets, Schönfeld belegt sie für Magdeburg (1989: 81) sowie für Berlin (2001: 84), und Stellmacher (1977: 123) dokumentiert sie für den niedersächsischen Ort Osterholz-Scharmbeck. Lameli (2004: 235), der das Merkmal im schleswig-holsteinischen Neumünster für zwei Zeitschnitte (ZS-1: 1955-57 und ZS-2: 1995-96) untersucht, belegt zwar für jeweils zwei Sprecher beider Zeitschnitte die Variante mit Plosiv, konstatiert jedoch, „dass die standardsprachliche Variante ohne Plosion ([ŋ]) sowohl in ZS-1 mit 88,9 % als auch in ZS-2 mit 78,9 % die jeweils eindeutig dominierende ist“. Die leichte Zunahme der Variante mit Plosiv in ZS-2 gegenüber ZS-1 sei statistisch nicht signifikant. Dennoch misst Lameli dieser Beobachtung eine nicht unerhebliche Bedeutung bei, da sich bereits im Korpus von Stellmacher (1977: 125) eine Zu-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nahme von [ŋk] abgezeichnet habe: „Dies gibt Anlass zur Hypothese, dass mit einem leichten Anstieg des Merkmals zu rechnen ist. Die eingehendere Prüfung einer solchen Annahme muss jedoch anderen Forschungsarbeiten überlassen werden."

Für das Ruhrgebiet weisen Salewski (1998: 60-63) und Becker (2003: 80-83) das Vorkommen von [ŋk] vor allem in den östlichen, westfälisch basierten Regiolekten nach (Dortmund: 56 %, Recklinghausen: ca. 30 %). Im niederrheinisch basierten Westen dagegen ist die Variante mit Plosiv signifikant seltener belegt (Duisburg-Homberg: 9 %, Duisburg-Neumühl: 8 %). Auch für den südlich angrenzenden ripuarischen Sprachraum kann Macha (1991: 127) die Realisierung [ŋk] nicht nachweisen.

Nach Spiekermann (2008: 231) tritt die Aussprache [ŋk] sehr sporadisch auch in Südwestdeutschland auf, mit Häufigkeiten von 0,1 % bis 11,9 %. Spiekermann (2008: 87) wertet sie in seinen Regionen nicht als regionales Merkmal, sondern als Hyperform, „die der formellen Sprechsituation geschuldet ist". Eine entsprechende Interpretation nimmt auch Becker (2003: 80-83) vor und begründet dies mit ihren Befunden aus Recklinghausen. Hier tritt [ŋk] in der „Alltagssprache" seltener auf als in der „Standardvarietät", d.h. „bei der Aufforderung zum möglichst standardnahen Sprechen" (ebd.: 81f.). Becker (ebd.: 82) folgert, dass sich der Gebrauch von [ŋk] „aus dem Bemühen um korrektes Sprechen als Hyperkorrektion beschreiben läßt". Diese Hypothese hält jedoch Salewski (1998: 38f.) für „unwahrscheinlich", da es „nicht plausibel erscheint, wieso Dortmunder Sprecher ein Merkmal, das in Duisburg genauso häufig vorkommt, hochsignifikant häufiger hyperkorrigieren sollten". Vielmehr vermutet sie einen Einfluss der Basisdialekte auf die Realisierungsvariante. Gestützt werde diese Annahme durch die Tatsache, dass [ŋk] nachweislich im Westfälischen, speziell in der Mundart Dortmunds, vorkommt (ebd.: 39). Salewski (ebd.) räumt ein, dass sich auf diese Weise lediglich nachvollziehen lasse, ob die Variante in einer Region überhaupt auftrete, jedoch nicht, warum zwischen den einzelnen Regionen quantitative Unterschiede beobachtet werden können. Ein möglicher Erklärungsansatz hierfür sei, „daß es sich bei diesem Lautmerkmal im einen Dialektgebiet um ein obligatorisches, im anderen eher um ein fakultatives handelt" (ebd.).

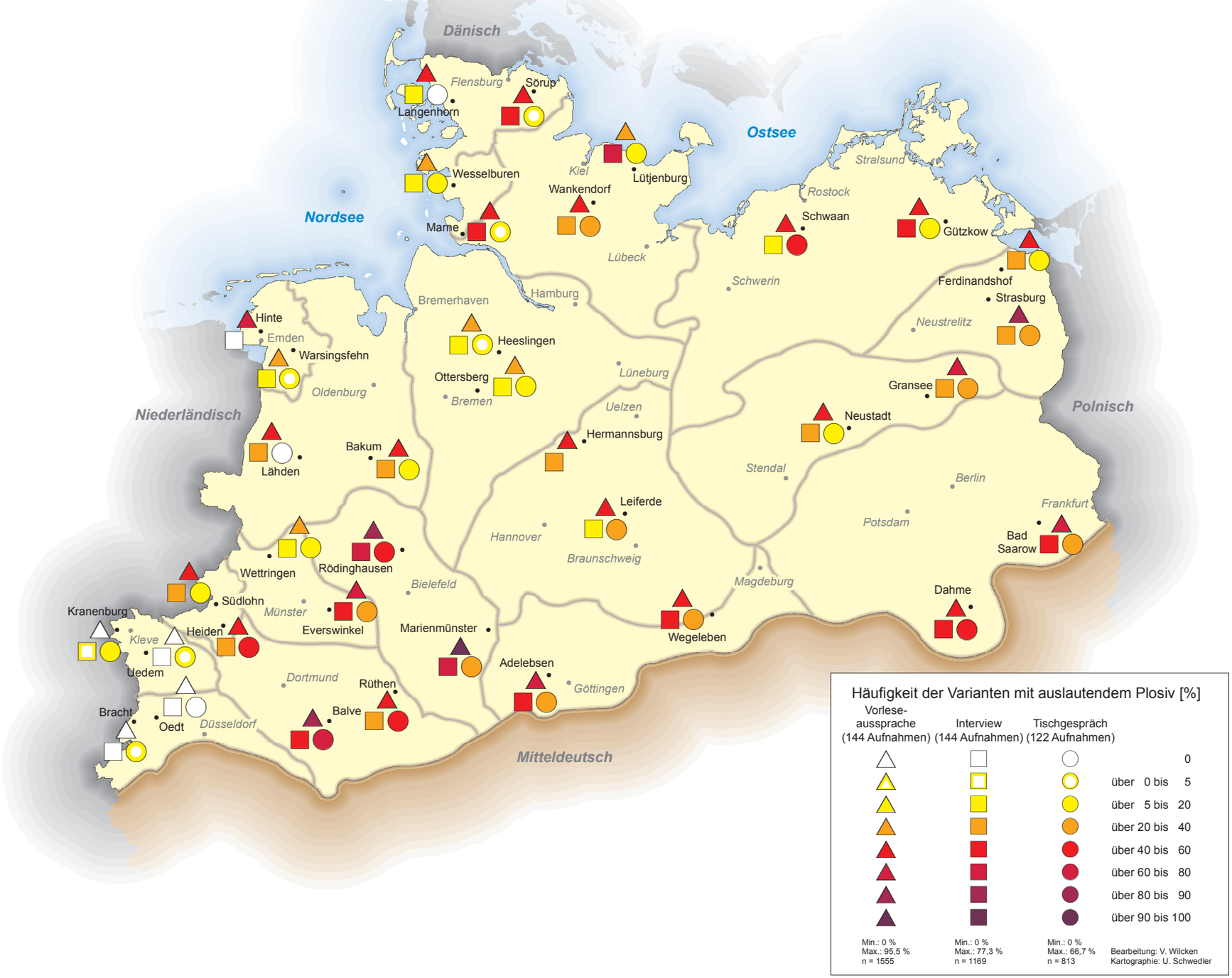
Um die Verhältnisse im Hochdeutschen beurteilen zu können, ist es somit notwendig, auch die dialektale Basis in die Untersuchungen einzubeziehen. Becker (2003: 82) stellt für Recklinghausen fest, dass [ŋk] in der Alltagssprache älterer Gewährspersonen häufiger auftrete als bei jüngeren, und formuliert die Hypothese, dass es sich um ein ‚primäres Dialektmerkmal' im Sinne von Schirmunski (1962) handeln könnte. Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass die Ergebnisse insgesamt sehr heterogen sind, da auch bei einigen jüngeren Sprechern hohe Werte für die Aussprache mit Plosiv erreicht werden, und zwar insbesondere dann, wenn ein besonders normgerechtes Sprechen intendiert ist (ebd.: 83). Becker (ebd.) kommt zu dem Schluss, dass die Ergebnisse „vor allem im Hinblick auf einen möglichen Sprachwandel und Sprachentwicklung von besonderem Interesse" seien. Für ältere Sprecher sei [ŋk] eher als Nonstandardform markiert, während sie für die jüngeren Sprecher „eindeutig standardnormerfüllende Funktion" besitzt. Für die Verteilung des Merkmals spielt neben der dialektalen Basis somit vermutlich auch der situative Sprachgebrauch eine Rolle.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv

Vorleseaussprache, Interview, Tischgespräch

K17



Karte K17.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Variablendefinition Im Korpus wurden zunächst alle Wortformen ermittelt, die auf die Graphemfolge <ng> enden. Morphemauslaute, etwa in Komposita (*Junggeselle*), blieben dabei unberücksichtigt. Belege für <ng> im Wortauslaut wurden ausgeschlossen, wenn das Folgewort mit einem <g> oder <k> beginnt. In diesem Fall ist davon auszugehen, dass durch eine mögliche Verschmelzung des auslautenden Velarnasals bzw. Plosivs mit dem anlautenden Plosiv des Folgewortes die konkrete Realisierung des Auslauts nicht isoliert zu erfassen ist. Die ermittelten Wortformen wurden Subvariablen zugewiesen, die es erlauben, die Abhängigkeit der Realisierung von speziellen morphologischen Gegebenheiten zu untersuchen. Substantive, die auf das Derivationssuffix *-ung* enden, sowie Verbformen wurden separat von sonstigen Wortformen (wie den übrigen Substantiven, Adjektiven und Adverbien) und Namen erfasst.

Referenzwörter aus den Vorlesetexten *Auffassung, Aufforderung, Aufregung, Landesregierung; Döhring* (Name, 2x), *Umhang* (3x); *ging; entlang*

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *Erkältung, Erpressung, Lungenentzündung, Rechtschreibung, Wohnung, Zeitung; Anfang, Ding, Internetzugang, Spaziergang, Vorhang; fing, ging; jung, streng, stundenlang*

Areale Verbreitung Die Variante [ŋk] lässt sich für den gesamten niederdeutschen Sprachraum belegen (Karte K17.1), wobei die Regionen des nördlichen und südlichen Niederrheins insofern eine Ausnahme darstellen, als Belege für diese Variante dort nur sehr vereinzelt auftreten (6,9 % im Tischgespräch in Kranenburg, sonst meist 0 %). In den vier niederrheinischen Untersuchungsorten wird der Velarnasal fast ausschließlich standardgemäß realisiert. Darüber hinaus ist [ŋk] im nordwestlichen Teil des Erhebungsgebietes insgesamt schwächer belegt als im Osten und Süden. In den Regionen entlang der Nordsee sowie im Nordhannoverschen und im Emsländisch-Oldenburgischen weist die Variante mit Plosiv im Tischgespräch ausschließlich Werte von unter 20 % auf.

Die höchsten Anteile der [ŋk]-Aussprache finden sich in den südlichen Untersuchungsregionen (mit Ausnahme des südlichen Niederrheins), vor allem in Ostwestfalen und Südwestfalen. Hier ist die Plosivvariante überdurchschnittlich häufig belegt, in den Orten Rödinghausen, Marienmünster und Balve werden in der Vorleseaussprache sogar Werte von über 80 % erreicht. Die Regionen Westmünsterland und Münsterland weisen eine Nord-Süd-Verteilung auf. In den jeweils südlicheren Untersuchungsorten Heiden und Everswinkel ist die Realisierungsvariante mit Plosiv frequent belegt, während in den jeweils nördlicheren Orten Südlohn und Wettringen die Standardaussprache überwiegt.

Auch im Südostfälischen sowie im Süd- und Mittelbrandenburgischen tritt [ŋk] verhältnismäßig häufig auf. In der Vorleseaussprache wird der Plosiv hier überall in über 50 % aller Fälle realisiert. Ferner zeigen auch die Situationen Interview und Tischgespräch in diesen Regionen überdurchschnittliche Werte. In den nordöstlichen Regionen inklusive Holstein sowie in Nordostfalen liegen die Werte für [ŋk] meist im mittleren Bereich.

Situative Verteilung und Spannweite Im gesamten Untersuchungsgebiet lässt sich eine deutliche situative Variantenverteilung erkennen. Anders als bei den meisten untersuchten Regionalmerkmalen ist die Nonstandardvariante bei der Variable *ng* generell am häufigsten in der Vorleseaussprache belegt. Im Durchschnitt tritt die Aussprache

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

mit Plosiv in den Tischgesprächen zu 24,0 %, in den Interviews zu 31,2 % und in der Vorleseaussprache zu 48,7 % auf. Es scheint somit zunächst plausibel, in diesem Zusammenhang die Hypothese aufzugreifen, dass es sich bei der Aussprache [ŋk] um eine Hyperform handle. Die klare situative Verteilung, die sich so auch bereits bei Becker (2003) zeigte, ließe sich mit dem Bemühen der Gewährspersonen um ein möglichst korrektes bzw. deutliches Sprechen beim Vorlesen erklären. Die Orientierung an der Schrift könnte dazu geführt haben, dass das gedruckte <g> auch deutlich als Plosiv realisiert wird, obwohl dies den Aussprachekonventionen des Deutschen widerspricht. Allerdings kann der Einfluss der Schrift als alleinige Erklärung nicht genügen, denn auch in den Interviews sind die Werte für [ŋk] erkennbar höher als in den Tischgesprächen, obwohl die Gewährspersonen sich in beiden Situationen spontan und ohne schriftliche Vorlage äußerten. Möglicherweise dienen hier weder die Aussprachekonventionen des Standards noch die Schriftsprache als Orientierungspunkte, sondern regionale Normensysteme. Anders lässt sich nicht erklären, warum die Sprecherinnen in bestimmten Regionen, wie im Süd- und Ostwestfälischen, besonders häufig ein vermeintlich korrektes [ŋk] realisieren, in anderen Regionen seltener und am Niederrhein fast nie.

Einfluss der Basisdialekte Ein systematischer Abgleich der regionalen Variantenverteilung mit den zugrunde liegenden Basisdialekten stellt sich für die vorliegende Variable als schwierig dar, da in den historischen Wenkerbögen keine für die Fragestellung relevanten Wortformen abgefragt wurden. Daher wurden für eine Erfassung der dialektalen Basis in diesem Fall Dialektgrammatiken und Wörterbücher herangezogen. Das Merkmal wird in den meisten Gebietsgrammatiken behandelt. Eine lexemgebundene Recherche für die Wörter *Ahnung, Anfang, Ding, Sprung, Vorhang, eng, jung, lang* und *streng* wurde anhand von sieben regionalen Dialektwörterbüchern durchgeführt. Hierbei wurden die Schreibung der niederdeutschen Übersetzung, eventuelle phonetische Verschriftlichungen oder Anmerkungen zur Aussprache ausgewertet. Die Analysen ergaben, dass es sich bei der Aussprache [ŋk] um ein allgemein niederdeutsches Charakteristikum handelt. Die Grammatiken und Wörterbücher geben sie als Hauptvariante für fast alle Regionen des SiN-Projektgebiets an. Lediglich für die Region Schleswig finden sich Belege für eine Aussprache mit Plosiv nur sporadisch. In den meisten Regionen stehen die Varianten [ŋk] bzw. [ŋg] neben [ŋ]. Dies gilt auch für das Niederrheinische, wo heute im Regiolekt fast ausschließlich die Standardvariante vorkommt. Das „Rheinische Wörterbuch“ gibt für die niederrheinischen Entsprechungen von *Ding* und *Sprung* eine Realisierung mit [ŋk] an (Bd. 1: 1363, Bd. 8: 448). Die üblichen Realisierungen in den angrenzenden limburgischen Dialekten stellt der „Fonologische Atlas van de Nederlandse dialecten“ in drei Karten zu den Lexemen *ring, lang* und *koning* dar. Auch dort dominiert in den ersten beiden Lexemen die Variante mit Plosiv, nur in der Nebensilbe von *koning* steht meist [ŋ]. Die Sonderstellung, die das Niederrheinische im Vergleich zum übrigen norddeutschen Raum heute einnimmt, lässt sich somit nicht vor dem Hintergrund des Basisdialekts erklären.

Folglich lässt sich die von Salewski (1998: 39) und Becker (2003: 82) formulierte Hypothese, dass der Status der Variante im jeweiligen Basisdialekt mitentscheide, ob das Merkmal auch frequent in hochdeutsch basierten Sprachlagen auftritt, durch die

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

SiN-Daten nicht hinreichend stützen. Da die Variante [ŋk] in beinahe allen niederdeutschen Basisdialekten verbreitet ist, lassen sich die arealen Differenzen in den Regiolekten nicht aus basisdialektalen Differenzen erklären. Offensichtlich hat das dialektale Merkmal in manchen Gebieten den Status eines Regionalmarkers erhalten, an dem man festhält, während es in anderen, vor allem am Niederrhein, zugunsten der Standardvariante aufgegeben wurde.

Lautlicher Kontext Die Distribution von [ŋk] vs. [ŋ] hängt unter anderem von der lautlichen Beschaffenheit des rechten Kontextes ab. Beginnt das Folgewort mit einem Vokal, wird der auslautende Plosiv sowohl im Tischgespräch als auch im Interview tendenziell häufiger realisiert (T: 27,7 % – I: 37,0 %) als in der Umgebung vor Konsonant (ohne [g, k]) (T: 22,3 % – I: 29,6 %).

Prosodischer Kontext Im Vergleich der Stellung von *ng* in der Nebensilbe *-ung* mit der Stellung im Auslaut von betonten Einsilbern kann ein leichter Einfluss der Betonungsverhältnisse auf die Realisierung der Variable *ng* festgestellt werden. Sowohl im Tischgespräch als auch im Interview wird die Plosiv-Aussprache durch einen betonten Auslaut begünstigt. Während der Anteil von [ŋk] bei Substantiven auf *-ung* im Durchschnitt bei 20,9 % (T) bzw. 32,1 % (I) liegt, ist er bei betonten Einsilbern (Substantive und Adjektive) einige Prozentpunkte höher (T: 34,9 % – I: 37,5 %). Die Ergebnisse des AAS (bezogen auf die Vorleseaussprache) können im SiN-Korpus für die beiden spontanen Gesprächssituationen somit nicht bestätigt werden. Ein direkter Vergleich mit den Realisierungen in den SiN-Vorlesetexten kann leider nicht erfolgen, da die Vorlesetexte abgesehen von der Verbform *ging* keine betonten Einsilber auf *ng* enthalten.

Diachroner Vergleich In der Forschung wurde von einigen Autoren im diachronen Vergleich (Lameli 2004) bzw. im Apparent-Time-Vergleich mehrerer Generationen (Stellmacher 1977) eine Zunahme von [ŋk] konstatiert. Um diese Beobachtung weiter zu prüfen, wurden die SiN-Daten mit denen des Pfeffer-Korpus von 1961 verglichen. In den 51 ausgewählten Aufnahmen des Pfeffer-Korpus (aus 13 der 18 SiN-Regionen) wurden insgesamt 612 Belege, die der Variablendefinition entsprechen, auf ihre Realisierungsvariante hin abgehört. Der Anteil von [ŋk] liegt mit 52,1 % im Pfeffer-Korpus höher als im SiN-Korpus, in dem 28,3 % der Belege aus den Interviews und den Tischgesprächen nicht standardgemäß realisiert werden. Der diachrone Vergleich deutet somit eher auf einen Abbau des Merkmals hin. Bei genauerer Betrachtung der regionalen Verteilung zeigt sich, dass die

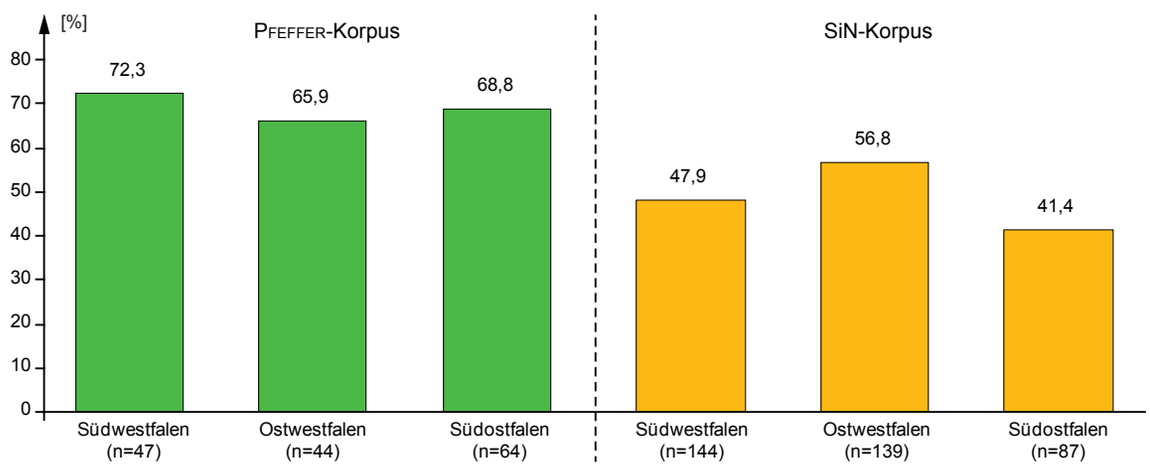
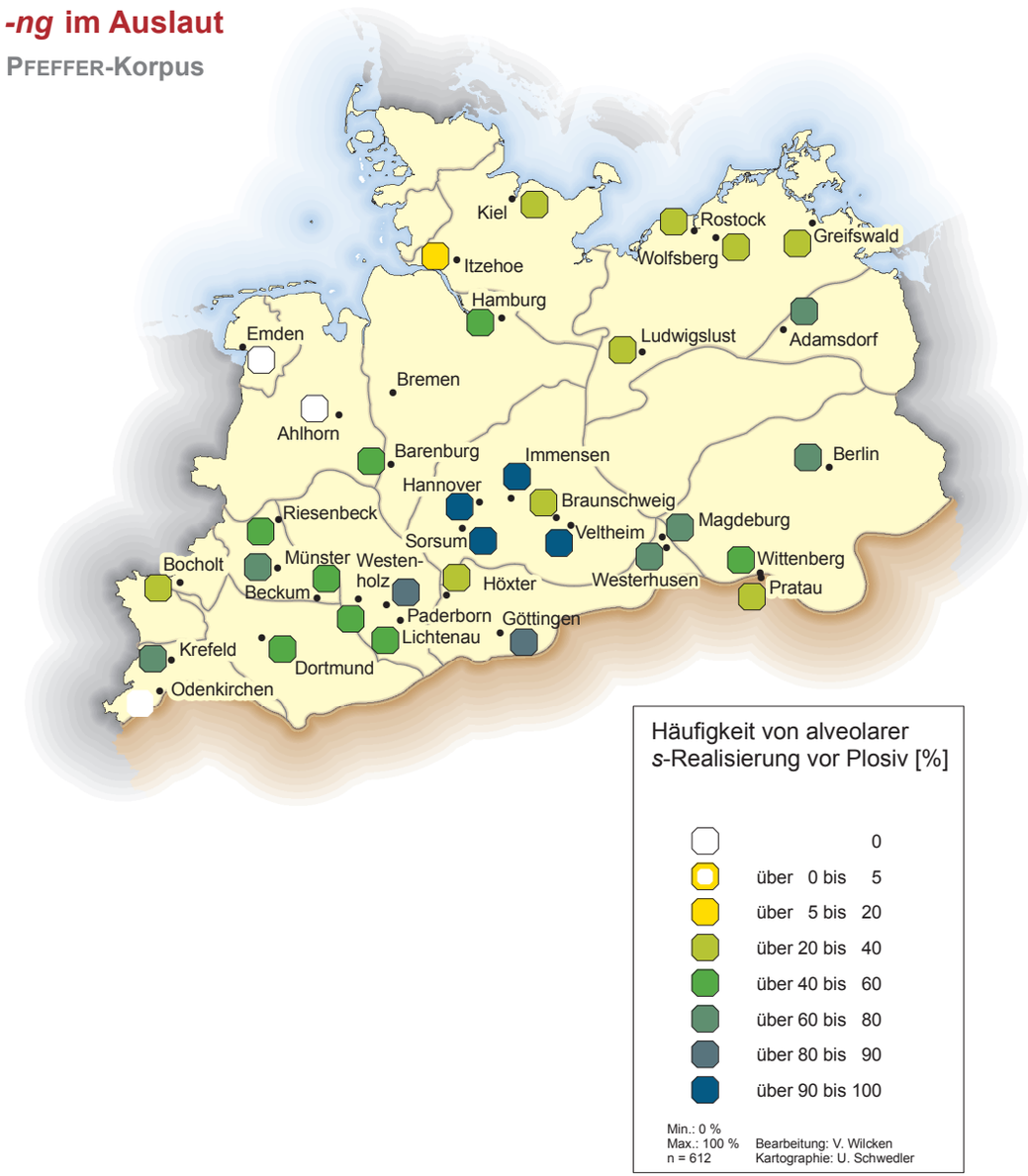


Abb. K17.1. Verwendung von auslautendem [ŋ] mit Verschlusslaut im Pfeffer-Korpus und im SiN-Korpus (Interviews und Tischgespräche) für drei Untersuchungsregionen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Variante [ŋk] auch im PFEFFER-Korpus schwerpunktmäßig im West- und Ostfälischen realisiert wird (Karte K17.2). Ein Vergleich der SiN- mit den PFEFFER-Werten für Südwestfalen, Ostwestfalen und Südostfalen macht auch für diese Regionen mit frequenter Plosivrealisierung Abbautendenzen deutlich (Abb. K17.1). Aus diachroner Perspektive verdient eine Besonderheit im Westfälischen spezielle Aufmerksamkeit. Der Remscheider Lehrer August DIEDERICHS befasst sich in einem 1882 erschienenen Beitrag u. a. mit der Aussprache von *ng* in den hochdeutschen Regiolekten. In einer 65 Orte des deutschsprachigen Raums umfassenden Liste stellt er die jeweiligen Realisierungen der Graphemverbindung <ng> im In- und Auslaut zusammen (DIEDERICHS 1882: 19-21). DIEDERICHS' Daten für den norddeutschen Raum werden in Karte K17.3 dargestellt. Für das Westfälische verzeichnet DIEDERICHS eine Realisierung als Velarnasal mit anschließendem Reibelaut [ŋx], die sich in einem „westfälische[n] Dreieck" konzentriert. Diese Variante ließ sich in den Aufnahmen des SiN-Korpus nicht mehr nachweisen. In den westfälischen PFEFFER-Aufnahmen realisierte lediglich ein Sprecher aus dem ostwestfälischen Westenholz in drei



Karte K17.2

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(von insgesamt 21) Fällen die Variante [ŋx]. Die regionale Verteilung des Merkmals im SiN-Korpus wirft vor dem Hintergrund der Beobachtungen DIEDERICHS die Frage auf, ob sich die aktuellen hohen Anteile von [ŋk] im westfälischen Raum möglicherweise auf diese früheren dialektalen Gegebenheiten zurückführen lassen. Als Hypothese könnte formuliert werden, dass der auslautende Plosiv hier als Ersatzlaut für einen früheren Frikativ fungiert. Mangels weiterer Sprachdaten aus dem 19. Jahrhundert kann diese Hypothese an dieser Stelle jedoch nicht weiter überprüft werden.

Salienz, Situativität und Normativität Das Merkmal des Plosivverschlusses bei auslautendem [ŋ] wurde im Salienztest in den Regionen Schleswig, Dithmarschen und Holstein überprüft. Grundlage bildete der Satz Nr. 10 „Bring diese Sache bitte schnell wieder in *Ordnunk*“. Von den 22 befragten Gewährspersonen nahm keine einzige die [ŋk]-Realisierung als Abweichung wahr. Dies spricht dafür, dass es sich um ein Merkmal mit sehr geringer Salienz handelt, das als standardadäquat aufgefasst wird. Ob diese Wahrnehmung auch für andere Regionen gilt, muss vorläufig offen bleiben.

Realisierung von *ng* im Auslaut

DIEDERICHS-Korpus

Karte K17.3

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Abschließende Interpretation

Die standarddivergente Realisierung von auslautendem *ng* mit finalem Plosiv tritt mit durchschnittlich etwa 24 % Beleganteil in informeller Situation auf (Tischgespräche). Es handelt sich um ein dialektal basiertes Merkmal, das sich in den meisten Gebieten Norddeutschlands (außer am Niederrhein) zu einem festen Bestandteil der regiolektalen Normensysteme entwickelt hat. Anders als andere Nonstandardmerkmale wird die Variante [ŋk] allerdings etwa doppelt so häufig in der Vorleseaussprache gebraucht (48,7 %) und zu 31,2 % in den formellen Interviews. Dies deutet darauf hin, dass die Aussprache mit Plosiv in den Regionen, in denen sie dialektal verankert ist, bereits als Teil des standardsprachlichen Spektrums interpretiert wird. Bestätigt wird diese Annahme durch die geringe Merkmalssalienz.

VW

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kontraktionsphänomene

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Autorinnen und Autoren der Kommentare zu den Kontraktionsphänomenen

KE (Kristin Eichhorn): Ko2
ME (Michael Elmentaler): Ko1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Kontraktion von Verb und Personalpronomen *du*

Belegzahl: 24443
T: 2573 B. aus 36 Orten (Ø 71 B.), 122 Gpn.
I: 189 B. aus 36 Orten (Ø 5 B.), 144 Gpn.
V: keine Belege

Literatur A. Studien: Nordniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 385) [Hamburg], Auer (1998: 180) [Hamburg]. Ruhrgebiet: Sluyterman v. Langeweyde (1958: 5), Scholten (1988: 126-135) [Duisburg], Menge (1997: 49-51), Mihm (1997: 21), Volmert (1997: 61), Salewski (1998: 37f.) [Duisburg, Dortmund], Mihm (2000: 2114f.), Schiering (2002: 16-32). Ostniederdeutscher Raum: Lasch (1928: 241) [Berlin], Rosenberg (1986: 138f., 143) [Berlin], Schönfeld (1986: 227) [Berlin].
B. Karten: Cornelissen (2007: 28, Karte *hasse* ‚hast du'), Cornelissen (2010: 109, Karte *hasse* ‚hast du').

Forschungsstand Die Formen mit Kontraktion von Verb und enklitischem Pronomen der 2.Ps.Sg. gelten nach dem Duden-Aussprachewörterbuch (2000: 67) als „schwache Wortformen", die in der „Umgangslautung" auftreten. Sie werden (neben anderen) als Allegroformen eingestuft, in denen die beteiligten Wörter „beim schnellen Sprechen unter Änderung der Vokale und unter Verlust von Vokalen und Konsonanten je nach Tempo oder Stellung mehr oder weniger abgeschwächt werden" (ebd., Bsp. [han zə] ‚haben sie'). Eine genauere Abstufung unterschiedlicher formaler Ausprägungen sowie eine Einordnung in arealer Hinsicht wird nicht gegeben. Dies gilt auch für das Aussprachewörterbuch von Krech et al. (2009: 103), in dem die entsprechenden Formen dem Bereich der „Standardaussprache mit verminderter Artikulationspräzision" zugeordnet werden. Formen wie [bɪs də] ‚bist du' oder [haist zə] ‚heißt sie' werden als „Merkmal der mehr lässigen Form des Gesprächs in nicht öffentlichen Situationen" betrachtet (ebd.). Auch hier wird keine weitere Differenzierung vorgenommen.

Menge (1997: 49-51) weist am Beispiel der Kontraktionsformen im Ruhrdeutschen darauf hin, dass es notwendig sei, mehrere Varianten in unterschiedlicher Distanz zur Standardnorm zu unterscheiden, und plädiert für ein Stufenmodell zur Beschreibung regiolektaler Varianz. So differenziert er für die Verb-Pronomen-Folge ‚sagte er' fünf Stufen von der normgerechten Form (ˈzaːktə eːɐ]) bis zur standardfernsten Variante mit Kürzung des Stammvokals, *g*-Spirantisierung, Dental-Sonorisierung und Ausfall des unbetonten Auslautvokals beim Verb und einer Vokalreduktion beim enklitischen Pronomen (ˈzaxtə ɛɐ] > ˈzaxtɛɐ] > ˈzaxtɐ] > ˈzaxdɐ]). In der hier geforderten Genauigkeit sind diese Kontraktionsformen allerdings bisher für keine norddeutsche Region emprisch untersucht worden. In Bezug auf das Ruhrdeutsche beschäftigt sich zwar Scholten (1988: 69-79) mit dem Phänomen der Kontraktion des enklitischen Pronomens. Dabei differenziert sie bei der Quantifizierung jedoch weder nach den von Menge (1997) skizzierten Abstufungen noch nach den beteiligten Wortarten (Klitisierung nach Verb, Konjunktion, Personal-, Relativ- und Interrogativpronomen, Lokal- und Temporaladverb, z.B. *hasse* ‚hast du', *weile* ‚weil du', *hamsese* ‚haben sie sie', *watte* ‚was du', *wiet* ‚wie es', *wode* ‚wo du', *alswer* ‚als wir') oder Pronominalformen (‚du': *hasse*, ‚er': *hatter*, ‚sie': *hatse* usw.), so dass keine Informationen über den Anteil verschiedener Varianten bei der Kontraktion von Verb + *du* vorliegen. Dies gilt in gleicher Weise auch für Untersuchung von Salewski (1998: 37f.). Daher wurde eine eigene Analyse des im Anhang abgedruckten IPA-Transkripts der Duisburger und Dortmunder Aufnahmen (Salewski 1998: 213-304) durchgeführt.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hierbei zeigt sich, dass die Varianten mit Vokalreduktion und Erhalt des Dentals im Bergleute-Korpus nur viermal auftreten (*streichste, weißte, biste, willste*). Sie können mit einem Anteil von 7,1 % nicht als typisch für den Regiolekt des Ruhrgebietes gelten. Nur einmal (1,8 %) ist die Form mit Erhalt des Vollvokals und Dentalschwund belegt (*hassu*), und zweimal Formen mit Auslassung des Pronomens (Prodrop). In 13 Belegen (23,2 %) treten standardnahe Varianten mit Erhalt des vollen Vokals und des Dentals auf (z.B. [kɛnts tuː] ‚kennst du', [has duː]/[ˈhastuː] ‚hast du', [krɪs du] ‚kriegst du'). Diese auffälligen standardnäheren Varianten werden im Gespräch teilweise eingesetzt, wenn der Gesprächspartner direkt und nachdrücklich angesprochen wird (z.B. S. 247: *Den kennst du ja gar nicht*; S. 270: *Ja, siehst Du, das weißt Du nicht* [das vaɛs duː nɪç]). Klar dominant sind jedoch die Belege der standardfernsten Variante mit Vokalreduktion und Ausfall des Dentals, wie in [ˈzɪsə] ‚siehst du', [ˈvɔlsə] ‚wolltest du', [ˈlaːxsə] ‚lagst du', [ˈvaɛsə] ‚weißt du', [ˈhasə] ‚hast du', [ˈmʊsə] ‚musst du' usw. Von 56 Belegen für die Folge von Verb und *du* entfallen 36 (64,3 %) auf diesen Typ. Dieser Befund stützt die Einschätzung von Mihm (2000: 2114f.), der die „Kontraktion enklitischer Pronomina unter Tilgung der Verschlußlaute [hasə, vɛnə] ‚hast du', ‚wenn du'" als charakteristisches Merkmal für den Regiolekt des westlichen Ruhrgebietes angibt (ebenso in seiner Merkmalsliste in Mihm 1997: 21, Beispiele: *hasse, bisse, kannsse, wenne*, vgl. auch Volmert 1997: 61). Schon in der älteren Literatur zum Ruhrdeutschen werden – aus sprachkritischer Perspektive – ausschließlich Beispiele für diesen Reduktionstyp angeführt (z.B. *bisse, willze, waße, hasse, kannze* bei Sluyterman v. Langeweyde 1958: 5). Schiering (2002: 21) schließt aus der Tatsache, dass dieser im Ruhrdeutschen auftretende Reduktionstyp mit Dentaltilgung in gängigen Darstellungen zu Reduktionsformen im Deutschen (Dedenbach 1987: 54, Kohler 1995: 215) unerwähnt bleibt, auf eine „starke regionale Färbung". Die in Cornelissen (2007: 28, Karte *hasse* ‚hast du') dargestellten Befragungsergebnisse deuten darauf hin, dass diese Variante mit Vokalreduktion und Dentaltilgung auch am (vor allem nördlichen) Niederrhein als präferierte Form gilt, während nach der Karte in Cornelissen (2010: 109) von ripuarischen Gewährspersonen ganz überwiegend die Formen mit erhaltenem Dental (*haste*) bevorzugt werden.

Für den westfälischen Raum liegen wenig aussagekräftige Daten vor. Der westfälisch basierte Regiolekt des östlichen Ruhrgebietes kennt offenbar beide Formen. Hierbei wird in Essen nach der Fragebogenerhebung von Cornelissen (2010: 40, 109) für ‚hast du' die Form *hasse* präferiert, dagegen dominieren im ca. 30 km weiter östlich gelegenen Dortmund nach dem Bergleute-Korpus von Salewski (1998) die Formen mit erhaltenem Dental (sechs Belege mit vollem Vokal: z.B. *bisdu, hastu*; zwei Belege mit reduziertem Vokal: *biste, willste*) gegenüber denen mit Dentaltilgung (drei Belege: *sisse* ‚siehst du', *fängkse*, *hasse*). Für Münster wiederum (etwa 50 km nördlich von Dortmund) werden bei Wagenfeld (1992: 66) nur Formen mit erhaltenem Dental angegeben (*Was sagst de? Was hast de?*). Dies deutet auf eine abnehmende Frequenz der Formen mit Dentaltilgung in west-östlicher Richtung hin.

Für den nordniederdeutschen Raum liegen keine genaueren Untersuchungen zum Gebrauch von Kontraktionsformen für Verb und Pronomen vor. Scheel (1963: 385) und Auer (1998: 180) geben allerdings für die Hamburger Stadtsprache ausschließlich Beispiele für Formen mit Dentalschwund und Erhalt des

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vollvokals an ([ˈha[ː]sʊ] ‚hast du‘, [ˈvaɪsʊ] ‚weißt du‘). In Texten, in denen norddeutsches Missingsch literarisch inszeniert wird, werden überwiegend standardnahe Formen mit Vollvokal und erhaltenem Dental gebraucht, so etwa in den Gedichten des Hamburger Autors Dirks Paulun (*hezdu, kannstu, erzihlstu, hasdu, weißtu, bistu, krichstu* usw., nur selten ohne Dental: *merxu*, vgl. Paulun 1958: 9-35) oder in den satirischen Texten von Jochen Steffen, der seiner Figur Kuddl Schnööf ein Kieler Missingsch in den Mund legt (*sachstu, hasdu, weiß du, glaubs du, muß du, wiss du* ‚willst du‘ usw., selten ohne Dental: *weissu*, vgl. Steffen 1975: 9-34). Somit scheint in erster Linie die volle Realisierung des Vokals [u(:)], d.h. der Verzicht auf die reduzierte [ə]-Variante charakteristisch für den nordniederdeutschen Regiolektraum zu sein, und erst in zweiter Linie der Dentalschwund. Häufiger wird Dentalschwund bei enklitischem *du* nach dem Relativpronomen *was* oder *das* (z.B. bei Steffen 1975: *wassu, dassu*) indiziert. Inwieweit die Varianten mit erhaltenem Vollvokal auch im mecklenburgisch-vorpommerschen Raum verbreitet sind, ist aufgrund fehlender Forschungen nicht klar zu entscheiden. Dahl (1974) und Gernentz (1974) gehen darauf nicht ein, Herrmann-Winter (1979: 171) behandelt zwar „Personalpronomen in enklitischer Stellung“, berücksichtigt aber nur die Verbindungen mit *ich, er* und *es*.

Auch für das Berlinische ist das Phänomen der Kontraktionsformen von Verb und Pronomen nicht eingehend erforscht. Die in den Untersuchungen angegebenen Beispiele deuten allerdings darauf hin, dass hier nicht die im Westen auftretenden Varianten mit Dentaltilgung üblich sind (*hasse*) und auch nicht die im nordniederdeutschen Raum gebräuchlichen Formen mit Vollvokal (*hastu, hassu*), sondern solche mit Erhalt des Dentals und Abschwächung des auslautenden Vokals (*haste*). Dies belegen die in den gängigen Darstellungen und Textsammlungen angeführten Beispiele (z.B. Lasch 1928: 241, *biste, wêste, Wat wilstn haam?* ‚Was willst du denn haben?‘; Hedemann 1958: 23-27, *erzehlste, siehste, haste*; Dittmar et al. 1986: 46-49, *kriste, hauste, müßtest de*; Rosenberg 1986: 143, *machste, haste, denkste*; Schönfeld 1986: 227, *weeßte, hast‘t* ‚hast du es‘). Formen mit Dentalschwund werden hier nicht genannt.

Dass die anhand der Forschung sich abzeichnende areale Verteilung der drei Varianten (Typ 1: *haste* – Typ 2: *hasse* – Typ 3: *hassu*) in der öffentlichen Wahrnehmung verankert ist, belegt eine vergleichende Auswertung von drei regiolektalen Übertragungen verschiedener Asterix-Comics (unter Ausklammerung von Prodrop-Fällen, s.u.). So weist das Asterix-Heft „Zoff im Pott. Asterix auf Ruhrdeutsch 1“ (Sprick/Stratenwerth 1998) 44 Belege für die Folge von Verb und *du* auf, von denen 42 (95,5 %) dem Typ 2 entsprechen (z.B. *bedienze, bisse, brauchsse*) und zwei das standardsprachliche Pronomen bewahren, das in diesen Kontexten den Satzakzent trägt (*biss ’du etwa denjenigen ..., wat hass ’du denn da* ...). Formen des Typs 1 und 3 wie *haste* oder *hassu* sind nicht belegt. Dagegen entfallen in dem Heft „Hammonia-City. Asterix schnackt hamburgisch 1“ (Cyriacks et al. 2000) 31 von 36 Belegen (86,1 %) auf den Typ 3 (*bissu, bleipsu, dahfsu*) und fünf enthalten das volle Pronomen (*biss du, denx du*). In keinem Fall werden Varianten mit reduziertem Vokal (Typ 1 *haste*, Typ 2 *hasse*) gebraucht. Das Heft „Det Pyramidenluda. Asterix balinat 2“ (Hallervorden/Scherfling 2002) wiederum enthält in 14 von 15 Fällen Formen des Typs 1 (*biste, haste, meenste*), nur einmal einen Beleg des Typs 2 (*willse*) und keine Belege für Typ 3.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Als weitere standarddivergente Form mit möglicherweise überregionaler Verbreitung ist schließlich die Auslassung des gesamten Pronomens zu nennen (z.B. für Dortmund: *Da kanns wat kriegen* nach SALEWSKI 1998, 232; für Kiel: *Weiß was?* nach STEFFEN 1975: 17; für Berlin: *Kannst ma glaub'n* nach DITTMAR et al. 1986: 46-49).

Variablendefinition Erfasst wurden alle Belege für die Abfolge von Verb und Personalpronomen der 2.Ps.Sg. im Nominativ. Hierbei wurde bei der verbalen Komponente eine Differenzierung von vier Kontexten vorgenommen: (1) Verbformen mit auslautendem Langvokal oder Diphthong (*sieh-st, geh-st, bau-st*), (2) Verbformen mit auslautendem Schwa oder Tief-Schwa (*hatte-st, rede-st, erweiter-st*), (3) Verbformen mit auslautender Verbindung von Langvokal/Diphthong und Konsonant (*gib-st, wähl-st, rauch-st*), (4) Verbformen mit auslautender Verbindung von Kurzvokal und Konsonant (*triff-st, schenk-st, wirf-st*). Vokalkürzungen (z.B. [ˈɡɪpstə] ‚gibst du', [ˈzaxsə] ‚sagst du') wurden mit einer eigenen Sigle versehen. Darüber hinaus wurden Lexem-Pronomen-Verbindungen im Bereich der Auxiliarverben (*bist du, hast du, wirst du*) und Modalverben (*darfst du, kannst du, magst du, musst du, willst du*) sowie für das Lexem *kriegen* (*kriegst du*) gesondert erfasst.

Als Standardvarianten wurden nicht nur die Realisierungen mit Erhalt beider Plosive betrachtet ([hast du]), sondern auch die sehr viel frequenteren Formen, in denen die Plosive zu einem (stimmhaften oder stimmlosen) Plosiv zusammenfallen ([ˈhasdu], [ˈhastu]). Entsprechend der Befunde aus der Forschung wurden für die Annotation der phonetischen Prozesse an der Kontaktstelle von Verb und Pronomen vier Typen von standarddivergenten Varianten erfasst: (1) Varianten mit Erhalt des Plosivs und Vokalschwächung (*hast du* > *haste, siehst du* > *siehste*), (2) Varianten mit Tilgung des Plosivs und Vokalschwächung (*hast du* > *hasse, siehst du* > *siehsse*), (3) Varianten mit Tilgung des Plosivs, aber Erhalt des vollen Vokals (*hast du* > *hassu, siehst du* > *siehssu*), (4) Varianten mit Ausfall des Pronomens (*Has' das gesehen? Siehs' das Auto da?*). Ausgeklammert blieben Verbformen mit Kurzvokal und stammauslautendem *s*, das mit dem *s* des Flexionsmorphems 2.Ps.Sg. verschmilzt (z.B. [ˈɪstə] ‚isst du', [ˈlɛstə] ‚lässt du', [ˈpastə] ‚passt du', [fɐˈɡɪstə] ‚vergisst du'), da hier keine Realisierungen des Typs 2 (**isse, *passe*) möglich sind. Dagegen werden die Verbindungen aus *bist, hast, musst* und Pronomen berücksichtigt, da hier beide standarddivergenten-Realisierungen auftreten können (*musste, musse, mussu*). Weitergehende Reduktionsprozesse, wie etwa die zusätzliche Tilgung des /g/ in [ˈkrɪsə] ‚kriegst du', wurden gesondert erfasst.

In den Vorlesetexten kommt die Verbindung Verb + *du* nicht vor.

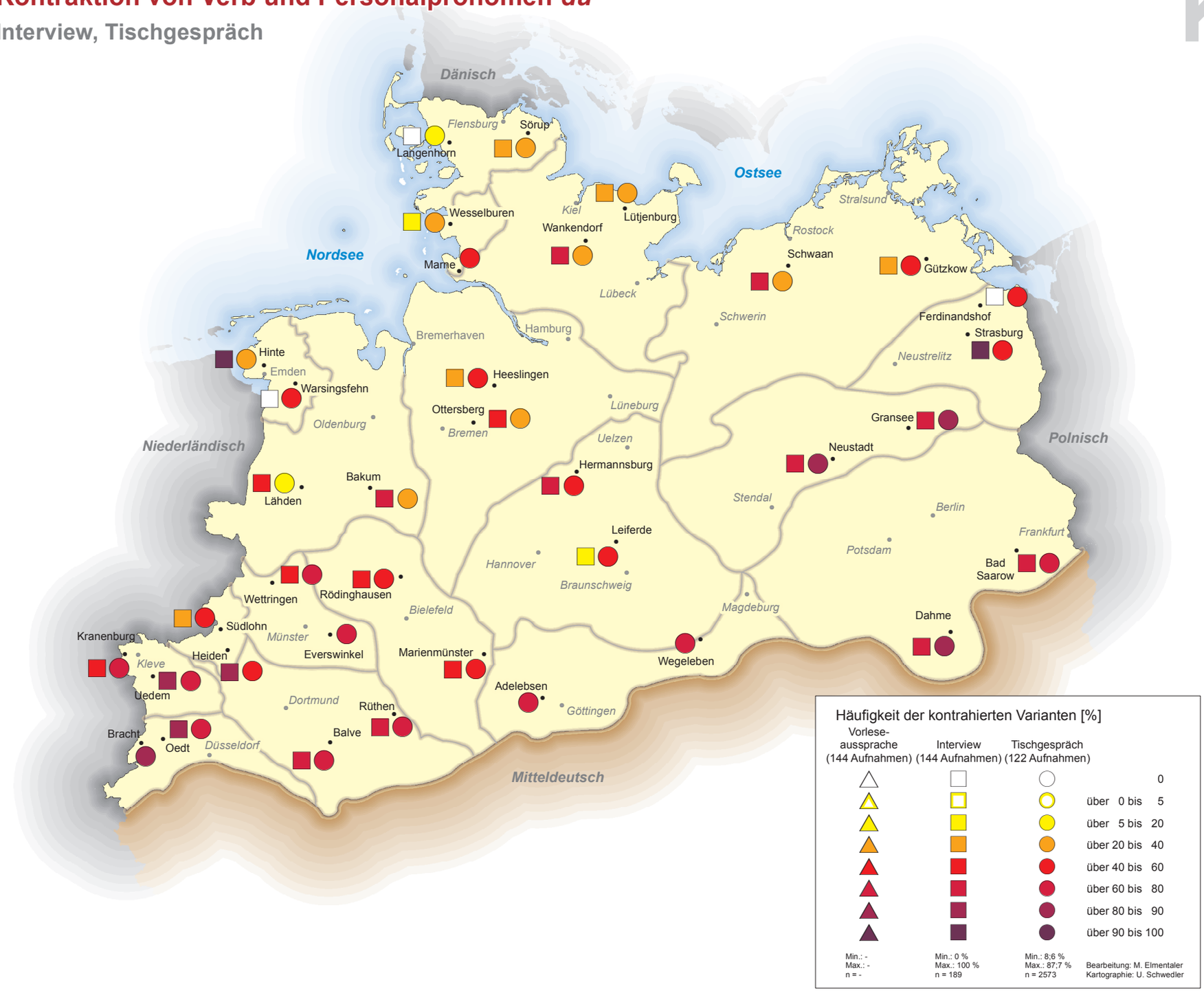
Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *gehst du, tust du, weißt du; durftest du, könntest du, wolltest du; brauchst du, meinst du, sagst du; guckst du, kennst du, machst du; bist du, hast du, wirst du; darfst du, kannst du, magst du, musst du, willst du; kriegst du*

Areale Verbreitung Karte Ko1.1 zeigt, dass Kontraktionsformen von Verb und Pronomen *du* (hier wie im Folgenden immer inklusive der Variante mit vollständigem Ausfall des Pronomens) in allen Regiolekten des norddeutschen Raums auftreten. Hierbei ist trotz der insgesamt hohen Werte ein tendenzieller Süd-Nord-Unterschied zu erkennen. In den zehn südlichen Untersuchungsregionen (Nord- und Südniederrhein, Westmünsterland, Münsterland, Südwestfalen, Ostwestfalen, Nord- und Südostfalen, Nord- und Mittelbrandenburg) sind kontrahierte Varianten im Tischgespräch an 15 von 20 Orten

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Kontraktion von Verb und Personalpronomen *du*

Interview, Tischgespräch



Karte Ko1.1

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mit Anteilen zu mehr als 60 % belegt (davon in 4 Fällen mit mehr als 80 %), und in keinem Ort liegt der Anteil bei unter 50 %. Im Durchschnitt beträgt der Anteil kontrahierter Formen hier 67,3 %. Demgegenüber ließen sich in keinem der 16 Orte aus den acht nördlichen Untersuchungsregionen (Ostfriesland, Emsland-Oldenburg, Nordhannover, Schleswig, Dithmarschen, Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Mittelpommern) Anteile von über 60 % in den Tischgesprächen feststellen, während der Wert in zehn Orten sogar bei unter 40 % liegt. Der Durchschnitt beträgt hier nur 36,0 %.

Dieses Süd-Nord-Gefälle tritt noch klarer hervor, wenn eine erste Variantendifferenzierung vorgenommen wird. Karte Ko1.2 A dokumentiert den prozentualen Anteil aller Kontraktionsformen, die eine Vokalreduktion von [u(:)] zu [ə] beinhalten (Variantentyp 1: *haste* und 2: *hasse*), in Kontrast zu den Standardformen (*hast du, hasdu, hastu*) und dem Variantentyp 3 (*hassu*) mit Erhalt des Vollvokals. Bei dieser Gegenüberstellung zeigt sich eine noch deutlichere Süd-Nord-Differenzierung. In den acht nördlichen Regionen lassen sich im Tischgespräch an keinem Ort mehr als 20 % Kontraktionsformen mit auslautendem Schwa-Vokal nachweisen (an 11 von 16 Orten sogar nur 10 % oder weniger); im Durchschnitt sind es 9,2 %. Für den Norden des Untersuchungsgebietes ist der Gebrauch reduzierter Auslautvokale somit auch in informeller Situation keineswegs charakteristisch. Das bestätigt die anhand der Forschungsliteratur zum nordniederdeutschen Raum getroffenen Beobachtungen und zeigt darüber hinaus, dass die Präferenz von Varianten mit Erhalt des Vollvokals auch für den Nordwesten und Nordosten Geltung besitzt. In den zehn südlichen Regionen hingegen wird von den Varianten mit Vokalreduktion mehr als viermal so oft Gebrauch gemacht. In 13 der 20 Orte liegen die Anteile im Tischgespräch bei über 40 %, nur in einem einzigen Ort (Wettringen/Münsterland) bei unter 20 %; der Durchschnittswert liegt bei 43,9 %. Auch in dieser Hinsicht können die anhand der Forschung zum Ruhrdeutschen und Berlinischen punktuell getroffenen Feststellungen bestätigt und differenziert werden. Die Tendenz zum Gebrauch von Formen mit reduziertem Vokal erstreckt sich über den gesamten Süden des Untersuchungsgebietes, mit Schwerpunkten im Südosten und Südwesten.

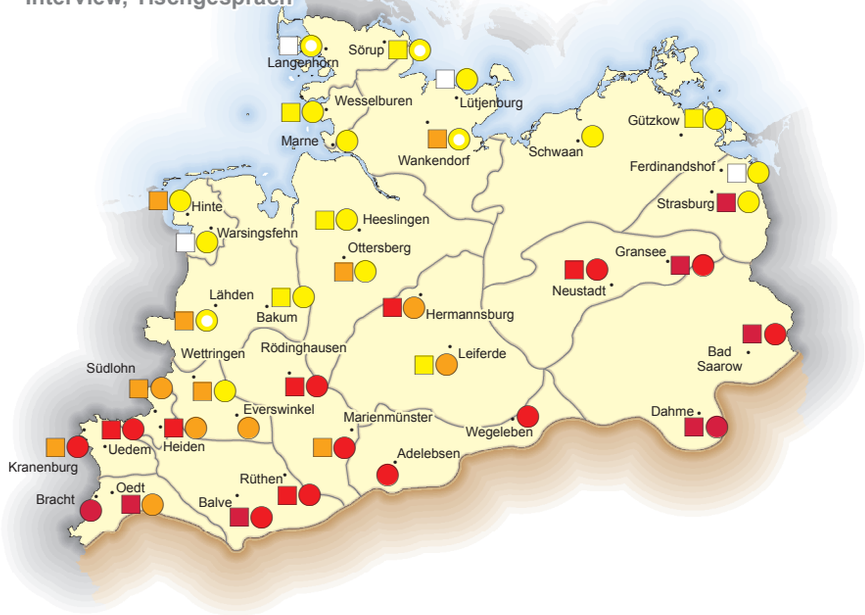
Im Folgenden wird anhand von vier subklassenspezifischen Detailkarten überprüft, inwieweit die in der Forschung getroffenen Beobachtungen zur regional unterschiedlichen Präferenz von reduzierten Formen mit und ohne Dentalschwund (Typ 1: *haste* vs. Typ 2: *haste*), zur Verwendung der Variante mit Dentalschwund und erhaltenem Vollvokal (Typ 3: *hassu*) und zu den Prodrop-Formen (Typ 4: *hast'*) Gültigkeit besitzen.

Variante 1: Erhalt des Plosivs und Vokalschwächung (Typ *haste, siehste*) Karte Ko1.2 B dokumentiert eine Verbreitung des Variantentyps 1 im gesamten norddeutschen Raum, allerdings mit einem deutlichen Schwerpunkt im Südosten. In den beiden brandenburgischen Untersuchungsregionen beträgt der Anteil der entsprechenden Formen im Tischgespräch durchweg über 40 % (Durchschnitt 50,5 %). Die Formen des Typs *haste, siehste* können somit nicht nur für Berlin, sondern auch für den weiteren brandenburgischen Regiolektraum als charakteristisch gelten. Am Niederrhein sowie in West- und Ostfalen liegt der durchschnittliche Anteil dagegen nur bei 19,8 %, mit ortsspezifischen Werten zwischen 8,5 und 35,8 %. Am geringsten sind die Anteile in den nördlichen Regionen, mit durchschnittlich 7,5 % (zwischen 1,7 und 20,0 %).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

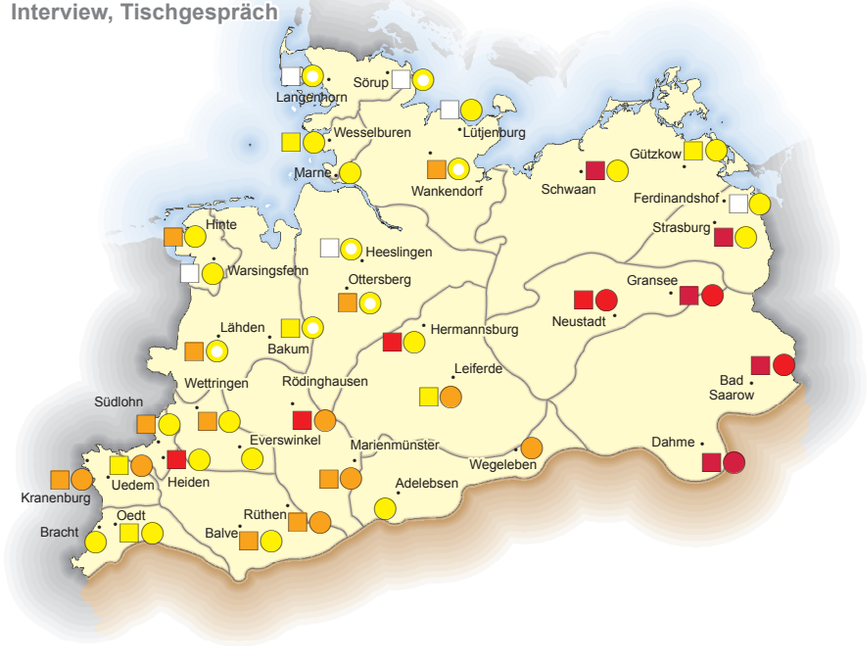
A. Formen mit Vokalreduktion (Typ 1: *haste*, *Typ 2: hasse*)

Interview, Tischgespräch



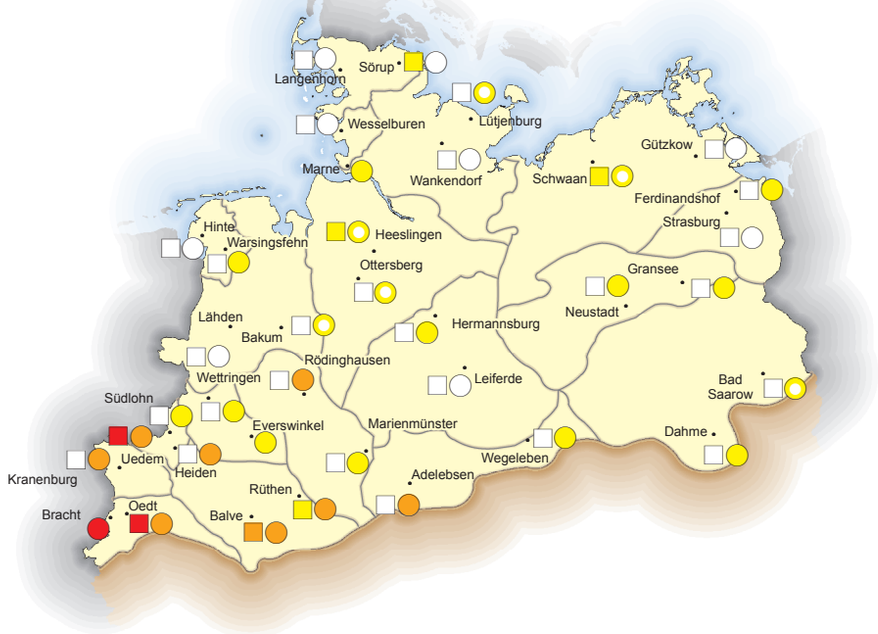
B. Variante 1: Typ *haste, biste*

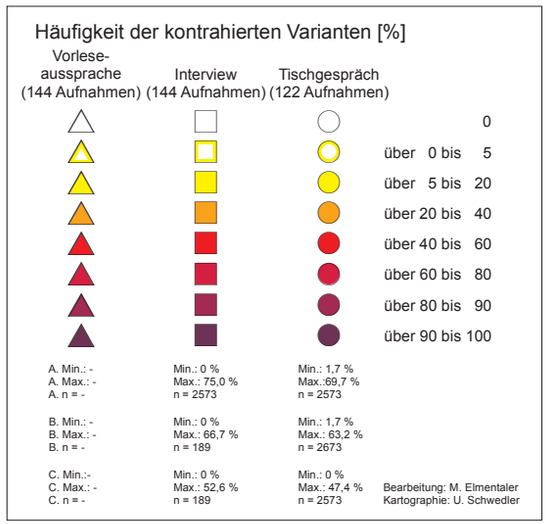
Interview, Tischgespräch



C. Variante 2: Typ *hasse, bisse*

Interview, Tischgespräch





https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Variante 2: Tilgung des Plosivs und Vokalschwächung (Typ *hasse, siehsse*) Der Verbreitungsraum der Variante des Typs 2 ist in erster Linie auf den Südwesten des Untersuchungsgebietes (Niederrhein und Westfalen) konzentriert (Karte Ko1.2 C). Hier ließen sich im Tischgespräch in acht von zwölf Orten Anteile von über 20 % (davon zweimal über 40 %) nachweisen (durchschnittlich 23,6 %). Formen wie *hasse, kannze, siehsse* sind somit, wie bereits aufgrund der Befunde aus der Forschungsliteratur angenommen werden konnte, nicht nur in den Ruhrgebietsstädten, sondern auch in den angrenzenden Regiolekträumen gebräuchlich. Im restlichen Untersuchungsgebiet liegen die Werte für diese Variante meist zwischen 0 und 15,1 % (durchschnittlich 5,5 %; in 15 von 24 Orten ist Variante 2 nicht oder nur in Streubelegen nachweisbar), lediglich im südostfälischen Adelebsen, das relativ nahe an der Grenze zum ostwestfälischen Raum gelegen ist, wurde ein höherer Wert festgestellt (31,3 %). Bei der Verbindung *kriegst du* ist die Tilgung des Plosivs *d* mit einer Kürzung des verbalen Stammvokals und einer Tilgung des Plosivs *g* verbunden (*kriegstu* > *krisse*, nicht **kriegsse*).

Variante 3: Tilgung des Plosivs und Erhalt des Vollvokals (Typ *hassu, siehssu*) Karte Ko1.2 A zeigte bereits, dass in den nördlichen Regionen des Untersuchungsgebietes eine stärkere Tendenz zum Gebrauch von Varianten mit vollem Vokal besteht als im Süden. Auf Karte Ko1.3 A ist nun der spezifische Anteil der standarddivergenten Variante mit Dentalschwund, also Assimilation von [st] zu [s] (*hassu, siehssu*) dargestellt. Die Variante erweist sich nicht in besonderem Maße als charakteristisch für die acht nördlichen Regionen. Nur an drei (weit verstreuten) Orten sind für das Tischgespräch Anteile von mehr als 20 % belegt (Lütjenburg/Holstein: 28,8 %, Heeslingen/Nordhannover: 30,2 %, Ferdinandshof/Mittelpommern: 26,7 %), während ansonsten nur Werte zwischen 0 und 19,0 % gemessen wurden (im Durchschnitt 13,2 %). Dies bestätigt die Annahme, dass nicht die spezifischen Varianten des Typs 3 für die nördlichen Regiolekte charakteristisch sind, sondern generell die Formen mit vollem Vokal. Im Südwesten (Niederrhein und Westfalen) liegt der Anteil der Varianten mit Plosivtilgung und Erhalt des Vollvokals etwa in gleicher Höhe (1,8 bis 21,3 %, durchschnittlich 10,7 %). Die geringsten Werte weisen mit 0 bis 6,3 % im Tischgespräch die ostfälischen und brandenburgischen Regiolekte auf (im Durchschnitt 3,0 %).

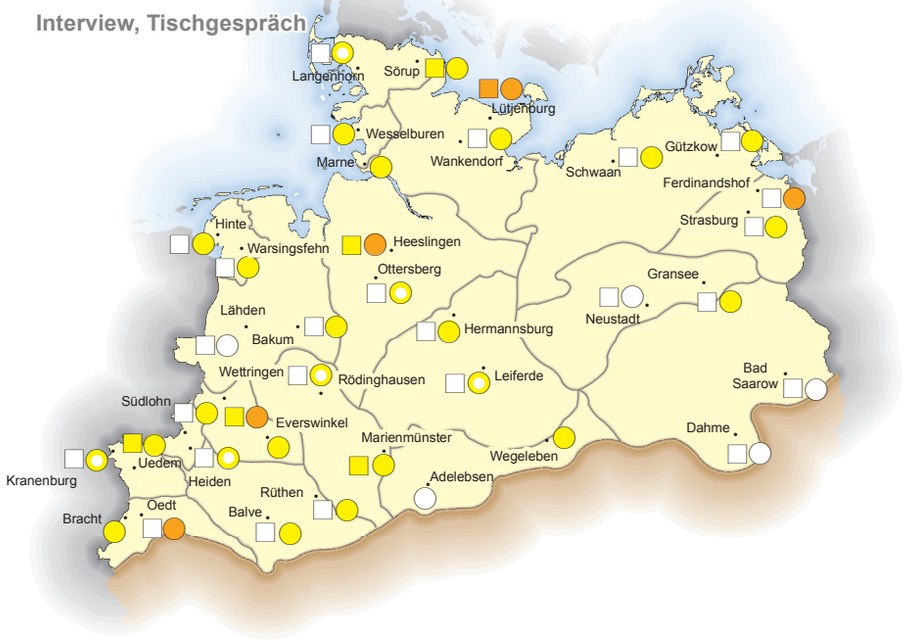
Variante 4: Auslassung des Pronomens (Prodrop). Die Varianten mit Auslassung des Pronomens (*Was wills denn? Kriss paar geknallt*) lassen kein klares areales Verteilungsmuster erkennen (Karte Ko1.3 B). Die Werte liegen im Tischgespräch überwiegend zwischen 10 und 20 % (durchschnittlich 15,6 %), höhere Werte sind an sieben Orten aus sechs Regionen nachgewiesen. Die überdurchschnittlich hohen Werte im Interview für Hinte/Ostfriesland (66,7 %) und Bakum/Oldenburg (50,0 %) sind angesichts der geringen Belegzahlen in diesen Orten (6 bzw. 3 Belege) wenig aussagekräftig. Die Prodrop-Variante scheint in keiner Region den Status einer regiolektal markierten Form zu besitzen, sondern unabhängig von regionalen Bindungen als allegrosprachliche Realisierung in spontaner Kommunikation aufzutreten.

Situative Verteilung Die vier standarddivergenten Realisierungsvarianten für die Abfolge von Verb und Pronomen *du* weisen eine insgesamt geringe situative Varianz auf. Die Varianten mit Dentaltilgung werden in

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

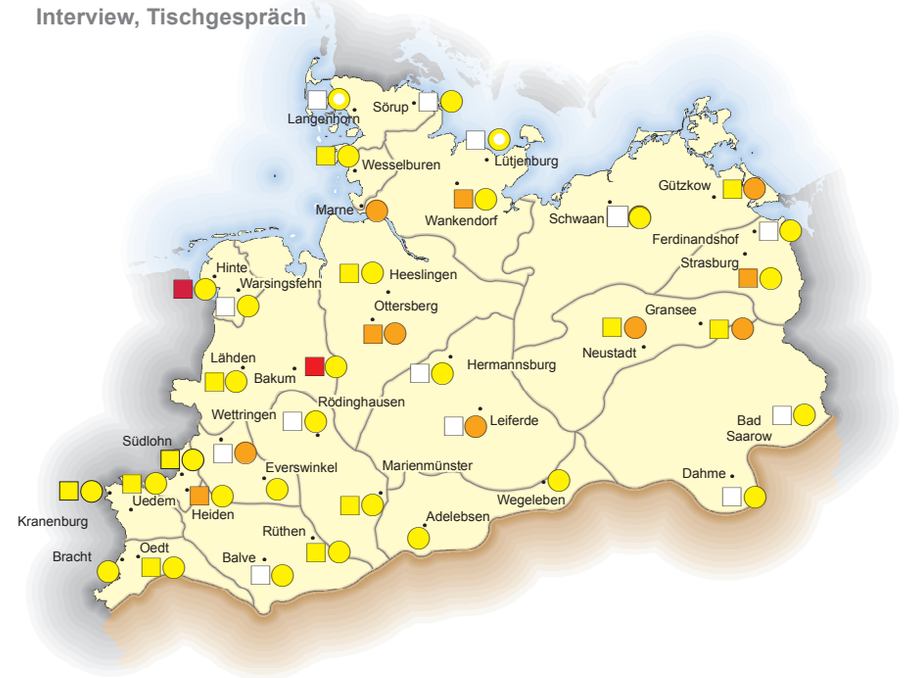
A. Variante 3: Typ *hassu, bissu*

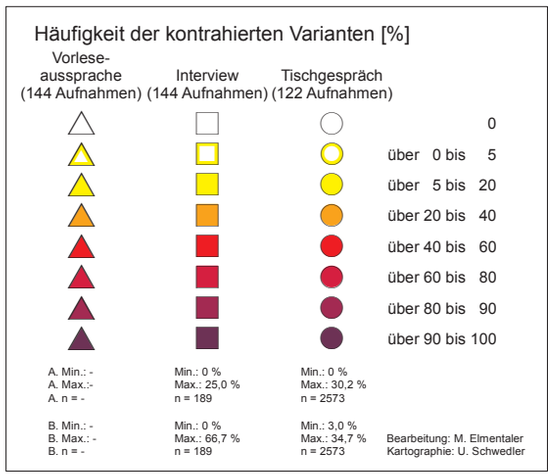
Interview, Tischgespräch



B. Variante 4: Auslassung des Pronomens (Prodrop)

Interview, Tischgespräch





Karte Ko1.3 A-B

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

den Tischgesprächen etwas häufiger gebraucht als in den Interviews (Typ 1 *hasse*: 12,3 % gegenüber 9,5 %; Typ 2 *hassu*: 9,3 % gegenüber 3,7 %). Demgegenüber werden die Varianten mit erhaltenem Dental des Typs 1 (*haste*) in den Interviews (23,8 %) etwas häufiger gebraucht als in den Tischgesprächen (19,7 %). Dies könnte darauf hindeuten, dass insbesondere die Dentaltilgung als besonders standardferne Realisierung wahrgenommen wird, so dass man in etwas formellerem Kontext auf die Variante ausweicht, die dem kognitiven Konzept der Wortform noch etwas stärker entspricht. Im Gebrauch der Prodrop-Formen gibt es keine auffälligen situativen Unterschiede (T: 15,6 % – I: 16,9 %).

Phonetischer Kontext In Hinblick auf den Einfluss der vorangehenden phonetischen Umgebung an der Kontaktstelle von Verb und Pronomen wurden fünf Kontexte unterschieden:
(1) Langvokal/Diphthong + *s(t)* + *du* (Typ *sieh-s(t) du, wei-ß(t) du*)
(2) Kurzvokal + *s(t)* + *du* (Typ *bi-s(t) du, ha-s(t) du, mu-ss(t) du*)
(3) Schwa + *s(t)* + *du* (Typ *könnte-s(t) du, zöger-s(t) du*)
(4) Langvokal/Diphthong + Konsonant + *s(t)* + *du* (Typ *lehn-s(t) du, bleib-s(t) du*)
(5) Kurzvokal + Konsonant + *s(t)* + *du* (Typ *nimm-s(t) du, kann-s(t) du, will-s(t) du*)

Belege mit Auslassung des Pronomens (Prodrop) und Belege mit Vokalkürzung (z.B. *sachste* ‚sagst du', *krisse* ‚kriegst du", *machste* ‚magst du') wurden bei diesen Untersuchungen ausgeklammert.

Untersucht wurde zunächst der Zusammenhang zwischen dem phonetischen Kontext und dem Anteil an Realisierungen mit Ausfall des Dentals ([-sə, -su]). Hierbei sollte geprüft werden, ob das Vorhandensein eines auslautenden Konsonanten die Wahl von Varianten mit Dentalschwund begünstigt, um komplexe Konsonantencluster des Typs K+K+K (*zei-gst-u, ni-mmsd-u*) zu vermeiden. In diesem Falle wäre zu erwarten, dass bei den Kontexttypen (4) und (5) häufiger Varianten mit Dentalschwund auftreten als bei den Typen (1) bis (3). Wie Abb. Ko1.1 zeigt, lässt sich diese Hypothese nicht durchgehend bestätigen. Zwar liegen die Anteile von Varianten mit Dentalschwund in den Kontexten mit auslautender Konsonanz (4) und (5) im Durchschnitt tatsächlich höher als nach Langvokal/Diphthong (1) und Schwa (3), doch ist auch nach Kurzvokal (2) ein Beleganteil von 26,1 % festzustellen.

Darüber hinaus wurde der Zusammenhang zwischen dem phonetischen Kontext und dem Anteil an

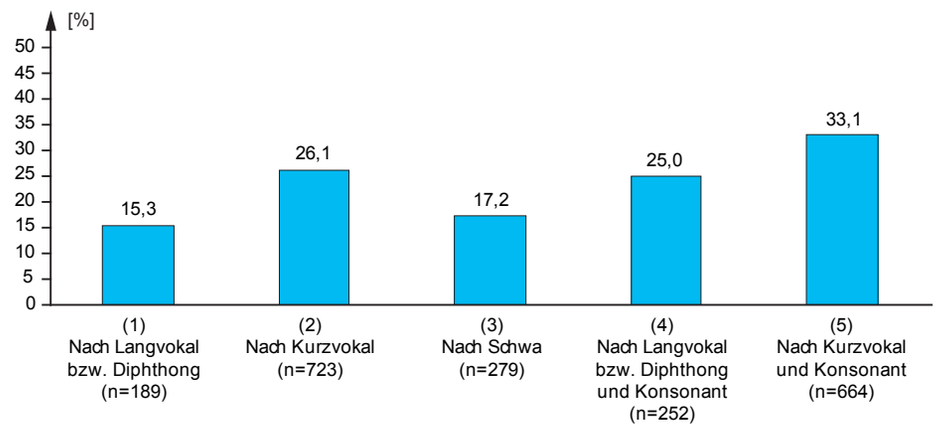
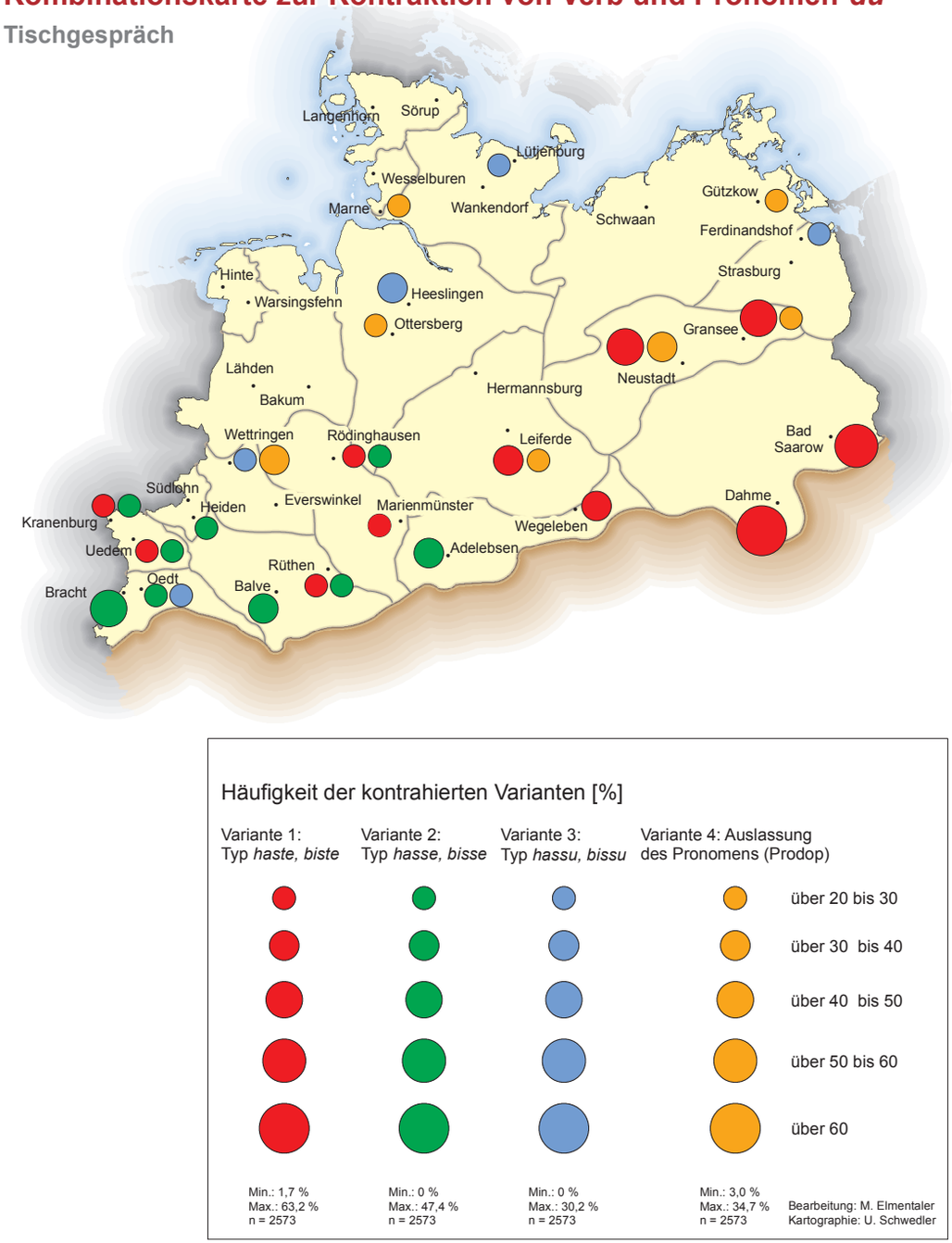


Abb. Ko1.1. Anteil von Belegen mit Dentalschwund (Variantentyp 2: *hasse, siehsse* und 3: *hassu, siehssu*) in Abhängigkeit von der linken Umgebung (Tischgespräche)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kombinationskarte zur Kontraktion von Verb und Pronomen *du*

Tischgespräch



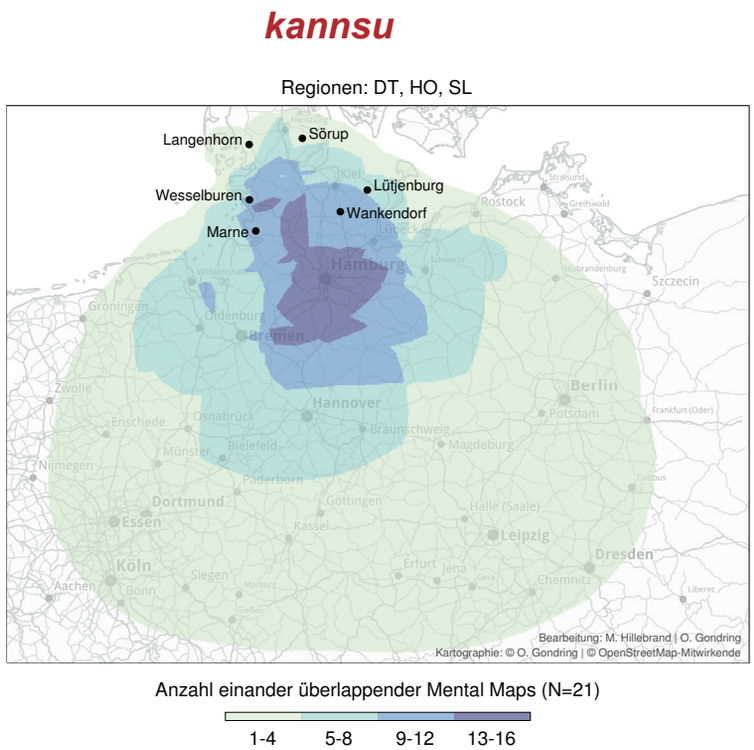
Realisierungen mit Vokalreduktion geprüft ([-sə, -stə]). Hierbei sollte getestet werden, ob das Vorhandensein eines Langvokals bzw. Diphthongs im Verbstamm das Auftreten von Varianten mit Vokalreduktion im Pronomen begünstigt. Abb. Ko1.2 lässt einen solchen Effekt für den Kontext (1) nach Langvokalen vermuten, allerdings gilt dies nicht, wenn dem Langvokal noch ein Konsonant folgt (Variantentyp 4).

Salienz, Situativität und Normativität Die Wahrnehmung der Kontraktion von Verb und Personalpronomen *du* wurde in den Regionen Schleswig, Holstein und Dithmarschen anhand von Satz 29 „*Kannssu* mir das mal erklären?“ des Salienztests überprüft. Nur neun von 22 befragten Gewährspersonen (40,9 %) nahmen die Kontraktion und die Dentaltilgung wahr. Es handelt sich somit um ein nicht sehr stark salientes Merkmal, was mit dem Erhalt des vollen Vokals zusammenhängen könnte. Da dementsprechend nur sieben Frauen an den weiteren Tests teilnahmen, sind die Daten nur bedingt aussagekräftig. Von denen, die das Merkmal bemerkten, wurde überwiegend (sechs von sieben Befragten) angegeben, dass sie es nur in der Familie oder nie benutzen wür-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

den. Allerdings würde nur eine von sieben Befragten die Aussprache bei ihrem Kind korrigieren, wenn es sie in einer Vereinsrede verwenden würde („*Kannssu* dir das vorstellen?“). Zu den übrigen Varianten wurden keine Tests durchgeführt.

Mental Maps Im Arealitätstest wurde die areale Verortung der typisch norddeutschen Variante mit Dentaltilgung und Erhalt des Vollvokals in den drei Regionen von Schleswig-Holstein (Schleswig, Dithmarschen, Holstein; 21 Gewährspersonen) überprüft. Grundlage bildete Satz 29: „*Kannssu* mir das mal erklären?“ Die Mental Map (Karte Ko1.5) zeigt, dass diese Aussprache vor allem in den nördlichen Regionen verortet wird, mit einem Schwerpunkt auf dem Gebiet um Hamburg. Die subjektive Einschätzung der arealen Reichweite der Variante *kannssu* lässt sich mit ihrer stereotypen Verknüpfung mit dem Hamburger Missingsch in Verbindung bringen.



Karte Ko1.5

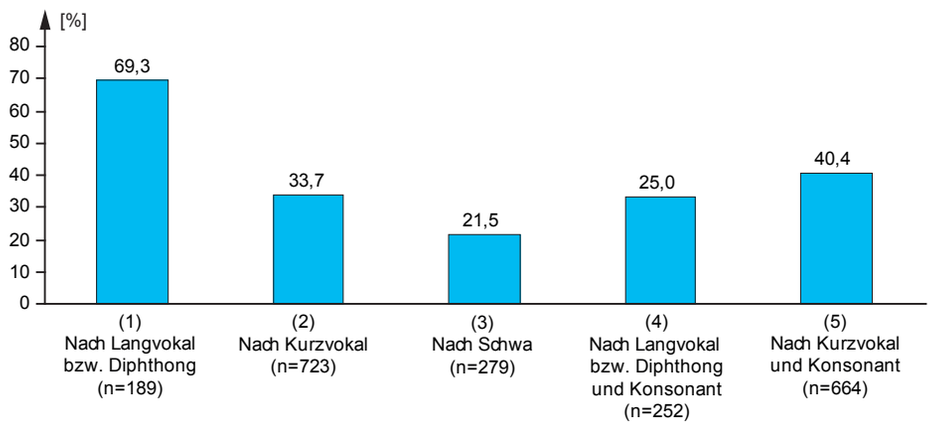


Abb. Ko1.2. Anteil von Belegen mit Vokalreduktion (Variantentyp 1: *haste, siehste* und 2: *hasse, siehsse*) in Abhängigkeit von der Quantität des vorangehenden Vokals (Tischgespräche)

Abschließende Interpretation Anders als die Beschreibungen in den Aussprachewörterbüchern es nahelegen, handelt es sich bei der Kontraktion von Verb und Personalpronomen *du* nicht um ein überregional-allegrosprachliches Merkmal

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ohne regionale Konnotationen. Vielmehr hat sich gezeigt, dass in den norddeutschen Regiolekten jeweils unterschiedliche Realisierungsformen gebräuchlich sind. Wie die Kombinationskarte Ko1.4 deutlich macht, treten Formen mit reduziertem Vokal eher in der Südhälfte des Untersuchungsgebietes als im Norden auf, wobei im Südwesten Varianten mit Dentalschwund präferiert werden (*hasse, kannsse*), im Südosten dagegen die Varianten mit Erhalt des Dentals (*haste, kannste*). Für den Norden sind generell die Formen mit erhaltenem Vollvokal charakteristisch (*hasdu, hastu, hassu*). Sie weisen dort eine gewisse, allerdings nicht sehr starke Salienz auf. Die Prodrop-Variante (Auslassung des Pronomens) ist im gesamten Raum auf geringem Frequenzniveau verbreitet. Intersituative Differenzen sind bei der Variable schwach ausgeprägt, auch zeigen sich keine eindeutigen Abhängigkeiten des Variantengebrauchs von Kontextfaktoren.

ME

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel

Belegzahl: 2108
T: 976 B. aus 36 Orten (Ø 27 B.), 122 Gpn.
I: 1132 B. aus 36 Orten (Ø 31 B.), 144 Gpn.
V: keine Belege

Literatur A. Studien: Überregional: Henn-Memmesheimer (1986: 194-200), Hole/Klumpp (2000), Keller (2004: 6f.), Wich-Reif (2010). Nordniederdeutscher Raum: Scheel (1963: 385). Ostniederdeutscher Raum: Gernentz (1974: 235) [Mecklenburg-Vorpommern].
B. Karten: Kleiner/Knöbl (2011: 8).

Forschungsstand Die Syntagmen *so'n/so'ne* sind Formen der gesprochenen Sprache, die formal auf eine Kontraktion aus der Partikel *so* und dem unbestimmten Artikel rückführbar sind, mittlerweile aber durch Grammatikalisierungsprozesse einen eigenständigen Charakter gewonnen haben. Keller (2000: 6) führt hierfür zwei Argumente an. Zum einen ist die Form *so'n* auch in Kontexten verwendbar, in denen die Vollform nicht gebraucht werden kann (*ein so'n Auto*, aber **ein so ein Auto*). Zum anderen wird die Form *so'ne* auch mit pluralischer Bedeutung als Variante zu *solche* verwendet (*so'ne Dinge*), was ebenfalls mit den nicht-kontrahierten Formen unzulässig wäre (**so eine Dinge*).

Der Wortartenstatus von *so'n/so'ne* ist umstritten. Die Duden-Grammatik verzichtet auf eine Wortartenklassifikation und erwähnt die Formen *so* und *so'n/so'ne* als umgangssprachlichen Ersatz für *so ein* bzw. *solche* (Duden-Grammatik 2009: 323f.). Wich-Reif (2010: 198) klassifiziert sie parallel zu den Formen von *solch* als Gradpartikeln; überdies könnten sie in Nominalsyntagmen die Stelle des Adjektivs besetzen. Keller (2000: 6f.) geht davon aus, dass *so'n/so'ne* im Singular wie im Plural eine Lücke im Sprachsystem schließt, indem als Pendant zum definiten Demonstrativpronomen *dieser* ein indefinites Demonstrativum ausgebildet wird. Hole/Klumpp (2000) betrachten *so'n/so'ne* dagegen als Artikel, Kleiner/Knöbl (2011: 8) „als Indefinitum bzw. als Demonstrativum", Henn-Memmesheimer (1986: 198) analysiert „flektierendes *so* [...] als Adjektiv".

Neben *so'ne* gibt es mit pluralischer Bedeutung auch die Form *so* (*so Dinge* ‚solche Dinge'). Wie sich die drei Varianten *solche, so'ne* und *so* + Nomen verteilen und inwiefern hier areale, situative oder kontextuelle Faktoren eine Rolle spielen, ist bislang noch wenig bekannt. Kleiner/Knöbl (2000: 8f.) kartieren nur die Pluralvariante *so'ne*. Wich-Reif (2010) geht zwar auf mehrere Varianten ein, bezieht sich jedoch auf Angaben aus heterogenen Quellen (Dialektwörterbücher, Sprachatlanten, Berliner Wendekorpus, Umfrageergebnisse). In der Duden-Grammatik wird seit der 7. Auflage (2005) ausführlicher auf die Formen *so'n/so'ne* eingegangen, wobei die Singularformen allgemein als „umgangssprachlich" charakterisiert werden (ebd.: 331). Hinsichtlich der Pluralvarianten wird zwischen dem umgangssprachlichen einfachen *so* und der Form *so'ne* unterschieden, die „regional" verbreitet sei (Duden-Grammatik 2005: 330f., vgl. Duden-Grammatik 2009: 323). Nähere Angaben zur arealen Verbreitung fehlen jedoch. Nach den Auswertungen von Wich-Reif (2010: 195) und Kleiner/Knöbl (2011: 8) tritt die Singularform in der gesamtdeutschen Alltagssprache auf, während sich die Pluralvariante vor allem im Nordosten des deutschen Sprachgebiets sowie vereinzelt im mitteldeutschen Raum finde (Kleiner/Knöbl 2011: 9). Scheel (1963: 385) gibt die Pluralvariante *so'ne* auch für das Hamburger Missingsch als typisch an (*sonne Sachen*).

Zur situativen Verteilung der Varianten liegen in der bisherigen For-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schungsliteratur keine Informationen vor. Die Sprachdaten von Kleiner/Knöbl (2011) beziehen sich lediglich auf den Situationskontext Interview, so dass keine Vergleiche möglich sind. Der Einfluss kontextueller Faktoren ist ebenfalls noch nicht systematisch erforscht worden. Wich-Reif (2010: 201) vermutet, dass die Pluralvariante *so'ne* bevorzugt in der Stellung vor „Substantiven von recht allgemeiner Bedeutung" auftrete, und nennt *Dinge*, *Sachen* und *Leute* als die am häufigsten auftretenden Lexeme. Diese These basiert allerdings ausschließlich auf ihrer Auswertung von Dialektwörterbüchern. Zu prüfen bleibt, ob sich eine solche Kollokation bestätigen lässt oder ob sich andere Regelmäßigkeiten zeigen, etwa eine Abhängigkeit von bestimmten pragmatischen Kontextbedingungen.

Auch zur phonetischen Realisierung der Varianten sind bislang einige Fragen ungeklärt. Wich-Reif (2010: 213) beobachtet auf der Grundlage ihrer Auswertung der Dialektwörterbücher eine Konzentration von Formen mit offenem Kurzvokal (['zɔnə]) im Nordwesten gegenüber Formen mit geschlossenem Vokal im übrigen Gebiet. Offen ist schließlich auch die Frage, ob auch grammatische Kategorien für die Verwendung der Formen mit enklitischem Artikel eine Rolle spielen, ob also z.B. die Formen für den Dativ Singular (*so'm/so'nem/so'ner*) ebenso frequent auftreten wie die für den Nominativ oder Akkusativ Singular.

Variablendefinition Untersucht wurde die Verwendung der verschiedenen Realisierungsvarianten von *so* vor unbestimmtem Artikel in der Singular- und Pluralverwendung in allen relevanten Kasus. Die beiden phonetischen Varianten (mit offenem kurzen bzw. geschlossenen Vokal) wurden durch unterschiedliche Siglen erfasst. Das Korpus wurde zunächst nach Belegen von <so ein> durchsucht, einschließlich der verschiedenen Flexionsformen des unbestimmten Artikels (*so ein, so einem, so einer, so einen, so eines*). Dabei wurde nur die pränominale Verwendung berücksichtigt; Fälle wie *Das war auch so einer!* wurden ausgeschlossen. Zudem wurden alle Flexionsformen von <solch> ermittelt, da pluralische *so'ne*-Realisierungen (*so'ne Dinge*) als *solche* transkribiert wurden. Darüber hinaus wurde nach dem Vorkommen von *so* + Nomen gesucht (*so Dinge*). Aus technischen Gründen waren Nomen zu definieren als Wörter, die mit einem Großbuchstaben beginnen; Fälle von *so* + Adjektiv + Nomen (*so gelbe Bänder*) konnten aufgrund dieser Suchroutine nicht gefunden werden.

Angesichts der morphosyntaktischen Komplexität des Phänomens wurde ein differenziertes System an Subvariablen für die einzelnen Kasusformen erstellt (Abb. Ko2.1).

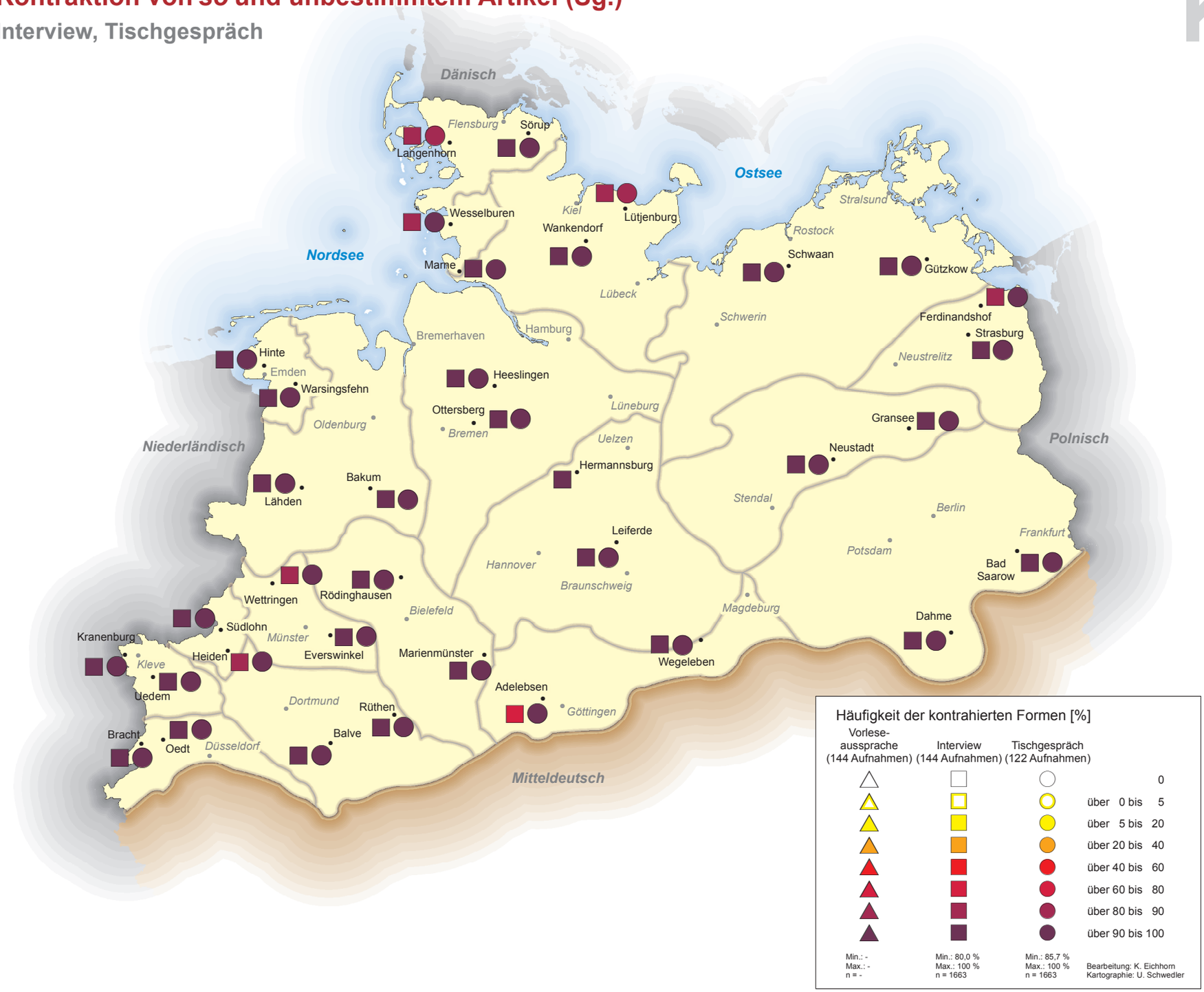
	Nom.	Akk.	Dat.	Gen.
Gesuchte Standardform				
Msk. Sg.	*so/solch ein*	*so/solch einen*	*so/solch einem*	*so/solch eines*
Ntr. Sg.		*so/solch ein*		
Fem. Sg.	*so/solch eine*		*so/solch einer*	
Msk./Ntr./Fem. Pl.	*solche*		*solchen*	*solcher*
Erwartete Realisierungen				
Msk. Sg.	*so'n [so'nen]*	*so'nen/so'n*	*so'm*	-
Ntr. Sg.		*so'n [so'nen]*	*so'nem*	
Fem. Sg.	*so'ne*		*so'ner*	-
Msk./Ntr./Fem. Pl.	*so/so'ne*		*so/so'nen*	-

Abb. Ko2.1. Analysekategorien für die Variable *so'n/so'ne*

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel (Sg.)

Interview, Tischgespräch



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Subvariablen *so ein* und *so einen* sind wegen des Schwa-Ausfalls in der Endsilbe oftmals lautlich kaum unterscheidbar ([zoːn]). Die Form *so'nen* mit Schwa-Erhalt dürfte am ehesten im Akk. Msk. auftreten (*Ich hab da so'nen Teppich*), könnte aber auch im Ntr. Akk. (*Spar erstmal auf so'nen Auto*) oder im Msk./Ntr. Nom. vorkommen (*Das ist so'nen Nachbau, Dann war da so'nen Auto hinter uns*) (Belege aus einer am 09.09.11 durchgeführten Google-Suche).

Beispielwörter aus Tischgespräch und Interview *so'n Argument, so'n bisschen, so'ne Schwalbe, in so'm Dorf, bei so'm Wetter, da hat er so Salbe gekriegt; so'ne Allüren, so'ne wallenden Haare, so'ne hohe Klappliegen, so Bänder, so Durchschnittswerte.*

Singularischer Gebrauch von *so* + unbestimmter Artikel

Areale Verbreitung Karte Ko2.1 zeigt, dass die Singularform *so* + unbestimmter Artikel in den Tischgesprächen im gesamten Untersuchungsgebiet nahezu durchgängig standarddivergent realisiert wird. Die Werte aller Flexionsformen liegen bei durchschnittlich 96,7 %. In 17 Orten lässt sich keine einzige Standardrealisierung nachweisen. Dies bestätigt die Erwartung, dass es sich bei der Singularverwendung von *so'n/so'ne* um eine überregional verbreitete Form handle.

Deutliche areale Unterschiede lassen sich allerdings hinsichtlich der Vokalqualität von *so'ne* erkennen (Karte Ko2.2). Die höchsten Anteile der offenen, kurzen Vokalrealisierungen ([zɔn, zɔnə]) zeigten sich mit 100 % (Strasburg/Mittelpommern) bzw. 56,0 % (Gützkow/Mecklenburg-Vorpommern) im Nordosten. Im Norden sind die offenen Varianten zu etwa 30 % in Marne und Wesselburen in Dithmarschen sowie für Langenhorn/Schleswig belegt, im Westen zu über 30 % in Wettringen/Münsterland und Südlohn/Südmünsterland. In den übrigen Regionen dominieren noch deutlicher die Varianten mit geschlossener Vokalrealisierung ([zo(ː)n, zo(ː)nə]), die in Nordhannover, Ostfriesland, Ostfalen und Südbrandenburg ausschließlich vorkommen.

In 28 Fällen wird in den Tischgesprächen die Variante *so* + Nomen im Singular gebraucht (*wenn das so Wetter ist; das war auch noch so Frage*), wobei die Belege über das gesamte Untersuchungsgebiet streuen.

Einfluss der Basisdialekte Die Realisierung von *solch/so'n* in den niederdeutschen Dialekten kann anhand von Satz 28 der Wenkererhebung überprüft werden. Die hochdeutsche Vorgabe beinhaltet zwar eine Pluralform (*Ihr dürft nicht solche Kindereien machen*), doch sind in 47 historischen Wenkerbögen bzw. in 18 rezenten Wenkeraufnahmen aus dem SiN-Projekt singularische Realisierungen (z.B. *so'n Kinnerkram*) belegt. Da sich diese Singularformen jedoch weitgehend auf den Norden des Untersuchungsgebietes sowie – in den modernen Wenkeraufnahmen – auf den Niederrhein konzentrieren, ist ein Abgleich zwischen den dialektalen Formen und denen der hochdeutsch basierten Sprachlagen nur für diese Regionen sinnvoll möglich.

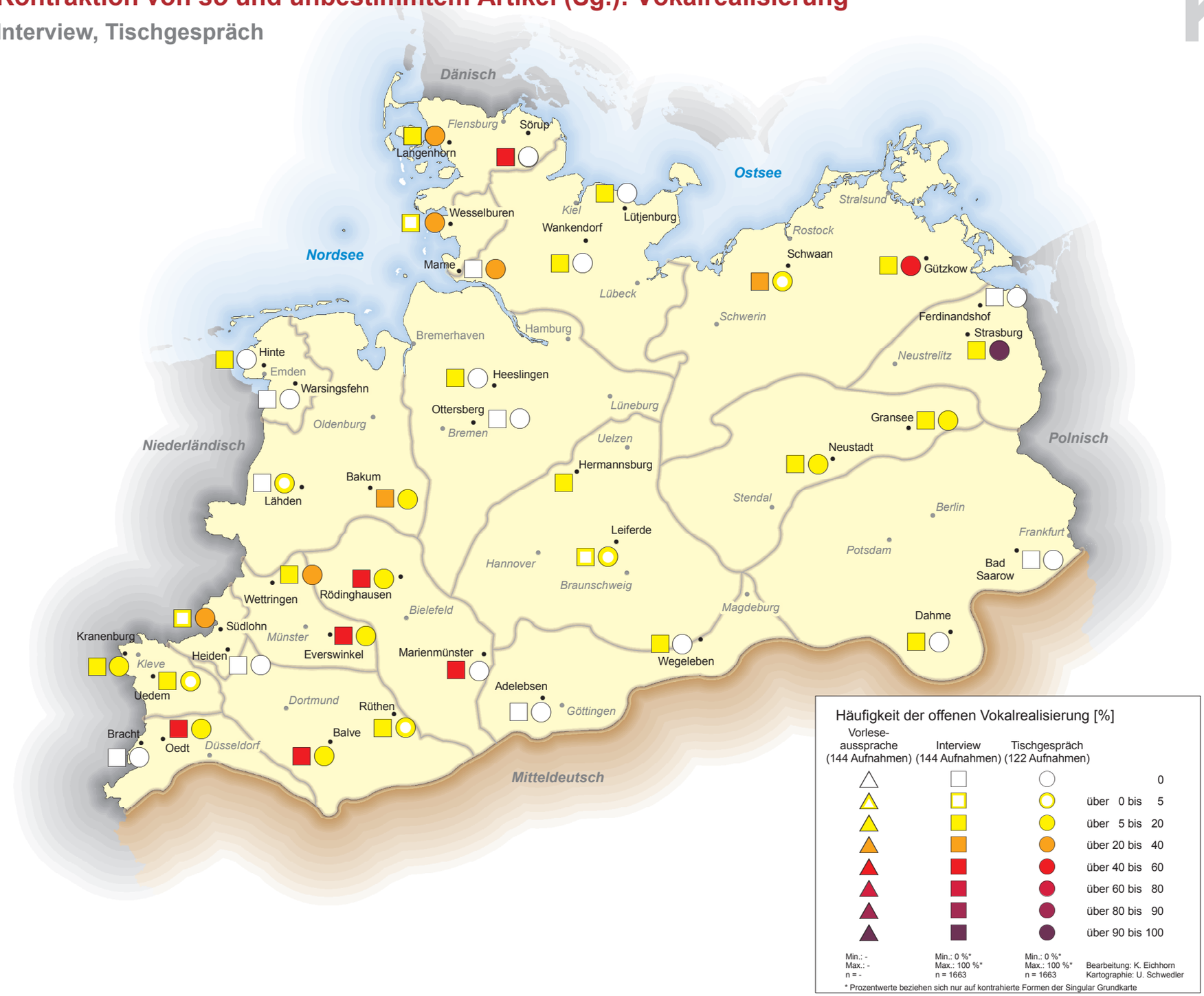
In den historischen Wenkerbögen zeigt sich folgendes Bild: Im Oldenburger Münsterland/Emsland finden sich dialektale Pendants zu *solche* (*süks, sükse, sükker*), aber nicht die Form *so'ne*. In Holstein deuten die Schreiber in zwei von insgesamt vier Fällen durch Doppelkonsonanz offene, kurze Realisierung an, in Mittelpommern finden sich neben einem Fall von *so'n* eine Form mit Umlaut *sönn* sowie zwei Belege für *sun* und ein Beleg für *sunn*. Sonst wird der Singular ausschließlich als *so'n* realisiert. Im Westmünsterland kommt in einem Fall die Form *sokke* vor.

In den rezenten Wenkeraufnahmen

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel (Sg.): Vokalrealisierung

Interview, Tischgespräch



https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

findet sich eine ähnliche Verteilung. Anstelle der dialektalen Formen im Oldenburger Münsterland/Emsland ist nur noch zweimal *so'n* belegt. Neben einer Form *solch* in Mecklenburg-Vorpommern kommen in den Regionen Schleswig, Dithmarschen, Holstein, Nordhannover und Mittelpommern ebenfalls nur noch Formen von *so'n* vor. Offene Realisierungen des Vokals gibt es in einem Fall in Schleswig, in zwei Belegen in Holstein. Trotz der geringen Belegzahlen scheint sich die offene Realisierung im Dialekt, die aus den Wenkerbögen abgeleitet werden kann, zu bestätigen. Am Niederrhein sind für den Singular ausschließlich Formen von *so'n* mit geschlossenem Vokal belegt. Die Singularformen sind dort insgesamt häufiger als in den Wenkerbögen.

Die Befunde aus den Untersuchungen zu den Basisdialekten decken sich kaum mit den Ergebnissen der Analyse der hochdeutsch basierten Sprachlagen. Dort ist in Holstein keine offene Realisierung des Vokals belegt, die aber im Dialekt ausschließlich vorzukommen scheint. Stattdessen ist offene Realisierung des Vokals zu 46,7 % in Mittelpommern, zu 25,9 % in Mecklenburg-Vorpommern und zu 34,8 % in Dithmarschen belegt, wo der Vokal im Dialekt ausschließlich geschlossen realisiert wird. Am Niederrhein dominiert wie im Dialekt die geschlossene Realisierung (Nordniederrhein: 10 %, Südniederrhein: 9,1 %). Allerdings sind diese Befunde aufgrund der geringen Belegzahlen in den Wenkerdaten nur bedingt aussagekräftig. Eine eindeutige Relation zwischen den Basisdialekten und den hochdeutsch basierten Sprachlagen kann nicht nachgewiesen werden.

Situative Verteilung Hinsichtlich der Realisierung der Singularformen ergibt sich in Interviews und Tischgesprächen ein ähnliches Bild (die Vorlesetexte enthalten keine entsprechenden Belegwörter). Sowohl in der formellen Situation des Interviews als auch im informellen Tischgespräch liegen die Werte der standarddivergenten Realisierungen durchgängig über 90 %. Die Durchschnittswerte im Gesamtkorpus differieren unwesentlich: 96,2 % im Interview bzw. 96,7 % im Tischgespräch. Auch regional lassen sich keine Unterschiede in der Situativität ausmachen. Im Singular sind die Formen von *so'n* bereits so verbreitet, dass die Sprecherinnen offenkundig keine Notwendigkeit sehen, ihre Sprachlage diesbezüglich an unterschiedliche Situationen anzupassen. Dies gilt auch für die Varianten in der Vokalrealisierung. Sowohl in den Interviews als auch in den Familiengesprächen ist insofern eine gewisse regionale Verteilung erkennbar, als in der Mitte des Untersuchungsgebietes ausschließlich geschlossene Formen auftreten. Eine situative Abhängigkeit des Öffnungsgrades des Vokals lässt sich nicht belegen.

Morphosyntaktischer Kontext Von den zwölf möglichen Kasusformen im Singular können die drei Genitivformen außer Betracht bleiben, da hier im Msk./Ntr. keine Realisierungen mit *so* + enklitischem Artikel

	Tischgespräche			Interviews		
	Std.	Nonstd.	Nonstd. in %	Std.	Nonstd.	Nonstd. in %
so ein (Msk./Ntr. Nom.; Ntr. Akk.)	10	467	97,9	17	566	97,1
so einen (Msk. Akk.)	6	92	93,9	2	58	96,7
so einem (Msk./Ntr. Dat.)	1	32	97,0	2	20	90,9
so eine (Fem. Nom./Akk.)	9	172	95,0	11	148	93,1
so einer (Fem. Dat.)	1	24	96,0	0	17	100,0

Abb. Ko2.2. Kasusabhängige Variation bei der Variable *so* + unbestimmter Artikel (Singular)

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

möglich sind (*so/solch eines Mannes/Kindes* > **so'nes Mannes/Kindes*) und die grundsätzlich mögliche Form *so'ner* (*das Halstuch so'ner Frau*) nicht im Genitiv belegt ist, da in diesen Fällen *von*-Periphrasen mit Dativ (*von so'ner Frau*) gebraucht werden. Die übrigen Kasusformen sind wie folgt belegt (s. Abb. Ko2.2).

Die Formen von *so ein* sind erwartungsgemäß am häufigsten im Korpus belegt. An zweiter Stelle folgen in einigem Abstand die Varianten von *so eine* (Fem. Nom./Akk.). Der Anteil standarddivergenter Formen liegt in allen Flexionskontexten bei über 90 %, häufig sogar über 95 %. Die Variante *so'nen* ist im Korpus nicht belegt. Stattdessen werden *so ein* und *so einen* gleichermaßen als *so'n* realisiert; es kommt also zu einem Zusammenfall von vier Paradigmenklassen. Die seltenere Flexionsform *so einer* (Fem. Dat.) wird in der Regel mit der standarddivergenten Variante *so'ner* realisiert. Der Nom. Fem. *so eine* kommt neben der erwarteten Realisierungsform *so'ne* im Tischgespräch auch in vier Fällen als *so'n* vor. Zudem werden einige Nonstandardfälle von *so einem* nicht erwartungsgemäß als *so'm* realisiert, sondern als *so'n*. Da der Anteil dieser Varianten sehr gering ist, muss hier von Einzelfällen ausgegangen werden.

Wie sich am Fehlen der Formen *so'nen* und *so'nem* im Korpus zeigt, tendieren die Sprecherinnen zu einer einsilbigen Realisierung und verwenden die zweisilbigen Formen nur bei *so einer*, wo ohne Aufgabe der Kasustransparenz nicht auf diese verzichtet werden kann.

Semantisch-pragmatischer Kontext Im Singular tritt *so'n* in Konkurrenz zu den Formen von *irgendein*, für das es im Korpus der Tischgespräche nur 45 Belege gibt (*irgendein Thema, irgendeine Macke*), während die Formen von *so ein* (*so ein Schwachsinn, so'ne Schwalbe*) mit 822 Belegen (davon 787 *so'n*) deutlich frequenter sind. Die Kollokation *irgend so ein* ist im Korpus nur in drei Fällen belegt, dabei immer in der Realisierung *irgend so'n*. Die von Wich-Reif (2010) ausgemachte ‚allgemeine Bedeutung' scheint weniger vom Nomen als von der Form *so'n* selbst auszugehen, die daher als Indefinitpronomen klassifiziert werden könnte. Insofern ist Keller (2000: 6) zuzustimmen, der in *so'ne* die Ausbildung zum indefiniten Demonstrativpronomen sieht. Singularformen, die sich nicht mehr in ihre nicht-enklitische Ausgangsform *so ein* auflösen lassen (Keller 2000: 6), sind in den Tischgesprächen in drei Fällen belegt (*ein so'n Tross, ein so'n Non-Stopp-Programm, ein so'n Gefummel*).

Pluralischer Gebrauch von *solche, so'ne* und *so* + Nomen

Areale Verbreitung Beim Pluralgebrauch ist ein größeres Variantenspektrum zu berücksichtigen. Einfaches *so* + Nomen bildet mit 85 Belegen im Korpus der Tischgespräche und mit 208 Belegen im Interview die häufigste Variante. Demgegenüber ist das normgerechte *solche* nur in 25 (T) bzw. 74 (I) Fällen belegt und *so'ne* in 16 (T) bzw. 9 (I) Fällen. Bezüglich des Gebrauchs von pluralischem *so'ne* (Karte Ko2.3) ergibt sich ein ähnliches Bild wie bei Kleiner/Knöbl (2011: 8). Diese Variante tritt im Tischgespräch verstärkt in den östlichen Regionen des Untersuchungsgebietes auf, am häufigsten in Südbrandenburg (8 von insgesamt 16 B.). Auch im Interview entfallen die meisten Belege auf östliche Regionen (Südbrandenburg: 2; Nordbrandenburg: 2; Mecklenburg-Vorpommern: 3) sowie jeweils ein Beleg auf Ostfriesland und Nordhannover. Dabei dominiert im Tischgespräch die geschlossene Realisierung des Vokals; nur in Nordbrandenburg und in Dithmarschen finden sich einige Fälle von offener Realisierung.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Im Interview, wo die Belegzahlen allerdings geringer sind, findet sich in vier von neun Fällen offene Realisierung des Vokals in den Regionen Mecklenburg-Vorpommern (2 B.), Nordbrandenburg und Ostfriesland. Die Vermutung von Wich-Reif (2010: 213), die Pluralvariante von *so'ne* trete „eher im Nordwesten als im Nordosten mit Kurzvokal" auf, lässt sich somit – sofern man hier Kurzvokal mit offenem Vokal gleichsetzen kann – nicht belegen.

Im Westen tritt stattdessen in der Regel *so* + Nomen als häufigste Variante auf (*so Gläser*), die oft mehr als die Hälfte aller Pluralbelege ausmacht und z.T. sogar die ausschließlich verwendete Form ist. Hiervon ließen sich im Korpus der Tischgespräche allein 46 von 85 Belegen für diese Variante am Niederrhein und in Westfalen nachweisen (Südlicher Niederrhein: 9 B., Nördlicher Niederrhein: 12, Ostwestfalen: 16, Südwestfalen: 4, Münsterland: 4, Westmünsterland: 1). In den Interviews entfallen 112 von 208 Belegen auf diese Regionen (Südlicher Niederrhein: 17 B., Nördlicher Niederrhein: 22, Ostwestfalen: 36, Südwestfalen: 5, Münsterland: 18, Westmünsterland: 14). Auffälligerweise ist die Variante *so* + Nomen aber auch in Dithmarschen die klar dominante Pluralform (T: 1 B. – I: 14 B.).

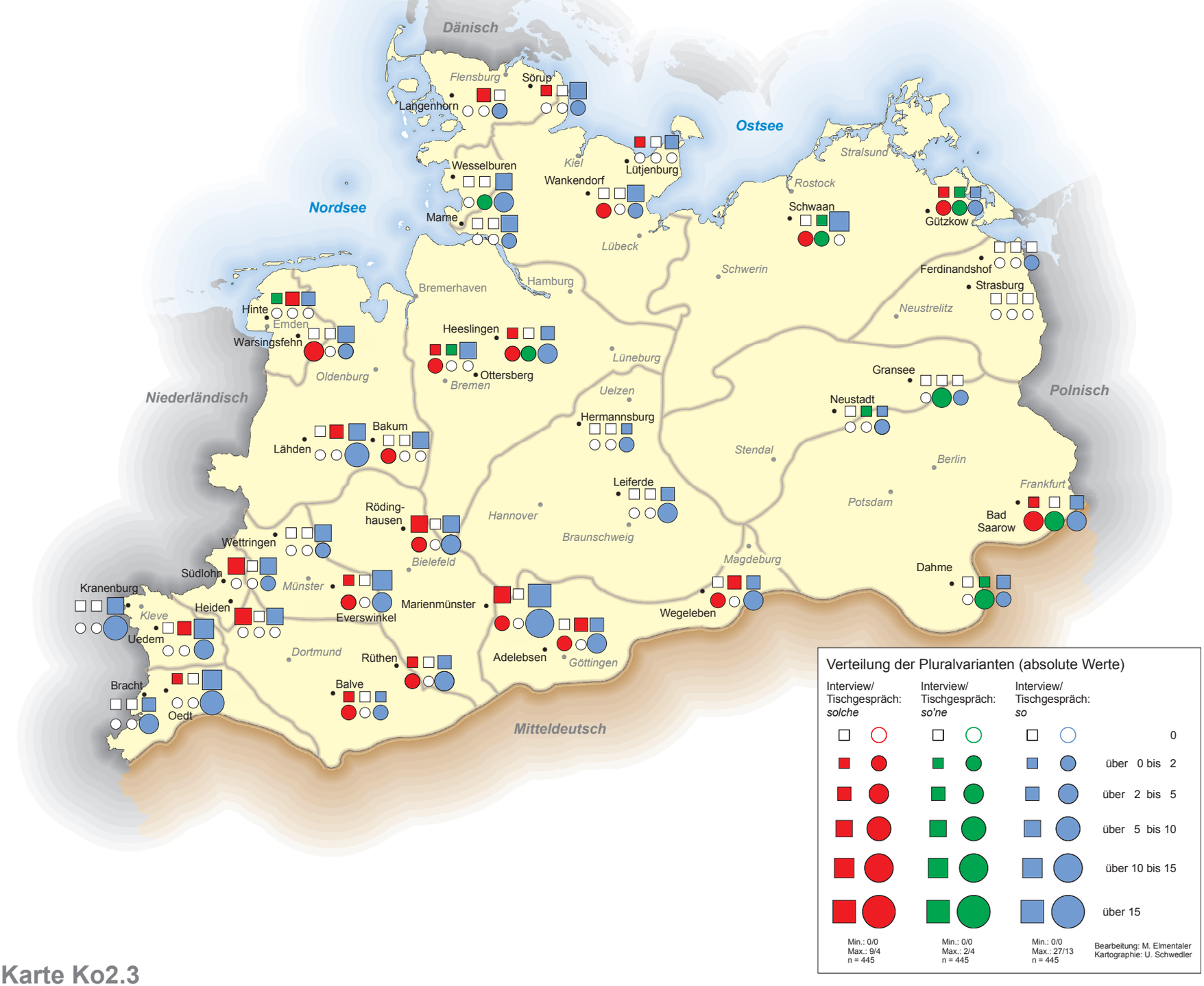
Einfluss der Basisdialekte Auch in den historischen Wenkerbögen sind die Pluralvarianten regional verteilt. Die dialektalen Pendants zu *solche* (z.B. *sökke, sükkere, sükse*) dominieren in Ostfriesland und im Emsland sowie in Westfalen. Am Niederrhein und in den nördlichen und östlichen Regionen finden sich diese Formen nur vereinzelt (je ein Beleg für Dithmarschen, Ostfalen und Südbrandenburg). Stattdessen treten hier häufig Äquivalente zu *so'ne* (z.B. *saune, söne, soon*) auf. Auch in den rezenten Wenkeraufnahmen ergibt sich eine ähnliche Verteilung. Dieser Befund entspricht weitgehend der arealen Verteilung, wie sie die Untersuchung der hochdeutsch basierten Sprachlagen ergeben hat. Auch dort ist die Form *solche* vor allem im westlichen Teil des Untersuchungsgebietes belegt. Darüber hinaus finden sich auch in Mecklenburg-Vorpommern und Südbrandenburg je drei Belege. Damit lässt sich hinsichtlich der Verteilung von *so'ne* und *solche* eine Abhängigkeit der hochdeutsch basierten Sprachlagen von den Basisdialekten konstatieren. Eine regionale Differenzierung zwischen den beiden standardfern divergenten Varianten *so* und *so'ne* gibt es jedoch nur in den hochdeutsch basierten Sprachlagen. Belege für ein Äquivalent zu *so* gibt es in den historischen Wenkerbögen nur für Südwestfalen (3 Belege für *säu*) und für Ostwestfalen (4 Belege für *sau*); in den rezenten Wenkeraufnahmen ist nur im Westmünsterland ein einziges Mal *so* belegt. Alle diese Belege stammen aus westlichen Regionen, für die auch in den hochdeutsch basierten Sprachlagen im SiN-Korpus *so* vor Nomen im Plural überproportional häufig belegt ist.

Digraphien, die auf eine offene, kurze Vokalrealisierung hindeuten (z.B. *sonne*), lassen sich in den historischen Wenkerbögen für Satz 28 einerseits im Osten (Nord- und Südbrandenburg sowie Mecklenburg-Vorpommern), andererseits aber auch auf einer Linie vom mittleren Raum in den Südwesten nachweisen (Nordostfalen, Ostwestfalen, Südwestfalen). Insbesondere die offenkundig offenen Realisierungen im Osten des Untersuchungsgebietes stehen dabei im Widerspruch zu der geschlossenen Vokalrealisierung in den hochdeutsch basierten Sprachlagen. Für die Regionen Ost- bzw. Westfalen ist im Tischgespräch nur eine *solche*-Realisierung belegt. Unter Rückgriff auf die Wenkeraufnahmen des SiN-Kor-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Pluralvarianten *solche, so'ne, so*

Interview, Tischgespräch



Karte Ko2.3

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

pus ist keine Korrelation zwischen Basisdialekt und hochdeutsch basierter Sprachlage feststellbar.

Situative Verteilung Sowohl im Tischgespräch als auch im Interview ist *so* + Nomen die häufigste Variante (T: 67,2 % – I: 71,5 %). Allerdings fällt auf, dass die Variante *so'ne* im Interview (3,1 %) seltener vorkommt als im Tischgespräch (12,8 %). Demgegenüber ist die Form *solche* im Interview etwas stärker belegt (25,4 %) als im Tischgespräch (20 %). Die Variante *so'ne* ist somit offenkundig stärker umgangssprachlich konnotiert, und es besteht eine Tendenz, sie in formelleren Situationen durch *solche* zu ersetzen. Aufgrund der geringen Belegzahlen ist ein situativer Vergleich hinsichtlich des Öffnungsgrades des Vokals nicht möglich. Auffällig ist zudem, dass die Pluralbelege in den Interviews insgesamt deutlich zahlreicher sind als in den Tischgesprächen. Offenbar liegt hier eine pragmatische Funktion vor, die durch die Interviewsituation stärker gegeben ist. Formulierungen wie *solche/so'ne/so Sachen* (T: 6 B. – I: 53 B.) bzw. *solche/so'ne/so Dinge* (T: 4 B. – I: 14 B.) sind im Interview häufiger als im Tischgespräch.

Morphosyntaktischer Kontext Abb. Ko2.3 zeigt die Verteilung der Pluralvarianten nach dem Kasus der Nominalphrase in den Tischgesprächen. Da es sich um ein Korpus gesprochener Sprache handelt und Äußerungen mitunter unvollständig realisiert werden, ist in einigen Fällen auch unter Berücksichtigung des Kontextes nicht entscheidbar, welcher Kasus vorliegt (z.B. isolierte Äußerungen: *hier solche Sachen ne; so Keilerzähne*).

	Nom.	Dat.	Akk.	Prädikativ	Nicht entscheidbar
solche	2 (9,1%)	3 (13,6 %)	12 (54,5 %)	2 (9,1 %)	6 (27,3 %)
so'ne	1 (6,3 %)	0	12 (75,0 %)	1 (6,3 %)	2 (12,5 %)
so	4 (4,8 %)	5 (6,0 %)	48 (57,1 %)	8 (9,5 %)	19 (22,6 %)

Abb. Ko2.3. Kasusabhängige Variation bei der Variable *so* + unbestimmter Artikel (Plural)

Am häufigsten werden die Pluralvarianten im Akkusativ verwendet. Prädikative Verwendungen kommen meist in formelhaften Äußerungen wie *Das sind so/solche/so'ne Sachen* vor. Wie die Tabelle Ko2.3 zeigt, ist die gewählte Pluralvariante nicht abhängig vom Kasus der Nominalphrase. Auffällig ist einzig, dass *so'ne* nicht vor Pluralnomen im Dativ belegt ist. Dies kann allerdings durch die insgesamt geringen Belegzahlen bedingt sein.

Semantisch-pragmatischer Kontext Wich-Reif (2010: 201) vertritt die These, pluralisches *so'ne* trete bevorzugt vor einem „Substantiv von recht allgemeiner Bedeutung" auf. Diese These lässt sich anhand der Verteilungen in den Tischgesprächen nicht bestätigen. Von den bei Wich-Reif genannten Beispielwörtern *Dinge, Sachen* und *Leute* ist nach *so'ne* einzig das erste belegt, allerdings in dem vom Standard abweichenden Plural *Dinger*. Alle anderen *so'ne*-Belege im Plural stehen demgegenüber sowohl vor Konkreta (6 Belege: *so'ne Kurse, so'ne Fahnen, so'ne Löcher, so'ne Krakel, so'ne Taschen, so'ne Frauen*) als auch vor Abstrakta (3 Belege: *so'ne Scherze, so'ne Allüren, so'ne Geschichten*). In sechs Fällen tritt *so'ne* sogar vor Nomen mit Adjektiv auf, das die Bedeutung des Nomens zusätzlich präzisiert (*so'ne komischen Löcher, so'ne familiären Bindungen, so'ne wallenden Haare, so'ne großen Füße*), davon einmal mit Doppelung von *so'ne* und Verzicht auf Kasusflexion des Adjektivs (*so'ne so'ne hohe Klappliegen*). Dies spricht ebenfalls für Kellers

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

These, dass sich mit *so'ne* ein indefinites Demonstrativpronomen entwickelt.

Abschließende Interpretation

Auf Basis dieser Daten ergibt sich ein komplexes Bild, das es erlaubt, die bisherigen Forschungsthesen zu ergänzen und z.T. zu korrigieren. Insbesondere der Vergleich zwischen der Singular- und der Pluralvariante von *so'n* bzw. *so'ne* erweist sich als aufschlussreich.

Hinsichtlich der Arealität hat die SiN-Untersuchung den Befund von Kleiner/Knöbl (2011: 9) gestützt, dass die Singularformen von *so'n* offenkundig überregional verbreitet sind, während sich bei der Pluralform *so'ne* eine regionale Verteilung zeigt. Kleiner/Knöbl (2011: 9) haben die Form im Nordosten und im mitteldeutschen Raum nachgewiesen, nicht aber im Westen. Innerhalb des SiN-Untersuchungsgebietes ist *so'ne* im Osten und in der Mitte des norddeutschen Raums belegt. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es in den Gebieten, in denen pluralisches *so'ne* nicht auftritt, keine standarddivergente Form gäbe. Diese Funktion erfüllt im Westen des Untersuchungsgebietes die Variante von einfachem *so* + Nomen, die dort deutlich frequenter ist als in anderen Regionen. Neben der Standardform *solche* gibt es im Plural also zwei weitere Formen in den hochdeutsch basierten Sprachlagen, die regional verteilt sind.

Im Singular wie Plural ist kein klarer Einfluss der Basisdialekte erkennbar. Dies spricht gegen die Vermutung von Gernentz (1974: 235), *so'n* sei niederdeutschen Ursprungs. Vielmehr hat sich mit Blick auf die Pluralvarianten zeigen lassen, dass sich die Verwendung von *so'ne* umgekehrt proportional zur Dialektkompetenz verhält. Die Varianten im Plural entwickeln sich also nicht auf Dialektbasis, sondern verweisen auf die Herausbildung einer mittleren Sprachlage. Die Singularvariante lässt keine situative Abhängigkeit erkennen. Im Plural ist *so'ne* in der formelleren Interviewsituation seltener, erscheint den Sprecherinnen offenbar als weniger passend. Dass dieser Befund bei der Variante *so* + Nomen anders ausfällt, könnte damit zusammenhängen, dass *so'ne* stärker vom Standard abweicht (eine Auflösung in **so eine Kinder* ist nicht möglich). Darüber hinaus ist *so* + Nomen überregional nachweisbar und variiert nur in der Frequenz, so dass diese Variante in der Wahrnehmung der Gewährspersonen vielleicht nicht regional markiert ist. Der Befund einer regionalen Verteilung der offenen Vokalrealisierung im Nordwesten Deutschlands konnte für das SiN-Untersuchungsgebiet weder für die Singularformen von *so'n* noch für *so'ne* im Plural bestätigt werden. Die Daten zur arealen Verteilung sind allerdings nur bedingt aussagekräftig, da die offene Variante ohnehin nur selten auftritt.

Hinsichtlich Morphologie und Semantik sind die Thesen Kellers (2000) zu *so'n* bzw. *so'ne* durch die Untersuchung des empirischen Materials untermauert worden. Tatsächlich scheinen die Formen eine ‚Lücke' im Sprachsystem eines indefiniten Demonstrativums zu füllen. Für eine Vereinfachung des Paradigmas spricht, dass zur Singularform *so'n* eine Pluralvariante *so'ne* gebildet wird, die sich nicht mehr in ihre Bestandteile auflösen lässt, ohne ungrammatisch zu werden. Zudem tendieren die SiN-Sprecherinnen auch zu einsilbigen Formen, sofern die Kasustransparenz gewahrt bleibt. Beim Plural ist allerdings eine weitere Differenzierung erforderlich, weil eine weitere regionale Variante hinzukommt. Die „recht allgemeine[] Bedeutung", die Wich-Reif (2010: 201) für die begleitenden Nomen annimmt, ist somit Charakteristikum der Form *so'ne* überhaupt.

Aufgrund dieser spezifischen Funktion und der Ausbildung eines eige-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nen Flexionsparadigmas kann von einer eigenen Wortart ausgegangen werden. Aufgrund ihrer Funktion als indefinite Demonstrativa erweisen sich *so'n* im Singular und die regional verteilten Pluralvarianten *so'ne* und *so* + Nomen als Phänomene der gesprochenen Sprache, in der Vagheitsausdrücke häufiger sind. Gerade die höheren Belegzahlen im Interview sprechen für eine pragmatische Abhängigkeit von der Gesprächssituation. Der Übergang in die Schriftlichkeit ist daher – trotz der Paradigmenbildung – eher unwahrscheinlich.

KE

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Literatur

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

AADG (2011ff.): Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards. Digitale Ressource: http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/WebHome

AAS vgl. König (1989)

ADA vgl. Elspaß/Möller (2003ff.)

Alexis, Willibald (1900): Erinnerungen. Hrsg. von Max Ewert. Neue Ausgabe. Berlin.

Anders, Christina Ada (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin/New York.

Anders, Christina Ada / Hundt, Markus / Lasch, Alexander (Hrsg.) (2010): Perceptual dialectology – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York. 111-149.

Androutsopoulos, Jannis / Spreckels, Janet (2010): Varietät und Stil: Zwei Integrationsvorschläge. In: Evelyn Ziegler / Joachim Scharloth / Peter Gilles (Hrsg.): Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Frankfurt/M. 197-214.

Appel, Heinz-Wilfried (1994): Die antaktischen Konsonanten in niedersächsischen Dialekten. Ein Beitrag zur synchronen Phonologie des Neuniederdeutschen. Neumünster.

Auer, Peter (1986): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua („code-shifting"). In: Deutsche Sprache 14, 97-124.

Auer, Peter (1998): Hamburger Phonologie. Eine variationslinguistische Skizze zur Stadtsprache der Hansestadt heute. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 65, 179-197.

Auer, Peter / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.) (2010): Language and space. An international handbook of linguistic variation. Vol. 1: Theories and methods. Berlin/New York.

Balck, Karl Wilhelm August (1903): Mecklenburg im dreißigjährigen Kriege. (Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde; 68). Schwerin.

Barbour, Stephen / Stevensen, Patrick (1990): Variation in German. A critical approach to German sociolinguistics. Cambridge u.a.

Becker, Anne Katrin (2003): Ruhrdeutsch – die Sprache des Ruhrgebiets in einer umfassenden Analyse. Dissertation Universität Freiburg/Br.

Behaghel, Otto (1886): Die deutsche Sprache. Leipzig.

Behaghel, Otto (1902): Die deutsche Sprache. 2. Aufl. Wien.

Bellmann, Günter (1986): Zweidimensionale Dialektologie. In: Günter Bellmann (Hrsg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart. 1-55.

Bellmann, Günter / Herrgen, Joachim / Schmidt, Jürgen Erich (1994-2002): Mittelrheinischer Sprachatlas. Bd. 1-5. Tübingen.

Beneke, Jürgen (1989): Die Stadtsprache Berlins im Denken und Handeln Jugendlicher. Berlin.

Berend, Nina (2005): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig Eichinger / Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York. 143-170.

Besch, Werner / Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) (1985): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin.

Birkner, Karin / Gilles, Peter (2008): Dialektstilisierung im Reality-Fernsehen. In: Helen Christen / Evelyn Ziegler (Hrsg.): Sprechen, Schreiben, Hören – Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standard-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Wien. 101-129.

Blaser, Jutta (2002): Geolinguistik in Iberoamerika. Zum Stand der Forschung im deutschsprachigen Raum. In: Neue Romania 25, 11-30.

Blume, Herbert (1987): Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Braunschweigische Heimat 73, 21-32.

Blume, Herbert (2000a): Städtisches und ländliches Hochdeutsch in Ostfalen um 1900. In: Stefan J. Schierholz (Hrsg.): Die deutsche Sprache der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M. 105-114.

Blume, Herbert (2000b): Sprache. In: Horst-Rüdiger Jarck / Gerhard Schildt (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig. 45-62.

Blume, Herbert (2010): Von Nikolaus Decius bis Harfen-Agnes. 500 Jahre Stadtbraunschweiger Sprachgeschichte im Überblick. In: Martin Neef / Christina Noack (Hrsg.): Sprachgeschichten. Eine Braunschweiger Vorlesung. Bielefeld. 125-154.

Bock, Karl Nielsen (1933): Niederdeutsch auf dänischem Substrat. Studien zur Dialektgeographie Südostschleswigs. Marburg.

Bödiker, Johann (1746/1977): Grundsäze Der Teutschen Sprache mit Dessen eigenen und Johann Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen. Durch neue Zusäze vermehret von Johann Jacob Wippel. Nebst nöthigen Registern. Leipzig (Reprint Berlin 1977).

Bollmann, Heinrich (1942): Mundarten auf der Stader Geest. Oldenburg.

Borchert, Hans (1955): Dialektgeographie des südlichen Emslandes. Kr. Lingen und Kr. Steinfurt. Marburg.

Borner, Matthias E. (2010): Pölter, Plörre und Pinöckel – Grundwortschatz zum Überleben im Kreis Gütersloh. 6. Aufl. Gütersloh.

Böttcher, Kurt (1922): Das Vordringen der hochdeutschen Sprache in den Urkunden des niederdeutschen Gebietes vom 13. bis 16. Jahrhundert. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten 17, 97-108.

Braak, Ivo (1956): Niederdeutsch in Schleswig-Holstein. Kiel.

Brandes, Friedrich Ludwig (2011): Die niederdeutschen Mundarten des südwestfälischen Raumes Breckerfeld – Hagen – Iserlohn. Dissertation Universität Groningen.

Bretschneider, Anneliese (1933): Mundartpflege als nationalpädagogische Aufgabe. In: Die deutsche Schule 37, 275-282.

Bretschneider, Anneliese (1973): Berlin und ‚Berlinisch' in der märkischen Sprachlandschaft. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 24, 64-84.

Bundesagentur für Arbeit (2012): Statistik. Statistik nach Regionen. Digitale Ressource: https://statistik.arbeitsagentur.de/Navigation/Statistik/Statistik-nach-Regionen [abgerufen am 17. März 2015]

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2012): Raumordnungsbericht 2011. Hrsg. v. Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung. Bonn.

Butterworth, Judith / Glawe, Meike (2011): „Wir sprechen hier an und für sich reinrassiges Hochdeutsch". Zur Erforschung der subjektiven Seite von Sprachverwendung. In: Brigitte Ganswindt / Christoph Purschke (Hrsg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim u.a. 371-391.

Chambers, J. K. (2003): Sociolinguistic theory. Linguistic variation and its social significance. Oxford.

Christiansen, W. L. (2006). Petuh ABC. 4. Aufl. Goldebek.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Cornelissen, Georg (2000): Kleve, Köln und die Uerdinger Zone auf Dialektkarten. In: Dieter Geuenich (Hrsg.): Köln und die Niederrheinlande in ihren historischen Raumbeziehungen (15.-20. Jahrhundert). Pulheim. 393-405.

Cornelissen, Georg (2002): Muster regionaler Umgangssprache. Ergebnisse einer Fragebogenerhebung im Rheinland. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 69, 275-313.

Cornelissen, Georg (2004): Zum Regiolekt junger Leute im Rheinland. Befragungsergebnisse. In: Helen Christen (Hrsg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen. Marburg/Lahn, 5.-8. Marz 2003. Wien. 179-198.

Cornelissen, Georg (2007): Der Niederrhein und sein Deutsch. Sprechen tun et fast alle. Köln.

Cornelissen, Georg (2008): Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland? Köln.

Cornelissen, Georg (2010): Zwischen Köttelbecke und Ruhr. Wie spricht Essen? Unter Mitarbeit von Hanna Mengen. Essen.

Cornelissen, Georg / Klaverkamp, Sonja (o.J.): Neusser Hochdeutsch. Wie wird es ausgesprochen? Eine Stichprobe. Digitale Ressource: http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/sprache/sprachen/6451546e-a3e1-43aa-9c0c-3a9f343a1264.htm [abgerufen am 02. Februar 2014]

Coseriu, Eugenio (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München.

Cyriacks, Hartmut / Goltz, Reinhard / Nissen, Peter (Übers.) (2000): Hammonia-City. Asterix schnackt hamburgisch 1. Stuttgart.

Dahl, Eva-Sophie (1974): Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik In: Gerhard Ising (Hrsg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Berlin. 339-388.

Dedenbach, Beate (1987): Reduktions- und Verschmelzungsformen im Deutschen. Schwache Formen bei Artikeln und Pronomina. Frankfurt/M. u.a.

Denkler, Markus / Lanwer, Jens Philipp (Hrsg.) (i. Vorb.): Sprachvariation in der kommunikativen Praxis. Hildesheim u.a. (Forschungsprojekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“, herausgegeben von Michael Elmentaler, Joachim Gessinger, Jürgen Macha (†), Peter Rosenberg, Ingrid Schröder und Jan Wirrer).

Deppermann, Arnulf (2005): Was sprichst du? Mischungen und Stilisierungen von Sprachen und Identitäten in Zeiten von Migration und globaler Popkultur. In: Klaus Neumann-Braun / Birgit Richard (Hrsg.): Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt. Frankfurt/M. 67-82.

Diederichs, August (1882): Über die Aussprache von *sp, st, g* und *ng*. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd. Besonderer Abdruck aus Dr. Viëtor‘s Zeitschrift für Orthographie, Orthoepie und Sprachphysiologie. Rostock.

Dietrich, Wolf (2010): Mapping the Romance languages of the Americas. In: Alfred Lameli / Roland Kehrein / Stefan Rabanus (Hrsg.): Language and space. An international handbook of linguistic variation. Volume 2: Language Mapping. Part I. Berlin/New York. 301-317.

Dingeldein, Heinrich J. (1994): Polystratische Sprachgeographie. Ergebnisse des Projekts Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. In: Wolfgang Viereck (Hrsg.): Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. Verhandlungen des inter-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nationalen Dialektologenkongresses Bamberg 29.7.-4.8.1990. Stuttgart. 124-143.

Dittmar, Norbert / Schlobinski, Peter / Wachs, Inge (1986): Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire (Forschungsprojekt Stadtsprache). Berlin.

DiWA vgl. Schmidt/Herrgen (2001ff.)

Dost, Wolfgang (1981): Zur Einwirkung der kommunikativen Bedingungen in der DDR auf die regionale Abgrenzung im Bereich der Umgangssprache und der Mundart, dargestellt an der Entwicklung im Raum Wittstock-Röbel. In: Heinz Gundlach / Helmut Schönfeld (Hrsg.): Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart. (Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. Reihe A. Arbeitsberichte. Bd. 75, 2). Berlin. 121-127.

Duden. Das Aussprachewörterbuch (2005). 6., überarb. u. aktual. Auflage. Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Duden-Redaktion. Mannheim u.a.

Duden. Die Grammatik (2005). 7., völlig neu erarb. und erw. Aufl. Hrsg. von der Duden-Redaktion. Mannheim u.a.

Duden. Die Grammatik (2009). 8., überarb. Aufl. Hrsg. von der Duden-Redaktion. Mannheim u.a.

Dyhr, Mogens (1990): Hybridisierung als charakteristisches Merkmal der Sprachwirklichkeit in Flensburg. In: Germanistische Linguistik 101/103, 385-406.

Dyhr, Mogens / Zint, Ingeborg (1985): Vorüberlegungen zu einem Projekt ‚Sprachvariation in Flensburg'. In: Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik 23, 91-104.

Eckert, Olaf (1987): Eine Studie zur Phonetik des Berliner Dialekts. Unveröffentlichte Staatsexamensarbeit Freie Universität Berlin.

Eggers, Eckard / Schmidt, Jürgen Erich / Stellmacher, Dieter (Hrsg.) (2005): Moderne Dialekte – Neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas" der Philipps-Universität Marburg vom 5.-8. März 2003. Stuttgart.

Eichhoff, Jürgen (1977-2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd. 1: Bern 1977. Bd. 2: Bern 1978. Bd. 3: München 1993. Bd. 4: München 2000. [WDU]

Eichinger, Ludwig M. (1991): Kurt Tucholsky, die Stadt Berlin und die Dörfer. Regionale Sprachformen als Symptom. In: Irmgard Ackermann / Klaus Hübner (Hrsg.): Tucholsky heute. Rückblick und Ausblick. München. 211-239.

Eichinger, Ludwig M. (2009): Das Deutsche im alltäglichen Leben. Zur Bedeutung regionaler Differenzen im heutigen standardnahen Deutsch. In: Christopher Hall / Sebastian Seyferth (Hrsg.): Finnisch-deutsche Begegnungen in Sprache, Literatur und Kultur. Ausgewählte Beitrage der Finnischen Germanistentagung 2007. Berlin. 11-35.

Elmentaler, Michael (2005a): Sprachgrenzen und Sprachschichtungen im Rheinland. Zur sprachlichen Genese des ‚Rheinischen'. In: Bernd Kortländer / Gunter E. Grimm (Hrsg.): „Rheinisch". Zum Selbstverständnis einer Region. Neuausgabe Düsseldorf. 117-142.

Elmentaler, Michael (2005b): Die Rolle des überregionalen Sprachkontakts bei der Genese regionaler Umgangssprachen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 124, 395-415.

Elmentaler, Michael (2006a): Sprachlagenspektren im arealen Vergleich. Vorüberlegungen zu einem Atlas der deutschen Alltagssprache. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 73, 1-29.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Elmentaler, Michael (2006b): Dialektgeografie im Wandel: Polystratische Sprachgeografie und variationslinguistisch basierte Areallinguistik. In: Anja Voeste / Joachim Gessinger (Hrsg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg. 17-31. [Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie; 71]

Elmentaler, Michael (2008): Varietätendynamik in Norddeutschland. In: Sociolinguistica 22 (Dialektsoziologie), 66-86.

Elmentaler, Michael (2009): Modernes Niedersächsisch – Dialektwandel im nordniederdeutschen Raum. In: Alexandra N. Lenz / Charlotte Gooskens / Siemon Reker (Hrsg.): Low Saxon dialects across borders – Niedersächsische Dialekte über Grenzen hinweg. Stuttgart. 339-363.

Elmentaler, Michael (2011): Arealität, Situativität und innersprachliche Steuerungsfaktoren. Überlegungen zu einem mehrdimensionalen Atlas der norddeutschen Regionalsprache (am Beispiel der *t*-Apokope). In: Niederdeutsches Wort 51, 59-106.

Elmentaler, Michael (2012a): Dialectal concepts of space and linguistic variation. In: Sandra Hansen / Christian Schwarz / Philipp Stoeckle / Tobias Streck (Hrsg.): Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change. Berlin/Boston. 31-47.

Elmentaler, Michael (2012b): In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen. In: Lieselotte Anderwald (Hrsg.): Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit? Frankfurt/M. u.a. 101-115.

Elmentaler, Michael / Gessinger, Joachim / Wirrer, Jan (2010): Qualitative und quantitative Verfahren in der Ethnodialektologie am Beispiel von Salienz. In: Christina Ada Anders / Markus Hundt / Alexander Lasch (Hrsg.): Perceptual dialectology – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York. 111-149.

Elmentaler, Michael / Hundt, Markus / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.) (2015): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart.

Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (2015): Regionalsprachlichkeit und Sprachvariation. In: Michael Elmentaler / Markus Hundt / Jürgen E. Schmidt (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart. 435-451.

Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen.

Elspaß, Stephan (2007): Variation and change in colloquial (Standard) German – The Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA) project. In: Christian Fandrych (Hrsg.): Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen. Tübingen. 201-216.

Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003ff.): Atlas der deutschen Alltagssprache. Digitale Ressource: http://www.atlas-alltagssprache.de [abgerufen am 2. Februar 2014] [ADA]

Engelien, August (1892): Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. 4. Aufl. Berlin.

Fellsches, Josef / Kiefer-Pawlak, Cäcilia (2009): Gelsenkirchener Wortschätzchen. 4. Aufl. Aachen.

Fleischer, Jürg (2011): … *und habe es ihr gesagt*. Zur dialektalen Abfolge pronominaler Objekte (eine Auswertung von Wenkersatz 9). In: Elvira Glaser / Jürgen Erich Schmidt / Natascha Frey (Hrsg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongres-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. 77-100.

Foerste, William (1957): Die Geschichte der niederdeutschen Mundarten. In: Wolfgang Stammler (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß. 2., überarb. Auflage. Bd. 1. Berlin. Sp. 1729-1898.

Föllner, Ursula (1995): Gebrauch der Mundarten in der Deuregio Ostfalen. In: Dieter Stellmacher / Ursula Föllner: Die Mundarten in der Deuregio Ostfalen. Verbreitung, Wandel, Gebrauch. Mannheim. 41-55.

Fredsted, Elin (2004): Flensburger Stadtsprache – Sprachkontakt und Sprachwandel. In: Horst Haider Munske (Hrsg.): Deutsch in Kontakt mit germanischen Sprachen. Tübingen. 31-54.

Gahlen, Gundula (2008): Dreißigjähriger Krieg und städtische Bevölkerungsentwicklung in Brandenburg. Das Beispiel Perleberg. In: Matthias Asche / Michael Herrmann / Ulrike Ludwig / Anton Schindling (Hrsg.): Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit. Münster. 143-165.

Gernentz, Hans-Joachim (1974): Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart und hochdeutschen Umgangssprache im Norden der DDR, unter besonderer Berücksichtigung der Interferenz und Alternanz zwischen diesen beiden sprachlichen Existenzformen. In: Studia Germanica Gandensia 15, 209-244.

Gernentz, Hans-Joachim (1980): Niederdeutsch – gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der DDR in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. Rostock.

Gessinger, Joachim (2008a): Ethnodialektologie und sprachlicher Wandel. In: Thomas Stehl (Hrsg.): Kenntnis und Wandel der Sprachen. Beiträge zur Potsdamer Ehrenpromotion von Helmut Lüdtke. Tübingen. 57-78.

Gessinger, Joachim (2008b): Perzeptive Dialektologie und Spracheinstellungsforschung. In: Niederdeutsches Jahrbuch 131, 133-144.

Gessinger, Joachim (2010): Language variation, language change and perceptual dialectology. In: Multilingua 29, 361-383.

Gessinger, Joachim (i. Vorb.): Varianz und Wahrnehmung: Der subjektive Faktor. Unter Mitarbeit von Judith Butterworth, Oliver Gondring und Mark Hillebrand. Hildesheim u.a. (Forschungsprojekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“, herausgegeben von Michael Elmentaler, Joachim Gessinger, Jürgen Macha (†), Peter Rosenberg, Ingrid Schröder und Jan Wirrer).

Gessinger, Joachim / Butterworth, Judith (2015): Salienz als dynamisches interaktionales Konstrukt. Theoretische und methodische Aspekte. In: Michael Elmentaler / Markus Hundt / Jürgen E. Schmidt (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart: Steiner. 259-294.

Glaser, Elvira / Schmidt, Jürgen Erich / Frey, Natascha (Hrsg.) (2011): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart.

Glawe, Meike (2013): Individuelle Wahrnehmung der sprachlichen Wirklichkeit in Rödinghausen. Exemplarische Darstellung einer Sprecherbiografie. In: Yvonne Hettler / Carolin Jürgens / Robert Langhanke / Christoph Purschke (Hrsg.): Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen. Frankfurt/M. u.a. 221-237.

Gloy, Klaus (2010): Varietäten in normentheoretischer Perspektive. In: Peter Gilles / Joachim Scharloth / Evelyn Ziegler (Hrsg.): Variatio delectat. Empirische Evi-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

denzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag. Frankfurt/M. u.a. 29-43.

Goebbels, Joseph (1934): Kampf um Berlin. Der Anfang. München.

Goltz, Reinhard (2009): Niederdeutsch: vom wenig einheitlichen Profil einer bedrohten Regionalsprache. In: Christel Stolz (Hrsg.): Neben Deutsch. Die autochthonen Minderheiten- und Regionalsprachen Deutschlands. Bochum. 59-86.

Göschel, Joachim (1971): Artikulation und Distribution der sog. Liquida *r* in den europäischen Sprachen. In: Indogermanische Forschungen 76, 84-126.

Grimme, Hubert (1922): Plattdeutsche Mundarten. 2. Aufl. Berlin/Leipzig.

Grosse, Rudolf (1955): Die meissnische Sprachlandschaft. Dialektgeographische Untersuchungen zur obersächsischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. Halle/Saale.

Gundlach, Jürgen (1967): Plattdeutsch in Mecklenburg heute. Bericht über die Tonbandaufnahmen der mecklenburgischen Mundart 1962/63. In: Rostocker Beiträge. Regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte. Bd. 1 (1966). Rostock. 173-194.

Hall, Tracy Alan (1993): The phonology of German /r/. In: Phonology 10, 83-105.

Hallervorden, Dieter / Scherfling, Kalle (Übers.) (2002): Det Pyramidenluda. Asterix balinat 2. Stuttgart.

Hansen, Sandra / Schwarz, Christian / Stoeckle, Philipp / Streck, Tobias (Hrsg.): Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change. Berlin/Boston.

Hedemann, Walter (1958): Berlin (Lautbibliothek der deutschen Mundarten; 8). Bd. 1. Göttingen.

Helwing, Ernst (1846): Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats während des dreissigjährigen Krieges und im Zeitalter des grossen Kurfürsten. Lemgo/Detmold.

Henn-Memmesheimer, Beate (1986): Nonstandardmuster. Ihre Beschreibung in der Syntax und das Problem ihrer Arealität. Tübingen.

Henseler, Sabine (2006): Inner- und außersprachliche Steuerungsfaktoren für Lautvariation. Eine variablenlinguistische Studie zum Sprachgebrauch einer Sprecherin aus Siegburg. Unveröff. Examensarbeit Universität Bonn.

Herdemann, Ferdinand (2006): Versuch einer Lautlehre der westmünsterländischen Mundarten (nach der Ausgabe von 1926). Vreden.

Herrgen, Joachim (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /CH/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. Stuttgart.

Herrmann-Winter, Renate (1974): Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik. In: Gerhard Ising (Hrsg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin. 135-190.

Herrmann-Winter, Renate (1979): Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald. Berlin.

Herrmann-Winter, Renate (1985): Kleines plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. Rostock.

Hettler, Yvonne (2013): „Nach Müllers geht man nicht!“. Zur Salienz und Bewertung morpho-syntaktischer Phänomene in Bremen und Hamburg. In:

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Yvonne Hettler / Carolin Jürgens / Robert Langhanke / Christoph Purschke (Hrsg.): Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen. Frankfurt/M. u.a. 161-181.

Hettler, Yvonne (2014): Salienz, Bewertung und Realisierung regionaler Merkmale in Norddeutschland. In: Helen Christen / Evelyn Ziegler (Hrsg.): Die Vermessung der Salienzforschung (Linguistik online Bd. 66, Nr. 4). 71-90.

Hettler, Yvonne / König, Pamela / Lanwer, Jens (2011): Sprachlagen und Sprachbewegungen zwischen hochdeutschem Standard und niederdeutschen Dialekten. In: Elvira Glaser / Jürgen Erich Schmidt / Natascha Frey (Hrsg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. 117-146.

Heyse, Johann Christian August (1838): Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache. Nebst einer kurzen Geschichte derselben. Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht. Erster Band. Neu bearbeitet von Karl Wilhelm Ludwig Heyse. 5. Aufl. Hannover.

Hille, Hermann (1939): Die Mundart des nördlichen Harzvorlandes insbesondere des Huygebietes. Wiesbaden (Reprint 1970).

Horn, Margareta (1984): Der holsteinische Niederelberaum. Eine dialektgeographische Untersuchung. Bd. 1-2. Marburg.

Huesmann, Anette (1998): Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchungen zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen. Tübingen.

Jacob, Alexandra (2002): Niederdeutsch im Mittleren Westen der USA. Auswanderergeschichte – Sprache – Assimilation. Bielefeld.

Janssen, Hans (1937): Die Gliederung der Mundarten Ostfrieslands und der angrenzenden Gebiete. Marburg.

Jesse, Christine (2000): Unterschiede bei Spracheinstellungen West- und Ostberliner Studierender. Eine empirische Annäherung. Unveröffentlichte Diplomarbeit Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder.

Jørgensen, Peter (1934): Die dithmarsische Mundart von Klaus Groths „Quickborn“. Lautlehre, Formenlehre und Glossar. Kopenhagen.

Jünger-Geier, Ursula (1989): Die Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg. Köln u.a.

Kahl, Heinrich / Thies, Heinrich (Bearb.) (2004): Der neue Sass. Plattdeutsches Wörterbuch. Plattdeutsch – Hochdeutsch, Hochdeutsch – Plattdeutsch. Plattdeutsche Rechtschreibung. Hrsg. von der Fehrs-Gilde. 3., überarb. Aufl. Neumünster.

Kanies, Helga (2010): *Sarret ährlich* ... Die Sprache im Ruhrgebiet. Veränderte Neuaufl. Köln.

Kaumann, Julius (1884): Entwurf einer Laut- und Flexionslehre der Münsterschen Mundart in ihrem gegenwärtigen Zustand. Münster.

Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart.

Keller, Rudi (2004): Sprachwandel. Vortrag auf dem Kongress des Bundesverbandes der Dolmetscher und Übersetzer e.V. (BDÜ) 2000: Faszination Sprache – Herausforderung Übersetzung. 6-7. Digitale Ressource: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachwandel.pdf

Kellner, Birgit / Lehmberg, Timm / Schröder, Ingrid / Wörner, Kai (2008): Data structures for the analysis of regional language variation. In: Angelika Storrer / Alexander Geyken / Alexander Siebert / Kay-Michael Würzner (Hrsg.): Text resources and lexical knowledge.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Selected Papers from the 9th Conference on Natural Language Processing KONVENS 2008. Berlin/New York. 53-63.

Keuch, Sarah / Wirrer, Jan (i. Dr.): „Da saßen zwei so ‘ne alten Friedrichskooger neben mir auf der Bank. Da hab ich mir gedacht: Das hast du lange nicht gehört, also wirklich so extrem breites und tiefes Plattdeutsch“. Laikale metasprachliche Wissensbestände und Sprechertypologie. In: Christina Cuonz / Rebekka Studler (Hrsg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der linguistischen Einstellungsforschung. Tübingen.

Kiesewetter, Hubert (2004): Industrielle Revolution in Deutschland. Regionen als Wachstumsmotoren. Stuttgart.

Klein, Eva / Mattheier, Klaus J. / Mickartz, Heinz (1978): Rheinisch. Düsseldorf.

Kleiner, Stefan / Berend, Nina / Brinckmann, Caren / Knöbl, Ralf (2011): „Deutsch heute“. Ein sprachgebietsweites Forschungsprojekt zur regionalen Variation in der gesprochenen deutschen Standardsprache. In: Heinz-Dieter Pohl (Hrsg.): Akten der 10. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie in Klagenfurt, 2007. Wien. 179-193.

Kleiner, Stefan / Knöbl, Ralf (2011): Hochdeutsch und Hochdeutsch. Regionale Gebrauchsstandards im gesprochenen Deutsch. In: Sprachreport 27, Heft 2, 2-10.

Kohbrok, Hugo (1901): Der Lautstand des *ȝym*-Gebiets in Dithmarschen. Darmstadt.

Kohler, Klaus J. (1977): Einführung in die Phonetik des Deutschen. Berlin.

Kohler, Klaus J. (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2., neu bearb. Aufl. Berlin.

König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1-2. Ismaning. [AAS]

König, Werner (2004): Die Aussprache des Standarddeutschen als Sprachkontaktphänomen. In: Horst H. Munske (Hrsg.): Deutsch im Kontakt mit anderen germanischen Sprachen. Tübingen. 175-201.

König, Werner (2005): dtv-Atlas Deutsche Sprache. 15., durchges. u. aktual. Aufl. München.

König, Werner (2011): dtv-Atlas Deutsche Sprache. 17. Aufl. München.

Krech, Eva-Maria / Stock, Eberhard / Hirschfeld, Ursula / Anders, Lutz Christian (2009): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York.

Kremer, Ludger (1983): Mundart im Westmünsterland. Aufbau, Gebrauch, Literatur. Borken.

Kremer, Ludger (2000): Westfälische Sprachgeschichte von 1850 bis zur Gegenwart. In: Jürgen Macha / Elmar Neuß / Robert Peters (Hrsg.): Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Unter Mitarbeit von Stephan Elspaß. Köln u.a. 315-335.

Kremer, Ludger / Van Caeneghem, Veerle (2007): Dialektschwund im Westmünsterland. Zum Verlauf des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachwechsels im 20. Jahrhundert. Vreden.

Kretschmer, Paul (1918): Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen.

Kreymann, Martin (1994): Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes. Köln u.a.

Krüger, Bernhard (1928): Die Entwicklung der Berliner Metallindustrie und ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben Berlins. In: Festausgabe des Zeitungs-Verlags zur Hauptversammlung des Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger. Berlin. 77-81.

Krüger, Klaus (2012): Der Havelberger Dom und seine Ausstrahlung. Berlin.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Krüger, Renate (2005): Mecklenburg. Wege eines Landes. Digitale Ressource: http://www.dreikoenigswege.de/9._Der_Dreissigjahrige_Krieg_und_seine_Folgen.pdf [abgerufen am 17. März 2015]

Lameli, Alfred (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart.

Lameli, Alfred (2010): Linguistic atlases – traditional and modern. In: Peter Auer / Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.): Language and space. An international handbook of linguistic variation. Vol. 1: Theories and methods. Berlin/New York. 567-592.

Landesamt für Bauen und Verkehr (Hrsg.) (2013): Berichte der Raumbeobachtung. Wanderungsanalyse der Zentralen Orte und ihrer Verflechtungsbereiche 2000 bis 2009. Hoppegarten. Digitale Ressource: http://www.lbv.brandenburg.de/623.htm [abgerufen am 27. Mai 2015]

Langhanke, Robert (2011): Zur Erforschung der norddeutschen Umgangssprache: Aspekte der individuellen Variation regionaler Syntax am Ortspunkt Berlebeck (Lippe). In: Brigitte Ganswindt / Christoph Purschke (Hrsg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim u.a. 305-334.

Lanwer, Jens Philipp (2011a): „Ick lieb dir wohl!“ Dialektologische Untersuchungen zur Stilisierung regionaler Substandards in der Face-to-face-Interaktion. In: Niederdeutsches Wort 51, 107-132.

Lanwer, Jens Philipp (2011b): Substandard in situ – Theoretische und methodische Aspekte der Analyse sprachlicher Variation in Alltagsgesprächen. In: Brigitte Ganswindt / Christoph Purschke (Hrsg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim u.a. 37-55.

Lanwer, Jens Philipp (2014): Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik. Dissertation Universität Münster.

Lanwer, Jens Philipp (2015): Allegro oder usuell? Zum Status sogenannter ‚Allegroformen‘ aus Sicht einer gebrauchsbasierten Linguistik. In: Michael Elmentaler / Markus Hundt / Jürgen E. Schmidt (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart. 169-189.

Lasch, Agathe (1910): Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund.

Lasch, Agathe (1911-12/1979): Die Berliner Volkssprache. In: Agathe Lasch: Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Hrsg. v. Robert Peters und Timothy Sodmann. Neumünster. 471-486.

Lasch, Agathe (1914): Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle/Saale.

Lasch, Agathe (1928): ‚Berlinisch‘. Eine berlinische Sprachgeschichte. Berlin.

Lashok, Bettina (1993): Situative Sprachvariation bei gebildeten Sprechern der Ruhrregion. Unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Duisburg.

Lauf, Raphaela (1996): ‚Regional markiert‘. Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum. In: Niederdeutsches Jahrbuch 119, 193-218.

Lausberg, Helmut (1993): Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchungen anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp. Köln u.a.

Lauterbach, Waldemar (1952): Stadt-Oldenburger Umgangssprache und ostdeutsche Mundarten. In: Schulverwaltungsblatt für Niedersachsen 4, 159-163.

Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart.

Lenz, Alexandra N. (2005): Hyperdialektalismen und Hyperkorrektionen – Indizien für Varietätengrenzen. In: Alexandra N. Lenz / Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Varietäten – Theorie und Empirie. Frankfurt/M. u.a. 75-95.

Lenz, Alexandra N. / Radtke, Edgar / Zwickl, Simone (Hrsg.) (2004): Variation im Raum. Variation and space. Frankfurt/M. u.a.

Liebe-Reséndiz, Julia (1990): Die Sprache des Rundfunks in Berlin (West) und in der DDR. Eine Studie zur Rezeption der Unterschiede. Unveröffentlichte Staatsexamensarbeit Freie Universität Berlin.

Loewe, Richard (1888): Die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiete. In: Niederdeutsches Jahrbuch 14, 14-52.

Lorenz, Cornelia (2014): Salienz unter Einheimischen und Zugezogenen. Ein empirischer Vergleich. In: Helen Christen / Evelyn Ziegler (Hrsg.): Die Vermessung der Salienzforschung (Linguistik online Bd. 66, Nr. 4). 135-146.

Lucas, Maren (2004): Sprachvariation und Sprachwandel im westlichen Ruhrgebiet. Eine Fallstudie zur Umgangssprache von Familienangehörigen dreier Generationen. Unveröffentlichte Examensarbeit Universität Duisburg-Essen.

Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln u.a.

Macha, Jürgen (1993): „Wie die Alten sungen ...?“ Generation und Sprache im Rheinland. In: Klaus J. Mattheier / Klaus-Peter Wegera / Walter Hoffmann /Hans-Joachim Solms (Hrsg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt/M. 601-618.

Macha, Jürgen (2000): Nordrheinische Sprachgeschichte im 20. Jahrhundert. In: Jürgen Macha / Elmar Neuß / Robert Peters (Hrsg.): Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Köln u.a. 293-313.

Macha, Jürgen (2005): Entwicklungen und Perspektiven in der Dialektologie des Deutschen: Einige Schlaglichter. In: Linguistik online Bd. 24. 9-18.

Macha, Jürgen (2007/08): Pragmatik und Sprachrealität. Eine dialektologische Forschungsskizze. In: Niederdeutsches Wort 47-48, 317-326.

Mang, Alexander (2004): Bayerischer Sprachatlas. Sprachatlas von Mittelfranken. Bd. 6: Sprachregion Nürnberg. Heidelberg.

Manger, Jürgen von (1995): *Also ährlich* ... Tegtmeier sacht, wie‘t is! Audio CD (Philips 522 723-2)

Martens, Hiltrud / Martens, Peter (1988): Niederdeutsch-bedingte Abweichungen von der hochdeutschen Standard-Aussprache. In: Helma Behme (Hrsg.): Angewandte Sprechwissenschaft. Wiesbaden. 123-138.

Mattheier, Klaus J. (1980): Sprachveränderungen im Rheinland. Zum Problem der kontextuellen und situativer Steuerung sprachlicher Veränderungsprozesse. In: P. Sture Ureland (Hrsg.): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und Intralinguistik. Akten des 3. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1979. Tübingen. 121-137.

Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher. In: Germanistische Mitteilungen 21, 47-67.

Meinhold, Gottfried (1973): Deutsche Standardaussprache. Lautschwächungen und Formstufen. Jena.

Meng, Katharina (1990): Berlinisch im Kindergarten. In: Hartmut Schmidt (Hrsg.): Berlinisch in Geschichte und Gegenwart. Stadtsprache und Stadtgeschichte. Berlin. 75-88.

Menge, Heinz H. (1977): „Regionalsprache Ruhr“: Gram-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY-NC-ND

matische Variation ist niederdeutsches Substrat. Eine forschungsleitende Hypothese. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 84, 48-59.

Menge, Heinz H. (1984): Westfälische Stadtsprachenforschung. In: Niederdeutsches Wort 24, 129-150.

Menge, Heinz H. (2000): Sprachgeschichte des Ruhrgebiets. In: Jürgen Macha / Elmar Neuß / Robert Peters (Hrsg.): Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Unter Mitarbeit von Stephan Elspaß. Köln u.a. 337-347.

Menge, Heinz H. (2004): Zum Status des Niederdeutschen. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart. Hildesheim u.a. 9-35.

Meyer-Eppler, Werner (1959): Zur Spektralstruktur der /r/-Allophone des Deutschen. In: Acustica 9, 247-250.

Mihm, Arend (Hrsg.) (1985a): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart.

Mihm, Arend (1985b): Prestige und Stigma des Substandards. Zur Bewertung des Ruhrdeutschen im Ruhrgebiet. In: Arend Mihm (Hrsg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart. 163-193.

Mihm, Arend (1985c): Zur Entstehung neuer Sprachvarietäten. Ruhrdeutscher Kasusgebrauch und seine Erklärung. In: Arend Mihm (Hrsg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart. 245-276.

Mihm, Arend (1989): Alter und neuer Dialekt im Ruhrgebiet. Zum Sprachgebrauch in der Region Duisburg. In: Volkskultur an Rhein und Maas 8, Heft 1, 64-77.

Mihm, Arend (1997): Die Realität des Ruhrdeutschen – soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietssprache. In: Konrad Ehlich / Wilhelm Elmer / Rainer Noltenius (Hrsg.): Sprache und Literatur an der Ruhr. 2., erw. und überarb. Aufl. Essen. 19-38.

Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Werner Besch / Anne Betten / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Zweiter Teilband. Berlin/New York. 2107-2137.

Möller, Frerk (2008): Plattdeutsch im 21. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Mit einem Aufsatz von Michael Windzio. Leer.

Möller, Robert (2008): Regional, aber standardkompatibel. Regionale Umgangssprache im Rheinland. In: Jean-Marie Valentin (Hrsg.): Germanistik im Konflikt der Kulturen. Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. Bd. 4: Karin Donhauser (Hrsg.): Empirische Grundlagen moderner Grammatikforschung. Bern u.a. 207-212.

Möller, Robert (2013): Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache. Untersuchungen zu Variation und Kookkurrenzregularitäten im „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt und Standardsprache. Stuttgart.

Moritz, Karl Philipp (1781): Über den märkischen Dialekt. In Briefen. Erstes Stück. Berlin.

Nagel, Sarah (2013): Koronalisierung: Ein bekanntes Phänomen mit unbekanntem Namen. In: Alltag im Rheinland. Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR), 83-88.

Nerger, Karl (1869): Grammatik des mecklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre. Leipzig.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

NIEBAUM, Hermann (1977): Westfälisch. Düsseldorf.

NIEBAUM, Hermann (1980): Westniederdeutsch. In: Hans Peter Althaus / Helmut Henne / Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Tübingen. 458-464.

NIEBAUM, Hermann (1986): Niederdeutsch in Geschichte und Gegenwart. In: Claus Schuppenhauer (Red.): Niederdeutsch. Fünf Vorträge zur Einführung. Eine Gemeinschaftsveranstaltung von Universität Bremen und Institut für niederdeutsche Sprache. Wintersemester 1985/86. Leer. 7-41.

NIEBAUM, Hermann (1989): Geschichte und Gliederung der sprachlichen Systeme in Westfalen. In: Franz Petri / Peter Schöller / Alfred Hartlieb von Wallthor (Hrsg.): Der Raum Westfalen. Bd. 6: Fortschritte der Forschung und Schlußbilanz. Münster. 5-31.

NIEBAUM, Hermann (2000): Westfälische Sprachgeschichte von 1620 bis 1850. In: Jürgen Macha / Elmar Neuß / Robert Peters (Hrsg.): Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Unter Mitarbeit von Stephan Elspaß. Köln u.a. 225-246.

NIEBAUM, Hermann / MACHA, Jürgen (2014): Einführung in die Dialektologie des Deutschen. 3., neu bearb. Aufl. Tübingen.

NIEKERKEN, Walther (1953): Zu den Problemen der Zweisprachigkeit im niederdeutschen Raum (mit besonderer Berücksichtigung des Nordniedersächsischen). In: Niederdeutsches Jahrbuch 76, 64-76.

NIEKERKEN, Walther (1963): Von den Formen und Wirkungen der Liquida *r* im Nordniedersächsischen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 16, 165-175.

PANTER, Peter [= Kurt TUCHOLSKY] (1930): Der Buchstabe G. In: Vossische Zeitung Nr. 518, 02.11.1930.

PAULUN, Dirks (1958): Kleins Album foll Hamburch. Hamburg.

PAULUN, Dirks (1973): Is doch gediegen. Ein heiterer Streifzug durch das Dickicht des Hamburger Hochdeutsch. Zugleich eine kleine „Sprachlehre“ für Zugereiste. Mit Zeichnungen von Wilhelm M. Busch. Hamburg.

PEINE, Margit / SCHÖNFELD, Helmut (1981): Sprachliche Differenzierung und ihre Bewertung. In: Kommunikation und Sprachvariation. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Hartung u. H. Schönfeld. Berlin. 214-258.

PETERS, Benno (2005): The database The Kiel Corpus of Spontaneous Speech. In: Klaus J. Kohler / Felicitas Kleber / Benno Peters (Hrsg.): Prosodic Structures in German Spontaneous Speech (= Arbeitsberichte des Instituts für Phonetik und digitale Sprachverarbeitung der Universität Kiel; 35a). Kiel. 1-6.

PETERS, Jörg (2008): Intonation deutscher Regionalsprachen. Berlin/New York.

PFEFFER, J. Alan (1975): Grunddeutsch. Erarbeitung und Wertung dreier deutscher Korpora. Tübingen.

PFEFFER, J. Alan / LOHNES, Walter F. W. (1984): Grunddeutsch. Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. Überregionale Umgangssprache aus der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik, Österreich und der Schweiz. Tübingen.

PISTOR, Petra (2005): Zwischen Niederfränkisch und Ripuarisch. Untersuchungen zum Regiolekt des südlichen Niederrheins. Unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Duisburg-Essen.

POCHMANN, Christine (2008): Sprachbiographien in Finkenwerder. Zum variativen Sprachgebrauch von Hoch- und Niederdeutsch. Saarbrücken.

PRIEBATSCH, Felix (1899): Geistiges Leben in der Mark

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Brandenburg am Ende des Mittelalters. In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 12, 325-409.

Protze, Helmut (1997): Wortatlas der städtischen Umgangssprache. Zur territorialen Differenzierung der Sprache der Länder Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Köln u.a. [WSU]

Pühn, Hans-Joachim (1956): Ostholsteinische Mundarten zwischen Trave und Schwentine. Marburg.

Radtke, Edgar / Thun, Harald (Hrsg.) (1996): Neue Wege der romanischen Geolinguistik. Akten des Symposiums zur empirischen Dialektologie (Heidelberg/Mainz 21.-24.10.1991). Kiel.

Rampton, Ben (2005): Crossing. Language & ethnicity among adolescents. 2. Aufl. Manchester/Northampton.

Rein, Kurt / Stör, Bernhard (Bearb.) (2005): Bayerischer Sprachatlas. Sprachatlas von Oberbayern. Ergänzungsband: Sprachregion München. Heidelberg.

Rettschlag, Tina (2015): *Hallo, ist dis der Anschluss von Familie Müller?* – Eine wahrnehmungsdialektologische Studie zur Vokalhebung in der Berliner Umgangssprache. Unveröffentlichte Masterarbeit Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder.

Ronge, Birgitta (2005): Sprachwandel und idiolektale Variation. Eine Studie zur Umgangssprache von Grefrath-Oedt. Unveröffentlichte Examensarbeit Universität Duisburg-Essen.

Rosenberg, Peter (1986): Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler. Tübingen.

Rosenberg, Peter (1996): Berlinisch: Arbeiterjargon – Hauptstadtdialekt? Berliner Stadtsprache in den Jahren der Teilung. Unveröffentlichtes Manuskript.

Runschke, Ernst (1938): Die *r*-Laute und ihr Ersatz. In: Das Gesprochene Wort 1, 71-74, 102-105.

Salewski, Kerstin (1998): Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. Stuttgart.

Sanders, Willy (1982): Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen.

Scharioth, Claudia (2015): Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Hildesheim u.a.

Scheel, Käthe (1963): Hamburger Missingsch. In: Werner Simon / Wolfgang Bachofer / Wolfgang Dittmann (Hrsg.): Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag, dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin. 381-389.

Scheuermann, Ulrich (1977): Sprachliche Grundlagen. In: Hans Patze (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens. Bd. 1: Grundlagen und frühes Mittelalter. Hildesheim u.a. 167-258.

Schiering, René (2002): Klitisierung von Pronomina und Artikelformen. Eine empirische Untersuchung am Beispiel des Ruhrdeutschen. Köln.

Schiering, René (2005): Flektierte Präpositionen im Deutschen? Neue Evidenz aus dem Ruhrgebiet. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 72, 52-79.

Schildt, Joachim / Schmidt, Hartmut (Hrsg.) (1992): Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. 2., bearb. Aufl. Berlin.

Schirmunski, Viktor M. (1961/2010): Deutsche Mundartkunde. Frankfurt/M.

Schlieben-Lange, Brigitte / Weydt, Harald (1978): Für eine Pragmatisierung der Dialektologie. In: Zeitschrift

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

für germanistische Linguistik 6, 257-282.
SCHLOBINSKI, Peter (1987): Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin.
SCHMACHTHAGEN, Peter (2010): Sprechen Sie Hamburgisch? Allerlei Begriffe aus der Zeit als Großmutter 'n lütt Deern weer. 3. Aufl. Hamburg.
SCHMIDT, Jürgen Erich (2005): Versuch zum Varietätenbegriff. In: Alexandra N. Lenz / Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Varietäten. Theorie und Empirie. Frankfurt/M. 61-74.
SCHMIDT, Jürgen Erich / HERRGEN, Joachim (Hrsg.) (2001ff.): Digitaler Wenker-Atlas (DiWA). Bearbeitet von Alfred Lameli, Tanja Giessler, Roland Kehrein, Alexandra Lenz, Karl-Heinz Müller, Jost Nickel, Christoph Purschke und Stefan Rabanus. Erste vollständige Ausgabe von Georg Wenkers „Sprachatlas des Deutschen Reichs", 1888-1923 handgezeichnet von Emil Maurmann, Georg Wenker und Ferdinand Wrede. Marburg. Digitale Ressource: http://www.diwa.info
SCHMIDT, Jürgen Erich / HERRGEN, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin.
SCHOLTEN, Beate (1988): Standard und städtischer Substandard bei Heranwachsenden im Ruhrgebiet. Tübingen.
SCHÖNFELD, Helmut (1974): Gesprochenes Deutsch in der Altmark. Untersuchungen und Texte zur Sprachschichtung und zur sprachlichen Interferenz. Berlin.
SCHÖNFELD, Helmut (1981): Gruppenspezifische Unterschiede bei der Verwendung und Bewertung des Niederdeutschen in der DDR. In: Heinz Gundlach / Helmut Schönfeld (Hrsg.): Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart. (Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. Reihe A. Arbeitsberichte. Bd. 75, 2). Berlin. 112-120.
SCHÖNFELD, Helmut (1982): Die Veränderungen in der Sprache und im sprachlichen Verhalten der werktätigen Klassen und Schichten der Magdeburger Börde und der Stadt Magdeburg unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen bis 1917/18. In: Hans-Jürgen Rach / Bernhard Weissel (Hrsg.): Bauer und Landarbeiter im Kapitalismus in der Magdeburger Börde. Zur Geschichte des dörflichen Alltags vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Berlin. 215-264.
SCHÖNFELD, Helmut (1986): Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jahrhundert. In: Joachim Schildt / Hartmut Schmidt (Hrsg.): Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Berlin. 214-298.
SCHÖNFELD, Helmut (1989): Sprache und Sprachvariation in der Stadt. Zu sprachlichen Entwicklungen und zur Sprachvariation in Berlin und anderen Städten im Nordteil der DDR. Berlin.
SCHÖNFELD, Helmut (1990): East Low German. In: Charles V. J. Russ (Hrsg.): Dialects of modern German. A linguistic survey. London. 91-135.
SCHÖNFELD, Helmut (1991): Die niederdeutsche Sprache in den Ländern Sachsen-Anhalt und Brandenburg. In: Niederdeutsches Jahrbuch 114, 175-201.
SCHÖNFELD, Helmut (1994): Aneignung und Verwendung städtischer Umgangssprache durch Zugewanderte. Forschungsmethoden und Erkenntnisse (am Beispiel von Berlin/Ost). In: Wolfgang Viereck (Hrsg.): Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg. Bd. 3. Stuttgart. 513-522.
SCHÖNFELD, Helmut (2001): Berlinisch heute. Kompetenz – Verwendung – Bewertung. Unter Mitarbeit von Ruth Reiher und Sabine Grünert. Frankfurt/M. u.a.
SCHÖNHOFF, Hermann (1908): Emsländische Gramma-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tik. Laut- und Formenlehre der emsländischen Mundarten. Heidelberg.

Schröder, Ingrid (2004): Niederdeutsch in der Gegenwart: Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart. Hildesheim u.a. 35-99.

Schröder, Ingrid (2011): Dialekte im Kontakt – Individuelle Ausformungen des Sprachrepertoires. In: Manuela Böhm / Elisabeth Berner / Jürgen Erfurt (Hrsg.): Nach dem linguistic turn. Sprachwissenschaft im Wandel. Duisburg. 19-32. [= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie; 78]

Schröder, Ingrid (2012): „Da nicht für." Grammatische Kontaktphänomene Hochdeutsch-Niederdeutsch. In: Sociolinguistica 26, 18-29.

Schröder, Ingrid (2015): Zwischen Dialektologie und Regionalsprachenforschung – eine norddeutsche Perspektivierung. In: Michael Elmentaler / Markus Hundt / Jürgen E. Schmidt (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart: Steiner. 25-57.

Schröder, Ingrid (i. Vorb.): Individuelle Aspekte der sprachlichen Variation. Unter Mitarbeit von Katharina Dreessen, Yvonne Hettler, Carolin Jürgens und Timm Lehmberg. Hildesheim u.a. (Forschungsprojekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)", herausgegeben von Michael Elmentaler, Joachim Gessinger, Jürgen Macha (†), Peter Rosenberg, Ingrid Schröder und Jan Wirrer).

Schröder, Ingrid / Elmentaler, Michael (2009): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Niederdeutsches Jahrbuch 132, 41-68.

Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M. u.a.

Schulze, Heiko / Wefel, Kalla (2013): *Kär, Kär, Kär!* Osnabrücker Möchtegern-Wörterbuch: Gewachsene, aber auch offen geklaute Begriffe und Redewendungen sowie die Erzählung Fluch-Reise mit Tante Elli. Neuaufl. Vechta-Langförden.

Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hrsg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. 19., umgearb. Aufl. Berlin.

Sloos, Marjoleine (2013): Phonological grammar and frequency. An integrated approach. Evidence from German, Indonesian and Japanese. Groningen.

Sluyterman v. Langeweyde, Wolf (1958): Das Ruhrgebiet und seine Sprache. In: Muttersprache 68, 1-7.

Spangenberg, Karl (1974): Versuch einer sprachlichen und gesellschaftlichen Grundlegung des gegenwärtigen Lautwandels *ch* zu *sch* in Thüringen. In: Ideologie und Sprache. Veröffentlichungen der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Hrsg. von Franz Bolck. Jena. 166-183.

Spangenberg, Karl (1978): Eigenständige Merkmale der Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen im Spannungsfeld zwischen Mundart und Literatursprache. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 27, 15-21.

Spangenberg, Karl (1994): Determinanten für Funktion und Gestalt der Umgangssprache in Thüringen. In: Wolfgang Viereck (Hrsg.): Verhandlungen des internationalen Dialektologenkongresses. Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. Stuttgart. 523-532.

Spangenberg, Karl (1998): Die Umgangssprache im Freistaat Thüringen und im Südwesten des Landes

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Sachsen-Anhalt. Rudolfstadt/Jena.

Sperlbaum, Margret (1975): Proben deutscher Umgangssprache (Bundesrepublik Deutschland). Tübingen.

Spiekermann, Helmut (2005): Standardsprache zwischen Allegro- und Dialektformen. Zur Beschreibung regionaler Standardsprachen. In: Eckard Eggers / Jürgen Erich Schmidt / Dieter Stellmacher (Hrsg.): Moderne Dialekte – Neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. 515-533.

Spiekermann, Helmut (2008): Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards. Tübingen.

Spohr, Heinrich (2008): Das Düsseldorfer Rheinisch. Gesprochen – geschrieben. Düsseldorf.

Sprick, Claus / Stratenwerth, Reinhard (Übers.) (1998): Zoff im Pott. Asterix auf Ruhrdeutsch 1. Stuttgart.

Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern (2009): Entwicklung des Arbeitsmarktes in Mecklenburg-Vorpommern 2000-2008/9; Entwicklung des Bildungssektors in Mecklenburg-Vorpommern 2000-2009. Digitale Ressource: http://www.statistik-mv.de [abgerufen am 17. März 2015]

Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern (2014): Bevölkerung, Haushalte, Familien, Fläche. Landesdaten im Überblick (2014). Digitale Ressource: http://www.statistik-mv.de [abgerufen am 17. März 2015]

Stearns, MacDonald Jr. / Voge, Wilfried (1979): The contemporary pronounciation of long <ä> in Modern Standard German. A data-based, computer-assisted analysis. In: Jens-Peter Köster (Hrsg.): Miszellen VI. Hamburg. 127-181.

Steffen, Jochen (1975): *Nu komms du!* Kuddl Schnööfs noie achtersinnige Gedankens un Meinungens. Hamburg.

Stellmacher, Dieter (1977): Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Eine soziolinguistische Untersuchung. Marburg.

Stellmacher, Dieter (1981): Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen.

Stellmacher, Dieter (1987): Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer.

Stellmacher, Dieter (1999): Sprache in Göttingen. In: Rudolf von Thadden / Günter J. Trittel (Hrsg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Bd. 3: Von der preußischen Mittelstadt zur südniedersächsischen Großstadt 1866-1989. Göttingen. 865-872.

Stör, Bernhard (1999): Die mundartlichen Verhältnisse in der Region München. Frankfurt/M. u.a.

Störkel, Katja (2004): Individueller Sprachwandel am Beispiel zweier Sprecherinnen aus Duisburg-Laar. Unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Duisburg-Essen.

Strohmeyer, Klaus (2003): Urbanisierung im Deutschen Reich (LeMO: Lebendiges Museum Online). Berlin. Digitale Ressource: https://www.dhm.de/lemo/kapitel/kaiserreich/alltagsleben/urbanisierung.html [abgerufen am 20. Mai 2015]

Strukturatlas Brandenburg (2013). Digitale Ressource: http://www.strukturatlas.brandenburg.de/ [abgerufen am 27. Mai 2015]

Sütterlin, Ludwig (1923): Die deutsche Sprache der Gegenwart. 5. Aufl. Leipzig.

Telgenbüscher, Antje / Telgenbüscher, Karl (1997): *'N Paddaboana zun Anschneiden!* Bemerkungen zur Paderborner Umgangssprache. Paderborn.

Teuchert, Hermann (1964): Die Mundarten der brandenburgischen Mittelmark und ihres südlichen Vorlandes. Berlin.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Thies, Heinrich (Bearb.) (2010): Plattdeutsche Grammatik. Formen und Funktionen. Hrsg. von der Fehrs-Gilde. Neumünster.

Thies, Udo (1985): Die gesprochene Sprache im Ruhrgebiet – eine „Monovarietät"? Korpus- und Analysebeschreibung des Bochumer Projekts. In: Arend Mihm (Hrsg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart. 107-148.

Thun, Harald (2010): Pluridimensional cartography. In: Alfred Lameli / Roland Kehrein / Stefan Rabanus (Hrsg.): Language and space. An international handbook of linguistic variation. Volume 2: Language Mapping. Part I. Berlin/New York. 506-524.

Tilgner, Daniel (2011): Das Bremer Schnackbuch. Begriffe, Redensarten und 'n büschen Tünkram. 3. Aufl. Bremen.

Toll, Hans J. (1980): Hannoversches Wörterbuch. Zusammengestellt von Hans J. Toll und herausgegeben von Reimar Hollmann. Hannover.

Trachsel, Charles François (1873): Glossarium der Berlinischen Wörter und Redensarten, dem Volke abgelauscht und gesammelt. Berlin.

Trautmann, Max (1888): Zur geschichte des zäpfchen-*r* im deutschen. In: Phonetische Studien 1, 63-65.

Treichel, Bärbel (2004): Identitätsarbeit, Sprachbiographien und Mehrsprachigkeit. Autobiographisch-narrative Interviews mit Walisern zur sprachlichen Figuration von Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main u.a.

Trenschel, Walter (2000): Standardaussprache und Bühnenaussprache in ihrer nord- und niederdeutschen Prägung. In: Niederdeutsches Jahrbuch 123, 103-114.

Tröster-Mutz, Stefan (2004): Die Realisierung von Vokallängen: erlaubt ist, was Sp[a(:)]ß macht? In: SKY Journal of Linguistics 17, 249-265.

Twilfer, Daniela (2014): Sprachvariation bei Frauen und Männern. Empirische Untersuchungen zur geschlechtspräferierten Lautlichkeit in Norddeutschland. Münster.

Ulbrich, Horst (1972): Instrumentalphonetisch-auditive R-Untersuchungen im Deutschen. Berlin.

Viëtor, Wilhelm (1885/1941): Die Aussprache des Schriftdeutschen mit dem Wörterverzeichnis der amtlichen „Regeln für die deutsche Rechtschreibung" in phonetischer Umschrift sowie phonetischen Texten. 13. Aufl. 1941 (erste Aufl. 1885). Leipzig.

Viëtor, Wilhelm (1887): Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis. 2. Aufl. Heilbronn.

Viëtor, Wilhelm (1888): Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen. In: Phonetische Studien 1, 95-114.

Vischer, Friedrich Theodor (1882/1889): Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland. Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung. In: Friedrich Theodor Vischer: Altes und Neues. Neue Folge. Stuttgart. 118-153. (Erstdruck in: Die Gegenwart, 1882).

Voeste, Anja / Gessinger, Joachim (Hrsg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg. [Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie; 71]

Volmert, Johannes (1997): Jugend und Ruhrgebietssprache: Die regionale Varietät in der Freizeit – und als Unterrichtsgegenstand? In: Konrad Ehlich / Wilhelm Elmer / Rainer Noltenius (Hrsg.): Sprache und Literatur an der Ruhr. 2. Aufl. Essen. 57-79.

Vorberger, Lars / Schröder, Ingrid (2011): Standard-

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

divergenz im nördlichen Niedersachsen? Eine exemplarische Analyse von Sprecherinnen aus drei Generationen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 134, 137-147.

Wagenfeld, Karl (1992): Münstersches Hochdeutsch. In: Karl Wagenfeld: *Sipp, sapp, Sunne*. Namens un Lüh. Volkskundliches aus seinen Schriften mit Bräuchen, Tänzen, Liedern zu Bauernhochzeit und Schützenfest (= Gesammelte Werke; 4). Hrsg. von Hannes Demming. Münster. 56-76.

Wängler, Hans-Heinrich (1960): Grundriss einer Phonetik des Deutschen. Mit einer allgemeinen Einführung in die Phonetik. Mit einer Sprachplatte. Marburg.

Warnkross, Julius (1912): Die Lautlehre des Wolgaster Platt. Greifswald.

WDU vgl. Eichhoff (1977-2000)

Weinreich, Uriel (1954): Is a structural dialectology possible? In: Word 10, 388-400.

Wich-Reif, Claudia (2010): „Da hat der Christian sone großen Augen gemacht". Pluralvarianten des Pronomens *solch* im deutschen Sprachraum. In: Norbert Dittmar / Nils Bahlo (Hrsg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch. Analysen und Perspektiven. Frankfurt/M. u.a. 195-217.

Wiese, Richard (2003): The unity and variation of (German) /r/." In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 70, 25-43.

Wiesinger, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Werner Besch / Ulrich Knoop / Wolfgang Putschke / Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbband. Berlin/New York. 807-900.

Wiesinger, Peter / Raffin, Elisabeth (1982): Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre. Bd. 1: 1800-1980. Bern u.a.

Wirrer, Jan (1998): Zum Status des Niederdeutschen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, 308-340.

Wirrer, Jan (1999): New Melle, MO 63365: Sprecherin 21, Sprecher 34. In: Peter Wagener (Hrsg): Sprachformen. Deutsch und Niederdeutsch in europäischen Bezügen. Festschrift für Dieter Stellmacher zum 60. Geburtstag. Stuttgart. 169-181.

Wirrer, Jan (2011): Die Ochsen, die Kühe und die Schäfchen und die Vögelchen auf dem Mäuerchen. Zur Elizitierung linguistischer Daten vermittels Übersetzung. In: Wolfgang Pöckl / Ingeborg Ohnheiser / Peter Sandrini (Hrsg.): Translation, Sprachvariation, Mehrsprachigkeit. Festschrift für Lew Zybatow zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main u.a. 361-376.

Wirrer, Jan (Hrsg.) (i. Vorb.): Sprachwissen und Spracherfahrung. Unter Mitarbeit von Franziska Bergner, Lisa Blanke, Meike Glawe, Amelie Gruhn, Daniel Jettka, Sarah Keuch und Carina Seele. Hildesheim u.a. (Forschungsprojekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)", herausgegeben von Michael Elmentaler, Joachim Gessinger, Jürgen Macha (†), Peter Rosenberg, Ingrid Schröder und Jan Wirrer).

WSU vgl. Protze (1997)

Wurzel, Ullrich (1978): Grammatik und Nationalsprache. In: Wolfgang Motsch (Hrsg.): Kontexte der Grammatiktheorie. Berlin. 131-148.

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Anhang

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Vorlesetexte

Zur Erhebung der standarddeutschen Vorleseaussprache wurden zwei Texte verwendet, die den Gewährspersonen vorgelegt wurden, mit der Instruktion, die Texte so vorzulesen, wie sie es vor einer Schulklasse tun würden. Beim ersten Text handelt es sich um die häufig zu Sprachvergleichen eingesetzte Fabel „Nordwind und Sonne", die für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung in einigen Punkten modifiziert wurde, um zu gewährleisten, dass wichtige Lautmerkmale, die für norddeutsche Regiolekte und den norddeutschen Sprechstandard als charakteristisch gelten, repräsentiert sind (*ging, Umhang, entlang*: möglicher Verschluss [k] im Auslaut, *Pfad*: Frikativaussprache von *pf* als [f], *Weg*: auslautende *g*-Spirantisierung, *Ohren*: Vokalsenkung und *r*-Vokalisierung, *jetzt*: *t*-Apokope, *kurze*: Realisierung von *r* als [x], *Zeit*: Frikativaussprache von *ts* als [s], *später*: Realisierung von *sp* als [sp] sowie Vokalhebung zu [eː] und Lenisierung des intervokalischen Dentals, *wieder*: Vokalkürzung, *sich*: Koronalisierung, *warmen*: *r*-Vokalisierung, *nicht*: *t*-Apokope, *mehr*: Vokalsenkung, *leugnen*: *g*-Spirantisierung).

Originaltext der Fabel und modifizierter Text aus dem SiN-Projekt im Vergleich:

Nordwind und Sonne (Original)

Einst stritten sich Nordwind und Sonne, wer von ihnen beiden wohl der Stärkere wäre, als ein Wanderer, der in einen warmen Mantel gehüllt war, des Weges kam. Sie wurden einig, dass derjenige für den Stärkeren gelten sollte, der den Wanderer zwingen würde, seinen Mantel abzunehmen. Der Nordwind blies mit aller Macht, aber je mehr er blies, desto fester hüllte sich der Wanderer in seinen Mantel ein. Endlich gab der Nordwind den Kampf auf. Nun erwärmte die Sonne die Luft mit ihren freundlichen Strahlen, und schon nach wenigen Augenblicken zog der Wanderer seinen Mantel aus. Da musste der Nordwind zugeben, dass die Sonne von ihnen beiden der Stärkere war.

(Nach Dafydd Gibbon/Roger Moore/Richard Winski (Hrsg.): Handbook of standards and resources for spoken language systems. Berlin (u.a) 1997)

Nordwind und Sonne (modifizierte Version, Änderungen durch Kursivierung markiert)

Einst stritten sich Nordwind und Sonne, wer von ihnen beiden wohl der Stärkere wäre. *Da ging* ein Wanderer, der in einen warmen *Umhang* gehüllt war, den *Pfad entlang*. Sie wurden einig, dass derjenige für den Stärkeren gelten sollte, der den Wanderer *auf seinem Weg* zwingen würde, *den Umhang* abzunehmen. Der Nordwind blies *ihm* mit aller Macht *um die Ohren*, aber je mehr er blies, desto fester hüllte sich der Wanderer in seinen *Umhang* ein. *Jetzt* gab der Nordwind den Kampf auf. *Kurze Zeit später* erwärmte die Sonne die Luft *wieder* mit ihren freundlichen Strahlen, und schon nach wenigen Augenblicken zog *sich* der Wanderer *den warmen Umhang* aus. Da *konnte* der Nordwind *nicht mehr leugnen*, dass die Sonne von ihnen beiden der Stärkere war.

Bei dem zweiten Vorlesetext handelt es sich um einen Auszug aus einem Zeitungsartikel aus der „taz. die tageszeitung" vom 6. Oktober 2006:

Datenabgleich schlägt Wellen

Hamburgs Schulen sollen illegal im Land lebende Kinder melden, so will es der Senat. Weil mehrere Schulleiter

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sich weigern, rufen CDU-Politiker schon nach dem Staatsanwalt. In Schleswig-Holstein sieht man in dieser Sache keinen Handlungsbedarf.

Auslöser war ein Boykottaufruf: Vor einer Woche forderten darin sechzehn Prominente aus dem linksliberalen Spektrum die Leiter aller Hamburger Schulen dazu auf, die Daten von Kindern ohne legalen Aufenthaltsstatus nicht in das soeben eingerichtete neue Zentrale Schülerregister einzuspeisen. Gleichzeitig bekannten zwei Rektoren, sie hätten illegale Kinder an ihren Schulen aufgenommen, ohne sie an die Bildungsbehörde zu melden.

Seither wird in Hamburg zunehmend aufgeregt debattiert. In den marktbeherrschenden Springer-Medien dominiert die Aufregung über das vermeintlich illegale Tun verbeamteter Rektoren. Und der CDU-Politiker Karl-Heinz Ehlers forderte zu Wochenbeginn die Staatsanwaltschaft auf, zu prüfen, ob es sich dabei nicht um „Straftaten“ handele – auch bei dem erwähnten Appell um die Aufforderung dazu. Bei den Flüchtlingsorganisationen ist man dagegen fassungslos über das Vorgehen des Senats. Denn angekündigt worden war das Register nach dem grausamen Hungertod der kleinen Jessica vor anderthalb Jahren – als Schutzmaßnahme für vernachlässigte Kinder. Angestrebt werde lediglich ein Datenabgleich mit Sozial-, Jugend- und Gesundheitsämtern, so hatte es Hamburgs Bildungssenatorin Alexandra Dinges-Dierig (CDU) im März 2005 erklärt. Erst vor kurzem wurde bekannt, dass auch die Innenbehörde Zugriff auf die Daten hat.

Genehmigt hat das Hamburgs Datenschutzbeauftragter, Hartmut Lubomierski. Anne Harms von der kirchlichen Beratungsstelle „Fluchtpunkt“ spricht von einer „Dummheit“. Die Schule habe die Möglichkeit, an Familien heranzukommen, die sich sonst nicht meldeten. Bei „Fluchtpunkt“ hätten inzwischen sechs Schulen angerufen und von insgesamt elf illegalen Kindern berichtet, die bei ihnen angemeldet seien. Dies sei keine „Straftat“, sagt Harms, weil die Meldepflicht von der Kenntnis illegaler keine „strafbewehrte Vorschrift“ sei. Auch seien die Schulen zunächst nur per Brief gebeten worden, sich auf das neue System umzustellen. Strafbar ist laut Gesetz jedoch nur die „Beihilfe“ zum illegalen Aufenthalt, wenn diese ursächlich dazu führt. Menschen, die Illegalen humanitäre Hilfen geboten hätten, seien noch nie verurteilt worden, sagt Harms.

Es bleibt der Streit darum, ob es richtig ist, was die Schulleiter tun: Hamburgs Grüne haben in der Bürgerschaft beantragt, der Senat möge dafür sorgen, dass der Innenbehörde ein „automatisierter Zugriff“ auf die Schülerdatei „nicht gewährt wird“. Das fordert auch der SPD-Schulpolitiker Wilfried Bus.

Auch im Nachbarland Schleswig-Holstein werden Kinder unterrichtet, deren Eltern sich illegal im Land aufhalten, allerdings fährt Kiel eine weichere Linie. „Wir gehen davon aus, dass die Schulpflicht für alle gilt“, sagt Thorsten Döhring, Referent für Flüchtlings- und Zuwandererfragen der Landesregierung. Nach seiner Auffassung bestehe für Lehrer „keine Meldepflicht“, sollten sie davon erfahren. „Es gibt gute Gründe zu sagen“, so Döring, „dass auch Schulleiter nicht dieser Pflicht unterliegen.“

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Pfeffer-Korpus (1961): Übersicht über die ausgewählten Aufnahmen

Von den 398 digitalisierten Aufnahmen des Pfeffer-Korpus, die über die „Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD2)“ des Instituts für deutsche Sprache abgerufen werden können, beziehen sich 140 auf Aufnahmen, die in Orten nördlich der Benrather Linie (unter Einbeziehung von Wittenberg und Berlin) durchgeführt wurden (die laufenden Nummern 001-062, 204-222, 247-260, 288-295, 304-340). Von diesen Aufnahmen blieben 26 unberücksichtigt, bei denen die Gewährspersonen aus Gebieten außerhalb des SiN-Untersuchungsgebietes stammten (z.B. Hinterpommern, West- und Ostpreußen, mitteldeutsche Regionen), da der Geburtsort als relevant für die Regionenzuordnung betrachtet wurde. Ausgeklammert wurden auch Aufnahmen von Personen unter 18 Jahren. Von den restlichen Aufnahmen wurden zunächst die Interviews mit älteren Gewährspersonen (ab 40 J.) einer genaueren Prüfung unterzogen, da diese – wie Stichproben zeigten – in der Regel ein merkmalsreicheres Sprechen erwarten ließen. Ausgewählt wurden möglichst standardferne Aufnahmen in guter technischer Qualität. Wenn sich unter den älteren Gewährspersonen für eine Region keine standardferneren Aufnahmen finden ließen, wurden die Interviews jüngerer Personen überprüft. Unter diesen Gesichtspunkten wurde schließlich ein Vergleichskorpus von 51 Stichproben aus den Regionen Holstein (2 Aufnahmen), Nordhannover (7), Ostfriesland (2), Oldenburg (1), Münsterland (5), Westmünsterland (1), Südniederrhein (3), Südwestfalen (2), Ostwestfalen (4), Nordostfalen (6), Südostfalen (5), Mecklenburg-Vorpommern (7) und Süd- und Mittelbrandenburg (6) erstellt (die Regionen Schleswig, Dithmarschen, Emsland, nördlicher Niederrhein und Mittelpommern sind im Pfeffer-Korpus nicht enthalten). In der nachstehenden Tabelle sind alle ausgewählten Aufnahmen (nach den o.g. Regionen geordnet) aufgeführt. Das Alter der Gewährspersonen wurde jeweilsaus den in der Korpusbeschreibung enthaltenen Angaben zum Geburtsjahr, bezogen auf das Erhebungsjahr 1961, errechnet (z.B. PF008: Jahrgang 1908 = 53 Jahre alt). Weitere biografische Informationen zu den Sprecherinnen und Sprechern und den Inhalten der Interviews bietet die Datenbank DGD2 (http://dgd.ids-mannheim.de:8080/dgd/pragdb.dgd_extern.welcome).

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Region	Sprechersigle	Geschlecht, Alter	Beruf	Geburtsort	Ort der Aufnahme
Südniederrheinisch	PF063	m, 18	Schüler (Höhere Schule)	Odenkirchen (Kr. Rheydt)	Rheydt-Odenkirchen
Südniederrheinisch	PF065	m, 71	Lehrer	Krefeld	Rheydt-Odenkirchen
Südniederrheinisch	PF066	w, 30	Hausfrau	Odenkirchen (Kr. Reydt)	Rheydt-Odenkirchen
Westmünsterländisch	PF044	m, 68	Landwirt (Dipl.), Landwirtsrat	Bocholt	Münster
Münsterländisch	PF034	m, 23	Student	Beckum (Kr. Beckum)	Paderborn
Münsterländisch	PF039	w, 26	Kontoristin	Münster	Münster
Münsterländisch	PF043	m, 40	Postoberinspektor	Münster	Münster
Münsterländisch	PF045	w, 61	Verwaltungsrätin, Lehrerin	Riesenbeck (Kr.Tecklenburg)	Münster
Münsterländisch	PF049	w, 35	Sekretärin	Münster	Münster
Ostwestfälisch	PF032	m, 25	Student	Lichtenau (Kr. Büren)	Paderborn
Ostwestfälisch	PF033	m, 49	Maschinen-meister	Westenholz (Kr. Paderborn)	Paderborn
Ostwestfälisch	PF035	w, 21	Studentin	Höxter (Kr. Höxter)	Paderborn
Ostwestfälisch	PF038	m, 62	Pädagoge,Professor (Pädag. Akademie)	Paderborn	Paderborn
Südwestfälisch	PF247	m, 33	Angestellter	Dortmund	Dortmund
Südwestfälisch	PF248	m, 20	Elektriker	Dortmund	Dortmund
Nordostfälisch	PF003	m, 61	Museumsarchivar	Braunschweig	Braunschweig
Nordostfälisch	PF005	m, 58	Dachdecker, Maurer, Museumshandwerker	Veltheim (Kr. Braunschweig)	Braunschweig

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Region	Sprechersigle	Geschlecht, Alter	Beruf	Geburtsort	Ort der Aufnahme
Nordostfälisch	PF213	w, 59	Hausfrau	Hannover	Hannover
Nordostfälisch	PF215	w, 74	Hausfrau	Sorsum (Kr. Springe)	Hannover
Nordostfälisch	PF220	m, 44	Dekorationsmaler	Hannover	Hannover
Nordostfälisch	PF222	m, 66	Schneider	Immensen (Kr. Burgdorf)	Hannover
Südostfälisch	PF210	w, 40	Hausfrau	Göttingen	Göttingen
Südostfälisch	PF290	m, 65	Handelsvertreter, wiss. Assistent	Magdeburg	Magdeburg
Südostfälisch	PF291	m, 55	Arbeiter, Hausmeister	Westerhusen (Kr. Wanzleben)	Magdeburg
Südostfälisch	PF292	w, 39	Hausfrau	Magdeburg	Magdeburg
Südostfälisch	PF295	w, 37	kaufm. Angestellte, Sekretärin	Magdeburg	Magdeburg
Ostfriesisch	PF029	w, 20	Telefonistin	Emden	Emden
Ostfriesisch	PF030	w, 21	Bankangestellte	Emden	Emden
Oldenburgisch	PF027	m, 18	Schiffsbauer	Ahlhorn (Kr. Oldenburg)	Emden
Nordhannoversch	PF014	m, 47	Dreher, Filmvorführer	Barenburg (Kr. Diepholz)	Bremen
Nordhannoversch	PF015	w, 46	Auslandskorresp., Verwaltungsangest.	Bremen	Bremen
Nordhannoversch	PF016	w, 47	Bankang., Stenotypistin, Verwaltungsangest.	Bremen	Bremen
Nordhannoversch	PF018	m, 71	Volksschullehrer, Rektor	Hamburg	Hamburg
Nordhannoversch	PF019	w, 50	Lehrerin, Fürsorgerin, Gärtnerin, Psychol.	Hamburg	Hamburg

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Region	Sprechersigle	Geschlecht, Alter	Beruf	Geburtsort	Ort der Aufnahme
Nordhannoversch	PF020	w, 54	Hausfrau	Hamburg	Hamburg
Nordhannoversch	PF023	w, 58	Hausfrau	Harburg	Hamburg
Holsteinisch	PF012	m, 54	Angestellter	Kiel	Lübeck
Holsteinisch	PF260	m, 20	*[Beruf nicht dokumentiert]*	Itzehoe	Itzehoe
Mecklenburgisch-Vorpommersch	PF313	m, 69	Lehrer	Greifswald	Greifswald
Mecklenburgisch-Vorpommersch	PF316	m, 28	Schmiedemeister	Greifswald	Greifswald
Mecklenburgisch Vorpommersch	PF318	w, 41	Hausfrau	Greifswald	Greifswald
Mecklenburgisch-Vorpommersch	PF333	w, 55	Lagerarbeiterin	Wolfsberg (Kr. Rostock)	Rostock
Mecklenburgisch-Vorpommersch	PF336	m, 20	Rundfunkmechaniker	Ludwigslust (südl. von Schwerin)	Rostock
Mecklenburgisch-Vorpommersch	PF339	m, 53	Kutscher, Arbeiter	Adamsdorf (Kr. Malchin)	Rostock
Mecklenburgisch-Vorpommersch	PF340	m, 69	Schnapsfabrikant, Volkswirt	Rostock	Rostock
Mittel- und Südbrandenburgisch	PF305	w, 30	Putzmacherin, Gummifacharbeiterin	Wittenberg	Wittenberg
Mittel- und Südbrandenburgisch	PF306	m, 54	Baustoffhändler	Wittenberg	Wittenberg
Mittel- und Südbrandenburgisch	PF312	w, 58	Hausfrau	Pratau (Kr. Wittenberg)	Wittenberg
Mittel- und Südbrandenburgisch	PF324	m, 55	Lehrer, wiss. Oberassistent	Berlin	Berlin
Mittel- und Südbrandenburgisch	PF327	m, 61	Werkzeugmacher, Dreher, Techniker	Berlin	Berlin
Mittel- und Südbrandenburgisch	PF328	m, 68	Ingenieur	Berlin	Berlin

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

König-Korpus (1975/76): Übersicht über die norddeutschen Belegorte

Von den 44 Aufnahmeserien des Korpus aus Werner Königs Projekt zur „Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ beziehen sich 18 auf den norddeutschen Raum, von denen 17 in der „Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD2)“ verfügbar sind (lediglich die Aufnahme aus Vechta ist dort nicht enthalten). Da die Vorleseaussprache in König (1989) ausreichend dokumentiert ist, konnte auf eine Auswertung der Audiodaten allerdings verzichtet werden.

In der nachstehenden Tabelle sind alle norddeutschen Aufnahmen des König-Korpus aufgeführt. Das Alter der Gewährspersonen wurde nach den Angaben in König (1989, Bd. 1: 161-167) zum Geburtsjahr, bezogen auf das Erhebungsjahr 1975, errechnet (z.B. KN003: Jahrgang 1955 = 20 Jahre alt).

Region	Sprechersigle	Geschlecht, Alter	Beruf	Geburtsort
Nordniederrheinisch	KN022	m, 21	Student (jur.)	Kleve
Nordniederrheinisch	KN009	w, 20	Studentin (phil.)	Duisburg
Münsterländisch	KN029	w, 19	Studentin (jur.)	Münster
Ostwestfälisch	KN003	w, 20	Studentin (phil.)	Bielefeld
Südwestfälisch	KN041	w, 20	Studentin (Forstwiss.)	Werl
Südwestfälisch	KN040	w, 22	Studentin (phil.)	Warstein
Nordostfälisch	KN017	w, 21	Studentin (phil.)	Hannover
Nordostfälisch	KN016	w, 22	Studentin (phil.)	Hameln
Nordostfälisch	KN004	w, 22	Studentin (phil.)	Braunschweig
Ostfriesisch	KN026	w, 21	Studentin (phil.)	Leer
Emsländisch	KN031	w, 21	Studentin (phil.)	Nordhorn
Oldenburgisch	*[ohne Sigle]*	m, 22	Student (phil.)	Vechta
Nordhannoversch	KN005	w, 21	Studentin (jur.)	Bremerhaven
Nordhannoversch	KN006	w, 21	Studentin (phil.)	Bremen
Nordhannoversch	KN010	w, 20	Studentin (jur.)	Fallingbostel
Nordhannoversch	KN015	w, 20	Studentin (phil.)	Hamburg
Schleswigisch	KN011	m, 27	Student (jur.)	Flensburg
Holsteinisch	KN021	m, 23	Student (jur.)	Kiel

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

https://doi.org/10.5771/9783487425016 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND